This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600027883Y

Mein Leben.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Erſter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

210. o. 17b/1.

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Erſter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

210. o. 176.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Ich bin geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben, dem Hauptorte des gleichnamigen Amtes im ehemaligen Churfürstenthum Hannover.

Mein Vater war Heinrich Wilhelm Hoffmann, Kaufmann und Bürgermeister († 23. April 1819), meine Mutter Dorothea, geb. Balthasar († 3. December 1842), sie stammte aus Hattingen.

In der Taufe erhielt ich die Namen August Heinrich. Meine Pathen waren Heinrich August Hoffmann, nachheriger Rector zu Mühlhausen im Waldeckschen und Frau Maria Wolff zu Havelberg.

Mein elterliches Haus, jetzt im Besitze meines Schwagers Georg Friedrich Boes, ist noch vorhanden. Auf dem Querbalken über der Hausthür steht die Inschrift:

BESSER NEIDEN DEN BECLAGEN
WEN ES GOTT THVT BEHAGEN
WER AVF GOTT THRAWT
HAT WOL GEBAWT
ER WIRT MIR GEBEN
WAS MICH DIENT ZVM LEBEN.

In meiner frühesten Kindheit war ich körperlich sehr schwach und kränkte in Einem fort. Außer den damals gewöhnlichen Kinderkrankheiten, Pocken und Masern, bekam ich auch hinterdrein noch das Friesel. Ich mußte viel ausstehen und nahm geduldig ein und that Alles was der Arzt und die

Eltern für gut hielten. Ich erinnere mich, daß ich an einem bösartigen Ausschlage über dem ganzen Körper litt und eine Zeit lang fast blind war, so daß ich das Tageslicht nicht vertragen konnte und mich gerne in einen dunkelen Gang zwischen zwei Thüren einsperren ließ, aber auch da noch jammerte, wenn der Widerschein der Sonne durch die kleinen Spalten der vorderen Thür drang. Eine leichte Reizbarkeit der Nerven habe ich seit dieser Zeit immer behalten, namentlich in den Augen, obschon ich noch heute keine Brille brauche.

Unter der sorgsamen, oft ängstlichen Pflege meiner Großmutter, deren Liebling ich war, wuchs ich auf und wurde, wie es bei schwächlichen Kindern in ähnlichen Verhältnissen immer der Fall ist, sehr verzogen, und bald launisch und eigensinnig.

Obschon ich täglich, wenn ich aufwachte und wenn ich Abends zu Bette gegangen war und vor dem Einschlafen mit meiner Großmutter betete, so hatte doch diese Andacht, weil sie gewöhnlich geworden, keinen Antheil weiter an dem was ich des Tages that und trieb. Mehr wirkte ihr frommer, liebevoller Sinn und die Wahrheit in ihren Worten und Werken, wodurch sie mehr als durch ihr Alter bei Jung und Alt sich hoher Ehrfurcht erfreuete. Sie verstand es vortrefflich, jedem die Meinung zu sagen. Als der Hauslehrer des Herrn Amtmanns eines Tages bei uns war und die Füße auf einen Stuhl legte, fragte sie ihn: 'Herr A., thun Sie das denn auf dem Amte auch?' Viele ihrer Aussprüche sind noch heute in unserer Familie unvergessen, besonders die in ihrer lüneburgischen Mundart. So sagte sie von jenem Herrn: 'De Jungen lêrt he nist un de Ollen verfört he.' Als mein Bruder am Fieber darnieder lag, nachdem er den Winter vorher so hübsch die Räuber mitgespielt hatte, meinte sie: 'Süst du, mîn Sœn,

dat maken de Rövers!' Nur in Bezug auf mich, ihren Liebling, war sie zu nachsichtsvoll, ja zu schwach.

Gegen den Willen der Eltern setzte ich Vieles durch: wenn mir eine Speise zuwider war oder auch nur nicht schmeckte, ließ ich sie stehen; erhielt ich nichts nach Wunsch, so hungerte ich lieber. Da ereignete es sich denn wol, daß die Großmama noch spät Abends zu mir in die Kammer kam und mir mit einer angenehmen Speise den Hunger zu stillen suchte. Wurden ihr dann darüber Vorwürfe gemacht, so wußte sie sich zu entschuldigen: 'Dem armen Jungen schrumpft ja der Magen zusammen.' Innig dagegen konnte sie sich freuen, wenn ich bei Tische einen guten Appetit entwickelte. Da pflegte sie denn wol zu sagen: 'Et schînt, als ob't dem Jungen smeckt' — was nachher sprichwörtlich bei uns wurde.

Auch in Bezug auf Kleidung war ich eigen und eigensinnig. Es kostete immer große Kämpfe, ehe ich ein neues Kleidungsstück anlegte, sobald mir die Farbe oder der Schnitt nicht gefiel. Der Schneider Meyer wollte mir auf meine blaue Jacke einen rothen Kragen setzen, ich war so unglücklich darüber, daß ich den ganzen Tag weinte, bis der rothe Kragen aufgegeben wurde. Einmal erhielt ich eine Jacke mit drei Reihen dicht an einander gesetzter blanker, runder Knöpfe. Des Sonntags mußte ich die Jacke anziehen. Man glaubte wunder welche Freude man mir damit machen würde. Ich ärgerte mich und weigerte mich, sie anzuziehen — half nichts. Ich ging den ganzen Tag darin umher und dachte nur an meine Narrenjacke.

Alles Auffallende in meinem Aeußern verdroß mich. Ich konnte sogar keinen Fleck leiden, keine Dunen, keine Fädchen an meinem Rocke. Wenn wir ausfuhren und ich neben dem

Knechte auf dem Bocke ſaß und der Wind überſäete mich mit den Haaren unſerer Schecken, ſo war mir ſchon dadurch die ganze Fahrt verleidet. So ärgerte ich mich auch, daß ich weißes Haar hatte, weil das den Kindern Anlaß gab, mir nachzurufen: 'Wittkopp!'

Wenn ich mit anderen Kindern ſpielte, ſo konnte ich es nie vertragen, wenn meinem ein anderer Eigenwille entgegentrat. Dagegen konnte ich allein ſtundenlang mit mir zufrieden ſitzen und ſpielen. Ich unterſuchte gewöhnlich mein Spielzeug ſo lange von außen und innen, bis es kurz und klein war. Die Spielſachen, die mir im Sommer von der Braunſchweiger Meſſe und die mir zu Weihnachten beſchert wurden, erfreuten ſich nie einer langen Lebensdauer. Es war nicht eigentlich die Luſt am Zerſtören, ſondern kindiſche Neugier, wie dies und jenes gemacht war und ſich in ſeinen einzelnen Theilen ausnähme.

Nicht immer war meine Selbſtunterhaltung eine ſo billige. Eines ſchönen Morgens ſaß ich mitten in der Stube auf dem großen Homann'ſchen Atlas und riß nach und nach die Bilder mit ihren glänzenden Farben aus den Ecken, um ſie mir näher zu betrachten. Am Tiſche ſaß der Herr Paſtor Hantelmann von Wettmarshagen bei ſeinem Kaffee, rauchte ſeine lange irdene Pfeife und ſah mir wohlgefällig zu, ohne ein Wort zu ſagen. Da trat meine Mutter ein: 'Aber, Herr Paſtor, und das haben Sie dem Jungen nicht verboten?' — 'Nun, er hatte ja ſeine Freude daran.'

Von den Erinnerungen aus ſo früher Zeit iſt mir die ſchmerzlichſte der Tod meiner jüngſten Schweſter *). Sie war

*) Sie ſtarb den 4. Januar 1803.

zwei Jahre älter als ich und starb an den Pocken. Ich sehe sie noch, wie sie in ihrem kleinen Sarge ruhte, das zarte Gesicht durch eine schwarze Pockenbeule entstellt. Dies Bild ist mir mein ganzes Leben hindurch nie wieder verschwunden. Als ich zu dichten anfing, war eins der ersten Gedichte unserer früh geschiedenen Dorothea gewidmet.

Von dieser Zeit an ist es mir nie möglich gewesen, Leichen zu sehen. Ich wollte mir das Bild des blühenden Lebens nicht durch den Tod verkümmern lassen. So oft andere Kinder an den Sarg ihrer todten Gespielen mit Blumen und Kränzen traten, ging ich trauernd unter den Blumen in unserm Garten umher.

Der Sinn und die Liebe für die Natur erwachte sehr früh in mir. Im Garten zwischen Blumen war mein liebster Aufenthalt. Wie freute ich mich, wenn die zarten Pflanzen, die ich selbst gesäet hatte, gediehen und unter meiner Pflege zur Blüthe kamen! Jeden Morgen wurde Heerschau gehalten, und wenn eine Blume aufgebrochen war, so ward es sofort den Eltern gemeldet. Wo es anderswo schöne und seltnere Blumen gab, wurde hinspaziert, und wenn ich Samen oder einen Ableger erbetteln konnte, so zog ich beglückt heim. Besonders prachtvoll war unser langes Tulpen- und Hyacinthenbeet; auch hatten wir einige Jahre die herrlichsten Nelken, schönere an Farben und Gestalt als die jetzigen verkünstelten. Als ich unter dem Pfeffer Ricinuskörner gefunden hatte, pflanzte ich sie und erlebte die Freude, sie noch im Sommer groß aufgeschossen und in Blüthe stehen zu sehen. Auch Citronenkerne legten wir in Töpfe und erzielten wenigstens zierliche, wenn auch winzige Bäumchen. Wir waren jedenfalls glücklicher damit als bei den früheren Versuchen mit Rosinenkernen.

Aber auch an das Nützliche wurde gedacht. Wie meine Gespielen, so legte auch ich eine Baumschule an. Bei dem Ueberfluß an Obst gab es den Winter hindurch Gelegenheit genug, Kerne zu sammeln, die dann im Frühjahr gesäet wurden. Auch suchten wir überall in Gärten und Baumhöfen aufgelaufene Obstsprößlinge und vermehrten damit unsere Baumschule. Es war eine große Freude für mich, daß ich nach einigen Jahren, als ich Student war, eine hübsche Anzahl veredelter Stämmchen meinem Vetter verkaufen konnte.

Wie der Garten, so wurden bald Haus und Hof, Wiesen und Felder ein unermeßliches Feld kindlicher Freude und Thätigkeit. Das Leben im Freien bei nahrhafter Kost hatte mich gekräftigt, ich fühlte mich meinen Gespielen ebenbürtig und konnte mit ihnen Stich halten.

Jede Liebhaberei der anderen Kinder wurde meinerseits mitgemacht. Auch ich mußte Tauben haben, und bald hatte ich Feldflüchter, Trommel- und Pfauentauben, die ich täglich fütterte. Daneben hielt ich mir Kaninchen von verschiedenen Farben, die mir, besonders wenn ich sie fütterte, ergötzliche Unterhaltung gewährten. Sie hatten aber bald den Stall so unterwühlt, daß ich sie abschaffen mußte. Fast noch mehr Spaß hatte ich an einem Häschen in einer leeren Tabakstonne. Anfangs mußte man ihm die Kohlblätter an einem langen Bindfaden hinabreichen; später, als es größer wurde, mußte der Bindfaden immer kürzer werden. Als das Häschen ein Hase geworden, was nun? Da meinte der Vater: 'Der Hase muß auf weidmännisch getödtet werden.' Die Tonne mit dem Hasen wurde in den Garten gebracht, der Vater stand mit geladener Flinte, den Hahn gespannt, daneben. Da ward die Tonne umgekippt; der

Hase sprang hinaus, der Vater schoß hinterdrein und Leporello suchte das Weite.

Im Winter war außer den gewöhnlichen Kindervergnügungen, als Schlittenfahren, Schneebällen, Glandern und Schlittschuhlaufen, der Vogelfang eine angenehme Unterhaltung. Wir machten uns Sprenkel, worin wir Rothkehlchen, und Kasten von Fliederstäben, worin wir Meisen fingen. Sobald Schnee lag, spannten wir Fallnetze auf, oder legten einen mit Bindfaden überzogenen Tonnenreif voll Schlingen auf den Schnee und bestreuten die Stelle mit Kaff. Die Rothkehlchen und Meisen setzten wir in die Stube, nach einiger Zeit waren sie ziemlich zahm und wurden dann unsere Wintergesellschaft. Die Finken, Goldammern und Sperlinge, welche sich nicht an die Stube gewöhnen können, ließen wir fliegen, den letzteren aber, den Spatzen, klebten wir zuvor Hahnenkämme von rothem Tuch auf den Kopf, wodurch sie ein recht kriegerisches Ansehen bekamen.

Sobald der Schnee verschwunden und die Sonne länger und wärmer wieder schien, eilten wir in die Gärten und Wiesen und suchten Veilchen, Schneeglöckchen, Erdrauch und Himmelschlüssel, und flogen den ersten Schmetterlingen nach, dem Citronenvogel und der Aurora, denn von den verschiedenen Sammlungen, die wir uns anlegten, war mir die Schmetterlingssammlung die liebste.

Nach den Schulstunden war meist der Kirchhof unser Spiel- und Tummelplatz: wir schlugen Ball, liefen bar, spielten haschen, Häselein, Eisermännchen in Eisen, ließen den Drachen steigen und den Brummkreisel brummen.

Eine der lieblichsten Erinnerungen aus so früher Zeit ist mir das Kinderfest in dem benachbarten Sülfeld. Dorthin

zogen am zweiten Pfingsttage die Fallersleber, Alt und Jung, damals noch jedes Jahr. Während die Großen nur an Kaffeetrinken, Kuchen und Tanz dachten, war zunächst uns Kindern die größte Freude, wenn der Laubfrosch und die Maibraut nach einander ihren Aufzug hielten. Eine Gesellschaft von zwölf Knaben, jeder mit einem hölzernen Säbel, woran unten bunte Bänder flatterten, kam auf die Scheundiele und bildete einen Kreis; in der Mitte stand der Laubfrosch, so benannt, weil er ganz in grüne Zweige eingehüllt war. Sowie der Gesang begann, fingen alle an, um den Laubfrosch herum zu springen und schlugen mit ihren Säbeln gegen die Wände. Das dauerte bis zu der Stelle: Ein Ei, twei Ei ꝛc., dann machten sie alle wie auch der Laubfrosch bei jeder Zahl einen tiefen Diener. Bei den Worten: Dat sebente is dat Pingestei, sprangen alle wieder wie vorher. Sie sangen:

Guden Dach, guden Dach!
Geben se user Löfföschje wat,
Se hat lange nist ehat,
Sau geben se 'r wat,
Sau hat se wat.
Drei halbe Schock Ei, kein fûl Ei,
Dat fule Ei smît wi vor de Dör oppen Stein entwei.
Ein Ei, twei Ei, drei Ei, veir Ei, fif Ei, ses Ei,
Dat sebente is dat Pingestei.
Boben in der Vöste
Hanget de langen Wöste.
Gebet üsch de langen,
Latet de korten hangen
Bet opt andere Jâr,
Dan wilwi de korten nahâln.

Einen freundlichen Gegensatz zu diesen wilden Burschen bildete die Maibraut. Zwölf kleine Mädchen, alle hübsch geputzt, freundlichen, bescheidenen Wesens, kamen mit ihrer Königin,

die eine Krone von Flittergold und künſtlichen Blumen trug, und tanzten wie im Ringelroſenkranze um ſie herum und ſangen:

Guden Dach, guden Dach!
Gebet user Maibrût wat,
Sau hat se wat,
Sau lecht jue Heuneken opt Jår brav wat.
Klappe klappe ringelken,
Hir sind de kleinen Kinderkens.
Lât se gân, lât se stân,
Lât se nich tau lange stân,
Dat se könt 'n betjen wider gân.
Stücke von 'n Schinken,
Könt se brav op drinken.
Stücke von 'n Kauken,
Könt se brav op raupen.
Stücke von 'n Luffen,
Könt se brav op buffen.
Stücke von 'n Kese,
Könt se lange na lében.

Von dem Hauswirth mit Wurſt, Semmel, Kuchen, von den Fremden mit Geld beſchenkt, gingen die Laubfroſch- und Maibrautkinder weiter und hielten dann, jede Geſellſchaft für ſich, einen Abendſchmaus. Dies fröhliche Kinderfeſt iſt heutiges Tages ſpurlos verſchwunden, wie der Auteich, worin ſich einſt der Sülfelder Kirchthurm ſpiegelte.

Zu Anfange des Sommers ſuchten wir Erdbeeren und Brombeeren in den Wäldern.

Im Herbſte holten wir die von den Hecken abgeſchnittenen Dornen zuſammen, auch das trockene Kartoffelkraut, Halme und Bohnenranken, und zündeten ſie an; je dicker der Rauch emporſtieg, deſto größer war unſre Freude.

Nebenbei waren wir auch noch ſehr erfindungsreich und machten ohne weitere Anweiſung uns viele von den Dingen,

welche Hermann Wagner in seinem 'illustrierten Spielbuch für Knaben' abbildet und beschreibt; wir machten Wind- und Wassermühlen, Klappbüchsen, Blasröhre, Spritzbüchsen („Strentjen"), Schlüsselbüchsen, Flitzbogen, Schleudern, Weidenpfeifen, Petermännchen und Schwärmer.

Als meine Eltern glaubten, daß es Zeit sei, etwas zu lernen, schickten sie mich zur Frau Dreyer in die Schule. Es dauerte einige Wochen, ehe ich ohne Sträuben hinging. Ich weinte jedesmal, und selbst die Tute mit Rosinen, die ich mit auf den Weg bekam, konnte mich nicht umstimmen. Ich mußte immer hingeführt werden, allein wäre ich nicht gegangen. Nachdem ich aber mich an die vielen fremden Kinder gewöhnt und das Abc überwunden hatte, war mir die Schule kein Ort der Angst und des Schreckens mehr.

Nach Jahr und Tag muß ich wol so weit gediehen sein, daß ich die Bürgerschule besuchen konnte. Ich erinnere mich wenigstens noch, daß eines Tags der ehrwürdige Superintendent Ziegler uns besuchte und tüchtig abkanzelte: 'Ihr Heiden, ihr Hottentotten —' begann er seine Anrede. Dann kam er zu mir, legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und sprach: 'Du, mein Kind, bist artig und fleißig.'

Der Unterricht in dieser zweiten Abtheilung der Bürgerschule war sehr dürftig. Der Herr Cantor Schomburg gab sich nicht sonderliche Mühe und hätte auch bei allem Fleiß und Geschick nicht viel leisten können, es waren der Kinder zu viele und von zu verschiedenem Alter und ungleichen Fähigkeiten. Sehr ergötzlich war, wenn alle zu gleicher Zeit buchstabieren mußten.

Meine Eltern und mehrere Familien, von diesem ungenügenden Unterrichte überzeugt, wollten deshalb ihren Kindern

…n besseren geben lassen. Sie einigten sich und fanden in …m Herrn Stolberg einen passenden Lehrer. Es wurde ihm …n Gehalt festgesetzt, eine Wohnung gemiethet, und etwa unser …t wurden seine Schüler. So bekamen wir denn zum Lehrer …n Gelehrten, der eben nicht zu viel gelernt hatte und vor …r Candidatur des Predigtamtes stehen geblieben war. Sein …res Wesen war nicht eben einnehmend, er schielte, doch be…t er sehr große Gutmüthigkeit, daneben leider auch sehr große …keit: er ging nie anders als mit zwei Uhren und an jeder …n eine lange Kette.

Obschon diese Schule von kurzer Dauer war, so hatte sie …r mich doch vortheilhaft gewirkt; ich wurde mit manchen …en bekannt, von denen ich früher keine Ahndung hatte: ich …hr etwas von den Naturreichen und der Länder- und Völker…de, und machte den Anfang mit dem Französischen.

Nachdem das Verhältniß mit Stolberg gelöst war, besuchte …h wieder die Bürgerschule, nebenbei aber ging ich wöchentlich …e Stunden zum Schreiben und Rechnen bei Herrn Harms.

Unser Nachbar Harms, ein Kaufmann, der seinen Handel …n aufgeben müssen, war Schreiblehrer geworden. Er schrieb …e hübsche Hand und ertheilte guten Unterricht im Schreiben …d Rechnen. Er war mit mir recht zufrieden und ich schrieb …ne Vorschriften ziemlich gut nach, aber, aber den krummen …nger beim Schreiben konnte er mir nicht abgewöhnen, und …h habe ihn mein ganzes Leben behalten. Im Rechnen hatte …h es ziemlich weit gebracht, setzte es leider später nicht fort. …tte ich nur behalten, was ich damals konnte, — ich hatte den …en Hemeling bis über die Mitte durchgerechnet! — es wäre …r in manchen Lagen des Lebens von großem Vortheile gewesen.

Für Musik hatte ich viel Sinn, vielleicht auch Anlage, aber

keine Gelegenheit, Singen und Spielen zu lernen. Ich freute mich an Musik und Gesang, und was ich singen hörte, wußte ich schnell auswendig und sang es nach. Ich machte mir selbst musikalische Instrumente, überzog Schachteldeckel mit Drahtsaiten, suchte aus ungleichen Rohrstangen eine Papagenopfeife zusammenzufügen und aus Wallnußschalen kleine Klappern zu bereiten. Unser oberster Boden war die eigentliche Polterkammer. Unter allerlei Gerümpel befand sich dort eine alte Drehorgel. Manche Stunde spielte ich mir hier alle Stücke nach einander vor und oft mehrmals. Der Gesang in der Schule beschränkte sich meist auf Kirchenlieder. Jeder sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Als ich später mit zu den Neujahrssängern gehören sollte, handelte es sich nur um zweistimmigen Gesang, oder um 'grob und fein', wie wir es bequemer nannten. Wer ein gutes Gehör und eine gute Stimme hatte, genügte vollkommen den mäßigen Anforderungen.

Zum Zeichnen hatte ich große Lust, aber es fehlte mir auch dazu an Anweisung. Ich begnügte mich, Häuser und Bäume aus dem Kopfe zu zeichnen oder nach Bilderbogen und sie nachher auszumalen. Um ein ziemlich treues Bild zu erlangen, hielt ich an eine Glasscheibe das Original mit darüber gelegtem feinen Papiere und zog nun darauf mit einem Bleistift die Umrisse nach und malte diese dann aus. Da sich aber so etwas nur bei Tage veranstalten ließ und die Winterabende sehr lang waren, so machten wir uns Papier mit Fett und Kienruß schwarz, legten dies mit der schwarzen Seite auf weißes Papier und oben drauf das Original, das dann durchgezeichnet wurde. So gab es denn Tag- und Nachtbilder.

So ergötzlich diese Beschäftigung und jedesmal mit jedem neuen Tuschkasten gar eifrig unternommen wurde, so hielt sie

nicht lange an, wir kehrten immer wieder zu unſeren alten ... gewordenen Bilderbüchern zurück. Daneben mußte der alte ...kaſten uns noch manche Stunde ausfüllen. Er enthielt ...ige alte Anſichten von Verſailles, tapetenartig gemalt. Sie machten ſich aber gar hübſch, wenn ſie hinten mit zwei Lichtern ...leuchtet wurden. Daß aber dieſer Kaſten noch zu etwas anderem dienen könnte, ahnten wir nicht. Später machten wir ... Camera obscura daraus, ſtellten ihn mitten in den Garten ... Ende des langen Ganges, gerade dem Kirchthurme gegenüber. Da ſahen wir denn zu unſerer großen Freude eine liebliche Landſchaft auf das weiße Papier hingezaubert mit allen Blumen und Bäumen, von bunten Schmetterlingen und Vögeln durchflogen. Bei jeder anderen Stellung des Kaſtens gewannen wir natürlich immer ein anderes Bild. Mancher ſchöne Sommertag lud uns zu dieſer müheloſen und genußreichen Landſchaftsmalerei ein.

Während dieſer meiner friedlichen Zeit des Spielens und Lernens daheim ſah es draußen ſehr kriegeriſch aus. Zu Anfange des Jahres 1803 hatte zwar Frankreich England den Krieg noch nicht erklärt, benahm ſich aber ſchon längſt ſehr feindſelig. Endlich wurde denn auch dem Kurſtaat die Pflicht sehr nahe gelegt, ſich zu rüſten und zu wehren. Am 16. Mai kam ein Regierungserlaß, jeder Unterthan ſolle ſich zur Vertheidigung und Befreiung des Vaterlandes der Regierung zur Verfügung ſtellen, eine bis dahin in Hannover nie gekannte Maßregel. Es wurden denn auch im Amte Fallersleben ſofort Rekruten ausgehoben. Wie es dabei herging, weiß ich nur vom Hörenſagen. Die jungen Bauerkerle wurden Nachts aus ihren Betten geholt und wenn ſie nicht willig folgten, mit Gewalt fortgeſchleppt. Mein Vater erhielt den Befehl, mit dem Amt-

ſchreiber von Blum dieſe gepreßten Vaterlandsvertheidiger nach Hannover zu geleiten, ein trauriges Geſchäft! Nachdem ſie auf dem Rathhauſe eingeſperrt und bewirthet und dann theils gutwillig, theils mit Gewalt auf die Wagen gebracht waren, ſetzte ſich der Zug unter dem Geheule der alten Weiber und Bräute in Bewegung und wurde eine weite Strecke dann von dieſen begleitet. Als ſie in der Liſt dicht vor Hannover ankamen, hieß es denn: 'et is te late, gân ſe man wedder na Hus, de Herzog flüchtet eben tom Dore henût.' Schnell wie der Blitz ſprang Alles von den Wagen herunter und bediente ſich der Abweſenheit. Mein Vater aber ging nach Hannover hinein. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit, ſich die Hauptſtadt, die er noch nicht kannte, anzuſehen, und er ſah ſie ſich gehörig an.

Schon in den letzten Tagen des Mais rückte Mortier von Holland aus ins Hannoverſche ein, unterzeichnete den 3. Juni die Convention von Sulingen und hielt den 4. ſeinen Einzug in Hannover. Der Sulinger Convention folgte die noch ſchmählichere von Artlenburg am 5. Juli. Hannover war in den Händen der Franzoſen *), die ſich durch das ganze Land vertheilten.

Auch Fallersleben blieb nicht verſchont: eine Schwadron reitender Artillerie rückte ein und nahm auf lange Zeit Standquartier. Wir Kinder freuten uns über die ſchönen Uniformen und rothen Federbüſche, und zogen überall mit, wenn es Uebungen und Paraden gab. Wir konnten uns nur wundern, wenn wir zu Hauſe hörten: 'das ſind unſere Feinde — wenn wir ſie nur bald wieder los wären!' Als mein Bruder ſich eines Tages

*) Wie Schloſſer über das Verfahren der hannoverſchen Regierung denkt, ſo dachte auch mein Vater: Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrh. 6. Bd. 4. Aufl. (1859.) S. 491—500.

sehr freute, daß der Trompeter so schön bliese, sagte der alte Bürgermeister Krüger: 'theuere Musik, lieber Herr Vetter, theuere Musik!'

Unsere Feinde betrugen sich recht gut; sie waren leicht zufrieden zu stellen, sobald man ihnen nur freundlich entgegenkam und guten Willen zeigte. Unter einander waren sie brüderlich einträchtig; sie scherzten und spielten wie die Kinder, und selbst bei ihren Uebungen und beim Appell gab es Schäkereien und Hänseleien. Knechtischen Dienstgehorsam und rohe Behandlung von Seiten der Obern nahm man niemals wahr. Wenn die Gemeinen zechten und sangen und es kam zufällig ein Officier dazu, so störte das nicht im mindesten, sie boten ihm ein Glas an, er trank es aus auf ihre Gesundheit und überließ sie ihrer Fröhlichkeit. Wir hatten so oft gehört, wenn ein Junge unartig war: 'wart! du sollst dem Kalbfelle folgen!' Das schien uns gar keine Strafe. Freilich hatte man uns früher das Soldatenleben als etwas Schreckliches geschildert: Prügel, Spießruthen, Gefängniß bei Wasser und Commißbrot. Wir spielten jetzt selbst Soldaten, und wenn einer nicht that, was er sollte, so sperrten wir ihn ein: das kam auch bei den Franzosen vor und ging dort eben so lustig ab wie bei uns.

Das Jahr 1804 war angebrochen, eine Aenderung unserer Lage schien in weite Ferne gerückt, vorläufig blieb Alles beim Alten.

Seit dem 19. Juni war Bernadotte Oberbefehlshaber. Die Lasten blieben dieselben. Im September schien es sich für uns besser zu gestalten: die Franzosen zogen ab und am 28. Oct. rückten Preußen in Hannover ein, die hannoversche Regierung wurde hergestellt. Bald darauf kamen Russen und Schweden als Hülfsvölker. Als aber am 2. December die Schlacht von

Austerlitz für Oesterreich verloren ging, da gestaltete sich plötzlich Alles anders. Vier Wochen darauf zogen Schweden und Russen ab. Von letzteren kamen auch einige Regimenter durch meine Heimat. Vor der grausamen Behandlung, welche diejenigen Soldaten erfuhren, die zu viel getrunken hatten, schauderte mir noch heute.

Einige Wochen nach dem Beginn des neuen Jahres 1806 rückten preußische Truppen unter dem Grafen Schulenburg-Kehnert in Hannover ein. Der König von Preußen erklärte, die französischen Völker würden von nun an das Kurfürstenthum räumen und Preußen es bis zum Frieden in Verwaltung und Obhut nehmen.

Wir in unserem entlegenen Winkel erfuhren nur wenig von diesem großen Ereignisse. Die Landeshoheits- und Grenzpfähle mit dem preußischen Adler erinnerten uns jedoch bald, daß wir nicht mehr königlich großbritannisch-hannoverisch waren. Die Stimmung war sehr gegen den neuen Landesherrn und hie und da hörte man viel vom preußischen Pfiff und preußischen Kuckuck. Man fürchtete eine größere Steuerlast. Mit Wohlgefallen erzählte man sich, ein Bauer habe vor einem Pfahle, woran der Adler, gestanden, diesen immer angesehen und sich die Taschen zugehalten. Endlich sei die Wache gekommen und habe gefragt, warum er doch immer den Adler so ansehe? 'Ik mach mik dreien, wohen ik wil, hei kickt mik immer in mine Taschen.'

Im Sommer blieb es still, wir waren von Einquartierung verschont. Im Herbste wurde es unruhiger als je. Viele tausend Preußen kamen durch unsere Gegend, lauter Fußvolk. Der Zug eines Regiments dauerte sehr lange, es war groß Gewühl und Getümmel, hinterher viele Packwagen mit Zelten und

Stangen. Wir hatten oft bis spät Abends zu sehen. Sehr ergötzlich waren für uns die großen Wagen mit Truthühnern und sonstigem Federvieh; den Thieren bekam die Reise ganz wohl, sie sprangen munter ans Gitter und pickten uns die Brotkrumen aus der Hand. Es sah gar nicht aus, als ob es in Krieg ginge, und alle Welt sagte doch: 'es geht in den Krieg.'

Manches ereignete sich auch, was selbst uns Kindern gar zu spaßhaft vorkam. Eines Morgens hörten wir plötzlich trommeln. Wir laufen vor die Thür. Da kommen mehrere Trommelschläger vom Amthofe herab und schlagen den Generalmarsch. Wir fragen sie, was das solle? 'Nun, sagen sie, uns ist befohlen, jetzt zum Abmarsch zu trommeln.' Wir bedeuteten ihnen, es sei ja am frühen Morgen Alles schon abmarschiert. Sie hingen die Trommeln auf den Rücken und zogen ihres Weges. Da kommt endlich der alte General hinterdrein geritten; er wundert sich, seine Leute nicht mehr zu sehen. 'Wo ist mein Regiment hinmarschiert?' fragt er und wir ertheilen ihm die nöthige Auskunft.

Die Durchmärsche der preußischen Truppen hatten aufgehört, es war stille geworden und wir Kinder entbehrten schmerzlich des Vergnügens, den Soldaten entgegen zu gehen, mit ihnen in den Ort einzuziehen, dann sie in ihre Quartiere einzuweisen und uns an den bunten Uniformen und blitzenden Waffen zu ergötzen.

Bald aber wurde die Stille unterbrochen. Hatten wir bisher nur Soldaten gesehen, die siegesgewiß, stattlich mit Wehr und Waffen in geordneten Zügen kamen und gingen, so sollten wir nun auch Soldaten sehen, die einzeln oder truppweise ohne Gepäck und Waffen, traurigen Blicks einherzogen und nach kurzer Rast als Flüchtlinge weiter hilten.

keine Gelegenheit, Singen und Spielen zu lernen. Ich freute mich an Musik und Gesang, und was ich singen hörte, wußte ich schnell auswendig und sang es nach. Ich machte mir selbst musikalische Instrumente, überzog Schachteldeckel mit Drahtsaiten, suchte aus ungleichen Rohrstangen eine Papagenopfeife zusammenzufügen und aus Wallnußschalen kleine Klappern zu bereiten. Unser oberster Boden war die eigentliche Polterkammer. Unter allerlei Gerümpel befand sich dort eine alte Drehorgel. Manche Stunde spielte ich mir hier alle Stücke nach einander vor und oft mehrmals. Der Gesang in der Schule beschränkte sich meist auf Kirchenlieder. Jeder sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Als ich später mit zu den Neujahrssängern gehören sollte, handelte es sich nur um zweistimmigen Gesang, oder um 'grob und fein', wie wir es bequemer nannten. Wer ein gutes Gehör und eine gute Stimme hatte, genügte vollkommen den mäßigen Anforderungen.

Zum Zeichnen hatte ich große Lust, aber es fehlte mir auch dazu an Anweisung. Ich begnügte mich, Häuser und Bäume aus dem Kopfe zu zeichnen oder nach Bilderbogen und sie nachher auszumalen. Um ein ziemlich treues Bild zu erlangen, hielt ich an eine Glasscheibe das Original mit darüber gelegtem feinen Papiere und zog nun darauf mit einem Bleistift die Umrisse nach und malte diese dann aus. Da sich aber so etwas nur bei Tage veranstalten ließ und die Winterabende sehr lang waren, so machten wir uns Papier mit Fett und Kienruß schwarz, legten dies mit der schwarzen Seite auf weißes Papier und oben drauf das Original, das dann durchgezeichnet wurde. So gab es denn Tag- und Nachtbilder.

So ergötzlich diese Beschäftigung und jedesmal mit jedem neuen Tuschkasten gar eifrig unternommen wurde, so hielt sie

laufte Wagen und Pferde, Sattel- und Riemzeuge und verſchwand.

Es wurde nun wieder ſtill. Der Krieg berührte uns nicht weiter unmittelbar. Der Winter hatte begonnen und wir Kinder gingen zu unſeren alten Spielen über. Nach dem Schluſſe der Schulſtunden eilten wir auf das Eis, wir glanderten oder liefen Schlittſchuh, und wenn es Schnee gab, fuhren wir auf dem Handſchlitten eine ſteile Schneebahn hinab, und bei eintretendem Thauwetter ſchneebällten wir uns, machten Schneefeſtungen oder errichteten große Schneemänner auf wegſamen Straßen, zuweilen ſogar heimlich dicht vor den Hausthüren. Da die Arbeiten für die Schule bald gemacht waren, ſo gewährte der lange Abend Zeit genug zum Spielen. Wir machten uns von Kartenblättern Soldaten eigenthümlicher Art: das Blättchen wurde der Länge nach gefaltet und hinten ſchräg eingeſchnitten, der Einſchnitt umgeklappt und mit einer Feder verſehen, und der Soldat war fertig. Da in unſerm Hauſe viel Karten gespielt wurde, ſo eigneten wir uns die ſchlecht gewordenen Spiele zu, unſer Heer war immer vollzählig. Mein treuer Spielgenoſſe war mein Vetter Wilhelm Behne.

Wenn uns dieſe Art der Unterhaltung nicht mehr genügte, ſo beſahen wir Bilder. Eins unſerer Lieblingsbücher war Gottfried's Weltchronik mit den Merian'ſchen Kupferſtichen. Auch ſehr ergötzten wir uns an einem dicken Werke über Landwirthſchaft, worin die Bilder aus dem Leben und Treiben der Winzer mich beſonders anzogen. Der Sinn für das Wunderbare fand große Nahrung in Happelii Curiositates. Ein Werk über das Leben der Wilden in Amerika — ich habe es ſeitdem nie wieder geſehen — wurde ebenfalls fleißig durchblättert.

ſchreiber von Blum dieſe gepreßten Vaterlandsvertheidiger nach Hannover zu geleiten, ein trauriges Geſchäft! Nachdem ſie auf dem Rathhauſe eingeſperrt und bewirthet und dann theils gutwillig, theils mit Gewalt auf die Wagen gebracht waren, ſetzte ſich der Zug unter dem Geheule der alten Weiber und Bräute in Bewegung und wurde eine weite Strecke dann von dieſen begleitet. Als ſie in der Liſt dicht vor Hannover ankamen, hieß es denn: 'et is te late, gân ſe man wedder na Hus, de Herzog flüchtet eben tom Dore henût.' Schnell wie der Blitz ſprang Alles von den Wagen herunter und bediente ſich der Abweſenheit. Mein Vater aber ging nach Hannover hinein. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit, ſich die Hauptſtadt, die er noch nicht kannte, anzuſehen, und er ſah ſie ſich gehörig an.

Schon in den letzten Tagen des Mais rückte Mortier von Holland aus ins Hannoverſche ein, unterzeichnete den 3. Juni die Convention von Sulingen und hielt den 4. ſeinen Einzug in Hannover. Der Sulinger Convention folgte die noch ſchmählichere von Artlenburg am 5. Juli. Hannover war in den Händen der Franzoſen *), die ſich durch das ganze Land vertheilten.

Auch Fallersleben blieb nicht verſchont: eine Schwadron reitender Artillerie rückte ein und nahm auf lange Zeit Standquartier. Wir Kinder freuten uns über die ſchönen Uniformen und rothen Federbüſche, und zogen überall mit, wenn es Uebungen und Paraden gab. Wir konnten uns nur wundern, wenn wir zu Hauſe hörten: 'das ſind unſere Feinde — wenn wir ſie nur bald wieder los wären!' Als mein Bruder ſich eines Tages

*) Wie Schloſſer über das Verfahren der hannoverſchen Regierung denkt, ſo dachte auch mein Vater: Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrh. 6. Bd. 4. Aufl. (1859.) S. 491—500.

und mir unvergeßlich geblieben iſt. Der Haß gegen Preußen, der im Kurſtaate Hannover ein ziemlich allgemeiner geweſen, war jetzt ziemlich verſchwunden, das große Unglück hatte große Theilnahme erweckt. Es wurde wieder viel in unſerem Hauſe politiſiert; wir hörten das Alles mit an und ließen unſer Spiel ruhen. Wenn man von dem traurigen Ende des Herzogs von Braunſchweig ſprach, ſo weinten wir, denn wir hatten nur immer Züge der Liebe und Güte von ihm vernommen. So oft man auf Blücher's Niederlage in Lübeck und die dortigen Gräuel zu ſprechen kam, wurden wir über die Franzoſen empört. Die preußiſche Ruhmredigkeit war hart geſtraft, aber niemand konnte ſich denken, daß ein ſo mächtiger Staat ſo ſchnell in die tiefſte Schmach ſinken würde. 'Ja, rief dann eine Stimme, es iſt mit uns Deutſchen vorläufig vorbei!' und eine andere meinte dagegen: 'Laß nur! die Preußen werden die Franzoſen ins Land locken und ihnen den Garaus machen.' Leider hatte jene erſte Stimme, ich glaube die meines Vaters, Recht: es war vorläufig mit uns vorbei, es folgte ein ſchmachvoller Friede.

Auch dies Jahr endete wie die anderen für uns Kinder mit der Weihnachtsfreude, welcher jedesmal eine Jahrmarktsfreude vorherging. Von den vielen Buden zogen uns die mit braunſchweiger Pfeffernüſſen und Honigkuchen ſehr ſtark an; nachher erſt gingen wir zu denen mit Spielſachen und Bildern über. Wenn wir uns auch keine Bilderbogen kauften, ſo verweilten wir doch gern davor. Wir ſahen jetzt den Tod des Prinzen Louis von Preußen, die Schlacht von Jena und Napoleon von ſeinen Generalen umgeben.

Mit dem Beginne des Jahres 1807 hatte die Aufregung der Gemüther ziemlich nachgelaſſen. Es wurde zwar noch viel

in unſerem Hauſe politiſiert, man beſchäftigte ſich aber mehr mit den großen Kriegsereigniſſen der letzten Monate als mit denen, die noch kommen könnten; niemand dachte mehr an einen Sieg der Preußen und ihrer Verbündeten, der Ruſſen, niemand hegte die Hoffnung, daß wir ſo bald von der Franzoſenherrſchaft erlöſt werden würden. Man las neben den Zeitungen die Feuerbrände und das politiſche Journal und dann und wann eine Flugſchrift, die jemand von Braunſchweig mitgebracht hatte. Die unglücklichen Schlachten von Eylau und Friedland zerſtörten jeden Schimmer von Hoffnung und der ihnen folgende Friede von Tilſit ließ vorausſehen, daß auch wir von den Folgen deſſelben nicht unberührt bleiben würden.

Schon im Auguſt wurde der ſüdliche Theil des Kurſtaates dem neuen Königreich Weſtfalen einverleibt. Wir blieben vorläufig noch unter franzöſiſcher Botmäßigkeit.

In der Kinderwelt ward es lebendiger als früher. Ferdinand Hempel, der Sohn des neuen Superintendenten, wußte uns um ſich zu verſammeln. Da ihm als einzigem Sohn unter vielen Töchtern viel zu Liebe geſchah und viel geſtattet war, ſo wurde die Superintendentur und der dazu gehörige Garten dicht daneben unſer täglicher Spiel- und Tummelplatz. Wir machten oft auf der Hausflur, wenn wir tanzten, Verſtecken oder Blindekuh ſpielten, ſolchen Lärm, daß mir noch heute die Ohren gellen, wenn ich daran denke. Wir ſannen immer auf neue Kurzweil und Narrenspoſſen. So pflegten wir uns in den Winterabenden zu verkleiden und dann auf den Kirchhofsgräbern umherzuwandeln. Einer mußte den Geiſt machen, vor dem wir anderen erſchraken und flohen. Dieſer Geiſt hatte ſich in des Herrn Superintendenten alten weißen Pudermantel gehüllt und konnte nur langſam fortſchreiten.

Zuweilen legten wir ihm dicke Steine auf die Schleppe, ohne daß er es merkte, ſo daß ihm dann ſelbſt bange wurde, als ob ihn Geiſt aus dem Grabe ihn feſt hielte.

Zu Ende des Jahres entſtand in unſerm kleinen Orte ein recht reges Leben. Mehrere junge Leute, wie die beiden älteſten Söhne des Amtmanns, waren von der Univerſität zurückgekehrt, alle recht geſellig und lebensluſtig; ihnen ſchloſſen ſich andere gleichgeſinnte, wie mein Bruder, an. Es wurde das alte flotte Burſchenleben neu wieder aufgelegt, es wurde geſpielt und commerſiert. Endlich kam man auf den Gedanken, Schiller's Räuber aufzuführen. Die Rollen wurden ausgeſchrieben und paſſend vertheilt, Proben abgehalten und es erfolgte nach kurzem Zwiſchenraume eine zweimalige öffentliche Aufführung unter dem freudigſten Beifalle der Zuſchauer. Ich war jedesmal zugegen und bin mir noch heute des gewaltigen Eindrucks bewußt, den das Stück auf mich machte. Ich las es ſpäter ſelbſt in dem Exemplare, wonach es gegeben wurde; es war die erſte Mannheimer Ausgabe von 1781. Ich wußte bald ganze Scenen auswendig. Die jungen Schauſpieler, von Haus aus lauter proſaiſche Naturen, waren durch dieſe Kunſtübungen zu neuen Menſchen geworden, ſie bewegten ſich von jetzt an in freieren geſelligen Formen und hatten einen gewiſſen poetiſchen Anſtrich bekommen. Die Art und Weiſe ihres Verkehrs in der Geſellſchaft blieb nicht ohne Einfluß auf uns Kinder; wir nahmen manche Redensarten und Manieren dieſer erwachſenen Jugend an und waren ſeitdem für alle Freiheitsideen empfänglicher.

Um dieſe Zeit pflegte ich gern Gedichte zu leſen, auch wol mit lauter Stimme herzuſagen. Zuweilen, wenn ich ganz allein im Zimmer war, band ich mir ein Tuch um den Leib, ſetzte

mir einen Hut auf, stellte mich auf den Tisch und declamierte feierlich:

'Begraben will ich Cäsar, nicht ihn loben' ꝛc.

Ohne mich weiter mit Poesie zu befassen, schrieb ich eines Tages mit rother Dinte, bloß aus Narrenspossen, zum 2. April in 'von Bogatzky, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes für jeden Tag':

Am 2. Aprilis ist geboren
Unser Heinerich Auguſt
Und zu hoher Sangeslust
Von den Göttern auserkoren.

Auch das neue Jahr 1808 brachte uns keine Gewißheit über unser Schicksal, ob wir noch länger französisch bleiben oder nächstens dem neuen Königreich Westfalen einverleibt werden sollten. Vorläufig schien es, als ob wir für die Zwecke des Kaisers noch nicht genug ausgebeutet wären: Kriegssteuern und Einquartierungen dauerten fort.

Im Februar rückten zwei Schwadronen Cürassiere ein vom 11. Regimente und nahmen auf längere Zeit Standquartier. Trotzdem, daß niemand von ihnen deutsch verstand, so gestaltete sich doch bald ein traulicher Verkehr zwischen Soldat und Bürger. Wenn es Streitigkeiten gab, so machte mein Vater mit Hülfe meines Bruders den glücklichen Schlichter. Meinem Bruder fiel der größte Theil der Bürgermeistergeschäfte zu; er war sehr geschäftsgewandt und der einzige, der des Französischen mächtig. Jung und lebenslustig wie die Officiere wurde er bald ihr Freund und durfte bei ihren Zusammenkünften nie fehlen. Ich erinnere mich noch, wie er mit ihnen kegelte, mit ihnen trank und sang, scherzte und lachte. Noch lange nachher war ihm diese Zeit eine erfreuliche Erinnerung.

Das Jahr darauf (6. März 1809) schrieb er an unsere Tante in Havelberg: 'Des Nachmittags verzehrten wir oft 18 Bouteillen Champagner! Die Officiere gaben den Bürgern einen Ball, für welchen sie mir 150 Thaler bezahlen mußten, und die Bürger revangierten sich und gaben einen Ball, der beinahe noch prächtiger als der erste war und ihnen eben so theuer zu stehen kam. Der Champagner, Punsch und Bischof floß nur, und die Tafel, welche aus 50 Personen bestand, war so magnifik eingerichtet, als ich noch nie gesehen. — Alle Tage wurde gejagt, und nahm ich ihnen regelmäßig einen Louisd'or ab; alle ihre Besoldung haben sie hier verzehrt.' Schließlich bemerkt er noch: 'Hätte ich vorigen Sommer nicht 10 Wochen das Fieber gehabt, so könnte ich ihn als den vergnügtesten meines Lebens rechnen.'

Die Gemeinen hielten unter einander gute Kameradschaft. Selbst bei ihren Trinkgelagen ging es heiter und friedlich zu. Wer singen konnte, sang, die anderen hörten mit Wohlgefallen zu, dann stimmten auch wol mal alle einen Rundgesang an:

Battons le fer, tandis qu'il est rouge,
Battons le fer, tandis qu'il est chaud!
Haut le marteau! bas le marteau!

Sie hielten das Glas hoch empor, senkten es dann und tranken es schließlich aus.

Ihnen gegenüber erfreuete sich Monsieur le bourguemestre, mein Vater, eines hohen Ansehens, weil er sich vor niemandem fürchtete, und im Bewußtsein, nur das Rechte zu wollen, sich auch vor niemandem zu fürchten brauchte. Schon seine stattliche Gestalt, seine Körperstärke und Gewandtheit, mehr aber noch seine ganze Art und Weise, wie er auftrat, waren achtunggebietend. Kein anderer hätte es wagen dürfen,

was er wagte. Eines Tages sahen wir zwei Cürassiere mit ihren langen Degen unter dem Arme in einen Garten laufen. Wir blieben von ferne stehen. Sie zogen sich aus bis auf die Unterkleider und wollten eben mit einander duellieren. Da kam mein Vater, der von der Geschichte benachrichtigt war, eilig dazu, suchte sie zu beschwichtigen, und als das nicht gelingen wollte, wand er ihnen die Degen aus den Händen. Sie ließen sich das ruhig gefallen, mein Vater gab ihnen die Waffen zurück und der Kampf war vorläufig beendet.

Obschon mein Vater von Einquartierung befreit war, so hatten wir doch den Doctor ins Quartier genommen. Mr. Damazatte war ein gutmüthiger Mensch, der keinem etwas zu Leide that, höchstens wenn er jede Krankheit mit Chinin curieren wollte. Eines Tages erhielt er Besuch: ein Jugendfreund, der in Celle stand, kam herüber. Beide hatten sich seit sehr langer Zeit nicht gesehen. Sie freueten sich wie die Kinder und suchten ihre Freude durch eine Flasche nach der anderen zu beleben. Als sie um Mitternacht voll des süßen Weines, rannten sie hinaus und machten allerlei Unfug auf den Straßen, zerschlugen Läden und Fenster, rissen einen Sägeblock um und einen Pfahl: 'Hier zahlt man Weggeld' u. dgl. Nachdem sie ihren Muthwillen gebüßt, geriethen sie in Streit, holten ihre Pistolen und wollten sich schießen. Da wurde mein Vater aus dem Bette geholt. Er eilte auf beide zu, riß ihnen die Pistolen aus den Händen, nahm den einen unter den einen, den anderen unter den anderen Arm, trug jenen in dies, den anderen in jenes Zimmer, schloß die Thüren zu und ging ruhig zu Bette. Als die Freunde beide ihren Rausch ausgeschlafen hatten, kamen sie vor meines Vaters Bette, flehten weinend um Verzeihung, baten um Gotteswillen, nur keine Anzeige zu machen, sie wollten

nach allen Schaden bezahlen. Letzteres geschah, mein Vater ging und Alles löste sich in Wohlgefallen auf.

So ernst die Weltlage, so traurig die staatlichen Verhältnisse, so drückend fortwährend die Abgaben waren, die deutsche Gemüthlichkeit feierte doch nicht länger und wußte sich endlich wieder geltend zu machen. Es entstanden Thee- und Kaffeegesellschaften, Kränzchen mit Musik und Tanz, Abendessen, Kartenpartien und Spielclubbs, und es ging nach und nach wieder recht lustig zu, freilich mit einem starken Anfluge französischer Leichtfertigkeit. Wie man dachte und fühlte, sprach sich in allen Unterhaltungen aus: bonne mine à mauvais jeu wurde der allgemeine Grundsatz. Damit stimmten denn auch die Gesellschaftslieder, welche man zu singen pflegte, wenn man lustig war:

Es kann ja nicht immer so bleiben
hier unter dem wechselnden Mond —
Freut euch des Lebens,
weil noch das Lämpchen glüht! —
Wir sind die Könige der Welt! —
Dem Teufel verschreib' ich mich nicht,
das wär' wider Gewissen und Pflicht —
Hört zu, ich will euch Weisheit singen! —
Schön wie Florens Grazien,
wie die Rose,
ist mein schlankes Mädchen schön,
jung und lose! —
Als ich noch im Flügelkleide
in die Mädchenschule ging —
Es hat die Schöpferin der Liebe
zur Lust die Mädchen aufgestellt —

Selten hörte man Abends im Freien noch bei der Arbeit oder in den Spinnstuben ein wehmüthiges Lied:

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden —

Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruh'n
mit dir in Einem Grabe! —
Willkommen, o seliger Abend! —
Guter Mond, du gehst so stille! —
Weine nicht, es ist vergebens! —

Unsere Wäscherinnen pflegten gewöhnlich schon früh Morgens anzustimmen:

Laßt euch einmal einen Spaß erzählen! —
In des Waldes tiefsten Gründen! —
Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten —

Die meisten dieser Melodien sangen wir den Alten nach, wußten freilich oft vom Texte nur selten mehr als die erste Strophe. Dagegen sangen wir bei unseren Spielen und Märschen:

Ein freies Leben führen wir —
Wol auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! —
Frisch auf, zum fröhlichen Jagen! —

Alle diese Lieder stammten aus einer früheren Zeit, waren aber recht zeitgemäß geworden; dagegen waren neue entstanden, die der Gefühlsrichtung der Gegenwart noch mehr entsprachen und deshalb in anständigen Gesellschaften beliebt waren und oft und gern gesungen wurden. So die beiden Lieder:

Die Welt ist nichts als ein Orchester —
Freunde, laßt uns nicht so thöricht sein,
das Leben im Galopp hindurch zu fliegen.

Solchen Liedern konnte keine Censur etwas anhaben, noch weniger aber jenen Liedern, welche 'Gedruckt in diesem Jahr' zu den Drehorgeln gesungen wurden:

Unter den Akazien
Wandeln gern die Grazien —
Ik bin ein Franzose, Mesdames —

Ich lieb das Incognito:
hat man in dem Kopf kein Stroh,
kann man Vieles sehen.

(Jede Strophe schloß mit dem wiederholten: Aber nur incognito!)

Solche Leichtfertigkeit ward damals gedichtet und gesungen und fand ein eben so dankbares Publicum wie der blühendste Unsinn:

Unser alter Stabsverwalter
trägt einen grauen Rock,
eine Pudelmütze,
ob sie auch was nütze,
schlägt die Nachtigall
widewum,
schlägt die Nachtigall.

Eine schönere Erinnerung ist es für mich, wenn die Schüler den Neujahrsumgang hielten. Sie sangen jedem Hauswirth und Hausgenossen ein Lied und bekamen dann in die eine Büchse eine Gabe für den Rector, in die andere eine für sich. Bei ihm mußten sie sich einfinden, wenn wir uns eben zu Tische gesetzt hatten, und jedesmal sangen meines Vaters beide Lieblinder:

Gesund und frohes Muthes
genießen wir des Gutes
das uns der große Vater schenkt —
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!

So war denn das Jahr 1809 herangekommen. Die gesellige Fröhlichkeit verstummte allmählich, die Tagesbegebenheiten beschäftigten wieder alle Gemüther. In unserm Hause wurde immer viel politisiert, ich mußte die Zeitungen vorlesen und auf der Landkarte den Kriegsschauplatz aufsuchen. Der Krieg in Spanien gewann immer größere Bedeutung; der Name Saragossa erfüllte uns mit Begeisterung; aber mit Wehmuth vernahmen wir, daß auf der Halbinsel Deutsche gegen Deutsche

fechten mußten. Die Truppen des Rheinbundes wurden dur die ganze Welt geſchickt, jetzt auch nach Spanien, und dort fod unter den Engländern die deutſche Legion gegen die Franzoſe Der Marſch nach Spanien galt für den ſicheren Weg in offene Grab. Wie viele Weſtfalen gingen hin, wie wenig kehrten heim. Ein Bauerjunge nahm ſich ein Taſchentuch vo Erde mit, um noch eine Nacht auf dem Boden ſeiner Heima zu ſchlafen. Manche Mutter ſtarb vor Gram über den Ver luſt ihres Sohnes, manche Braut vertrauerte ihr Leben. Herz zerreißend war der Geſang, wenn die Soldaten beim Ausmarſc anſtimmten:

Ach du Deutſchland, ich muß marſchieren,
ach du Deutſchland, lebe wohl!

In Süddeutſchland war der Krieg in vollem Gange. All Gemüther waren aufgeregt, jedes hoffte, endlich würde Napo leon erliegen. In Heſſen brach ein Aufſtand aus unter Dörn berg, und etwas ſpäter zog Schill mit ſeiner Schaar heran und beunruhigte Sachſen und Weſtfalen. Alles ſcheiterte. An fangs Mai fanden Dörnbergſche Flüchtlinge in unſerm Hauſe einen Zufluchtsort. Später brachte man durch unſere Nachbar ſchaft Schillſche Officiere, die in Braunſchweig erſchoſſen wurden. Wir Kinder waren begeiſtert für Schill; wir kannten ihn ſchon aus dem letzten unglücklichen Kriege, wir waren betrübt und zugleich empört, daß ein ſo tapferer Soldat und entſchiedener Franzoſenfeind ein ſo ſchreckliches Ende nehmen mußte. Noch lange nachher lebte er in ehrendem Andenken fort, in mancher Bauernſtube war ſein Bild an der Thür zu ſehen.

Aller Augen waren nach Süddeutſchland gerichtet, immer noch hegten die Vaterlandsfreunde einige Hoffnung. Mit Be gier wurde der Hamburger Correſpondent geleſen. Da die

Botenpost nur zweimal nach Gifhorn ging, so wurde oft Geld zusammengeschossen, um ihn durch einen eigenen Boten holen zu lassen. Wir Kinder hörten viel vom Kriegsschauplatze und wollten durchaus, daß der deutsche Kaiser den Sieg davon trage über den neuen Franzosenkaiser. Wir hatten damals neue graue Jacken bekommen; bei unserm Soldatenspiel wendeten wir sie um und schrieben mit Röthel ein großes F. II. (Franz der Zweite) darauf, obschon der deutsche Kaiser schon längst nur noch ein österreichischer war und sich F. I. schrieb. Welch ein Jubel, als die erste Siegesnachricht eintraf! Erzherzog Karl ward der Held des Tages — Aspern und Eßlingen, Jubel und Freudenthränen überall! Aber unsere Freude wurde bald getrübt: das Kriegesglück wendete sich, Napoleon ging auch aus diesem Kampfe als Sieger hervor.

Noch Einmal blinkte ein Schimmer von Hoffnung an unserm Himmel. Der geschworene Feind Napoleons, der seines Landes beraubte Herzog Friedrich Wilhelm, damals meist Braunschweig-Öls genannt, machte einen kühnen Streifzug durch halb Deutschland und so durch sein väterliches Erbe. Er zog den 31. Juli in Braunschweig ein. Wir hatten mit Angst und Beben die Kunde vernommen. Den 1. August kam es bei Olper zum Treffen mit seinen Gegnern. Des Abends waren wir ins Freie, hielten das Ohr an den Erdboden gehalten und hörten deutlich jeden Kanonenschuß und das Rottenfeuer. Des anderen Tages kam die Kunde, daß sich der Herzog durch eine bedeutende Uebermacht von Feinden siegreich durchgeschlagen habe. Lange Zeit noch sprach man von dem abenteuerlichen Zuge des Herzogs und seinen schwarzen Husaren mit dem Todtenkopfe. In vieler Händen war sein Bildniß. Mein Vetter Theodor malte es auf Elfenbein, das nachher

mein Vater fassen ließ und so einem Freunde schenkte.
nahen Braunschweig erfuhren wir Alles genau, was
während der Anwesenheit des Herzogs begeben hatte,
mit wem der unglückliche Fürstensohn gesprochen, wie
wurde öfter wiederholt, als daß dort wirklich Brüd
Brüder gefochten. Der Herzog hatte sich schon läng
schifft, lebte aber in unserem Andenken noch fort. Bei
Soldatenspielen trugen wir Papiermützen mit gemalten
köpfen.

Der Friede war abgeschlossen, Napoleon abermals
nur in Tirol dauerte der Kampf noch fort. Wir hör
vom Sandwirth Hofer, sahen ihn auch auf den Bild
aber diese letzte muthige Auflehnung gegen die Franzo
schaft war endlich auch gebrochen. Es schien, als o
Deutschland französisch werden sollte, als wir in das ne
1810 eintraten.

Schon im Januar ward Alt-Hannover mit W
vereinigt und im Herbste auch das Schicksal Fallersleber
schieden: es bildete von nun an einen eigenen Canton des
departements. Mein Vater wurde am 1. October
Maire, mein Bruder Mairie-Secretär (11. November).
Stellungen waren nur bedeutend durch die Ehre und di
legenheit, amtlich viel Schlimmes abzuwenden und viel
zu veranlassen und zu fördern, wie denn mein Vater auch
gedenk dieses schönen Berufs, sich später in einem Bri
seinen Schwager (11. Mai 1811) darüber ausspricht:
das Glück des Einkommens gleich nicht groß, so ist
Bereich der Macht und die Leichtigkeit, Gutes zu wirken,
mehr, und Du weißt, wie viel Sinn und Liebe ich für
schönen Zweck unseres Daseins habe. Ich werde deshalb

nicht eher ruhen, bis ich die Spanne meines Lebens der Nachwelt mit meinem Namen bezeichnet habe.' Der Gehalt war gering. Mein Bruder scherzte über den seinigen in einem Briefe an unsern Oheim Wolf: 'und habe einen Gehalt von 100,000 baaren Centimen; als ein großer Rechenmeister wirst Du dieses wol auf Pistolen reduciren können.' Die frisch geschlagenen Centimen kamen in Rollen an, und da es noch keine gangbare Münze war, so erhielten wir meist die kupfernen, die uns dann, weil wir weiter nichts damit anzufangen wußten, zum Spielen dienten.

Plötzlich war nun Alles anders geworden. Das öffentliche Politisieren hörte auf. Von Braunschweig wußten wir, wie gefährlich es war und werden konnte. Mancher büßte für eine unbefangene Äußerung in den Gefängnissen zu Cassel. Die geheime Polizei nämlich, diese saubere Napoleonische Einrichtung, war auch in Westfalen eingerichtet und zählte mehr Eingeborene als Fremde unter ihren Helfern und Helfershelfern — ewige Schmach für den deutschen Namen! Der westfälische Moniteur, die einzige westfälische Zeitung, halb französisch, halb deutsch, ging von der Regierung aus; alle Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Anzeigen standen unter der strengsten Censur. Fremde Zeitungen waren zu theuer und durften sich ebenfalls nicht frei äußern. Der Hamburger Correspondent hatte für uns aufgehört. Die Leute sagten, ich hätte ihn todtgeschossen. Das hing so zusammen. Mein Vater war des Abends von der Jagd gekommen. Er hatte seine Doppelflinte wie gewöhnlich in die Ecke eines Nebenzimmers gestellt. Den Sonntagmorgen ganz zeitig gehe ich in das Zimmer, die Flinte steht auf dem Kopfe, das stört mich nicht weiter, ich nehme sie auf die Schulter und mache allerlei

Übungen damit. Endlich bemerke ich, daß das Schloß ſchadhaft iſt. Ich will die Sache näher unterſuchen und halte den Lauf gegen die Klappe eines Schreibſchrankes, worin der Hamburger Correſpondent ſorgfältig von mir geſammelt aufbewahrt wurde. Die Flinte geht los. Auf den Knall eilt mein Vater herbei und hält ein ſtrenges Kriegsgericht. Als man näher unterſuchte, fand ſich, daß der ganze Schrotſchuß in den Correſpondenten gegangen war und ihn pulveriſiert hatte. Um die Zeit war nun Hamburg franzöſiſch geworden, der Correſpondent mußte eine bedeutende Stempelſteuer bezahlen, das war den Fallerslebern zu theuer und niemand hielt ihn mehr.

Geheime Polizei und Cenſur hatte bis jetzt keiner bei uns eigentlich gekannt, jetzt lernten wir ſie in ihrer ganzen Bedeutung kennen: beide waren die beſten Mittel zur gänzlichen Unterdrückung der Wahrheit und jeder vaterländiſchen und freiſinnigen Regung. Die geheime Polizei verbreitete Furcht und Schrecken in allen Kreiſen der Geſellſchaft und brachte jene trübe Stimmung hervor, die ſich auch im Jahre 1819 bei den Demagogenunterſuchungen ebenfalls aller Gemüther bemächtigte. Doch blieb es nicht bei dem geiſtigen Drucke und der geiſtigen Bevormundung. Die Continentalſperre hemmte allen Handel und Verkehr und vertheuerte eine Menge Lebensbedürfniſſe, an die man ſich in unſeren Gegenden ſeit mehr als hundert Jahren gewöhnt hatte. Alles das traf jedoch mehr die Gebildeten, Wohlhabenden und Vornehmen. Zwei Dinge aber erſtreckten ſich über das ganze Volk: die unbarmherzige Conſcription und die faſt unerſchwinglichen Abgaben. Wer die althannoverſche Soldatenaushebung kannte, mußte das jetzige Conſcriptionsſyſtem grauſam finden, und es war es auch, nur wenige Fälle konnten davon befreien. Mein Vater half auch hier wo er nur helfen

konnte; er hat mancher Familie ihre Stütze, mancher kranken Mutter ihren einzigen Troſt auf Erden gerettet. Aber oft nützte auch ſeine Fürſprache nicht aus und nebenbei mußte er noch die ärgſten Vorwürfe des Unterpräfecten ſich gefallen laſſen. Ebenſo drückend waren die Abgaben. Gegen ihre Vertheilung wäre weniger einzuwenden geweſen, aber ſie waren zu hoch und zu mannigfaltig und wurden mit unerbittlicher Strenge beigetrieben. Im Einzelnen war da wenig zu helfen. Als nun eine Gegend unſeres Cantons abhagelte, ſorgte mein Vater dafür, daß ſie nicht allein Einſaat erhielten, ſondern auch auf Jahre abgabenfrei waren.

Das waren die Hauptſchattenſeiten der weſtfäliſchen Regierung, und darum glaubte man, es müſſe als Wohlthat betrachtet werden, wenn man dem Volke, als es wieder hannöverſch geworden, alles Alte, was es einſt hatte, ſo ſchnell als möglich wiedergäbe. Und das geſchah. So wurde denn von der neuen Junker- und Zopfregierung vieles Gute beſeitigt, was alle vernünftigen Vaterlandsfreunde für heilſam und nothwendig hielten und halten.

Das junge Königreich Weſtfalen hatte Gleichheit vor dem Geſetze, mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, allgemeine Conſcriptions- und Steuerpflichtigkeit, freie Ausübung des Gottesdienſtes der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften, gleiche Berechtigung zu öffentlichen Aemtern, Trennung der Juſtiz und Verwaltung, und hatte — keine Hörigkeit, keine Frohnden und Zehnten, keine Privilegien und keinen Adel. Bürger und Bauern hatten das Schlechte ſchnell kennen gelernt, aber das Gute noch viel ſchneller. Sie wußten, daß ſie ſich überall einer anſtändigen Begegnung von Seiten der Behörden zu verſehen hatten, daß ihre Klagen und Beſchwerden

gehört werden mußten, daß ihre Prozeſſe ſchnell und billig entſchieden wurden, daß ſie mit einem weiland bevorrechteten Stande in gleichen Rechten und Verpflichtungen ſtanden. So lernten ſie allmählich ihre Würde als Menſchen fühlen und ihre Stellung als Staatsbürger begreifen. Die hannoverſche Junker- und Beamtenherrſchaft war verſchwunden mitſamt ihren langſtieligen, groben, halblateiniſchen und eben deshalb unverſtändlichen Erlaſſen, ihren Bütteln und Hundelöchern, ihren Schandpfählen, Folterkammern, Galgen und Rad. In den amtlichen Schreiben gab es keine Abſtufungen vom Edelgeborenen Schneider und Schuſter bis zum Hochgeborenen Grafen. Alles wurde mit 'mein Herr' abgemacht. Der Commune-Maire von Barnsdorf ſchrieb an ſeinen ehemaligen Amtmann nie anders als: 'Mein Herr Generalpächter!'

Seit dem Beginne des Jahres 1811 ſchien die Umgeſtaltung der Dinge bei uns immer feſteren Fuß zu faſſen. Trotzdem war kein rechter Glaube daran im Volke. Als der große prachtvolle Comet im Frühjahr ſich blicken ließ, da war mancher erfüllt von Angſt und Schrecken und prophezeihte einen blutigen gräuelvollen Krieg, dem der Umſturz alles Beſtehenden folgte.

Wir Kinder freuten uns jeden Abend an ſeinem herrlichen Glanzlicht und ſahen in ihm mehr den Verkünder eines warmen Sommers, der uns lange heitere Tage für unſere Spiele brächte. Auch die jungen Bürger waren nicht weiter ängſtlich, ſie dachten vielmehr ernſtlich daran, ſich ein Vergnügen zu bereiten, das ihre Väter und Brüder lange genug hatten entbehren müſſen: ſie beſchloſſen das große Fallersleber Nationalfeſt, das Freiſchießen zu feiern. Wochenlang wurden die Vorbereitungen dazu gemacht, bis es denn endlich,

nachdem mein Vater die Erlaubniß dazu erwirkt hatte, ins Leben trat.

Mein Bruder ſchrieb darüber am 22. Juni an unſere Tante in Havelberg: 'Was meinſt Du, dieſes Jahr zum erſten Male nach 9 Jahren haben wir unſer ſolennes Scheibenſchießen wieder gehalten. Der Vater war General en chef des Corps, Onkel Bartram Major zu Pferde, Tiſchler Bartram Capitän, und ich trug die Fahne. Unſer junges Schützencorps beſtand aus 36 Mann, wir Officiere hatten blaue Schärpen, blaue Federbüſche mit Gelb, und blaue Cocarden mit Weiß, die Gemeinen bloß blaue Federbüſche. Der ganze Zug war über 100 Mann ſtark, und jeder Fremde hat ſich über die Ordnung und Feierlichkeit gefreut.'

Die Fahne hatte mein Vater der Schützengeſellſchaft geſchenkt: ſie war von blauer Seide mit einem gelben Adler. Des unſchuldige Ding wurde als ein Zeichen franzöſiſcher Geſinnungsſchaft vom jüngſten Sohne des Amtmann Frank zur That, als es wieder ſicher war, ein Patriot zu ſein, öffentlich auf dem Markte verbrannt, während früher doch niemand daran dachte, es ähnlich zu machen mit einer alten Fallersleber Fahne, an der freilich nur noch einige Fetzen hingen, aber alte Sagen von Fallersleber Tapferkeit in den Zeiten der legitimen Herrſchaft, im Gegentheil, dieſe alte Fahne mußte ich im Zuge tragen und trug ſie mit Stolz, trotzdem mich meine Geſpielen den 'Klaterfähndrich' hießen.

Um dieſe Zeit fühlte mein Vater eine unausſprechliche Sehnſucht nach ſeinem jüngſten Bruder, ſeit 1807 Pfarrer zu Mühlhauſen im Waldeckſchen. Die beiden Brüder hatten ſich ſeit 15 Jahren nicht geſehen. Mein Vater beſchloß eine Reiſe dahin, woran meine Mutter, meine älteſte Schweſter und ich

theilnahmen. Ich freute mich gar sehr darauf und zeichnete mir eine Landkarte mit allen den Orten, die wir berühren mußten. Wir reisten mit eigenem Wagen und Pferden. In Göttingen erkrankte unser eine Pferd und starb. Wir wurden dadurch einige Tage aufgehalten. Der damalige Studiosus Reinwald, nachher Regierungsrath in Birkenfeld, nahm sich unser auf das Freundlichste an und führte uns zu allen öffentlichen Anstalten und Merkwürdigkeiten der Universität. Wir sahen den botanischen Garten, die Bibliothek, das Museum u. dergl. Die Bibliothek war eben damals durch den historischen Saal, den ganzen oberen Raum einer alten Kirche erweitert. Solche Menge Bücher hatte ich noch nie gesehen. In einem Saale hing das lebensgroße Bild des Königs von Westfalen. Noch anziehender war für mich eine Sitzung des Tribunalgerichts. Hier sah ich zuerst das öffentliche und mündliche Verfahren. Es wurde eben ein merkwürdiger Fall verhandelt. Ein Canton-Maire hatte mehrere Bürger verklagt, weil sie sich unterstanden ihm ein Vivat zu bringen, was nach seiner Ansicht auf solche Weise geschehen sei, daß er sich dadurch nur beleidigt fühlen könne. Der Anwalt der Verklagten sprach vortrefflich und es gab viel Gelächter über diese Ehrenbezeigung, die denn auch allerdings wol ein Pereat hatte sein sollen.

In Cassel fanden wir viel Leben und Alles was eine Stadt zur Residenz macht: Lakaien, Beamte und Soldaten. Den letzteren schenkte ich besondere Aufmerksamkeit; sie waren nach meiner Ansicht die schönsten, die man bis dahin gesehen hatte: geschmackvoll und zweckmäßig gekleidet, vortrefflich eingeübt, und leicht, frisch und munter in ihren Bewegungen. Ich stahl mich weg von Vater und Mutter und trieb mich stundenlang auf den öffentlichen Plätzen umher, wo es immer etwas

zu sehen und zu hören gab. So lustig die Musik klang, so schrecklich tönte das Kettengeklirre der Gefangenen, welche die Straßen reinigen mußten; es waren viele politische Verbrecher darunter, die erst zwei Jahre später ihre Erlösung fanden. Nach einigen Tagen verließen wir Cassel.

Eines Morgens in aller Frühe trafen wir in Mühlhausen an. Mein Vater hatte sich seinen Amtshut tief ins Gesicht gedrückt. Der Oheim kam an den Wagen, sehr verlegen, er stammelte, ein französischer Commissär wolle Conscribierte holen. 'Kennst Du mich nicht, August?' rief die Mutter. Es war eine rührende Ueberraschung. Wir blieben mehrere Tage bei dem guten Oheim, der nun seinerseits Alles aufbot, uns für den weiten Weg zu belohnen. Eines Tages besuchten wir das Arolser Schloß. Als wir schon die innere Treppe hinaufgegangen waren, kam unten der Fürst vorbei. Mein Oheim lief die letzten Stufen wieder hinab und stellte die Mutter vor. Vater und ich blieben oben. Ich war gar nicht weiter gerührt von dieser hohen Bewillkommnung. Ich fragte meinen Oheim: 'Wie groß ist denn das waldeckische Land?' 'Dreiundzwanzig Quadratmeilen', war die Antwort. 'Nun, meinte ich, da lohnt es sich ja gar nicht einmal ein Fürst zu sein.' Die unüberlegte Äußerung wurde mir nie verziehen.

Auf dem Rückwege hatten wir in Cassel einen unangenehmen Auftritt. Meiner Mutter waren zu Haus viele Briefe von Soldaten von ihren armen Eltern und Verwandten eingehändigt worden. Jetzt wußte sie nicht, was damit machen. Der Vater saß in der Gaststube am Tische neben einem unbekannten Manne, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Die Mutter überreichte dem Vater die Briefe. 'Ach, sagte er, was geht's mich an!' und warf das ganze Paket auf

den Tiſch. Sofort nahm der Fremde ſie in Beſchlag. 'Halt! mein Herr, was ſoll das?' entgegnete mein Vater. Jener aber bemerkte, daß er ein Recht darauf habe, holte ein Papier aus der Taſche und rechtfertigte ſich: der Mann gehörte zur geheimen Polizei. Beide gingen zum Miniſter des Innern, und ich glaube, die Folge davon war, daß auch ſpäterhin die Mitnahme von dergleichen Briefen nicht mehr verpönt war.

Die Geſchichte hatte einen ſo böſen Eindruck auf mich gemacht, daß ich von dieſer Zeit an einen unauslöſchlichen Haß gegen jede geheime Polizei behalten habe. Mein Vater war auch in ſeiner Stellung verdammt, eine gewiſſe geheime Polizei auszuüben, aber daß er dadurch jemanden in Unannehmlichkeiten oder gar ins Unglück hätte bringen können, gehörte nach meiner Anſicht zu den Unmöglichkeiten. Als der von Napoleon abgeſetzte weſtfäliſche Finanzminiſter von Bülow*) ſich auf ſein Gut in unſerm Canton zurückzog, war er unter meines Vaters polizeiliche Aufſicht (surveillance) geſtellt. Aber ich weiß es noch wie heute, daß der Exminiſter und der Canton-Maire in dem traulichſten Verkehre ſtanden, ſich oft ſahen, beſonders in den Jahren 12 und 13, wenn Bülow nach Wolfsburg fuhr, und ich bin feſt überzeugt, daß beide Dinge ſprachen, wofür jeder, wenn einer den andern verrathen hätte, auf die Feſtung ſpazieren mußte.

Nach meiner Rückkehr beſuchte ich wieder die Bürgerſchule, welcher ſeit 1809 der Rector F. zum Berge, mein nachheriger Schwager und ſpäter Schwiegervater, vorſtand. Es wurde wenig gelernt, weil nur wenig gelehrt werden konnte: Religion

*) S. Nekrolog der Deutſchen 1825. S. 871—890. Er war zu Eſſenrode geboren den 14. Juli 1774 und ſtarb den 11. Auguſt 1825.

nach dem hannoverſchen Katechismus, bibliſche und Reformationsgeſchichte, etwas Erdkunde — an der Wand hingen auf Pappe geklebt die beiden Halbkugeln der Erde —, Auswendiglernen von Geſangbuchverſen, Bibelſtellen und Gedichten zum Declamieren, Rechnen und Schreiben. Viele Eltern meinten, das genüge auch, da ja doch jeder Soldat werden müſſe und zu einem Staatsamte keine gelehrte Bildung, höchſtens nur noch Franzöſiſch erforderlich ſei. Mein Vater dachte nicht ſo, er wünſchte daß ich viel lernte und ließ mir durch den Rector Privatſtunden geben. Das Franzöſiſche, welches ich ſchon früher begonnen, ſetzte ich fort und das Lateiniſche fing ich mit großem Eifer an. In letzterem konnte ich es aber nicht weit mehr bringen, ich hatte bis zu meinem Abgange nur 40 Stunden darin gehabt.

Ich war in dieſem halben Jahre recht fleißig: ich lernte den ganzen hannoverſchen Katechismus mit allen ſeinen Bibelſtellen und Geſangbuchverſen auswendig, las viel in der Bibel, ſchrieb viel Gedichte ab, um ſie öffentlich herzuſagen. Außer den Schulſtunden beſuchte ich regelmäßig den Confirmandenunterricht. Am grünen Donnerſtage (26. März) wurde ich confirmiert. Es war mir zu Muthe als ob ich ein ganzes Leben abgeſchloſſen hätte und ein neues beginnen müßte. Am Nachmittage ſpazierten wir Confirmanden zuſammen ins Freie und nahmen dann Abſchied von einander. Die meiſten ſahen ſich im Leben nie wieder.

Am 7. April geleitete mich mein Bruder nach Helmſtedt. Herr Hofrath Wiedeburg empfing uns ſehr freundlich, wir ſpeiſten bei ihm zu Mittag und nachdem Wohnung und Koſt für mich ausgemacht war, reiſte mein Bruder wieder heim.

Die erſte Zeit war für mich eine ſehr traurige: gleich nach der Abreiſe meines Bruders bekam ich ein heftiges Heimweh. Daneben wirkte ſehr niederſchlagend, daß ich, der größte von allen und auch einer der älteſten, in der unterſten Claſſe als der dritte von unten zu ſitzen kam.

Der Hofrath war ein ſehr guter und gelehrter Mann*), ein braver Hausvater, aber ein ſchwacher Director, der bei dem beſten Willen weder in Bezug auf Lehrer noch auf Schüler das durchzuſetzen vermochte was eigentlich zum Gedeihen der Anſtalt nothwendig war. Die Stunden fielen oft aus oder wurden mit anderen Lehrgegenſtänden ausgefüllt, auch war nicht immer die rechte Gründlichkeit im Unterrichtertheilen noch die gehörige Aufſicht über die Schüler vorhanden. Wer übrigens lernen wollte, hatte Gelegenheit genug und fand auch bei einigen Lehrern Ermunterung, guten Rath und Nachhülfe.

Wir Koſtgänger konnten uns über Zwang durchaus nicht beklagen. Der Hofrath hatte keine Zeit, ſich viel um uns zu bekümmern, und hätte er auch eine ſtete ſtrenge Aufſicht führen wollen, er würde nur ſelten erfolgreich gewirkt haben. Sein Äußeres war durchaus nicht dazu angethan, ſich Anſehn zu verſchaffen und Liebe und Gehorſam zu gewinnen; ſchon die Vernachläſſigung in ſeinem Anzuge konnte einen abſchrecken, ſein unbeholfenes Weſen erregte mitunter bei uns ein verſtohlenes Lachen. Er ſah aus wie ein Mann, der mehr in der Stube

*) Friedrich Auguſt Wiedeburg, geb. zu Onerum 1751, † 13. Aug. 1815. Kunhardt's Urtheil in Seebode's Archiv 1. Jahrg. S. 47 ſagt daſſelbe: Erat profecto Wiedeburgius integerrimae probitatis et antiquae fidei vir, liberalis, humanus, pietatis plenus atque modestus, idemque linguarum veterum et universae antiquitatis haud mediocri instructus scientia.

unter Büchern als im lebendigen Verkehre mit allerlei Menſchen gelebt hatte, ohne Lebensfriſche, ohne Fähigkeit, die Wünſche und Bedürfniſſe der Jugend zu erkennen und zum Guten zu leiten. Seine beiden Töchter ſahen wir nur bei Tiſche. Die älteſte ſchien anſpruchslos und ſehr gutmüthig, ſie ſtand dem Hauswesen vor, hatte aber eine dunkele Ahndung vom Sparen. Die jüngſte, die einſt als ſchöne Jungfrau Göthe'n, als er mit F. A. Wolf Göttingen beſuchte, einen Lorbeerkranz auf's Haupt ſetzte, war ſehr zart und nervenſchwach, fein gebildet, aber nicht beliebt bei uns, weil ſie zu ſpitz und verletzend in ihren Bemerkungen war und als Tochter des Directors und Braut des Dr. Bollmann ſich uns gegenüber gar zu ſehr fühlte.

Das Eſſen ließ viel zu wünſchen übrig; wir konnten wol darüber klagen, während ſich über unſer Zuſpätkommen und unſern Appetit nie klagen ließ. Die in allen Penſionaten vorkommenden Geſchichten fehlten auch bei uns nicht: hatte man zu viel Brot, ſo bat man ſich noch etwas Butter aus; behielt man dann von dieſer Butter etwas übrig, ſo bat man wieder um etwas Brot. Wir gehörten noch ehe die Mäßigkeitsvereine aufkamen ſchon zu denſelben, den Magen haben wir uns ſo viel ich mich erinnere nie verdorben.

Nach und nach hatte ich mich an die Menſchen, an die Schule und ihre Arbeiten, an Eſſen und Trinken und Alles gewöhnt.

Von den Lehrern lernte ich zunächſt nur den Dr. Wolff kennen.*) Er ward mein Liebling und blieb es auch. Er ſtand in der Blüthe ſeines Lebens, erſt 23 Jahre alt, mehr

*) Juſtus Wolff, geb. zu Königslutter den 11. Januar 1789, ſtarb zu Hamburg den 8. April 1844 als Paſtor zu St. Katharinen.

noch Jüngling als Mann, von ſchlankem, eher zartem als kräftigem Körperbau, ein Geſicht mit lebhaften Augen und freundlichem, zutrauenerweckendem Ausdruck unter einem reichen Lockenſchmucke, lebendig in ſeinem ganzen Weſen, dabei immer nett und geſchmackvoll in ſeinem Anzuge, eine liebliche, einnehmende Erſcheinung, die mehr an einen fein gebildeten Hofmann erinnerte als an einen Schulmeiſter der letzten Claſſe eines Pädagogiums. Er war als Lehrer ſtreng, entſchieden, rückſichtslos, mitunter leidenſchaftlich erregt, und wußte mit ſeiner wunderbaren Sprachgewandtheit, gehoben durch ein liebliches Organ, uns in ſeinen Geſchichtsvorträgen zu begeiſtern und ſelbſt die trockenſten Dinge, die grammatiſche Formenlehre uns genießbar zu machen. Wie er vom Ehrgeize, ſich auszuzeichnen, beſeelt, wurden auch wir es, ich wenigſtens. Ich war ſo fleißig, daß ich bald meine Mitſchüler überholte: nach der erſten Verſetzung wurde ich der Dritte in Tertia, nach der darauf folgenden ſchon der erſte, und nach einem halben Jahre wurde ich nach Secunda verſetzt.

In dieſer Zeit erwachte zuerſt der Drang mich poetiſch auszuſprechen. Im November 1827 verſuchte ich, der Zweckloſen Geſellſchaft in Breslau darzuſtellen: 'Wie ich ein Dichter ward'. Ich ſtand damals jener Zeit um 34 Jahre näher als heute, und darum will ich aus meinem damaligen Vortrage hier Einiges einſchieben.

Der Sinn für Poeſie zeigt ſich bei einzelnen Menſchen wie bei allen Völkern ſchon in der dunkelſten Kindheit; er iſt wie jeder Sinn für das Schöne ein rein urſprünglicher, er kann eben ſo gut geweckt, belebt und ausgebildet werden als gehemmt, unterdrückt und vertilgt. Da ich aber nur von dieſem Sinne hier rede, inſofern er ſelbſt ſchafft, ſo mag es

genügen, aus meinem Jugendleben zu erzählen, damit ſich jeder, wie ich es ſelber muß, erkläre, wie ſich dies eigne Schaffen zum Empfangen verhalte, weil doch einmal das erſte durch dies letzte nicht allein bedingt wird, ſondern genau damit verwachſen iſt, wie Urſache mit Wirkung.

Bei den Griechen war die Erinnerung (Mnemoſyne) die Mutter der Muſen, bei mir ward es die Sehnſucht.

Am grünen Donnerſtage (26. März) 1812 wurde ich in der Fallersleber Kirche confirmiert, acht Tage ſpäter, am 2. April feierte ich meinen Geburtstag, und am 7. April reiſte ich in Begleitung meines Bruders nach Helmſtedt. So lange mein Bruder auf dem Wagen neben mir ſaß, ſo lange er in Helmſtedt ſich aufhielt, ſo lange ich ihn ſah, ihn hörte, ſchien ich noch Alles zu haben was ich hatte, Eltern, Geſchwiſter, Jugendfreunde, Heimat und Alles; wie er aber an der Nordſeite Helmſtedts Abſchied von mir nahm und dann der Wagen allmählich aus meinen Blicken entſchwand — da ſchreckte ich auf, bebte und weinte bitterlich, und es war mir, als ob das Liebſte in der Welt, was ich vor einigen Tagen verloren hatte, jetzt auf einmal in einem Sarge niedergeſenkt würde und ich ſtände da und hörte den erſten dumpfen Schaufelwurf, womit der Todtengräber den Sarg zu verſcharren beginnt.

Wie die Wehmuth ſelbſt, bang und ſchüchtern kehrte ich in meine Wohnung zurück. Bei jeder Frage an mich, welche die Neugierde ſo gerne thut, konnte ich nur mit Thränen antworten. Mein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Tage zu Tage, mein Heimweh ſchien unheilbar zu werden. Ja, der Anblick eines Bauernhutes und Rockes aus unſerer Gegend ſtimmte mich zum Weinen. Sobald mir aber die fremden Geſichter heimiſcher wurden, ſobald ſich von Seiten meiner Lehrer ſo viel

den Tiſch. Sofort nahm der Fremde ſie in Beſchlag. 'Halt! mein Herr, was ſoll das?' entgegnete mein Vater. Jener aber bemerkte, daß er ein Recht darauf habe, holte ein Papier aus der Taſche und rechtfertigte ſich: der Mann gehörte zur geheimen Polizei. Beide gingen zum Miniſter des Innern, und ich glaube, die Folge davon war, daß auch ſpäterhin die Mitnahme von dergleichen Briefen nicht mehr verpönt war.

Die Geſchichte hatte einen ſo böſen Eindruck auf mich gemacht, daß ich von dieſer Zeit an einen unauslöſchlichen Haß gegen jede geheime Polizei behalten habe. Mein Vater war auch in ſeiner Stellung verdammt, eine gewiſſe geheime Polizei auszuüben, aber daß er dadurch jemanden in Unannehmlichkeiten oder gar ins Unglück hätte bringen können, gehörte nach meiner Anſicht zu den Unmöglichkeiten. Als der von Napoleon abgeſetzte weſtfäliſche Finanzminiſter von Bülow*) ſich auf ſein Gut in unſerm Canton zurückzog, war er unter meines Vaters polizeiliche Aufſicht (surveillance) geſtellt. Aber ich weiß es noch wie heute, daß der Exminiſter und der Canton-Maire in dem traulichſten Verkehre ſtanden, ſich oft ſahen, beſonders in den Jahren 12 und 13, wenn Bülow nach Wolfsburg fuhr, und ich bin feſt überzeugt, daß beide Dinge ſprachen, wofür jeder, wenn einer den andern verrathen hätte, auf die Feſtung ſpazieren mußte.

Nach meiner Rückkehr beſuchte ich wieder die Bürgerſchule, welcher ſeit 1809 der Rector F. zum Berge, mein nachheriger Schwager und ſpäter Schwiegervater, vorſtand. Es wurde wenig gelernt, weil nur wenig gelehrt werden konnte: Religion

*) S. Nekrolog der Deutſchen 1825. S. 871—890. Er war zu Eſſenrode geboren den 14. Juli 1774 und ſtarb den 11. Auguſt 1825.

mir viel zu hoch. Ich geſtand offenherzig, ich könne mich nicht darein finden, und der Herr Hofrath fand das ganz natürlich, ging in ſeine Bibliothek und brachte mir Moritzens Proſodie und einige ältere Verſuche, das Rhythmiſche der deutſchen Sprache auf beſtimmte Regeln zurückzuführen. Nun, ich lernte viel Manches, jedoch nie was ich eigentlich wollte, nie eine Regel, wonach ich ſicher gehen konnte. Moritzens ganze Art, Länge und Kürze einzig durch den Werth der Redetheile und ihre jedesmalige Stellung zu beſtimmen, ſchien mir viel zu ſchwankend und verwirrte mich immer, wenn ich etwas heraus-gefühlt zu haben glaubte. Während ich ſo mich in der Theorie müh und beinahe aufgegeben, je darüber ins Klare zu kommen, boten ſich mir neue Reime dar, eben ſo ungerufen wie die erſten:

Fluren und Felder,
Berge und Wälder,
Sehet, wie ſind ſie geſchmückt
Von dem der Alles beglückt!

Wenn ich mir das ſo anſah, ſo ſchien es mir richtig, wenn ich aber las, ſo kam immer ſtatt Vŏn dĕm dĕr Alles zum Vorſchein: Von dém der Alles, ſo wie in dem früheren Verſuche:

Ein lŏckigtĕr ſchöner Knabe.

Es wollte alſo immer noch nicht gehen. Da gerieth ich endlich auf den Gedanken, ob ſich die Quantität nicht aus den darin muſterhaften Dichtern lernen ließe. Der Hofrath Wiedeburg gab mir nun den Salis. Das war eine Freude für mich! So ein einzelner Dichter war noch nie der Gegenſtand meiner Muße geweſen. Ich las mit wahrer Andacht und las langſam, wol ein Vierteljahr hindurch nichts als Salis; ehe

Die erſte Zeit war für mich eine ſehr traurige: gleich nach der Abreiſe meines Bruders bekam ich ein heftiges Heimweh. Daneben wirkte ſehr niederſchlagend, daß ich, der größte von allen und auch einer der älteſten, in der unterſten Claſſe als der dritte von unten zu ſitzen kam.

Der Hofrath war ein ſehr guter und gelehrter Mann*), ein braver Hausvater, aber ein ſchwacher Director, der bei dem beſten Willen weder in Bezug auf Lehrer noch auf Schüler das durchzuſetzen vermochte was eigentlich zum Gedeihen der Anſtalt nothwendig war. Die Stunden fielen oft aus oder wurden mit anderen Lehrgegenſtänden ausgefüllt, auch war nicht immer die rechte Gründlichkeit im Unterrichtertheilen noch die gehörige Aufſicht über die Schüler vorhanden. Wer übrigens lernen wollte, hatte Gelegenheit genug und fand auch bei einigen Lehrern Ermunterung, guten Rath und Nachhülfe.

Wir Koſtgänger konnten uns über Zwang durchaus nicht beklagen. Der Hofrath hatte keine Zeit, ſich viel um uns zu bekümmern, und hätte er auch eine ſtete ſtrenge Aufſicht führen wollen, er würde nur ſelten erfolgreich gewirkt haben. Sein Äußeres war durchaus nicht dazu angethan, ſich Anſehn zu verſchaffen und Liebe und Gehorſam zu gewinnen; ſchon die Vernachläſſigung in ſeinem Anzuge konnte einen abſchrecken, ſein unbeholfenes Weſen erregte mitunter bei uns ein verſtohlenes Lachen. Er ſah aus wie ein Mann, der mehr in der Stube

*) Friedrich Auguſt Wiedeburg, geb. zu Querum 1751, † 13. Aug. 1815. Kunhardt's Urtheil ſ. Seebode's Archiv 1. Jahrg. S. 47 ſagt daſſelbe: Erat profecto Wiedeburgius integerrimae probitatis et antiquae fidei vir, liberalis, humanus, pietatis plenus atque modestus, idemque linguarum veterum et universae antiquitatis haud mediocri instructus scientia.

Zeitung und ſtanden in dem Wahne, daß die Franzoſen ſiegreich fortſchritten. Die Napoleonſchen Berichte lauteten bisher nur günſtig.

Der Winter hatte ſich dies Jahr ungewöhnlich früh eingeſtellt, die Kälte hatte bald einen hohen Grad erreicht und hemmte allen Verkehr. Die Wege waren zum Theil durch Schneefall unfahrbar geworden. Trotzdem bat ich meine Eltern, mich holen zu laſſen, ich wollte gar zu gerne die Ferien bei und mit ihnen zubringen. Da kam denn eines Tages unſer Wagen. Den andern Morgen legte ich mich auf den Wagen in das Stroh, dicht eingepackt in Mantel und Fußſack und fuhr hinüber wie ein Lebendigbegrabener, von dem nur etwas Geſicht zu ſehen war. Nach einigen Stunden hatte ich die gefährliche Winterreiſe glücklich vollendet. Ich trat in die große Wohnſtube, es ward mir angſt und bange, als ich nur die Blumen erblickte, die alle kränkelnd das Haupt hangen ließen. Da kamen hinter dem Ofen fröhlich und wohlgemuth die Meinigen hervor und der kalte Winter war vergeſſen.

Am zweiten Weihnachtstage war großer Ball in unſerm Hauſe. Gegen Abend war eben der weſtfäliſche Moniteur angekommen, niemand kümmerte ſich um ihn. Er lag vor mir auf dem Tiſche noch zuſammengefaltet, ich las. Über mir rauſchte die Muſik, die ganze Geſellſchaft war im luſtigſten Tanzen. Da las ich Napoleons 29. Bülletin vom 3. December. Ich eilte hinauf in den Saal und verkündete die große Botſchaft. Alles ward mit Angſt und Entſetzen erfüllt, das Unglück war zu ſchrecklich, als daß man ſich bei uns hätte freuen können. Beklommen fragte man ſich: 'Was mag aus unſeren Leuten geworden ſein! Die armen Weſtfalen! Die ſind gewiß auch alle verloren!' — Doch bald erholte man ſich

von der Trauerbotschaft, griff das Freudige auf was für uns in diesem Ereignisse lag, jubelte dann über die Niederlage der Franzosen und tanzte lustig weiter bis an den lichten Morgen. Es war des Jammers und Elends so viel in der Welt, daß man jede Gelegenheit zur Fröhlichkeit festhielt.

Den Antritt des neuen Jahres feierte ich allein mit meinen Eltern sehr gemüthlich und heiter bei einer Bowle Punsch, meine Geschwister waren vom Amtmann eingeladen.

Nachdem ich meine vierzehntägigen Ferien daheim sehr angenehm zugebracht hatte, kehrte ich nach Helmstedt zurück. Den 4. Januar begann die Schule. Den folgenden Tag wurde ich der Erste in Secunda. Hauptlehrer dieser Classe war Dr. Vollmann, ein Mann von gediegenem Wissen, streng und gründlich im Unterrichten, meist ernst, mitunter verdrießlich, von nicht eben einnehmendem Wesen; seine Sprache war schwerfällig und ohne Wohlklang, sein Gesicht stark geröthet von übermäßigem Genusse des Weins. So dankbar wir uns fühlten für die Erfolge seines Unterrichts und so groß die Achtung für seine Tüchtigkeit war, so fühlten wir uns doch nicht recht hingezogen und sein scharfer Tadel wirkte niederschlagend und erbitternd, unsere Liebe war wie jener Jude meinte mehr eine Liebe aus Furcht als eine Liebe aus Liebe.

Mit dem neuen Jahre fing ich an ein Tagebuch zu führen. Ich zeichnete jeden Tag ein was mir merkwürdig schien. Die meisten dieser Aufzeichnungen sind ganz kurz, sie betreffen mein Verhältniß zu Lehrern und Schülern, erwähnen die Tagesereignisse, und oft auch meine augenblicklichen, oft traurigen Stimmungen.

Meinem Vater hatte ich versprochen, alle Neuigkeiten von Bedeutung zu melden. So meldete ich denn schon den 19. Ja-

war die Nachricht der Berliner Zeitungen, daß die Russen in Königsberg eingerückt seien.

Am 28. Januar lag ein westfälischer Officier bei uns im Quartiere, der eben aus Rußland zurückgekehrt war, der erzählte uns furchtbare Geschichten vom Kriegsschauplatze.

Den 6. März kamen die ersten französischen Cohorten durch Helmstedt, 4 Bataillone.

Den 14. April ließen mich meine Eltern nach Haus holen. Schon unterweges begegneten mir französische Vorposten. Im Orte traf ich 400 reitende Jäger vom Davoustschen Corps, das in Gifhorn sein Hauptquartier hatte. So mitten im Kriege war ich noch nie gewesen. Tag und Nacht war Alles auf den Beinen, die Pferde standen gesattelt und aufgezäumt, Wachtfeuer loderten hell empor, Vorposten waren nach allen Seiten ausgestellt. Am Donnerstag-Abend unterhielten die Soldaten ein großes Feuer auf dem Amthofe. Die Bürger in ihrer Angst brachten die Sprütze in die Nähe. Die Soldaten hieben die Schläuche entzwei. Mein Vater beschwerte sich beim Obristen, es half nichts. Wahrscheinlich war die geheime Absicht, wenn ein Überfall stattfände, wollten die Franzosen den Ort anzünden und so sich leichter retten. Hinter der Aller schwärmten die Kosacken. Am Charfreitage konnte kein Gottesdienst gehalten werden. Auf dem Amthofe trieben die Soldaten, gleichsam um das Gefühl der Gefahr nicht aufkommen zu lassen, allerlei Possenspiel, vermummten sich und hielten einen Mummenschanz. Aus Versehen wurde einer erschossen. Eine versprengte Schaar Holländer traf ein und fing an zu plündern. Weiber und Kinder kamen händeringend und jammernd und flehten um Schutz. Mein Vater eilte sofort zum Obristen und beschwerte sich nachdrücklich. Der holländische

Gardemagazin sollte erschossen werden, auf meines Vaters Fürbitte behielt er das Leben und eilte mit den Seinen davon.

Erst am Samstag vor Ostern (17. April) wurden wir von den sehr unwillkommenen Gästen erlöst. Davoust stand noch immer in Gifhorn. Mein Bruder war dort auf Befehl des Präfecten Oberaufseher der Lieferungen und Magazine. Mein Vater wollte nichts liefern und bekam mehrmals von seinem Sohne Execution. Eines Mittags sprengten zwei Jäger mit gespannten Carabinern durch die Straßen. Als sie keinen Feind gewahrten, eilten sie zurück. Es kam nun eine Schaar von etwa zwanzig Mann. Schnell mußte Brot und Vieh geliefert werden. Die Soldaten speisten unterdessen auf offener Straße. Über aufrecht stehende Tonnen wurden Bretter gelegt, der Tisch war fertig und die Malzeit folgte schnell hinterdrein. Gesättigt und befriedigt zogen sie ab mit ihren erpreßten Lebensmitteln. Das war der letzte Besuch der Franzosen. Das Hauptcorps brach endlich auf und schlug sich nach Hamburg.

Anfang Mai wurde ein Tedeum befohlen für den Sieg der Franzosen bei Lützen, obschon sich keiner den Sieg eigentlich zuschreiben konnte. Wenn ein Tedeum in der Kirche begann, so liefen die Pfarrkinder hinaus, nur die Behörden blieben in Andacht zurück.

Am 11. Mai des Abends um 10 Uhr zeigten sich in meiner Heimat die ersten Kosacken, ein Pulk von 39 Mann. Der Hetman umarmte meinen Vater und küßte ihn, der Cantor aber, der immer nach dem Canton-Maire schrie, bekam Hiebe mit dem Kantschu: 'Nix Canton-Maire! Burgemeister!' Ich mußte mit dieser und ähnlichen Nachrichten sehr vorsichtig sein. Die Ausspäherei und Angeberei hatte in diesen letzten

Zeiten der Franzosenherrschaft ihren Höhepunkt erreicht. Ich war schon einige Male von der Polizei zur Verantwortung gezogen worden.

Am 26. Mai sprengten drei preußische Husaren in Helmstedt hinein und holten sich die Kassen. Gleich darauf kamen Kosacken. Am 30. Mai nochmals preußische Husaren.

Am 5. Juni begann der Waffenstillstand. Wir sahen dann und wann noch Franzosen: am 14. Juli zog das 2. französische Linienregiment durch.

Am 24. Juli gingen vier meiner Mitschüler heimlich unter die preußischen Freiwilligen.

Den 16. August nahm der Waffenstillstand ein Ende. Alles sah tröstlicher und hoffnungsreicher aus, nur nicht für die westfälischen Beamten: die meisten Canton-Maires wurden aufgehoben und fortgeschleppt; den Gensdarmen ging es noch schlimmer, sie hatten sich durch ihre Jagd auf die Conscribierten und andere Grausamkeiten zu verhaßt gemacht, und wurden jetzt oft sehr gemißhandelt. Die Fallersleber Brigade war versprengt; die einzelnen ließen sich dann und wann sehen, wurden aber bald wieder verjagt; sie hatten meinem Vater Rache geschworen und ich sehe es noch deutlich, wie dieser seine Doppelpistole lud und sich anschickte zur Vertheidigung gegen seine eigene Brigade.

Mein Bruder war unterdessen vom Präfecten des Oker-Departements nach Magdeburg geschickt, um über die von demselben gestellten Schanzarbeiter die Aufsicht zu führen. Mein Vater war empört über diese Verwendung seines Mairie-Secretärs. Am 1. Sept. schrieb er an ihn:

„Ein Beruf wie der Deinige gleicht dem mißvergnügten Deutschen, der nach Indien geht, um dort — Schwarze zu

quälen und sie täglich in und aus dem Stall zu zählen. Pfui! quittiere diese Stelle und kehre zurück!'

Es war ein sehr gehässiger und gefahrvoller Auftrag, der meinem Bruder zu Theil ward. Nur das Gefühl, den Pflichten, welche das Amt ihm auferlegte, zu genügen, und eine gewisse Seelenruhe, die ihn nie verließ, konnten ihn bestimmen, auf seinem Posten auszuharren. Mancher andere wäre in so einer Lage schwerlich so kaltblütig gewesen wie er. So oft die Franzosen glaubten, daß Feinde sich näherten, so wurde die Besatzung alarmiert. Die Verwirrung wurde jedesmal von den Schanzarbeitern benutzt und truppweise wußten sie sich davon zu machen. Bei einer solchen Gelegenheit waren einmal beinahe alle davon gelaufen. Mein Bruder wurde zum Commandanten beschieden, und der erklärte ihm: wenn er nicht sofort Arbeiter schaffe, so würde er erschossen werden. Mein Bruder schrieb mit der ordinären Post nach Braunschweig an den Präfecten, und dieser schickte neue Leute. Schon während des Waffenstillstandes hatte mein Bruder einen ebenfalls nicht angenehmen Auftrag auszuführen: er mußte einen Wagenzug mit Mehl und Getreide aus dem Oker- und Saal-Departement an die Besatzung von Glogau liefern. Es war ihm zur Begleitung ein Officier mit einer Abtheilung Soldaten beigesellt. Er saß mit dem Officier im ersten Wagen. Vor Glogau zankten sie sich. Der Officier zog den Degen und drang auf meinen Bruder ein. Dieser entwand ihm den Degen, zerbrach ihn und warf ihn dem Officier vor die Füße. Der Kerl machte viel Lärm und wollte sich beim Commandanten beschweren, aber es kam nichts danach.

Am 10. September zeigten sich in Fallersleben wieder Kosacken und Baschkiren, und am 25. erschien Marwitz mit

[illegible] Landwehrreitern. Meine Mutter schickte sofort einen Eilboten an den Präfecten Reimann, der sich denn auch noch retten konnte. Von Fallersleben zogen sie weiter und rückten um 1 Uhr in Braunschweig ein.

Denselben Tag schrieb mein Vater an meinen Bruder:

'Unbegreiflich schön ist das Benehmen dieser feindlichen Truppen, ich bin mit großer Artigkeit behandelt — der Amtmann Frank (Generalpächter) ist dagegen arretiert und zur Wolfsburg gebracht, wo er seine Pachtgelder zahlen soll, und Dieckmann (Brigadier der Gensdarmerie) soll man bei Stendal sogar an eine Eiche gehangen haben.'

Die Lage Magdeburgs wurde immer mißlicher. Wenn auch noch nicht eine Belagerung, so stand doch eine Einschließung baldigst bevor. Unter solchen Umständen hielt es meine Mutter für rathsam, ihren Sohn daheim zu haben. Sie verabredete sich mit einem Unteraufseher und dieser mußte mit einem Wagen nach Magdeburg fahren und dann seinen Oberaufseher abholen. Der Mann richtete die Sache ganz verständig ein. Er ließ den Wagen außerhalb der Schußlinie halten und ging dann zu Fuß zu meinem Bruder. Beide thaten nun, als ob sie ihre Schanzarbeiter besuchen wollten und spazierten dann immer weiter, bis sie den Wagen erreichten, stiegen ein und fuhren ab. Ich war gerade um die Zeit in Fallersleben. Wie groß war unsere Freude, als wir uns wiedersahen! Im Juli des nächsten Jahres war mein Bruder braunschweigischer Commissär bei den Magazinen in Egeln und Meyendorf.

Am 28. September zog Czernitscheff in Cassel ein. Am 1. October erklärte er von dort aus das Königreich Westfalen für aufgelöst.

Den 4. October reiſte ich mit den Meinigen nach Braunſchweig. Wir blieben einige Tage dort. Den 6. ſahen wir den Einzug Czernitſcheffs mit ſeinen Koſacken, ein ergötzlicher Anblick! Dieſe Geſichter, die ſich alle glichen, und dann wieder dieſe unendliche Mannigfaltigkeit in der Kleidung! Auf mehreren Wagen wurden die erbeuteten Sachen fortgeſchafft, auf einem ſaßen zwei Koſacken mit zwei zahmen Rehen, ein Bild des Friedens mitten im Kriege!

Seit dem 11. October war ich wieder in Helmſtedt. Die Kunde von der großen Schlacht bei Leipzig (18. Octbr.) drang erſt drei Tage ſpäter zu uns. Die Begeiſterung war groß. Auch Steinhart mein Stubengenoſſe war unter die Freiwilligen gegangen. Ohne ein Wort über ſein Vornehmen zu ſagen hatte er gleich bei meiner Ankunft Abſchied von mir genommen.

Den 26. October hatte Jérome Caſſel für immer verlaſſen.

In den erſten Tagen des Novembers ſahen wir faſt täglich Koſacken und Helwigſche Huſaren.

Den 3. November hatten ſich die alten hannoverſchen Miniſter wieder eingefunden und am 6. nahm Olfermann für ſeinen Herzog das Herzogthum Braunſchweig in Beſitz.

Am 8. November hielt mein Vater in der erſten öffentlichen Rathsſitzung folgende Anſprache:

'Theure Mitbürger! ich befinde mich heute wieder in Eurer Mitte; die Zeit wo ich unter einem fremden Namen für Eure Wohlfahrt ſorgte, iſt aber vorüber.'

'Drei Jahre waren es, daß ich pflichtgedrungen dies Geſchäft übernahm; eine höhere Hand hat aber dies Band nach dem Wunſche aller gutgeſinnten Deutſchen aufgelöſt: Ihr ſeid nicht mehr Weſtfalen, Ihr ſeid Hannoveraner, und durch die

...vollste Regierung, die Deutschland kennt, wieder in Eure Rechte eingesetzt.'

'Zehn jammervolle Jahre sind es, daß wir den Vaternamen unseres geliebten Königs Georg nicht nennen durften. — Seit drei Jahren aber hatten unsere Leiden weder Maß noch Ziel; hier galt es Ausdauer und männlichen Muth. Nicht lange konnten die geforderten Anstrengungen, die Hingabe des kärglichsten was wir besaßen, unserer Kinder und des Restes unseres Vermögens mehr dauern.'

'In diesem Zeitraume aber war, wenn das Unglück nicht den höchsten Grad erreichen sollte, noch immer Obrigkeit nöthig, und sie ward mir im sicheren Vertrauen auf meine erprobte Redlichkeit verliehen.'

'Wie ich diese Gewalt angewendet habe, darüber gebühret Euch zu richten, und ich benutze den ersten Tag unserer Rathssitzung dazu, Jeden hier öffentlich aufzufordern, mir eine vorsätzliche Ungerechtigkeit oder eine Unterlassung, Gefahren und Opfer abzuwenden, anzuschuldigen.'

Den anderen Tag legte er sein Amt als Bürgermeister nieder, dann aber schrieb er an den Präfecten:

'Fallersleben den 10. Nov. 1813.

Hochwolgeborener,
Hochgeehrter Herr Präfect!

Mit dem lebhaftesten Gefühle des innigsten Dankes für Ihre mir Zeit meiner gehabten Dienstführung gegebenen Beweise Ihrer Nachsicht und Ihres Wohlwollens gebe ich mir hiedurch die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen, daß ich außer Stand gesetzt bin, meine Functionen als Maire ferner fortzusetzen, die Anlage beweist dies hinlänglich.'

'Es blieb mir nach diesem — darf ich es wol äußern! — erfreulichen Ereigniß nichts übrig, als am Montag eine Rathhaussitzung zu eröffnen, las die Anlage vor und forderte in einer Rede meine Bürger auf über mein Betragen zu richten. Alles schwieg, aber: Vivat Georg der Dritte und es lebe der Bürgermeister hoch! war der Jubelton. Andern Tages aber — in voller Besonnenheit — legte ich meine Stelle als Bürgermeister nieder und entsagte dadurch einem jährlichen Gehalt von 50 Rthlr. — !!!'

'Dieser heroische Entschluß hoffe ich soll aber segensreich für den Abend meines Lebens sein und soll mir das Schätzbarste, Ruhe und Freiheit gewähren.'

'Nun leben Sie wohl! Schwerlich wird jemand mit der bisher so feil gewesenen Hochachtung sich aufrichtiger unterzeichnen als

Euer Hochwolgeboren
unterthäniger und gehorsamster
Diener
H. W. Hoffmann.'

Den 22. November feierten die Bürger Helmstedts ein Dankfest: sie zogen mit Musik und Gesang in die Schusterkirche und nach dem Gottesdienste in das Rathhaus, wo eine Rede gehalten ward.

Den 9—11. December lag bei uns das Bennigsensche Corps. Den 11. war großer Ball. Auch ich war zugegen und freute mich sehr, wie die russischen Officiere in Kriegsrüstung eine Polonaise tanzten. Nachher war große Tafel. Dr. Wolff überreichte dem General ein Gedicht mit einem Lorbeerkranze.

Den 21. Decbr. kam mein Bruder, um mich abzuholen. Den andern Tag in aller Frühe fuhren wir nach Braunschweig und sahen uns den Einzug des Herzogs an.

Unter diesen aufregenden und zerstreuenden Ereignissen ... mir doch Zeit zum Lernen. Das Lateinische und Grie... trieb ich mit Lust und Eifer, nicht minder das Fran... ; der Haß gegen die Franzosen hatte sich nur noch auf ... selbst beschränkt, ihre Sprache hielten wir für eine der drei ...sprachen, die für den Völkerverkehr nothwendig geworden ... Dr. Wolff verstand es, in den öffentlichen wie in den ...stunden durch seine Lehrweise uns in den grammatischen ... so angenehm und zugleich so gründlich einzuführen, daß ... die damalige Grundlage von nachhaltigem Vortheile ge... ist. Ich verfolgte übrigens die Sache mit gehörigem ...te. Am 11. März schrieb ich in mein Tagebuch:

'Sei fleißig! — Des Mittags mußt Du Florians nou... lesen, um Vocabeln und Redensarten zu lernen. Dies ... der Wunsch des Dr. Wolf und ist mein Wunsch. Seine ...denheit über mich, die er äußerte durch Lob in meiner ...wart, werde ich nie vergessen. Er sagte: „Sie übersetzen ... Secunda am besten, ich wüßte nicht leicht einen der so gut ...tzte als Sie.“'

Am 25. Mai finde ich die Bemerkung des Dr. Wolff: ... könnte noch einmal eine französische Grammaire schreiben.'

Für Poesie blieb ich nach wie vor beseelt und thätig trotz ... Aufregungen, welche sich durch das Kriegsgetümmel wieder... Schon zu Anfange des Jahres hatte ich mir ein Buch ...gt, worein ich alle Gedichte schrieb welche mich am meisten ...rachen. Ich las dann fleißig Kleist, Matthisson, und zu ...fange des Frühlings Hölty in der Ausgabe von Voß. Nie ... Thränen verweilte ich bei der Vorrede, diesem schönen, ...digen Denkmale, welches Voß seinem früh geschiedenen ...undfreunde gesetzt.

Seitdem Dr. Wolff die Declamierübungen leitete, erhielt meine Liebe zur Poesie neue Nahrung. Zur Declamation wählte ich gewöhnlich Schillersche Balladen. Jeder neue Beifall, den mein Gedächtniß oder mein Vortrag erndteten, gewann mich wie für Schiller so überhaupt für Poesie. Ich las oft in Schiller, und obschon ich die vielen mythologischen Beziehungen und die vielen sentenzenartigen Aussprüche oft entweder gar nicht oder falsch verstand, so las ich ihn doch gern und mit vieler Aufmerksamkeit. Darauf mag sich denn auch wol beziehen was ich zum 22. Mai anmerkte: 'Die Lectüre deutscher Dichter wird mir immer angenehmer.'

Gegen Ende des Jahres dichtete ich sehr fleißig. Den 29. Nov. vollendete ich ein Lied auf den Ausgang des Herbstes, 8 Strophen, und am 4. eine Elegie auf den Tod meiner jüngsten Schwester Dorothea, deren Bild mir immer gegenwärtig geblieben ist.

Nachdem ich das Neujahrsfest (1814) in gewohnter Weise mit den Meinigen gefeiert hatte, kehrte ich den 3. Januar schon nach Helmstedt zurück, mit anderen Gefühlen wie sonst, denn es war beschlossen worden, daß ich zu Ostern das Catharineum zu Braunschweig besuchen sollte.

Die Durchmärsche und Rüstungen dauerten fort, sonst erfuhren wir wenig vom Kriege außer dem welchen wir selbst führten: wir hatten uns Schneeschanzen gebaut und lieferten Schneeballschlachten auf dem Schulhofe, auf den Straßen und im Freien.

Nebenbei war ich sehr fleißig und verfaßte manches Gedicht. Meine Mitschüler nahmen großen Antheil an diesen meinen poetischen Bestrebungen: ich mußte ihnen von Zeit zu Zeit die Gedichte vorlesen, wozu ich mich nie verstanden hätte,

...n ich ihrer Theilnahme nicht gewiß gewesen wäre. S. bat ...ch sogar, einige dem Dr. Wolff vorlegen zu dürfen. Dieser ...d der Hofrath Wiedeburg billigten sehr, daß ich die Anlage ...r Poesie ausbildete, besonders wenn ich meine Schularbeiten ...t darüber vernachlässigte; der Hofrath fand es sogar sehr ...ch, daß ich die antiken Versmaße nachzuahmen unternahm. ...r schon am 10. März erfuhr ich, daß wenigstens Dr. Voll...n die Sache anders ansah: ich blieb im Griechischen der ...te, wurde aber bedroht, wenn ich noch ferner auf Neben...häftigungen meine Zeit verwendete, 6 hinunter zu kommen. ...ch schrieb in mein Tagebuch: 'Musa mihi cordi est.'

Am 24. Januar war ein feierlicher Redeact, wozu ein ...rucktes Programm ausgegeben ward:

> Das Fest der glücklichen Zurückkunft Sr. Durchlaucht Herrn Friedrich Wilhelm regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg in seine Staaten feiert das Pädagogium zu Helmstädt durch einen Rede-Act wozu geziemend einladet Friedrich August Wiedeburg. Helmstädt 1814. 8°.

Unter den sechs Schülern, welche Gedichte vortrugen, war ...ch ich, S. 23 heißt es: 'August Heinrich Hoffmann, recitiert das Vaterlandslied für die Deutschen, aus den „Empfindungen eines Patrioten beim Anbruche der Morgenröthe von Deutschlands Freiheit".'

Zu meinem Geburtstage (2. April) reiste ich in die Heimat. Als die Abdankung Napoleons bekannt wurde, zeichnete ...h mit einem Diamant auf eine Fensterscheibe in unserer Kinderstube ein Bild: in der Mitte Napoleon in zerlumpter Uniform mit seinem bekannten Hute, links der Gott der Zeit mit einer gewaltigen Sense und darunter folgende Verse:

Hier zeigt die Zeit ein Schattenspiel:
Napoleon den Großen,
Wie er von seiner Höhe fiel
In Nesseln mit dem Bloßen.

Die Fensterscheibe hat sich viele Jahre erhalten, ist aber endlich, wie meine Nichte sagte, 'caput' gegangen. Mancher, der sie sah, hat über den Secundanerwitz gelacht.

Den 19. April reiste ich nach Helmstedt um Abschied zu nehmen. Ich meldete dem Herrn Hofrath meinen Abgang und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Der Hofrath war sehr überrascht. Es waren für mich schwere Augenblicke. Ich packte meine Sachen zusammen und ging dann zum Dr. Bollmann. Nachdem ich beiden meinen Dank ausgesprochen und von ihnen Abschied genommen, fuhr ich bis Neindorf und ging dann zu Fuß weiter. Abends um 9 kam ich zu Haus an.

Meine Helmstedter Hausgenossen waren die zwei Jahre hindurch Blumenau, zwei von Kotzen, Hauenschild, Schuppe, Heymann.

Unter meinen übrigen Mitschülern zeichneten sich später aus Böttticher, Steinhart und Henke. Nur die beiden letzten sah ich nach vielen Jahren öfter wieder, Steinhart ist Professor in Schulpforta, Henke Prof. und Oberbibliothekar in Marburg.

Böttticher's*) liebenswürdiges, mildes Wesen, seine rege Theilnahme an meinem poetischen Leben und Trachten zogen mich zu ihm hin, wir verkehrten viel mit einander, ja, wir hatten ausgemacht, daß wir regelmäßig mit noch einigen Gleich-

*) Joh. Friedr. Böttticher, geb. zu Wormsdorf im Magdeb. 6. Juli 1798, † als Prof. am Fr.-Wilh.-Gymnasium zu Berlin 6. April 1850. S. Nekrolog der Deutschen 1850. S. 228—236.

...nten jeden Samstag bei ihm zusammenkommen wollten. ...n dem Osterprogramme 1815 giebt der Hofrath W. unter ...m Titel 'Arist, Muster gründlicher Vorbereitung auf aca...mische Studien' die idealisierte Schilderung eines für die ...versität durchaus musterhaft vorbereiteten Jünglings und ...rt selbst, daß B. dieser ἄριστος sei. Auch unter uns ...tern galt B. für ein Muster von Fleiß und Sittlichkeit.

Den 24. April reiste ich nach Braunschweig. Den fol...den Tag ward ich vom Director des Catharineums geprüft, ...fand und kam in die erste Classe.

Nun begann für mich ein freieres, regeres und mannig...geres Leben und es entwickelte sich immer mehr das was ...n Charakter zu nennen pflegt. Ich trieb mit großem Eifer ...chisch und Latein, und übersetzte aus letzterem ins Deutsche, ...B. die 2. Ekloge Virgils und einige Horazische Oden. Meine ...ie war bis jetzt ganz harmlos gewesen, wie schon die Über...schriften der damaligen Gedichte andeuten: 'Mein Schäfchen. ...eines Landmanns in der Fremde. Morgen und Abend. ...Melkerinnen, eine Idylle. Der Pilger.'

Ich kam aber hier wie mitten in den Krieg hinein. Die ...rungen wurden mit großem Eifer vom Herzoge betrieben ...das kleine Land von 200,000 Einwohnern, welches nach ...Frankfurter Beschlüssen vom 24. November 1813 nur ...Mann stellen sollte, hatte bald ein wohl ausgerüstetes ...von 10,000 Mann mit einer reitenden und einer Fuß...artillerie. Die Art und Weise, wie man mitunter diese Aus...rüstung zu bewerkstelligen suchte, wäre in westfälischer Zeit für ...ärgste Barbarei ausgeschrieen worden. Der schöne Brunne...n dem Hagenmarkte, ein Denkmal gleich ausgezeichnet durch

Kunſt wie durch Alterthum, wurde eines Nachts fortgeſchafft um Kanonen daraus zu gießen. Aus den Büchern von Riddagshauſen machte man Patronen und man hielt erſt dann inne, als man merkte, daß das alte Bücherpapier nicht dazu taugte.

Kein Wunder, daß auch unter ſolchen Rüſtungen meine Poeſie ihre bisherige harmloſe Richtung einbüßte.

Schon am 4. Mai ſchrieb ich in mein Tagebuch: 'Noch immer verſtummt die Muſa? Ja, auch noch immer war das Wetter ſchlecht.' Das ſchlechte Wetter waren aber eben die Zeitereigniſſe. Ich war für die kaum errungene deutſche Freiheit, wie man damals die Vertreibung der Franzoſen nannte, mit Leib und Seele begeiſtert. Schon in Helmſtedt hatte ich eine kleine Sammlung Körner'ſcher Lieder geleſen. Später erhielt ich von meinem Bruder Körner's Leier und Schwert geſchenkt. Ich wußte bald die meiſten Lieder auswendig. Ich blieb dadurch poetiſch angeregt und fing auch bald an von Freiheit und Vaterland zu dichten.

Den nächſten Anlaß dazu gab das Friedensfeſt. Briefe von Haus kündigten mir nämlich an, daß im Königreich Hannover am 24. Juli das Friedensfeſt gefeiert werden ſollte. Dieſe Nachricht ſtimmte mich ſo augenblicklich zum Dichten, daß ich während des ſehr trockenen Vortrags des ſehr ehrwürdigen Hofraths Helwig in der mathematiſchen Stunde ein Friedenslied zu Stande brachte nach der Melodie: 'Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.' Am 12. Juli ſchickte ich dies Lied mit einigen Xenien nach Haus und harrte in wunderbarer Begierde der Antwort, wie es aufgenommen würde. Zwei Tage nachher erfolgte ein lobender Brief meines Vaters und ich reiſte bald darauf mit einer unausſprechlichen Freude nach Haus.

Das Fest beginnt. Mit Musik geht der Zug in die Kirche, voran die Mädchen, geschmückt mit hellrothen und grünen Leibbändern, Kränze in den Händen, dann die Knaben, mit einem Eichenkranze um den Hut. Die Kirche ist mit Blumen bekränzt und bestreut. Alt und Jung stimmt an: 'Bis hieher hat uns Gott gebracht.' — Am Nachmittag Alles auf dem Lindmühlenberge. Nachdem gesungen: 'Nun danket alle Gott' nimmt der Tanz, der bis an den lichten Morgen fortdauert.

Den andern Tag ging es noch lustiger her, da war Freischießen. Mit voller Musik zieht die junge Schützengilde hinaus. Es beginnt das Königsschießen. Der beste Schuß ist gethan und der neue König wird vor einem großen G R gekrönt. Die junge Mannschaft lagert sich auf dem grünen Rasen und singt nun Lied: 'Herein, herein in unsers Kreises Runde!' ich stand dabei: ob mir das Herz klopfte! So etwas hatte ich noch nicht im Leben erfahren. Und nun noch die Freude der Meinigen! — Damit dies denkwürdige Ereigniß unvergessen bliebe, besorgte mir einige Wochen später der Buchdrucker Meyer (seine Frau war eine Fallersleberin) einige Abdrücke meines Liedes, die ich dann bis auf wenige nach Haus schickte, wo sie denn auch sofort vergriffen wurden.

Um diese Zeit wurde das Collegium Carolinum wieder ins Leben gerufen, außer den alten Lehrern wurden mehrere neue angestellt. Da sich keine Schüler einfanden und die Lehrer sich beschäftigt werden sollten, so wurden einige der letzteren zu Vorträgen an unserem Gymnasium veranlaßt. Wahrscheinlich war dabei mit die Absicht, die Primaner so für die neubegründete Lehranstalt vorzubereiten und hinüberzuziehen. Mitten im Sommer traten bei uns ein Hofrath Emperius,

Kirchenrath Wolff und Freiherr von Seckendorff. Emperius erklärte Virgils Georgica, Wolff hielt Religionsvorträge, und Seckendorff theilte die Ergebnisse seines Forschens mit über Declamation und Mimik, und hielt später Übungen mit uns im deutschen Stil. Von Wolff, dem Vater meines Helmstedter Lehrers, weiß ich nichts mehr, und von Emperius nur, daß seine Erklärungen die in Vossens Ausgabe der Georgica nicht entbehrlich machten. Von Seckendorff dagegen ist mir noch Manches im Gedächtniß. Der Mann hatte allerlei hübsche Kenntnisse und manche feine Beobachtungen gemacht, aber er war für einen Lehrer viel zu überspannt, zu unruhig und schauspielerig; nebenbei vermochte er nicht die ihm angeborene sächsische Aussprache zu beseitigen und leitete daraus sogar, lächerlich genug! Regeln ab für die richtige Aussprache des Hochdeutschen. Wir hörten seine Vorträge, die mit mancherlei Geschichten aus seinem Leben gespickt waren, mit Verwunderung an und jeder dachte sich sein Theil. Hinterdrein ahmten wir seine Vortragsweise nach im Hersagen von Gedichten. Doch war etwas von ihm zu lernen: wenn man von seinen Übertreibungen und Wunderlichkeiten absah, gelangte man oft zu der richtigen Einsicht, wie ein Gedicht aufzufassen und vorzutragen sei, und so verdankte ich ihm einen entschiedenen Fortschritt im Vortrage von Gedichten. Übrigens wunderten wir uns, wie ein solcher Mann, der mehr ein litterarischer Abenteurer und Schauspieler war, bei einer höheren Lehranstalt von großem Nutzen sein konnte. Er wußte nun auch noch den Schülern gegenüber weder die Würde seines neuen Berufs noch das Wesen eines verständigen Mannes zu behaupten. Bei einer Streitigkeit seines Sohnes mit einem unserer Primaner ward er, ohne die Sache erst zu untersuchen, ob denn auch sein Herr Sohn wirklich Recht

hatte, ſo heftig, daß er in die Worte ausbrach: 'Mein Sſonn iſt ein Cavvallier!'*)

Eine unverſiegbare Quelle des Humors und der Satire darf ich nicht unerwähnt laſſen. Das war nämlich der tägliche Verkehr mit meinem Hauswirthe und ſeiner Ehefrau.

Ich wohnte bei dem Opfermann Viehmann mit drei anderen Schülern zuſammen, mit Lindemann, Sohn des Paſtors in Jſenbüttel, der älter als ich, und Fritz Stoltze, Sohn des Förſters St. in Öbisfelde, der viel jünger als ich war. Wir drei hatten zugleich Frühſtück, Mittags- und Abendtiſch, dagegen Ferdinand Mävers, Sohn einer Paſtorenwittwe, ein Secundaner des Catharineums, kein Koſtgeld zahlte. Der Opfermann — eine vornehmere Bezeichnung des Küſters — war eine poſſierliche Erſcheinung: von mittlerer Größe, etwas ſchmächtig, mit einem purpurrothen Geſichte, lebendigen Augen, würdevoll in ſeinem Amte, beſonders Sonntags, wenn er im ſchwarzen Frack mit kurzen ſchwarzen Hoſen und ſchwarzen Strümpfen, auf dem Haupte eine dicke, ſtark bepuderte Perrücke erſchien, zu Hauſe in bequemer Tracht, für gutes Eſſen und Trinken empfänglich und ſich die Zeit zu vertreiben eifrig bedacht. Abends nach Tiſche, wenn er ſich mit uns nicht unterhalten mochte, ſaß er da, die Brille auf der Naſe und las Band einen Ritter- oder Räuberroman, und niemand durfte ihn ſtören. Seine Frau, ziemlich ſtark und ſehr unbeholfen, ruhigen Gemüths, pflegte den Tag über ſich um das Hausweſen zu kümmern oder die braunſchweigiſchen Anzeigen zu

*) Guſtav Anton Freiherr von Seckendorff, als plaſtiſch-mimiſcher Künſtler unter dem Namen: Patrik Peale, war zu Meuſelwitz 1775 geboren und ſoll zu Alexandria im Staate Louiſiana im Dec. 1823 in Armuth und Elend geſtorben ſein.

lesen, saß aber Abends regelmäßig in ihrem Sorgenstuhle und rauchte erst ihre lange irdene Pfeife, ehe sie bei ihrem Nachbar zur Abendunterhaltung sich einfand. Zu ihrer Bedienung gehörte nun noch eine Hausmagd, schon etwas ältlich, die sich durch Folgsamkeit und Schweigen auszeichnete.

Das Viehmannsche Ehepaar lebte mit einander zufrieden und glücklich. Wenn er zuweilen übeler Laune war und eine Ahndung von Zanken bekam, und sich dann hart gegen seine Frau aussprach, so war das nur ein Scheinkrieg, er wußte recht gut, daß sich seine Frau Liebste nicht in ihrer Seelenruhe stören ließ, und nach kurzer Zeit redete er sie zärtlich an: 'Mein Kind, mein süßer Engel!' und sie schmunzelte. Beide hatten einige gemeinschaftliche Liebhabereien, vornämlich Schweine und Katzen. Jn jedem Frühjahr wurden zwei Ferkel gekauft und in den Koben gesetzt. Für ihr Futter wurde täglich gewissenhaft gesorgt. Frau V. sprach nie anders von diesen Thieren als daß sie mit einer gewissen Achtung und Liebe sagte: 'mine Swinekens, mine lütjen Kinders.' Wenn sie fett waren, so wurden sie um die Weihnachtszeit geschlachtet. Das war ein trauriger Augenblick. Frau V. ging jedesmal hinter die Katharinenkirche, um das Todesgeschrei ihrer Kinder nicht zu hören und kam erst wieder, wenn sie abgebrüht, ausgenommen und mit dem Querholz am Nagel aufgehängt waren. Dann aber verklärte sich ihr Gesicht, wenn ihre zarte Pflege durch reichliches Fett und dicken festen Speck vergolten wurde. Die Metzger erhielten hinterdrein sehr feines Essen und tranken Wein dazu.

Eben solche Theilnahme fanden die drei Katzen. Sie bekamen wie wir täglich ihr Frühstück, ihr Mittags- und Abendessen. Bei ihrem Erscheinen wurde oft von ihren Tugenden und Eigenthümlichkeiten erzählt. Jede hatte ihren Namen, die

den Kater hießen Murner und Hausmann, und die Katze Mienchen. Ein ſolcher Thierdienſt war uns lächerlich und unangenehm. Obſchon die Katzen uns nichts thaten, ſo machte es uns doch Spaß, ſie immer in Furcht zu halten. Niemand verſtand das beſſer als Fritz. Er ſchnalzte mit der Zunge, fuchte, huſtete, brummte, und die Katzen riſſen aus. Er pflegte zuweilen, ohne daß es der Alte merkte, irgend eine Bewegung mit der Hand oder dem Fuße zu machen, und die Katzen ließen das Eſſen im Stich und eilten zur Thür hinaus. 'Das hat er wieder gethan, der Muſche Fritz, der dumme Junge —' hieß es dann. Solche Geſchichten ereigneten ſich öfter, und wenn ich eine beſang, ſo hatte ich ſie alle beſungen, z. B. 17. Sept.

Schon ſpringet Murner zu dem Nappe
Mit hohen Sprüngen wie ein Rappe.
Schon ſtürzet mit der langen Lunte
Herr Hausmann, auch genannt der Bunte,
Von Gaspers Boden ſchnell herbei.
Wenn jemals glühte Heldenmuth,
Wenn jemals rollte edles Blut,
So iſt es hier bei dieſem Brei,
Denn Murner ſtehet da ſo feſt
Und keiner raubet ihm den Reſt.
Beſcheidener verfährt mein Mienchen,
Es nahet leiſe jetzt heran,
Und liegt dort auch kein junges Hühnchen,
So ſieht man was der Hunger kann.
Doch kaum beginnt es ſeinen Schmaus,
So eilt's auch ſchon zur Thür hinaus.
Der Alte ſpricht in bittrem Grimme:
'Das hat gethan nur Er, der Schlimme! —
Mein Murner hat ganz andern Sinn,
Der hebet ja ſein Bäuchlein ſehr,
Und frißt den ganzen Teller leer.'

Hier zeigt die Zeit ein Schattenſpiel:
Napoleon den Großen,
Wie er von ſeiner Höhe fiel
In Neſſeln mit dem Bloßen.

Die Fenſterſcheibe hat ſich viele Jahre erhalten, iſt aber endlich, wie meine Nichte ſagte, 'caput' gegangen. Mancher, der ſie ſah, hat über den Secundanerwitz gelacht.

Den 19. April reiſte ich nach Helmſtedt um Abſchied zu nehmen. Ich meldete dem Herrn Hofrath meinen Abgang und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Der Hofrath war ſehr überraſcht. Es waren für mich ſchwere Augenblicke. Ich packte meine Sachen zuſammen und ging dann zum Dr. Bollmann. Nachdem ich beiden meinen Dank ausgeſprochen und von ihnen Abſchied genommen, fuhr ich bis Neindorf und ging dann zu Fuß weiter. Abends um 9 kam ich zu Haus an.

Meine Helmſtedter Hausgenoſſen waren die zwei Jahre hindurch Blumenau, zwei von Kotzen, Hauenſchild, Schuppe, Heymann.

Unter meinen übrigen Mitſchülern zeichneten ſich ſpäter aus Böttticher, Steinhart und Henke. Nur die beiden letzten ſah ich nach vielen Jahren öfter wieder, Steinhart iſt Profeſſor in Schulpforta, Henke Prof. und Oberbibliothekar in Marburg.

Böttticher's*) liebenswürdiges, mildes Weſen, ſeine rege Theilnahme an meinem poetiſchen Leben und Trachten zogen mich zu ihm hin, wir verkehrten viel mit einander, ja, wir hatten ausgemacht, daß wir regelmäßig mit noch einigen Gleich

*) Joh. Friedr. Böttticher, geb. zu Wormsdorf im Magdeb. 6. Juli 1798, † als Prof. am Fr.-Wilh.-Gymnaſium zu Berlin 6. April 1850. S. Nekrolog der Deutſchen 1850. S. 228—236.

auf was ich hörte und sah — das war meine erste Reisebeschreibung.

Der 18. October ward zum ersten Male feierlich begangen. Ich ging in die Katharinenkirche. Der Pastor Ahlers predigte über 5. Buch Moses 4, 9: 'Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichte, die deine Augen gesehen haben und daß sie nicht aus deinem Herzen kommen alle dein Leben lang. Und sollt deinen Kindern und Kindeskindern kund thun den Tag.' Schon damals hatten wir vergessen, was denn eigentlich gefeiert ward, unmöglich doch der Sieg für die gänzliche Rückkehr in die alte gute Zeit? Ich sprach mich mit Ernst und Bitterkeit, mit Laune und Spott darüber aus, und fand eine gewisse Art von Patriotismus dumm, lächerlich und abgeschmackt.

Mein Vater merkte die gefährliche Richtung meines Geistes und schrieb mir zu Ende des Jahrs (15. Dec. 1814) einen Brief mit der Anrede 'Angehender Hogarth' und ermahnte mich ganz ernstlich: 'Dann gewöhne Dir die Faseleien ab, denn in der That, ich möchte Dich künftig nicht gern in der Schaar der Satyriker sehen. Die Schwächen der Nebenmenschen aufdecken — wozu man vor dem 50. Jahre nicht einmal in der Republik und im Contrat social Befugniß hat — ist kein Verdienst.'

Die Weihnachtsferien waren vergnügt verlebt. Den 5. Januar 1815 traf ich wieder in Braunschweig ein. Den Mahnungen meines Vaters nachzukommen hielt schwer, zumal jetzt wo Dr. Petri mit uns den Juvenal las. Eine Vergleichung der alten Romer in den Zeiten ihrer Entartung und Entsittlichung mit der Gegenwart lag zu nahe und lockte mich, der ich die Satire

meiden sollte, erst recht hinein. Dr. Petri wußte uns in das Verständniß des eben nicht leichten Satiren-Dichters einzuführen durch Einleitungen über römische Sitten und Gebräuche und durch gründliche Sach- und Worterklärungen. Die große Schwierigkeit im richtigen Verstehen des lateinischen Textes reizte mich zu einer metrischen Uebersetzung, welche mich manche Stunde eben so sehr quälte wie ergötzte.

Am 3. Februar des Abends hatten wir ein Gewitter. Wir saßen am Tische, jeder mit Lesen beschäftigt. Wir hatten schon einige Donnerschläge gehört, ohne weiter darauf zu achten. Plötzlich werden wir durch einen furchtbaren Schlag erschreckt, Mävers, der kurz zuvor aufgestanden und Rike, die eben ein Glas Bier einschenken will, fallen in Ohnmacht. Wir stürzen zur Thür hinaus, sehen nach den Katharinenthürmen, aber bemerken nichts. Dann kommt ein Bote, dann der Pastor Meyer, sie gehen mit dem Opfermann in den Thurm; sie riechen nichts, sie sehen nichts und kehren um. Doch als sie unten die Thür öffnen, da schreit ihnen eine Menschenmenge entgegen: Feuer! Feuer!

Im Theater war der Wirrwarr gegeben. Als den Zuschauern der Donner, der darin vorkommt, doch zu natürlich schien, waren sie hinausgestürzt und sahen nun, wie der Thurm brannte.

Nach einigen Minuten fällt der Knopf herab krachend und funkensprühend wie eine platzende Bombe. Er wird in unser Haus geschafft und in Gegenwart des Herzogs und seines Gefolges geöffnet. Es kommt ein hölzernes Kästchen zum Vorschein, worin drei Päckchen in gelbes Wachstuch gewickelt. Durchlaucht hätte gern den Inhalt gesehen, der Vorsteher aber nimmt alles an sich.

Unterdeſſen iſt von Soldaten der Platz an der Kirche ringsumher abgeſperrt. Zimmerleute ſind beſchäftigt, die oberſte Spitze des Thurmes abzuhauen. Der Herzog ſteigt hinauf, um ſie in ihrer Arbeit anzufeuern. Wie aus einem Krater fliegen aus der mit Kupfer gedeckten Spitze die glühenden Kohlen hervor, die der ſtarke Wind weit über die Dächer wegweht. Es iſt Nacht. Den Zimmerleuten wird es zu heiß, ſie können ihre beabſichtigte Arbeit nicht vollenden und müſſen mehrere Fuß tiefer ihr Werk von neuem beginnen. Bald ſchlägt lodernd die Flamme empor und kommt nun an die Bleibedachung. Es wird fortwährend Waſſer und Miſt hinaufgeſchafft. Man hört die Axtſchläge der Zimmerleute. Sie arbeiten bis an den Morgen. Dann wird es ihnen auch dort zu heiß und ſie müſſen ihr Werk aufgeben. Das Feuer lodert fort, an Löſchen iſt nicht zu denken.

So dauert es bis zum folgenden Nachmittag. Um 5 Uhr macht das Feuer die von den Zimmerleuten gemachten Löcher, da ſchlägt die helle Flamme heraus. Um 8 Uhr fällt die glühende Spitze auf das Kirchendach — ein prachtvoller, aber ſchrecklicher Anblick! und während man beſchäftigt iſt, das Kirchendach zu löſchen, löſt ſich glühendes Blei ab und verbreitet einen gewaltigen Feuerregen, ſo daß die Soldaten ſagen: 'Nun fangt et an te sniën!' Endlich gelangt das Feuer an die eiſerne Hauptthür, die ringsum mit naſſem Miſt belegt iſt. Es läßt nach. Ein Zimmermann öffnet dieſe Thür, löſcht das nächſte Feuer und dann das übrige. Es iſt gerade Mitternacht 12 Uhr, da ſchreit er von oben herab: ''t is ute!'

Zu den Oſterferien reiſte ich wieder zu meinen Eltern, diesmal über Adenbüttel und Iſenbüttel. Erſt am 15. März traf ich ein. Unterwegs ritt ein Freund unſeres Hauſes, der eben

von Braunschweig kam, an mir vorbei und rief mir zu: 'Napoleon ist in Frankreich gelandet.' Als ich in die Stube eintrete, finde ich Alles schon im lebhaftesten Gespräche. Der Amtmann schlägt die Hände hoch empor und ruft: 'Kinders! Kinders! Jetzt muß Alles mit! Alles, Alles mit! Du auch!' — 'Ich, Herr Amtmann? Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen.' — Ich meinte das in vollem Ernste, weil ich lieber gegen die inneren als äußeren Feinde kämpfen wollte.

Nach einigen Tagen ergriff auch mich der Freiheitskriegschwindel, ich las viel in Körner und machte politische Sonette. Wie es kommen würde, ahnte ich jedoch in ruhigen Stunden und sprach es unverholen aus. In einem Sonette vom 27. März lautete der Schluß: 'Der Deutsche soll nun auch für Frankreich sterben? O möcht' er nicht um diese Krone werben, Er wird dereinst nur leeren Lohn ererben.'

Bei allen meinen liebgewonnenen poetischen und classischen Studien suchte ich mich doch vor Einseitigkeit zu bewahren. Die Tagesereignisse hatten großes Interesse für mich, ich las alle Zeitungen, deren ich habhaft werden konnte, und beschäftigte mich gern mit Geschichte. So machte ich mir jetzt viele Auszüge aus dem alten Fallersleber Rathsbuche, die ich sogar später drucken lassen konnte.

Am 1. April befand ich mich wieder in Braunschweig. Sehr erfreulich war für mich, daß Dr. Wolff Lehrer am Catharineum geworden war. Am 5. April begann er mit uns Übungen im deutschen Stil.

Obschon mein Vater vor einiger Zeit noch gesagt hatte: 'Ich will meine Hand von Dir abziehen, wenn Du nichts Rechtes lernst und wenn Du ferner dichtest', so war das doch

...t so böse gemeint. In der Mittheilung dieser väterlichen ...orte an meinen Bruder fügte ich hinzu: 'Nun verhalte ich ...ch ganz mausestill, und esse in Hexametern und Jamben ...nen Braten und mein Stück Kuchen.'

Ich dichtete nach wie vor, und dichtete jetzt Freiheitslieder ... und außer der Schule. Es war unter uns ein reges, ...iges Leben. Vor Beginn der Stunde pflegten wir immer ... vollem Chor ein Lied anzustimmen: 'Das Volk steht ...f, der Sturm bricht los', oder 'Was glänzt dort vom Walde ... Sonnenschein?' Wir machten oft einen fürchterlichen Lärm, ...s ob die Welt unterginge, besonders bei dem Liede 'Als die ...ssen marschierten vor Prag'; dabei wurde immer aus Leibes...räften getrommelt und getrompetet. Das bewegte Leben der ...gegenwart hatte auch uns Schüler gewaltig ergriffen. Alle ...Schlachtbeschreibungen der Griechen und Römer konnten das ...ht bewirken, was oft eine kleine Zeitungsnachricht vermochte. ...ir waren ausgelassener als jemals und sangen so recht aus ...ner Brust 'Ein freies Leben führen wir.' Ich wurde so keck, ...ß ich eines Tages ein selbstverfaßtes Gedicht in der Classe ...klamierte. Es betraf die Gegenwart und schilderte Napoleons ...Wiedererscheinen als eine Strafe des Himmels dafür, daß die ...ssen mit der Erfüllung ihrer Verheißungen bisher gezögert hatten.

Am 2. Mai ging ich zum Buchdrucker Johann Heinrich ...ger und brachte ihm vier vor einiger Zeit verfaßte Lieder ... fragte ihn, ob er geneigt sei, sie zu drucken. 'Sehr gern, ...derte er, schade daß Sie nicht schon eher damit gekommen ...d.' Er bestellte dann für seinen 'Calender auf das Schalt...jahr nach Christi Geburt 1816' ein Einleitungsgedicht. Auch ... sage: 'Sehr gern ꝛc.' und den andern Tag ist es bereits ...endet und in seinen Händen.

lesen, saß aber Abends regelmäßig in ihrem Sorgenstuhle und rauchte erst ihre lange irdene Pfeife, ehe sie bei ihrem Nachbar zur Abendunterhaltung sich einfand. Zu ihrer Bedienung gehörte nun noch eine Hausmagd, schon etwas ältlich, die sich durch Folgsamkeit und Schweigen auszeichnete.

Das Viehmannsche Ehepaar lebte mit einander zufrieden und glücklich. Wenn er zuweilen übeler Laune war und eine Ahndung von Zanken bekam, und sich dann hart gegen seine Frau aussprach, so war das nur ein Scheinkrieg, er wußte recht gut, daß sich seine Frau Liebste nicht in ihrer Seelenruhe stören ließ, und nach kurzer Zeit redete er sie zärtlich an: 'Mein Kind, mein süßer Engel!' und sie schmunzelte. Beide hatten einige gemeinschaftliche Liebhabereien, vornämlich Schweine und Katzen. In jedem Frühjahr wurden zwei Ferkel gekauft und in den Koben gesetzt. Für ihr Futter wurde täglich gewissenhaft gesorgt. Frau V. sprach nie anders von diesen Thieren als daß sie mit einer gewissen Achtung und Liebe sagte: 'mine Swinekens, mine lütjen Kinders.' Wenn sie fett waren, so wurden sie um die Weihnachtszeit geschlachtet. Das war ein trauriger Augenblick. Frau V. ging jedesmal hinter die Katharinenkirche, um das Todesgeschrei ihrer Kinder nicht zu hören und kam erst wieder, wenn sie abgebrüht, ausgenommen und mit dem Querholz am Nagel aufgehängt waren. Dann aber verklärte sich ihr Gesicht, wenn ihre zarte Pflege durch reichliches Fett und dicken festen Speck vergolten wurde. Die Metzger erhielten hinterdrein sehr feines Essen und tranken Wein dazu.

Eben solche Theilnahme fanden die drei Katzen. Sie bekamen wie wir täglich ihr Frühstück, ihr Mittags- und Abendessen. Bei ihrem Erscheinen wurde oft von ihren Tugenden und Eigenthümlichkeiten erzählt. Jede hatte ihren Namen, die

... am Ende, wenn mein Gegner ſich bemühte gründlich zu ..., wurde ich grob.

Dennoch wirkte nach einigen Tagen auch der unbedeutendſte Tadel vortrefflich. Hätte ich nur ſtatt alles Lobes etwas mehr Tadel und noch dazu vielſeitigeren erhalten! Meine getadelten ... Vergehen machten mich jetzt zu einem entſchiedenen Lieb... aller Proſodie, der deutſchen, griechiſchen und lateiniſchen, ... ich unterrichtete ſogar in der letzten. Es lag mir recht daran, ... damit in's Reine zu kommen, und ich muß geſtehen, ich ... mich im Lateiniſchen und Deutſchen redlich. So über... ich aus dem Juvenal und Virgils Eklogen metriſch ins ...che, den Anakreon aber zugleich metriſch ins Deutſche ... lateiniſche, und ſtatt daß meine Mitſchüler ſich bei ihren ...arbeiten mit lateiniſcher Proſa begnügten, ſo hatte ich ſie in ...chen oder Jamben oder Trochäen ausgearbeitet.

Meine vier Lieder erſchienen ohne meinen Namen unter ... Titel:

'Deutſche Lieder von A. H. H.
Vincet amor patriae, laudumque inmensa cupido.
Virg. Aen. VI. 824.'

O. O. u. J. 5 Bl. 8°.

Die Begeiſterung, in der ſie verfaßt ſind, verdient noch ... Anerkennung; ſonſt iſt nichts Gutes daran.

Übrigens zählte auch ich mich damals ſchon zu den Ent...ten. Es ſchien mir jetzt nur noch bitterer Spott, was ... am Schluſſe meines Friedensliedes (24. Juli 1814) aus...rochen hatte:

Nun kommen wieder wonnevolle Zeiten
Durch dieſes Friedensband,
Nun kommen wieder jene alten Zeiten
In unſer Vaterland.

Ja, es kamen 'jene alten Zeiten' — der hannoverschen Adels- und Beamtenherrschaft mit allen den alten Herrlichkeiten, die wir seit 1803 los geworden waren. Täglich trafen neue Nachrichten aus dem Hannoverschen ein, daß die Wiederherstellung des althannoverschen Wesens die glücklichsten Fortschritte mache.

Um diese Zeit (Anf. Mais) faßte ich den Entschluß, Hannover für immer aufzugeben. Mein Bruder dachte ebenso, er war damals schon im Auslande, und ich schrieb ihm:

'Cedamus patria! so sagt der Emigrant beim Juvenal. Auch wir wollen dem Vaterlande entfliehen!' Dann fügte ich ein Sonett hinzu:

— — — — — — — — — — —

Der alte Adel schlinget neue Bande
Und unterjocht die Freiheit weit und breit,
Den stillen Bürger schreckt der Großen Neid,
Willkür und Selbstsucht herrscht im Vaterlande.

Hier kann wohl nie dereinst mein Glück erblühen,
Wol nie mein Muth in diesen Fesseln glühen,
Drum will ich diesem schnöden Land' entfliehen.
Gott gab der Reiche viel' auf dieser Erde,
Er wandelt auch in Freude die Beschwerde,
Drum lodre meine Glut auf fremdem Herde.

Der Adel trat mit der größten Anmaßung wieder auf und suchte seine alten Vorrechte und Bevorzugungen auf alle Weise wieder geltend zu machen. Da thauten die alten längst verschollenen Klänge wie die eingefrorenen des Münchhausenschen Posthorns mit Einem Male wieder auf: Herr von, Herr Baron, Herr Graf, Ew. Gnaden, gnädige Frau, Hochgeboren, Hochwohl-, Hoch- und Hochwohlgeboren u. s. w. Alle höheren Staatsstellen wurden mit Adelichen besetzt, in der Cavallerie

gab es bald nur noch adeliche Officiere, die adelichen Amtmänner hießen Droſten, die adelichen reitenden Förſter Forſtmeiſter, die adelichen Förſter trugen goldene, die bürgerlichen ſilberne Epaulettes, die Adelichen hatten ihre eigenen beſſeren Sitze im Theater, ſogar in den Göttinger Hörſälen, und ihre Todten ſtanden in den Hannoverſchen Anzeigen unter der Abtheilung: 'Characteriſierte Perſonen'. Das waren die wonnevollen Zeiten!

Am 21. Juni kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs († 16. Juni). Niemand wollte es glauben. Da läuteten die Glocken und beſtätigten es. Ganz Braunſchweig in Trauer. Meine jungen Poeten dichteten Elegien. Auch ich entſchloß mich dazu, aber erſt den 30. Juni. Ich habe kaum je wieder ein ſo langes Gedicht gemacht: 16 Strophen. Mein Lehrer Dr. Wolff lobte es — unbegreiflich! Das einzige Gute daran iſt der elegiſche Ton, offenbar ſchwebte mir vor die Elegie auf den Tod eines Landmädchens. Dreizehen Jahre ſpäter ſchrieb ich in Bezug auf dieſe meine Elegie: 'Gottlob, mein letztes politiſches Gedicht, und wenn es zufällig noch am Sarge des Herzogs zu St. Blaſii hangt, das einzige, welches der Welt zuwiderlich iſt!'!

So böſe ich ſchon um dieſe Zeit auf meine Druckſachen war, ſo tröſtete ich mich doch in ruhigen Augenblicken mit dem Vergnügen, das ich Anderen und eben dadurch auch mir bereitet hatte; und als endlich dieſe Elegie ganz von mir verdammt war, da freuete ich mich noch, daß ſie zwei Menſchen näher brachte, die für Freundſchaft und Poeſie gleiche Neigungen, gleiche Hoffnungen hegten.

Dort auf dem öden Schulhofe, wo ich nie etwas Freundliches geſehen und gehört hatte, wo ich mit der größten Gleich-

von Braunschweig kam, an mir vorbei und rief mir zu: 'Napoleon ist in Frankreich gelandet.' Als ich in die Stube eintrete, finde ich Alles schon im lebhaftesten Gespräche. Der Amtmann schlägt die Hände hoch empor und ruft: 'Kinders! Kinders! Jetzt muß Alles mit! Alles, Alles mit! Du auch!' — 'Ich, Herr Amtmann? Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen.' — Ich meinte das in vollem Ernste, weil ich lieber gegen die inneren als äußeren Feinde kämpfen wollte.

Nach einigen Tagen ergriff auch mich der Freiheitskriegschwindel, ich las viel in Körner und machte politische Sonette. Wie es kommen würde, ahnte ich jedoch in ruhigen Stunden und sprach es unverholen aus. In einem Sonette vom 27. März lautete der Schluß: 'Der Deutsche soll nun auch für Frankreich sterben? O möcht' er nicht um diese Krone werben, Er wird dereinst nur leeren Lohn ererben.'

Bei allen meinen liebgewonnenen poetischen und classischen Studien suchte ich mich doch vor Einseitigkeit zu bewahren. Die Tagesereignisse hatten großes Interesse für mich, ich las alle Zeitungen, deren ich habhaft werden konnte, und beschäftigte mich gern mit Geschichte. So machte ich mir jetzt viele Auszüge aus dem alten Fallersleber Rathsbuche, die ich sogar später drucken lassen konnte.

Am 1. April befand ich mich wieder in Braunschweig. Sehr erfreulich war für mich, daß Dr. Wolff Lehrer am Catharineum geworden war. Am 5. April begann er mit uns Übungen im deutschen Stil.

Obschon mein Vater vor einiger Zeit noch gesagt hatte: 'Ich will meine Hand von Dir abziehen, wenn Du nichts Rechtes lernst und wenn Du ferner dichtest', so war das doch

Ich eile damit zu Henneberg. 'Das gefällt mir nicht!' entgegnete er mir, und ich werde ſtutzig: 'Lies es doch ordentlich!' hilft nichts, er bleibt dabei. Jetzt ſpricht ſich jeder aus, und die Bahn zur Freimüthigkeit bei allen künftigen Mittheilungen iſt gebrochen.

Unterdeſſen hatte ſich zu uns noch ein Poet gefunden, der uns durch ſeine wilde Phantaſie in Erſtaunen ſetzte, deſſen ſonſtiges Thun und Treiben uns aber, wenigſtens mir, niemals ſo recht gefallen wollte, und dies war Köchy, der Sohn deſſelben Profeſſors, der bei einer Gelegenheit, als von mir die Rede war, ausrief: 'Ah c'est le poëte le grand!' Ich bewunderte oft im Stillen die herrliche Anlage Köchy's und ich konnte es nie unterlaſſen ſie zu loben, obſchon ich wußte, daß jedes Lob ſeiner Eitelkeit noch mehr Nahrung geben würde und jede Anerkennung ſeiner Vorzüge ihn zum Mißbrauche derſelben noch mehr aufmuntern konnte. Und wirklich, alles Schlimme, was ich bei meiner Gutmüthigkeit in Bezug auf Köchy fürchtete, begegnete mir. Es war einmal ſo üblich geworden, ſich einander poetiſch der Freundſchaft zu verſichern. Was thut Köchy? Er ſchreibt ein langes, bogenlanges Gedicht an mich und auf mich; ich fange an zu leſen, natürlich mit einem freudigen Gefühle; ich leſe es zu Ende und — weiß gar nicht was ich geleſen habe. Ich fange bedächtiger an und finde nun, daß das Ganze nichts als der ſchauderhafteſte Unſinn iſt in ſchönen Worten mit hinundwieder ſchönen Bildern, aber doch ein ſolcher Unſinn, daß ich über dieſe Kunſt mich am Ende mehr freute als ich mich über die ſchlechte Abſicht ärgerte.

Daß ich die Fopperei nicht gleich merkte, iſt erklärlich aus meiner damaligen poetiſchen Richtung. Von Michaelis 1815 an bis Weihnachten war Roſegarten mein Liebling. Ich hätte

meiden sollte, erst recht hinein. Dr. Petri wußte uns in das Verständniß des eben nicht leichten Satiren-Dichters einzuführen durch Einleitungen über römische Sitten und Gebräuche und durch gründliche Sach- und Worterklärungen. Die große Schwierigkeit im richtigen Verstehen des lateinischen Textes reizte mich zu einer metrischen Uebersetzung, welche mich manche Stunde eben so sehr quälte wie ergötzte.

Am 3. Februar des Abends hatten wir ein Gewitter. Wir saßen am Tische, jeder mit Lesen beschäftigt. Wir hatten schon einige Donnerschläge gehört, ohne weiter darauf zu achten. Plötzlich werden wir durch einen furchtbaren Schlag erschreckt, Mävers, der kurz zuvor aufgestanden und Rike, die eben ein Glas Bier einschenken will, fallen in Ohnmacht. Wir stürzen zur Thür hinaus, sehen nach den Katharinenthürmen, aber bemerken nichts. Dann kommt ein Bote, dann der Pastor Meyer, sie gehen mit dem Opfermann in den Thurm; sie riechen nichts, sie sehen nichts und kehren um. Doch als sie unten die Thür öffnen, da schreit ihnen eine Menschenmenge entgegen: Feuer! Feuer!

Im Theater war der Wirrwarr gegeben. Als den Zuschauern der Donner, der darin vorkommt, doch zu natürlich schien, waren sie hinausgestürzt und sahen nun, wie der Thurm brannte.

Nach einigen Minuten fällt der Knopf herab krachend und funkensprühend wie eine platzende Bombe. Er wird in unser Haus geschafft und in Gegenwart des Herzogs und seines Gefolges geöffnet. Es kommt ein hölzernes Kästchen zum Vorschein, worin drei Päckchen in gelbes Wachstuch gewickelt. Durchlaucht hätte gern den Inhalt gesehen, der Vorsteher aber nimmt alles an sich.

Unterdeſſen iſt von Soldaten der Platz an der Kirche rings umher abgeſperrt. Zimmerleute ſind beſchäftigt, die oberſte Spitze des Thurmes abzuhauen. Der Herzog ſteigt hinauf, um ſie in ihrer Arbeit anzufeuern. Wie aus einem Krater fliegen aus der mit Kupfer gedeckten Spitze die glühenden Kohlen hervor, die der ſtarke Wind weit über die Dächer wegtreibt. Es iſt Nacht. Den Zimmerleuten wird es zu heiß, ſie können ihre beabſichtigte Arbeit nicht vollenden und müſſen mehrere Fuß tiefer ihr Werk von neuem beginnen. Bald ſchlägt hochlodernd die Flamme empor und kommt nun an die Bleibedachung. Es wird fortwährend Waſſer und Miſt hinaufgeſchafft. Man hört die Axtſchläge der Zimmerleute. Sie arbeiten bis an den Morgen. Dann wird es ihnen auch dort zu heiß und ſie müſſen ihr Werk aufgeben. Das Feuer lodert fort, an Löſchen iſt nicht zu denken.

So dauert es bis zum folgenden Nachmittag. Um 5 Uhr macht das Feuer die von den Zimmerleuten gemachten Löcher, da ragt die helle Flamme heraus. Um 8 Uhr fällt die glühende Spitze auf das Kirchendach — ein prachtvoller, aber ſchrecklicher Anblick! und während man beſchäftigt iſt, das Kirchendach zu löſchen, löſt ſich glühendes Blei ab und verbreitet einen gewaltigen Feuerregen, ſo daß die Soldaten ſagen: 'Nun fangt et an te sniën!' Endlich gelangt das Feuer an die eiſerne Glockenthür, die ringsum mit naſſem Miſt belegt iſt. Es läßt nach. Ein Zimmermann öffnet dieſe Thür, löſcht das nächſte Feuer und dann das übrige. Es iſt gerade Mitternacht 12 Uhr, da ſchreit er von oben herab: ''t is ute!'

Zu den Oſterferien reiſte ich wieder zu meinen Eltern, diesmal über Adenbüttel und Iſenbüttel. Erſt am 15. März traf ich ein. Unterwegs ritt ein Freund unſeres Hauſes, der eben

von Braunschweig kam, an mir vorbei und rief mir zu: 'Napoleon ist in Frankreich gelandet.' Als ich in die Stube eintrete, finde ich Alles schon im lebhaftesten Gespräche. Der Amtmann schlägt die Hände hoch empor und ruft: 'Kinders! Kinders! Jetzt muß Alles mit! Alles, Alles mit! Du auch!' — 'Ich, Herr Amtmann? Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen.' — Ich meinte das in vollem Ernste, weil ich lieber gegen die inneren als äußeren Feinde kämpfen wollte.

Nach einigen Tagen ergriff auch mich der Freiheitskriegschwindel, ich las viel in Körner und machte politische Sonette. Wie es kommen würde, ahnte ich jedoch in ruhigen Stunden und sprach es unverholen aus. In einem Sonette vom 27. März lautete der Schluß: 'Der Deutsche soll nun auch für Frankreich sterben? O möcht' er nicht um diese Krone werben, Er wird dereinst nur leeren Lohn ererben.'

Bei allen meinen liebgewonnenen poetischen und classischen Studien suchte ich mich doch vor Einseitigkeit zu bewahren. Die Tagesereignisse hatten großes Interesse für mich, ich las alle Zeitungen, deren ich habhaft werden konnte, und beschäftigte mich gern mit Geschichte. So machte ich mir jetzt viele Auszüge aus dem alten Fallersleber Rathsbuche, die ich sogar später drucken lassen konnte.

Am 1. April befand ich mich wieder in Braunschweig. Sehr erfreulich war für mich, daß Dr. Wolff Lehrer am Catharineum geworden war. Am 5. April begann er mit uns Übungen im deutschen Stil.

Obschon mein Vater vor einiger Zeit noch gesagt hatte: 'Ich will meine Hand von Dir abziehen, wenn Du nichts Rechtes lernst und wenn Du ferner dichtest', so war das doch

so böse gemeint. In der Mittheilung dieser väterlichen Worte an meinen Bruder fügte ich hinzu: 'Nun verhalte ich mich ganz mauserstill, und esse in Hexametern und Jamben meinen Braten und mein Stück Kuchen.'

Ich dichtete nach wie vor, und dichtete jetzt Freiheitslieder in und außer der Schule. Es war unter uns ein reges, frisches Leben. Vor Beginn der Stunde pflegten wir immer in vollem Chor ein Lied anzustimmen: 'Das Volk steht auf, der Sturm bricht los', oder 'Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?' Wir machten oft einen fürchterlichen Lärm, als ob die Welt unterginge, besonders bei dem Liede 'Als die Russen marschierten vor Prag'; dabei wurde immer aus Leibeskräften getrommelt und getrompetet. Das bewegte Leben der Gegenwart hatte auch uns Schüler gewaltig ergriffen. Alle Schlachtbeschreibungen der Griechen und Römer konnten das nicht bewirken, was oft eine kleine Zeitungsnachricht vermochte. Wir waren ausgelassener als jemals und sangen so recht aus voller Brust 'Ein freies Leben führen wir.' Ich wurde so keck, daß ich eines Tages ein selbstverfaßtes Gedicht in der Classe deklamierte. Es betraf die Gegenwart und schilderte Napoleons Wiedererscheinen als eine Strafe des Himmels dafür, daß die Fürsten mit der Erfüllung ihrer Verheißungen bisher gezögert hatten.

Am 2. Mai ging ich zum Buchdrucker Johann Heinrich Meyer und brachte ihm vier vor einiger Zeit verfaßte Lieder mit. Ich fragte ihn, ob er geneigt sei, sie zu drucken. 'Sehr gern, antwortete er, schade daß Sie nicht schon eher damit gekommen sind.' Er bestellte dann für seinen 'Calender auf das Schaltjahr nach Christi Geburt 1816' ein Einleitungsgedicht. Auch sagte: 'Sehr gern ꝛc.' und den andern Tag ist es bereits gedruckt und in seinen Händen.

Am 6. Mai sind meine Lieder gedruckt, ich bekomme 10 Exemplare ohne Titel, ich eile damit zu den Pfingstferien nach Haus.

Ich und meine Lieder wurden freundlichst empfangen, diese beinahe noch freundlicher als ich. Meine Eltern waren hoch erfreut. Was aber muß ich sehen, als ich in einer Schublade nach etwas suche? In mein Friedenslied vom vorigen Jahre hat meine liebe Schwester ihre Tanzschuhe eingewickelt.

Nun, dachte ich, dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, und Dir, Dir geht es am Ende noch schlimmer, Dir wird auch bei Lebzeiten kein Kranz zu Theil. Diese bittere Erfahrung vergaß ich nie, und im Augenblicke konnte mich nichts darüber trösten, auch nicht einmal, daß mein Oheim meine neuen Lieder componierte. So eine Verachtung, gleichsam ein Tadel ohne Gründe war mir etwas Fürchterliches, und ich hielt nun den Beifall des Augenblicks für nichts mehr als eine gute Laune, die auch einem ungezogenen Kinde zuweilen nicht ein böses Wort sagen mag. Ich wurde mißtrauisch gegen alles Lob. Es konnte mir durchaus nicht genügen, daß meine Lehrer nur Verstöße gegen die Prosodie hie und da fanden und tadelten, sonst aber Alles beifällig aufnahmen. Ich fühlte recht, was es heißt, in poetischen Angelegenheiten niemanden als sich selbst zu haben, sich selbst als einzigen und letzten Richter betrachten zu müssen. Das muß blind und taub machen.

Von meinen Mitschülern durfte ich erst gar nichts erwarten, sie standen mit mir auf derselben Sprosse der Kritik, nämlich auf der untersten. Wie gesagt, ich war taub und blind; denn als mir Reinwald auf der silbernen Hochzeit meines Vetters in Adenstedt meine Gedichte kritisierte, nahm ich das von der ganz unrechten Seite, wehrte mich mit Händen und Füßen,

... am Ende, wenn mein Gegner sich bemühte gründlich zu ..., wurde ich grob.

Dennoch wirkte nach einigen Tagen auch der unbedeutendste Tadel vortrefflich. Hätte ich nur statt alles Lobes etwas mehr Tadel und noch dazu vielseitigeren erhalten! Meine getadelten ... Vergehen machten mich jetzt zu einem entschiedenen Lieb... aller Prosodie, der deutschen, griechischen und lateinischen, ... ich unterrichtete sogar in der letzten. Es lag mir recht daran, ... damit in's Reine zu kommen, und ich muß gestehen, ich ... mich im Lateinischen und Deutschen redlich. So über... ich aus dem Juvenal und Virgils Eklogen metrisch ins ...sche, den Anakreon aber zugleich metrisch ins Deutsche ... Lateinische, und statt daß meine Mitschüler sich bei ihren ...tionen mit lateinischer Prosa begnügten, so hatte ich sie in ...chen oder Jamben oder Trochäen ausgearbeitet.

Meine vier Lieder erschienen ohne meinen Namen unter ... Titel:

'Deutsche Lieder von A. H. H.
Vincet amor patriae, laudumque inmensa cupido.
Virg. Aen. VI. 824.'

O. O. u. J. 5 Bl. 8°.

Die Begeisterung, in der sie verfaßt sind, verdient noch ... Anerkennung; sonst ist nichts Gutes daran.

Übrigens zählte auch ich mich damals schon zu den Ent...ten. Es schien mir jetzt nur noch bitterer Spott, was ... am Schlusse meines Friedensliedes (24. Juli 1814) aus...rochen hatte:

Nun kommen wieder wonnevolle Zeiten
Durch dieses Friedensband,
Nun kommen wieder jene alten Zeiten
In unser Vaterland.

Ja, es kamen 'jene alten Zeiten' — der hannoverschen Adels- und Beamtenherrschaft mit allen den alten Herrlichkeiten, die wir seit 1803 los geworden waren. Täglich trafen neue Nachrichten aus dem Hannoverschen ein, daß die Wiederherstellung des althannoverschen Wesens die glücklichsten Fortschritte mache.

Um diese Zeit (Anf. Mais) faßte ich den Entschluß, Hannover für immer aufzugeben. Mein Bruder dachte ebenso, er war damals schon im Auslande, und ich schrieb ihm:

'Cedamus patria! so sagt der Emigrant beim Juvenal. Auch wir wollen dem Vaterlande entfliehen!' Dann fügte ich ein Sonett hinzu:

— — — — — — — — — — —

Der alte Adel schlinget neue Bande
Und unterjocht die Freiheit weit und breit,
Den stillen Bürger schreckt der Großen Neid,
Willkür und Selbstsucht herrscht im Vaterlande.

Hier kann wohl nie dereinst mein Glück erblühen,
Wol nie mein Muth in diesen Fesseln glühen,
Drum will ich diesem schnöden Land' entfliehen.
Gott gab der Reiche viel' auf dieser Erde,
Er wandelt auch in Freude die Beschwerde,
Drum lodre meine Glut auf fremdem Herde.

Der Adel trat mit der größten Anmaßung wieder auf und suchte seine alten Vorrechte und Bevorzugungen auf alle Weise wieder geltend zu machen. Da thauten die alten längst verschollenen Klänge wie die eingefrorenen des Münchhausenschen Posthorns mit Einem Male wieder auf: Herr von, Herr Baron, Herr Graf, Ew. Gnaden, gnädige Frau, Hochgeboren, Hochwohl-, Hoch- und Hochwohlgeboren u. s. w. Alle höheren Staatsstellen wurden mit Adelichen besetzt, in der Cavallerie

gab es bald nur noch adeliche Officiere, die adelichen Amtmanner hießen Drosten, die adelichen reitenden Förster Forstmeister, die adelichen Förster trugen goldene, die bürgerlichen silberne Epaulettes, die Adelichen hatten ihre eigenen besseren Plätze im Theater, sogar in den Göttinger Hörsälen, und ihre Todten standen in den Hannoverschen Anzeigen unter der Abtheilung: 'Characterisierte Personen'. Das waren die wonnevollen Zeiten!

Am 21. Juni kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs († 16. Juni). Niemand wollte es glauben. Da läuteten die Glocken und bestätigten es. Ganz Braunschweig in Trauer. Unsere jungen Poeten dichteten Elegien. Auch ich entschloß mich dazu, aber erst den 30. Juni. Ich habe kaum je wieder ein so langes Gedicht gemacht: 16 Strophen. Mein Lehrer Dr. Wolff lobte es — unbegreiflich! Das einzige Gute daran ist der elegische Ton, offenbar schwebte mir vor die Elegie auf den Tod eines Landmädchens. Dreizehen Jahre später schrieb ich in Bezug auf diese meine Elegie: 'Gottlob, mein letztes politisches Gedicht, und wenn es zufällig noch am Sarge des Herzogs zu St. Blasii hangt, das einzige, welches der Welt zuzänglich ist!'!

So böse ich schon um diese Zeit auf meine Drucksachen war, so tröstete ich mich doch in ruhigen Augenblicken mit dem Vergnügen, das ich Anderen und eben dadurch auch mir bereitet hatte; und als endlich diese Elegie ganz von mir verdammt war, da freuete ich mich noch, daß sie zwei Menschen näher brachte, die für Freundschaft und Poesie gleiche Neigungen, gleiche Hoffnungen hegten.

Dort auf dem öden Schulhofe, wo ich nie etwas Freudiges gesehen und gehört hatte, wo ich mit der größten Gleich-

gültigkeit mehrmals jeden Tag hinüberging, dort, wie ein Wunder! sehe ich Henneberg; sich sehen, sich kennen war Eins.

Diese liebenswürdige Persönlichkeit, dies Geschick, sich in alle Menschen zu finden, niemals unbeholfen und schüchtern, so viel Weltklugheit und so jugendlich und unbefangen, so hervorleuchtend durch Kenntnisse und Talente und doch so bescheiden in seinem Wissen, seinem Thun — ja, ich schwärmte und fühlte mich selig im bloßen Anschauen; du bist mein Ideal — sagte ich ihm mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen; Oden auf Oden folgten, Alles zur Verherrlichung unserer Freundschaft. Die Gegenwart bot mir so viel, daß ich gar nicht erst an die Zukunft zu denken brauchte.

Die vielen Stunden, die vielen Tage, wo wir beisammen waren, mit einander lasen oder sprachen, waren oft eben so viel Stunden und Tage zum wechselseitigen Verständnisse über das Wesen der Poesie, über Rhythmik, Reime, Assonanzen, über die verschiedenen Dichtungsarten, über die englische und deutsche Litteratur u. s. w. Schon in den ersten Tagen erhub sich ein arger Streit. 'Seit der Herzog todt ist, sagte mir der Buchdrucker Meyer, paßt Ihr Calender-Gedicht*) nicht mehr, Sie müssen den Schluß ändern und wenigstens den Tod des Herzogs darin anbringen.' Ich thue das. Aber ich habe nur für eine halbe Strophe Platz, denn darunter waren die Vier Jahreszeiten und die Sonnen- und Mondfinsternisse. Hier hieß es also sich kurz fassen, und so schloß ich denn:

Und Fried' und Freiheit ist errungen
In blut'ger Schlacht bei Belle-Alliance;
Doch Wilhelm starb, starb muthdurchdrungen —
Heil Ihm, Heil Ihm im Siegeskranz!

*) 'Gedanken beim scheidenden Jahre. Nach der Weise: Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel ꝛc.'

Ich eile damit zu Henneberg. 'Das gefällt mir nicht!' entgegnete er mir, und ich werde ſtutzig: 'Lies es doch ordentlich!' hilft nichts, er bleibt dabei. Jetzt ſpricht ſich jeder aus, und die Bahn zur Freimüthigkeit bei allen künftigen Mittheilungen iſt gebrochen.

Unterdeſſen hatte ſich zu uns noch ein Poet gefunden, der uns durch ſeine wilde Phantaſie in Erſtaunen ſetzte, deſſen ſonſtiges Thun und Treiben uns aber, wenigſtens mir, niemals ſo recht gefallen wollte, und dies war Köchy, der Sohn deſſelben Profeſſors, der bei einer Gelegenheit, als von mir die Rede war, ausrief: 'Ah c'est le poëte le grand!' Ich bewunderte oft im Stillen die herrliche Anlage Köchy's und ich konnte es nie unterlaſſen ſie zu loben, obſchon ich wußte, daß jedes Lob ſeiner Eitelkeit noch mehr Nahrung geben würde und jede Anerkennung ſeiner Vorzüge ihn zum Mißbrauche derſelben noch mehr aufmuntern konnte. Und wirklich, alles Schlimme, was ich bei meiner Gutmüthigkeit in Bezug auf Köchy fürchtete, begegnete mir. Es war einmal ſo üblich geworden, ſich einander poetiſch der Freundſchaft zu verſichern. Was thut Köchy? Er ſchreibt ein langes, bogenlanges Gedicht an mich und auf mich; ich fange an zu leſen, natürlich mit einem freudigen Gefühle; ich leſe es zu Ende und — weiß gar nicht was ich geleſen habe. Ich fange bedächtiger an und finde nun, daß das Ganze nichts als der ſchauderhafteſte Unſinn iſt in ſchönen Worten mit hinundwieder ſchönen Bildern, aber doch ein ſolcher Unſinn, daß ich über dieſe Kunſt mich am Ende mehr freute als ich mich über die ſchlechte Abſicht ärgerte.

Daß ich die Fopperei nicht gleich merkte, iſt erklärlich aus meiner damaligen poetiſchen Richtung. Von Michaelis 1815 an bis Weihnachten war Koſegarten mein Liebling. Ich hätte

wol in dieser schwärmerischen Zeit, wo sich mein inneres Leben so mächtig entwickelte, keine unglücklichere Wahl treffen können. Hundertstrophige Erzählungen, Romanzen, Balladen, Naturgemälde schrieb ich jetzt, und das war mir nur so ein Spaß. Ich hatte schon im Sommer ein viertes Heft meiner eigenen Werke angefangen und das war nun schon so dick wie die übrigen, und darin befanden sich noch nicht einmal die vielen Uebersetzungen aus dem Martial, Ausonius ꝛc.

Die Stadt- und Landestrauer wurde bald durch Freude und Jubel unterbrochen: die Siegesberichte aus Frankreich folgten schnell nach einander. Der Buchdrucker Friedrich Krampe druckte Kriegsberichte und Alles was er von wichtigen Nachrichten auftreiben konnte, als fliegende Blätter, die dann für einige Pfenninge zu haben waren. Krampe leistete darin mehr als je Napoleon, es kam ihm auf einige Nullen gar nicht an: 100,000 Gefangene, 10,000 Kanonen und 20,000 auf dem Schlachtfelde gebliebene Franzosen! Er vervielfältigte auch fleißig die vielen Spottgedichte, die damals öffentlich feil geboten wurden und reißenden Absatz fanden. Ich hatte mir eine Sammlung solcher fliegender Blätter angelegt, die bald zu einem dicken Bande gedieh, der mir leider später durch vieles Verleihen verloren ging.

Napoleon wurde abermals wie zu Ende des Jahres 13 todtgeschimpft, todtgedichtet, todtgesungen. Aus den Schimpfwörtern auf ihn hätte man ein ganzes Wörterbuch machen können. Ich hatte Napoleon gehaßt, aber die Anbeter und Vergötterer seiner Sieger wurden mir in ihrer Sicherheit verächtlich. Die Caricaturen waren oft nicht besser als diese gemeinen Spottlieder: man stellte den Mann, vor dem sich einst die Fürsten Europas gebeugt hatten, als Heckelträger, als

Metzger u. dergl. dar, oder als Leiermann, der da singt: 'Es kann ja nicht immer so bleiben.' Auch gab es ein Bildniß Napoleons aus lauter Schlangen zusammengesetzt mit einem Spinnengewebe statt Sterns auf der Brust. Sein leicht zu treffendes Bildniß wurde in Gefäßen angebracht, deren Namen man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen wagt.

Die Ferienzeit über beschränkte ich nicht mehr wie sonst auf meine Heimat. Anfang Mais reiste ich über Helmstedt, wo ich den Hofrath Wiedeburg besuchte, nach Halberstadt zu meinem Bruder und verlebte mit ihm frohe Pfingsttage. Ende Mais ging ich zur silbernen Hochzeit meines Vetters Boes. Es war ein sehr sinniges, heiteres, ein wahres Freudenfest, das mir eine lange liebe Erinnerung blieb.

Am 2. August feierten wir Schüler das Geburtstagsfest unsers alten lieben Lehrers, des Directors Heusinger. Die Classe war schön ausgeschmückt und wir harrten seiner Ankunft in feierlicher Stimmung. Die Thür öffnet sich, er wird freudig begrüßt und ist sehr gerührt von der einfachen, aber herzlich gemeinten Überraschung. Lentz überreicht sein Gedicht, welches er im Auftrage aller verfaßt hat. Darauf treten Henneberg und ich heran und überreichen auch jeder ein Gedicht. Als ich ihm nachher noch einen Besuch abstattete, war er sehr gerührt und dankte mir abermals herzlich.

Mit diesem Tage endet mein Tagebuch.

Der alte Heusinger*) war ein Schulmann von altem Schrot und Korn, gewissenhaft in seinem Amte, Kraft mit Milde paarend, für das Wohl seiner Anstalt unablässig thätig, im Unterricht gründlich und streng. Er machte einen ehr-

*) Conrad Heusinger, geb. zu Wolfenbüttel 1752, † 12. Jan. 1820.

würdigen Eindruck, wenn er an seinem Tische das Buch in der Hand, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, dasaß und dann mit seiner kräftigen Stimme sich vernehmen ließ. Mehr als diese sagten seine großen geistvollen Augen — ein Bild, das an Friedrich den Großen erinnerte. Er war reich an Erfahrungen über Lehre und Schulzucht, seit October 1790 stand er dem Catharineum vor und hatte es zu einer Lehranstalt erhoben, woraus viele ausgezeichnete, ja berühmte Männer*) hervorgingen. Scheinbar kümmerte er sich um keinen Einzelnen, aber er that es, und verfolgte die geistige und sittliche Entwickelung der Schüler und suchte sich ein Urtheil zu bilden, das oft freilich sehr scharf ausfiel, aber doch im Allgemeinen zutreffend war. Als Hauptlehrer in Prima hatte er ein Album angelegt, in welches sich jeder Neuaufgenommene selbst einschreiben mußte. Später fügte er seine Bemerkungen hinzu**), die ich hier so weit sie mich und meine Mitschüler betreffen, als Beilage mittheilen will.

Noch im hohen Alter war sein Geist sehr rege und thätig, er begleitete theilnehmend die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens. Eine scherzhafte Geschichte aus den letzten Jahren seines Lebens bestätigt das.

Eines Nachmittags kam er die Hagenbrücke entlang. Der Seitenpfad ist dort sehr schmal. Eine Bauersfrau mit der Kiepe kommt auf ihn zu und versperrt ihm den Weg. Wie sie ihn mit den vielen Büchern unter dem Arme sieht, fragt sie ihn: 'Na, geit hei denn ôk immer noch in de

*) Joh. Friedrich Carl Gauß, Carl Lachmann.

**) Von diesem wußte ich nichts mehr. Ich war erstaunt und erfreut, als ich am 18. Nov. 1865 in Braunschweig durch die Güte des Herrn Oberlehrers David Giffhorn das Album zur Einsicht erhielt.

Schaule?' — 'Ja, liebe Frau, man kann nie genug lernen.'

Nach Heusinger muß ich hier noch dankbar erwähnen meines Lehrers Petri.*) Er war seit 1814 dritter Ordinarius und erklärte uns die lateinischen Classiker. Ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit und erfüllt von humanistischen Ideen. Sein Blick war ernst, oft finster, so daß man sich eher abgestoßen als angezogen fühlte. Bei näherem Verkehre fand man in ihm einen offenen, theilnehmenden Character, gefällig in Rath und That. Sein Unterricht war sehr belehrend und anregend.

Der Ernst des Lebens bleibt nicht aus. Meine Eltern drangen in mich, daß ich mich jetzt für ein Brotstudium bestimmt erklären sollte; sie wünschten die Theologie, ließen mir aber freie Wahl. Da ich selbst die Nothwendigkeit eines solchen Entschlusses erkannte, so entschloß ich mich bald und wählte die Theologie. Dennoch kümmerte ich mich wenig darum, ob ich dann dazu gehörig vorbereitet sein würde, wenn ich schon zu Ostern Braunschweig verließe. Ich war und blieb dabei ganz unbefangen, hing meinen Lieblingsneigungen nach und dachte, in Göttingen wird sich Alles finden. Das Hebräische hatte ich noch nicht angefangen, und in den Originaltext des Neuen Testaments nur so gelegentlich hineingeblickt. Diese leichtsinnartige Unbekümmertheit lag in meinem freien Leben: wir thaten alle bis auf wenige was wir eben wollten, und wenn wir nur keine dummen Streiche verübten, die Schularbeiten gehörig einlieferten und in den Lehrstunden bestanden, so waren wir unantastbar

*) Victor Friedrich Lebrecht Petri, geb. zu Bernburg 21. Februar 1782, † 4. Febr. 1857.

und der alte ehrwürdige Heusinger sprach dann recht gerne von 'Meinen Primanern'. Leider aber überschritten wir auch mitunter den Kreis dieser verneinlichen Tugenden, und ich war ebenfalls mit dabei, wenn es darauf ankam, die Primanerfreiheit zu behaupten oder wo möglich zu erweitern.

Durch den Verkehr mit einigen Schülern meines Alters ward ich meiner poetischen Welt etwas entfremdet. Ihre Unterhaltung gefiel mir und ich gewöhnte mich leichter daran als an ihre Persönlichkeit; so nahe sie mir durch gleiche Ansichten über mancherlei Dinge standen, so blieben sie mir doch in Herzensangelegenheiten sehr fern. Was mir Henneberg geworden, konnten sie weder ahnden noch mir nachfühlen, wie hätten sie ihn mir ersetzen können? Dennoch raubten sie mir manche schöne Stunde, die ich mit ihm zubringen wollte, manchen Abend, wo ich für mich allein glücklicher gewesen wäre. Doch was thut nicht Gewohnheit? Allmählich hatte ich mich an meine Prosaiker gewöhnt und verkehrte fleißig mit ihnen. Nachmittags spazierten wir zuweilen zum Kaffee hinaus, Abends saßen wir manchmal zu Biere. Konnten oder mochten wir nicht unter uns sein, wählten wir irgend ein Bierhaus, suchten uns einen guten Platz zum Hören und Sehen, und kannegießerten mit den guten Pfahlbürgern. Wenn wir ihnen dann ganz ernsthaft die unglaublichsten Geschichten erzählten und sie glaubten daran, so hatten wir unglaublichen Spaß. Auch ich kam so in das Witzeln und Spötteln hinein, daß ich bei allem Beifall meiner Umgebung doch oft mir selbst unausstehlich wurde, denn meiner klaren Verstandesstimmung war oft nichts mehr heilig, selbst mein Hang zur Poesie erschien mir abgeschmackt und nur höchstens noch dazu passend, ihn als Gegenstand des Witzes zu verbrauchen. Meinen Lehrern konnte diese

…ſcheinend gänzliche Umwandlung meines Weſens nicht ent…, wenigſtens dem alten Heuſinger nicht, der ſich noch am …ſten um mich bekümmerte. Ich war der Kindheit entwachſen …d der damit verbundenen Schüchternheit und fühlte mich, …hr als ich ſollte. Kein Wunder, daß Heuſinger, deſſen Lieb… ich beinahe zwei Jahre geweſen war, über meine jetzige …- und Sinnesweiſe ungehalten ſein mußte; er fühlte zu …em Bedauern ſich veranlaßt, mich väterlich zu ermahnen, …d als ich ein Abgangszeugniß verlangte, ging er ſo weit, mir …lich zu beſcheinigen, daß ich ein anderer Menſch geworden …. Für den Augenblick verdroß mich das ſehr, ich wollte das …gniß auf der Stelle zerreißen, weil ich es ja doch nie ge…chen konnte, bald aber erſchien mir die Sache anders, ich …te es fein ſauber gefaltet in meine Schublade und bewahre …s noch jetzt als ein Heiligthum auf: es iſt das einzige ſchrift…e und amtliche Zeugniß, welches meines Wiſſens auf meine Veranlaſſung über mich ausgeſtellt ward.

Freilich war ich ein anderer Menſch geworden! Ich …te untergehen müſſen in dieſer einzigen ewigen Gefühlsrich…ung, in dieſer Phantaſieſchwelgerei, worin ich es verſchmähte, …ch und Alles um mich näher kennen zu lernen, um nur nicht …eine Welt zu zerſtören. Dieſe Schwäche junger Poeten hatte …h nun erkannt und ſuchte durch ein friſches männliches Streben …ch Klarheit meiner bewußt zu werden und mich vor aller …muthsſchwäche zu bewahren.

Schade, daß ich aus dieſer Zeit nichts aufgezeichnet habe, …h würde die Worte: wo Bewußtſein iſt, nur da kann Tugend …n — auf manchem Blatte finden. Aber ſchon daß ich kein Tagebuch führte, iſt ein Beweis für die Regſamkeit meines …es und den Reichthum äußerer Erſcheinungen.

Der Blick in die Zukunft machte mich jetzt ziemlich ernst: ich fühlte, daß ich durchaus weder Lust noch Talent genug haben möchte, den ganzen theologischen Glaubens- und Wissensschatz glücklich durchzumachen, und doch schwatzte ich mir viel vor von Muth und Beharrlichkeit. So viel stand fest: die schönen Tage meines poetischen Lebens rückten immer ferner und schienen mir unwiederbringlich; an der Jacobsleiter meiner Wünsche und Hoffnungen kletterte ich nicht mehr hinauf, sondern herab. Die nächsten drei Stufen werden nun wol die Studentenjahre sein, dachte ich mir, wo du von einem theologischen Hörsaale in den anderen läufst; fünf oder mehr darauf folgende Stufen kannst du für die Jahre rechnen, wo du als Hauslehrer eines gnädigen Herrn in der Kinderstube schulmeistern, an seiner Tafel und an seinem Spieltische lückenbüßern mußt; noch einige Stufen bleiben dir dann, wo du als Candidat und wallfahrender Prediger um eine Pfarre und ein Weib werben mußt, und — dann ist es aus mit der Jacobsleiter, du bist glücklich auf der Erde angelangt, hast Pfarre, Weib und Kinder, und die Wünsche der Deinigen, wenn auch nicht deine sind erfüllt.

Noch ernster aber wurde ich bei der Besorgniß vor einer sehr drückenden Lage während meiner akademischen Laufbahn, die ich doch in Kurzem antreten sollte. Dort gab's andere, größere Bedürfnisse zu befriedigen als hier, und die größere Entfernung von der Heimat machte manche Unterstützung, wo nicht ganz unmöglich, doch sehr schwierig; auf baares Geld durfte ich wol vorläufig, aber doch nicht für die ganze Zeit meines Aufenthalts in Göttingen rechnen. Diese Besorgniß war leider begründet, da die Vermögensverhältnisse meiner Eltern sich nicht verbesserten.

Zu Frühlingsanfang verließ ich Braunschweig und begab mich an meinen Geburtsort. Nach einiger Zeit reiste ich dann zu Fuß mit meinem Jugendfreunde Ferdinand Hempel nach Göttingen, er wollte Forstwissenschaften, ich Theologie studieren. Sonntags 28. April trafen wir in Göttingen ein. Ich hatte nur gegen 20 ℛ Geld, aber einen Koffer unterwegs, beinahe zwei Centner schwer mit Büchern, Schriften und Wäsche. Den Tag darauf wurde ich unter Mitscherlich immatriculiert. Kaum Student geworden, mußte ich schon Geld borgen. Schöne Aussichten! Das geborgte war bald wieder ausgegeben, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit einige Louisd'or erhielt, so konnte es doch am Ende weiter nichts als Schulden bezahlen und Schulden machen. Das war das erste Mal, wo ich die Prosa des Lebens recht tief und schmerzlich fühlte! Ich, und ohne Geld, ich, einst in der Fülle aller Güter, ohne ein Bedürfniß zu kennen, ohne eine Sorge um den morgenden Tag zu ahnden, und jetzt ein Brotstudium und kaum einen Bissen Brot, ein Student, ein freier Mann und in der größten, widerlichsten Abhängigkeit!

Mein Vater hätte das alles wie ich auch fühlen müssen, aber er hatte so etwas nie erlebt. Meine Bitten, meine Klagen, mein ängstliches Flehen — ihn konnte es nie so rühren, wie ich es beabsichtigte, damit er meiner Noth abhülfe. Ihm war und blieb die Welt noch im Alter und bis an seinen Tod und zwar unter allen Verhältnissen gerade so wie er sie in seiner Jugend sich gedacht, sie geliebt und gehaßt hatte. Seine Briefe gehen selten auf den Gegenstand ein, über den ich mir Antwort erbat; es schien ihm viel zu unbedeutend, über Geld, Freitisch und sonst etwaige Unterstützung zu schreiben; alles andere, wenn es nur unmittelbar meine geistige Ausbildung betraf, besprach

er mit Wohlgefallen, und er fiel auf das Fremdartigſte, wenn er nur glaubte, daß er irgend auf mich und die Art meiner Studien wohlthätig wirken könnte.

Obſchon er mir mündlich das Dichten abgerathen hatte, ſo ſchien es doch nicht ſo recht ſein Ernſt damit zu ſein. Das zeigte ſich bald. Der erſte Brief, den ich nach Hauſe ſchickte, war ſo ringsum vollgeſchrieben, daß ich ihn ohne Umſchlag nicht füglich auf die Poſt geben konnte; die Stelle, wohin die Adreſſe gehört, blieb leer und ich ſchrieb ganz fein darüber: 'Dieſe Stelle iſt für eine Xenie.' Das war meinem Vater willkommen und er füllte ſie mit folgenden Worten aus:

'Dürſtet nach Wiſſenſchaft, Jüngling, dein Herz,
Du ſtehſt am Quell, nimm den Becher
Und trink aus dem Born der höhern Weiſen.
Hier winken die Muſen dir alle,
Gieb dich aber der lyriſchen beſonnen nur hin!'

Ich hatte den Wunſch meines Vaters, nicht mehr zu dichten, nur zu wörtlich erfüllt. Wer weiß, ob ich jemals wieder darauf gekommen wäre, wenn mich nicht ein eigenes Mißgeſchick wieder in poetiſche Studien geführt und ſo zum Poeten gemacht hätte.

Dies Mißgeſchick war, daß meine drei theologiſchen Collegia, die ich von Oſtern bis Michaelis 1816 hörte, mich der Theologie gänzlich entfremdeten.

Ich hörte beim alten Planck Kirchengeſchichte und verſtand kein Wort: der hochgelehrte ehrwürdige Herr hatte ein ſehr ſchlechtes Organ und ſprach noch dazu Alles ſchwäbiſch aus. Ich blieb bald weg.

Ich hörte bei Pott hebräiſche Grammatik, beſaß aber gar keine Vorkenntniſſe, ſchrieb ein ſchönes Heft und das war alles was ich dabei gewann, nicht einmal die Buchſtaben weiß ich

...hr. Ich hörte bei demſelben die größeren Pauliniſchen Briefe, ...ar ſehr fleißig, aber fühlte mich durch die unwürdige Behand...ng eines ſo hohen Gegenſtandes meines künftigen Berufes ...r verletzt.

Nun kam noch dazu ein viertes Collegium, das mich eben...ls nicht recht befriedigte. Ich hörte Logik bei Gottlob Ernſt Schulze, dem weiland berühmten Gegner Kant's. Sein Vor...ag war klar, aber fortwährend unterbrochen durch ein 'ä pä', ...d die trockene Logik wurde einem erſt recht trocken. Ich höre ...n noch immer, wenn er begann: 'Meine hochzuverehrenden ...ren!' dann eine kleine Pauſe machte und fortfuhr: 'Die ...ortraine auf dem Markte iſt eine Realität', oder: 'Wer ein ...chen mit einem ſchwarzen Flecke im Geſichte heirathet, ...t den ſchwarzen Fleck nicht weiter berückſichtiget, der hat ab...ſtrahiert.'

Um mich für dieſe Collegienproſa ſchadlos zu halten, be...ſchäftigte ich mich gern mit Philologie und deutſcher Litteratur...geſchichte und beſuchte fleißig die Univerſitäts-Bibliothek, dieſe ...Bibliothek, die in mancher Beziehung ſo einzig in ihrer Art ...t, die ſich ſo auszeichnet durch ihren großen Reichthum, ihre ...muſterhafte Aufſtellung, ihre genügenden Kataloge, ihre vor...treffliche Verwaltung, ihre gefälligen kenntnißreichen Beamten, ...die Bequemlichkeit ihrer Benutzung: wie angenehm, daß ſie jeden ...Tag mehrere Stunden Jedem geöffnet iſt, daß man ſich in den ...ſchönen Räumen niederlaſſen und ſich ausbitten kann was man ...haben und nachſchlagen will, und daß man nun noch eine ...ziemliche Anzahl Bücher zu wochenlanger Benutzung ins Haus ...erhält. Dieſer freigebigen Göttinger Bibliothek verdanke ich ...nun nicht mehr, doch eben ſo viel als der theueren Heftweis...heit der Göttinger Profeſſoren.

Mein Vater hatte sich einen ganz anderen Gang meiner Studien gedacht; er schrieb darüber in Claudius'scher Manier*) sehr naiv und empfahl mir besonders Physik, Geographie und Anthropologie.

Leider kam diese Empfehlung zu spät: das erste halbe Jahr war hin und ich fühlte mich gezwungen, mir einen eigenen Studienplan zu entwerfen, den ich auch eifrig verfolgen wollte, sobald ihn mein Oheim gutgeheißen hätte. Mein Oheim, immer noch Pfarrer H. zu Mühlhausen im Waldeckschen, hatte mich seit dem Jahre 11 nicht gesehen, auch weiter nichts von mir gehört. Wie mußte es ihn überraschen, als er auf einmal einen Brief vom kleinen Heinrich bekommt, worin derselbe sich als Mitglied der Georgia Augusta ankündigt! Am 16. Sept. erfolgte statt Antwort ein kurzes Einladungsschreiben, am 19. reiste ich zu Fuß ab, mein Reisegefährte war der Studiosus Heiner, ein geborener Waldecker.

Zu einem reisenden Studenten gehörte damals vor allen Dingen ein ledernes Ränzelchen mit grünem Wachstuche überzogen, das auf dem Rücken getragen wurde und etwas Wäsche und ein Commersbuch enthielt. Ferner gehörte dazu ein leichter Rock, in der Seitentasche eine Brieftasche, gestickt von der Hand einer Schwester oder liebenswürdigen Freundin nebst Stammbuch-

*) Diese Manier kommt in vielen Briefen vor: der vom 11. Juni 16. 'Herr Student' beginnend, schließt also: 'Lebe er nun wohl, Heinrich, und werde er kein Löwe im Fressen und Saufen, lasse hübsch die Menschen ungeschoren, kucke fleißig nach den Sternen, und besuche auch die Gottesäcker, was ich wol mag.' Ein anderer Brief vom 19. Juli 16 schließt so: 'Genug, ich recommendiere Dir des Grafen Chesterfield's Briefe zu Herzen zu nehmen und sage A Dieu.' Und auf der dritten Seite steht ein großer Todtenkopf mit zwei Knochen und der Unterschrift: 'Lebe, wie du, wenn du stirbst'.

...ern und getrockneten Blumen, Zeichen der Erinnerung an ...ne Tage, ferner ein Pfeifenrohr von wohlriechendem ...chielholz mit einem Lemgower Meerschaum- oder Ulmer ...kopf, eine geschenkte Geldbörse, die nirgend, wohin man sie ...h steckte, Beschwerden verursachte, endlich ein Ziegenhainer ...n echtem Hörlitzholz (cornus) mit den eingeschnittenen Namen ...r Freunde. So ausgerüstet waren auch wir beide und zogen ...tlich und wohlgemuth ins Waldecker Land. Obschon wir ...t wie unsere Vorfahren, die weiland fahrenden Schüler ...chen' (betteln) gingen, so versäumten wir doch nicht, die ...freundschaft in Anspruch zu nehmen. Am dritten Tage ...en wir nach Külte, einem waldeckischen Dorfe und kehrten ...m Pfarrer ein. Herr Heiner, Oheim meines Reisegefährten, ...fing uns sehr freundlich. Die guten Leute wußten gar ...t was sie uns Liebes erweisen sollten und versüßten uns ...rlich das Leben: noch am Nachmittag wurde ein Bienenstock ...gebrochen und uns der herrlichste Scheibenhonig vorgesetzt. ...n Westuffeln dagegen, unserm vorigen Nachtlager, ging es ...s nicht eben besonders, und am anderen Morgen wurden ...t noch sehr unangenehm überrascht: Heiner's neue Stiefel ...ren gegen zwei alte schlechte vertauscht. Sofort mußte der ...knecht zu Rosse den reisenden Juden nachreiten, holte sie ...der ein und der Stiefeltauscher mußte auf offener Straße ...ners Stiefel ausziehen.

Den folgenden Tag erreichten wir Twiste am Fuße des Treppenberges. Der dortige Pfarrer begleitete mich nebst ...er Familie über den Mühlhauser Wiesengrund und führte ...ch in die Arme meines Oheims, seines Freundes.

So groß die Freude des Wiedersehens, so groß war die ...reude des Beisammenseins. Wir mochten sein wo wir wollten,

zu Hause, im Felde oder auf Reisen, überall gab's Veranlassung uns gegenseitig auszusprechen. So oft ich von meiner Theologie begann, stimmte mein Oheim entschieden dagegen; seine Gründe waren meist immer dieselben, die auch ich mir selbst anführte, er fand aber in seinem Leben den allertriftigsten, und dessen Richtigkeit war mir so vollkommen einleuchtend, daß ich also eigentlich gegen gar nichts etwas einzuwenden haben konnte. Also etwas Anderes! Das war bald ausgesprochen, wer aber wußte vorherzusagen, ob dies Andere auch das Bessere für mich sein müßte? Meine Wahl ließ nicht lange auf sich warten: ich erkor die Philologie. Mein Oheim stimmte bei. Er hing ziemlich stark am classischen Alterthume, und das kam wol mit daher, er hatte zu spät sich damit vertraut gemacht, anfangs zu viel Mühe, zuletzt aber, besonders unter seinen Amtsgenossen zu viel Ehre davon gehabt; er kannte die Griechen und Römer ganz gut und sprach ein hübsches Latein. Jetzt pries er mir das Studium der alten Litteratur, wie wichtig, ja nothwendig es für jeden Gelehrten sei. Nun ja, meinte ich, so will ich denn einmal Philologie studieren! Der Vorsatz war ernstlich genug gefaßt, ob ich ihn aber vollständig ausführen würde, bezweifelte ich selbst; mir ahndete schon nichts Gutes, wenn ich so viel über die falsche Anwendung der Philologie hörte, wie sie den Geist an Kleinigkeitskrämereien gewöhnte und ihn darin erstickte, und statt Mittel zu anderen Dingen zu sein, lediglich als Zweck betrachtet würde. Nahm ich nun an mir selbst wahr, daß mich eine gewisse Neigung zur deutschen Sprachforschung, deutschen Geschichts- und Sittenkunde ꝛc. ja eine Art von Instinct zu Dingen hintrieb, die sich selten mit dem Studium des classischen Alterthums vertragen, so wurde ich erst recht bedenklich bei meinem neuen Plane. Vor-

anfangs jedoch kümmerte ich mich nicht weiter um die Zukunft und benutzte was der Augenblick mir bot: Bei den vielen Ausgängen mit meinem Oheim (Corbach, Arolsen, Canstein) besuchte ich Kirchen, Kunst- und Gemäldesammlungen, Naturaliencabinette, Bibliotheken, die Gelehrten und die Kirchhöfe, zeichnete das für mich Merkwürdigste auf, schrieb Urkunden ab, machte Auszüge aus Büchern und Handschriften*) und fertigte ein waldeckisches Idiotikon an, wozu mir die Dienstboten und Anwohner des Pfarrhofes täglich Beiträge liefern mußten.

Vier Wochen waren seit meiner Ankunft wie im Nu vergangen. Reich an schönen Erinnerungen und Erfahrungen nahm ich herzlich dankend Abschied von meinem Oheim und den Seinigen und ging über Landau und Wilhelmshöhe nach Cassel.

Während man daselbst den 18. October kirchlich feierte, veranstaltete man in Fallersleben, wie ich später brieflich erfuhr, allenfalls eine Feier, aber eben keine würdevolle: Abends nämlich sollte ein Ball sein. Mein Vater fand das sehr unpassend, einen Tag so trauriger Erinnerung, an dem tausende Deutsche ihr Leben geopfert hatten, auf diese Weise zu feiern, und nahm nicht Theil. Da erschien ein Pasquill auf ihn — der schauderhafteste Unsinn in gemeinen Ausdrücken. Mein Vater bekam es in die Hände, malte einen Eselskopf darunter und nagelte es an die Wand, damit es Jeder lesen sollte. Jetzt aber konnte er sein Gefühl nicht unterdrücken und vor einer großen Gesellschaft sprach er sich allerdings sehr stark aus. Da trat ein hochgestellter Patriot auf: 'Ich habe Ihren Lästerungen

*) Bei dem Pastor in Heddingshausen (Kreis Brilon), einem sehr ehrenswürdigen gelehrten Mann fand ich eine Handschrift des Heldenbuchs vom Jahre 1442.

lange genug zugehört — ich werde Sie denunciieren.' — Mein Vater erwiederte: 'Brauchen Sie dazu Papier und Dinte? so will ich Ihnen das gleich herſetzen laſſen.'

Am 19. October kam ich nach Göttingen zurück. Ganz erfüllt von meinem neuen Studienplane ging ich ſofort auf die Bibliothek und lieh mir allerlei Bücher über Geſchichte, Encyclopädie und Methodologie der Philologie und über allgemeine Litteraturgeſchichte. Während ich ſo für mein Selbſtſtudium geſorgt hatte und dann ſelbiges eifrig trieb, hörte ich einige philologiſche Vorleſungen von Diſſen und die Äſthetik bei Bouterwek.

Es gehörte mit zum guten Tone, gerade dies Collegium über Äſthetik zu beſuchen. Der Andrang war groß: es mochten gegen 200 Zuhörer ſein; alle Bänke in dem ziemlich großen Raume waren beſetzt. Er las des Abends; auf jeder Bank brannten einige Talglichter, auf ſeinem Katheder zwei Wachskerzen. Schon ehe er kam, war es ziemlich ſtill, ſo wie er auf dem Katheder ſtand, trat eine feierliche Stille ein. Wenn er in das Heft ſah, um einen neuen Satz zu beginnen, hörte man nur das Geräuſch von vielen hundert Federn, wie ein ſanftes Geſchrille italieniſcher Cicaden. Der Mann hatte etwas Salonartiges, ſeine Haltung wie ſeine Sprache war gewählt und vornehm, es klang Alles als ob es ſehr geiſtreich, von niemandem noch je ſo geſagt worden wäre: 'Homer, einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker', über Shakespeare mit eben der Wichtigkeit: 'Shakespeare, einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker', und bei Rafael di Urbino: 'Rafael, einer der größten Maler aller Zeiten und Völker'. Obſchon ſich Alles was er vorbrachte aus einem Handbuche der Äſthetik und der Kunſt- und Litteraturgeſchichte beſſer und

gründlicher hätte lernen lassen und auch billiger (sein Collegium kostete 2 Louisd'or!) so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Vorlesung sehr anregend war und daß viele zum ersten Male von den großen Erscheinungen auf dem Gebiete des Schönen etwas Näheres zu hören bekamen. Merkwürdig, daß der Mann halb taub und halb blind war, zwei Gebrechen, die mit einem Ästhetiker sich wol am wenigsten vereinen lassen. Mir war er übrigens als Litterarhistoriker viel bedeutender, er hat durch seine Litteraturgeschichte die Bahn gebrochen zu einer auf die Quellen sich gründenden, nicht aller und jeder Überlieferung nachbetenden Darstellung. Er schrieb damals an dem letzten Bande seiner Geschichte der deutschen schönen Litteratur und da war es mir unangenehm, daß ich den von ihm so oft angezogenen Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten) niemals in der Bibliothek geliehen erhalten konnte, weil er ihn als Verächter immer unter seinen Büchern hatte. Von der neueren deutschen Poesie schien er nicht viel zu halten. In seinem Buche (11. Bd. S. 436) spricht er sich zwar noch anerkennend genug aus, in seinen Vorlesungen aber sprach er nur verächtlich von 'unseren jungen Romantikern'. Dissen, eine mächtige Gestalt, gebrechlich und zerbrechlich: wenn er ausging und fiel, brach er sich Arm oder Bein, dabei geistreich, lebendig, mündlich, seinen Gegenstand möglichst erschöpfend, viel Selbstgedachtes und Erforschtes, dem Schüler gegenüber offen und teilnehmend. Ich war einige Male bei ihm und bin nie ohne Rath und Trost von ihm heimgekommen.

So war also mein neuer Studienplan ins Leben getreten. Es handelte sich jetzt noch darum, ihn meinen Eltern mitzuteilen. Ich schrieb demnach an sie, allerdings etwas schüchtern aber doch begeistert von dem was ich jetzt trieb, und bat zugleich

meine Schweſter Auguſte, mir Winckelmann's Schriften und Leſſing's Laokoon in Braunſchweig zu kaufen. Was erhalte ich zur Antwort? wie ich's nur wünſchen konnte. Der Brief meines Vaters vom 7. Januar 1817 beginnt:

'Mönchlein! Mönchlein! Du gehſt einen ſchweren Gang! Philologie, Studium der Antike, Äſthetik und daß ſich Gott erbarm! Philoſophie dazu!' — 'Paulus, Du raſeſt, oder ad astra!' Und darauf folgt eine Schilderung meines ganzen gelehrten Thun und Treibens, wie es ſich in der Zukunft geſtalten würde. Es iſt ſchön genug geſchildert, aber ſo ſchön konnte es nur einem Vater erſcheinen, der die Kunſt und ſeine Kinder zärtlich liebt. Schon ſeh' ich Dich — ſchreibt er — da, und da, 'aber vor allem ſehe ich Dich am Golf von Neapel dem Veſuv gegenüber, und dann in die Schluchten von Herculanum und Pompeji kriechen. Möge alles dies zu Deinem Frieden dienen; ich bin vielleicht dann ſchon zu meinen Vätern gegangen'.

Dies Eingehen in meine Anſichten, dieſe Billigung meines Vorhabens war für mich ſehr rührend. Stand ich vor mir auch gerechtfertigt da, ſo wollte ich es auch vor meinen Eltern ſein, und ich hätte Alles ſtudiert, um nur ihren Wunſch und ihren Willen zu erfüllen.

Wegen meines Dichtens durfte ſich niemand mehr Sorgen machen: ſeit Jahr und Tag hatte ich nicht mehr gedichtet. Und doch hatte man es zu Hauſe nicht vergeſſen, daß ich weiland viel gedichtet und auch Einiges drucken laſſen, ja man ſchien Werth darauf zu legen, wie ich denn gelegentlich auch erfuhr, daß mein Vater um auf einer Geſchäftsreiſe etwas für mich auszurichten, den Wunſch äußerte: 'Hätte ich doch Deine litterariſchen Producte, ſo würde ich Alles beſſer betreiben

können', und am 6. Febr. 1817 wiederholte er diesen Wunsch, wahrscheinlich in Bezug auf einen ähnlichen Zweck, wie denn auch meine Schwester Auguste sich an demselben Tage ein Gedicht ausbat, mit welchem sie ihrer Freundin einen Vogel im Gebauer überreichen wollte, und als Grund ihrer Bitte hinzufügte: 'Du hast ja manchem Deiner Freunde schon eins gemacht'.

Den 11. Februar antwortete ich:

' — wundert Euch nicht, liebe Eltern, daß ich weder Gedichte noch sonst was der Art schicke. Kann ich kein großer Dichter werden, so will ich nicht weiter wagen im kastalischen Quell zu schöpfen. — — Daß ich einst dichtete, war mehr jugendlicher Leichtsinn für die Sache des Vaterlandes als innerer Antrieb. Und meine Freunde hatten nicht geirrt, wenn sie mich mit spöttelnder Schalkheit Barde nannten. — — Nur der elterlichen Liebe und der Freundschaft konnte ich durch meine Tändeleien ein Lächeln abgewinnen.'

So verging denn endlich dieser erste Winter in Göttingen, und als der Frühling kam, da zog's mich unwiderstehlich hinaus dem Kranich gleich in die Heimat, um einen Plan auszuführen, den ich aus Noth und Neigung entworfen hatte. Dieser Plan besagte weiter nichts als: Du sollst philistrieren, d. h. von Ostern bis Michaelis bei Dir selbst Collegia hören in Deiner Vaterstadt. Meiner Schwester Auguste setzte ich in fünf Paragraphen die Gründe, welche mich hiezu bewogen, so wie die Bedingungen auseinander, unter denen ich nur dieser meiner Absicht gemäß in Fallersleben den Sommer hindurch leben könnte. Ich erwartete viel und durfte es erwarten, weil ich doch längere Zeit mit den Meinigen leben konnte: 'Ich hoffe Euch selbst eine Freude zu machen (schrieb ich). Wahr-

ſcheinlich wird es das letzte Mal ſein, daß ich im väterlichen Hauſe ſorglos, in der kindlichen Ruhe vergeſſener Tage verweile. Kehr' ich mal wieder heim, in ſpäteren Jahren heim, wenn Gott mein Leben friſtet, dann irre ich als Flüchtling unter Euch'.

Ebenſo trauete ich meiner treuen Liebe zu geiſtiger Beſchäftigung und dem Ekel am Philiſterthume ſo viel zu, daß ich um ihretwillen auf Alles leicht verzichten würde was mich irgend ſtören und zerſtreuen könnte:

' — ſchon werd' ich ſelbſt gezwungen (heißt es in einem §.), geſchieden mit der halben Welt zu leben, weil meine Freuden und Vergnügungen mit den herkömmlichen Begriffen von Freuden und Vergnügungen gänzlich ſtreiten'.

Ich erhielt im Februar Briefe genug, worin mir in Bezug auf meinen Plan alles Mögliche verſprochen ward, lauter ſchöne Hoffnungen, aber keinen Pfennig Geld, und ohne meine Schulden bezahlt zu haben, konnte ich und wollte ich Göttingen nicht verlaſſen. Endlich aber erſchien Geld und ich ward flott.

Wie ich zu Hauſe ankomme, freut ſich Alles inniglich. Ich ſehe dann zu, ob die nöthigen Einrichtungen für mich getroffen ſind, und ſiehe da, es iſt nichts geſchehen. 'Ja, fing Auguſte an, ich will Dir die Stube erſt ausmalen!' Die Mutter verſetzte: 'Dein Bette iſt beſtellt und wird in dieſen Tagen fertig!' u. ſ. w. Kurzum, mein Lieblingszimmer, ſonſt ſo freundlich und einladend, war jetzt unwohnlich gemacht. Nach einigen Tagen, kurz nach dem Oſterfeſte, verließ ich das Haus und ging nach Magdeburg zu meinem Bruder.

Es war mir ſehr angenehm, daß ich zu dieſem kleinen Ausfluge einen Reiſegefährten fand. Mein Jugendgenoſſe

Heinrich Dreyer, Studiosus der Theologie, hatte die Ferien bei seiner Mutter zugebracht und stand eben im Begriffe, nach Halle zurückzukehren. Wir fuhren mit unserm Wagen bis Helmstedt und setzten dann noch unsern Weg zu Fuß fort. Auf dem Helmstedter Brunnen gedachten wir zu übernachten, aber da war Alles wüst und öde. Als wir in den ehemaligen Gesellschaftssaal eintraten, sahen wir am andern Ende einen Mann in eifriger Arbeit am Webstuhle. Auf unsere Ansprache erwiederte er kopfschüttelnd: 'Liebe Herren, hier ist kein Wirthshaus mehr, auch gar kein Unterkommen — Sie müssen nach Moorsleben gehen.' Auch gut. Wir wanderten weiter und erreichten in der Dämmerung den Ort. Leider entsprach das Wirthshaus sehr wenig seinem hübschen Äußern. Ein Zimmer mit Betten, hieß es, könnten wir nicht bekommen, wir müßten vorlieb nehmen mit einem Strohlager in der Gaststube. 'Darauf können wir unmöglich eingehen, sagte ich meinem Freunde. Weißt Du was? geh Du zum Pastor, begrüße das Handwerk, klag' ihm unsere Noth, ich bleibe unterdessen bei unserem Gepäck.' Er hatte keine rechte Lust; weil ich aber den guten Einfall gehabt, so konnte er wol das Übrige thun.

Er trifft vor der Pfarre die junge Tochter des Herrn Pastors, redet sie freundlich an und sagt den Zweck seines Besuchs. Sie ist bereit es ihrer Mutter zu sagen und diese es ihrem Manne vorzutragen. Sofort ertönt die frohe Botschaft, wir möchten nur kommen.

Wir wurden sehr freundlich empfangen und speisten mit dem Herrn Pastor zu Nacht. Er hatte eine große Freude, eine größere als wir noch: er wurde durch einen Hallesch en Studenten an seine akademische Zeit erinnert. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit erzählte er von seinen Hallesch en Lehrern und

[illegible], dann mußten wir von dem jetzigen Leben und Treiben erzählen, er ſtellte dann Vergleichungen an mit dem [illegible], und ſo unterhielten wir uns bis in die Nacht hinein. Den andern Morgen frühſtückten wir zuſammen, dann gab er uns das Geleit eine weite Strecke hinaus und herzlich dankend nahmen wir Abſchied.

Die Gegend bot uns nichts dar was uns hätte freuen können, wir waren aber noch ſehr erfreut über den geſtrigen ſchönen Abend, und ſo vollendeten wir in heiterer Stimmung ziemlich genug den langweiligen Weg.

Als wir bei dem erſten Feſtungspoſten anlangten, wurden wir angehalten. Mein Freund hatte neben ſeiner Matrikel einen Paß, er wurde nicht weiter beanſtandet. Mit meiner Matrikel ging es mir ſchlecht. Der Unterofficier entfaltete die große Urkunde, ſchüttelte den Kopf und machte die geiſtreiche Bemerkung: 'Och Latein verſteht kein Schwein.'

Ein Soldat mit Ober- und Untergewehr begleitete mich nun wie einen Sträfling durch die ganze Stadt bis ins Polizeigebäude. Dort wurde ich denn nach dem Zwecke meiner Reiſe gefragt, woher? wohin? 'Ja, ſagte ich, meine Herren, mein Zweck iſt ſehr einfach: ich will meinen Bruder beſuchen, den Regierungs-Calculator Hoffmann.' Ich konnte doch nicht ſagen 'zum Vergnügen', denn ſonſt hätte es mir auch gehen können wie jenem Reiſenden, der ins Fremdenbuch als Zweck der Reiſe 'zum Vergnügen' hineingeſchrieben hatte und den andern Tag vor die Polizei geladen wurde: 'Hören Sie, das iſt ſehr verdächtig — es hat ſich hier noch niemand zum Vergnügen aufgehalten.'

Jetzt wurde mir ein Poliziſt mitgegeben. Da ich nur den Hausbeſitzer und die Straße, aber nicht die Hausnummer

machen konnte, ſo wurde in verſchiedenen Häuſern nachgefragt, ob der Calculator Hoffmann dort wohne. Als immer ein verſchiedenes Nein erfolgte, ſo wurde dem Poliziſten eigen zu Muthe, ich las ſchon aus ſeinen Mienen, als ob er mich für einen argen Schwindler hielte. Endlich geriethen wir in das rechte Haus. Der Wirth öffnete meines Bruders Wohnung, ich warf meinen Ränzel mitten in die Stube, zog mir die Stiefel aus, ſtopfte mir eine Pfeife, legte mich auf's Sopha, befahl mir zu eſſen und zu trinken und that als ob ich zu Hause wäre; dann ſtöberte ich die Bücher durch und las nach in liebevoller Behandlung Thümmel's Inoculation der Liebe. Unterdeſſen verhandelte der Poliziſt noch lange ſehr eifrig mit dem Wirthe, und machte es ihm zur Pflicht, ja ein wachſames Auge auf den ſehr verdächtigen Menſchen zu haben und ihm durchaus nicht den lateiniſchen Schein eher wieder zu geben, als bis ſich die Sache aufgeklärt habe.

So ſaß ich denn nun da und wartete auf meinen lieben Bruder. Es wurde 10, es wurde 11 Uhr, mein lieber Bruder kam nicht. Die Angſt des Wirths, der zwar den Glauben, aber nicht den Muth mit der Judith theilte, wuchs von Minute zu Minute. Da kam mein Bruder als Rettungsengel. Als er draußen Licht in ſeinem Zimmer ſah, glaubte er, ſeine Freunde hätten ſich einen Scherz gemacht und ſpielten eine Partie. Er war noch mehr überraſcht, als er mich behaglich mit der langen Pfeife auf dem Sopha ausgeſtreckt vor ſich ſah. Wir lachten noch lange über den Dienſteifer des Poliziſten und die Angſt des guten Staatsbürgers.

Schon damals fingen die Behörden an, jedem jungen Menſchen, der bequem und deshalb oft auffällig gekleidet war, oder gar eine greiſe Turnjacke und leichte Mütze trug, für

ſtaatsgefährlich zu halten und ihm beſonders das Reiſen zu verleiden.

Mein Bruder behielt mich einige Wochen bei ſich und bot Alles auf, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen.

Eines Tages kehrte ich mit Stock und Taſche und tüchtig vom Gewitter durchnäßt heim, ich eilte gleich in mein Zimmer, und ſiehe da, überall Farbentöpfe und Reibſteine und an der Wand ein Gerüſt, aber von der breiten Blumeneinfaſſung iſt erſt etwa eine Elle lang gemalt. Großer Gott! rufe ich, das iſt doch zu arg! Am folgenden Morgen ging ich ohne ein Wort zu ſagen zum Thore hinaus auf Braunſchweig zu, um dort bei meinen Freunden Alles abzuwarten. Hier kaufte ich mir däniſche und holländiſche Bücher und beſorgte mir einige Kleinigkeiten und kehrte nach einigen Tagen wieder nach Fallersleben zurück. Die Malerei war auch jetzt noch nicht ſonderlich weit gediehen, ich aber hatte des Wartens ſatt, malte den Reſt der ſchönen Guirlande und richtete mir mein Zimmer ſo ein, daß es mir darin gefallen konnte. Obſchon mir viel Zeit vertrödelt war, ſo blieb mir doch bis zu den Michaelisferien noch genug übrig. Ich ſtudierte nun allgemeine Sprachlehre, Lateiniſch, Griechiſch, las den Homeros und die Nibelungen, lernte Holländiſch und brachte es im Däniſchen ſo weit, daß ich mich bald unterhalten konnte und zwar mit einem Kopenhagener Tiſchlergeſellen, der nach Fallersleben verſchlagen war, gute Schulkenntniſſe beſaß und ſein Handwerk gut verſtand.

Ich lebte ſehr zurückgezogen, nur meinen Studien und meiner Familie. So poetiſch ich oft geſtimmt war, wenn ſo viele Erinnerungen an eine glückliche Kindheit in mir erweckt wurden, ſo dachte ich doch gar nicht ans Dichten. Ernſt und nachſinnend wandelte ich oft von meinem treuen Pudel Asgard

[illegible]itet im Felde und Gebüsche umher, pflückte mir Wiesen-[illegible]men für meinen Arbeitstisch und suchte schöne Aussichten [illegible], oder ich blieb in unserem Garten, pflanzte Blumen, nahm [illegible]men auf, band die Reben und Ranken empor, oder ruhte [illegible] Schatten der Lindenlaube.

Die Michaelisferien gingen zu Ende, ich packte meine [illegible]ften und Bücher zusammen und machte mich reisefertig. [illegible] Studiosus Zernial, der sich von Berlin mir zum Be-[illegible] angemeldet hatte, war bereits angekommen. Er wollte [illegible] ich seine Studien in Göttingen fortsetzen. Wir traten die [illegible] zusammen an. Zernial erregte schon durch seine äußere [illegible]einung die Aufmerksamkeit aller die mit ihm in Beziehung [illegible]. Er war von mittlerer Größe und starkem Körperbau. [illegible] Gesicht deutete auf magyarische Herkunft, die Formen [illegible] stark und unschön. Aus den Zügen las man den Schmerz [illegible] ein verfehltes Leben und den fortwährenden Kampf leiden-[illegible]licher Sinnlichkeit mit edleren Gefühlen. Er hatte von [illegible]end auf viel Geschick und Neigung zum Studieren gezeigt, [illegible] seine Eltern scheueten die großen damit verbundenen Kosten, [illegible] so mußte er denn zum Berufe seines Vaters, dem Schlächter-[illegible]werk sich bequemen. Im Jahre 1812 hielt er sich in [illegible]stedt auf als Geselle bei einem Fleischermeister. Ich be-[illegible]te ihn dort öfter und er klagte mir dann mehrmals sein [illegible]liches Loos: 'Wie unglücklich fühle ich mich! Ich habe [illegible] nun auf der Gotteswelt nichts zu thun als Schafe, [illegible]weine, Kälber, Kühe und Ochsen zu kaufen und zu schlachten! [illegible]ine Eltern sind Schuld an dem ganzen Unglücke; sie haben [illegible] gegen meinen Willen und meine Neigung zu einem Stande [illegible]ungen der mich anekelt. Ich werde mich todt saufen, um [illegible] bald aus diesem Elende herauszukommen.' — Wirklich war

er ernſtlich darauf bedacht, dieſen ſchrecklichen Vorſatz auszuführen. Er hatte ſchon früher ſeine Geſundheit nicht geſchont, doch ſeine Jugend und ſeine kräftige Natur hielten die ſchlimmen Folgen zurück. Jetzt aber ergab er ſich dermaßen dem Trunke und führte ein ſo wildes Leben, daß ihm ein näher plötzlicher Tod bevorſtand.

Mir that das weh und ich konnte doch nicht helfen: wer einmal ſo weit gegangen, der kann ſich ſelbſt nur noch helfen, tauſend andere Stimmen reden nicht ſo kräftig zu ihm als die einzige Stimme ſeines beſſeren Ichs. Aber auf Einmal war Zernial mir aus den Augen gekommen und für mich wie verſchollen. Zu meiner großen Freude, aber auch eben ſo großen Verwunderung höre ich, daß er bei ſeinem Schwager*) in Berlin lebt und dort — ſtudiert.

Durch den kurzen Umgang vor unſerer Abreiſe hatten wir uns ziemlich genähert, auf der Reiſe ſelbſt noch mehr, in Göttingen unterhielten wir dann einen traulichen Verkehr, an dem noch ein dritter theilnahm.

Dieſer dritte war Krawinkel. Schon die Art, wie wir mit einander bekannt wurden, zeigte, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menſchen gehörte.

Eines Morgens klopft's an meiner Stubenthür, ich ſitze an meinem Tiſche, arbeite ruhig fort und rufe: 'Herein!' und wer tritt hinein? Ein ſchlanker, wohlgebaueter Jüngling mit einem runden ausdrucksvollen Geſichte; ſeine Augen, die bald ſanft, bald ſcharf mich anblicken, ſind lieblich blau und ſeine Wangen matt geröthet; in der Linken hält er eine lange Pfeife mit einem Meerſchaumkopfe — ſo kommt er auf mich zu und

*) Dem nachherigen Oberprediger Zernial in Straußberg, † 12. December 1846.

... mir die Hand. Ich ſtehe etwas verlegen auf — ich ... ihn ja noch nie geſehen, obſchon er mir gegenüber, nur ... einzigen Schritt von mir wohnte, — und ſehe ihn an, ... auf das was er ſagen wird. Da erzählt er mir denn ... großer Unbefangenheit, daß man ihm geſagt habe, es ... Sitte in Göttingen, ſeine Nachbaren zu beſuchen und mit ... gute Freundſchaft zu halten. 'Nun ja, verſetzte ich, warum ... nicht? Das wollen wir thun.' Und ich muß geſtehen, ... mir von dieſem Augenblicke an nicht erſt Freunde werden ..., ſondern es wirklich waren. Ich lud nun Zernial bald ... mir ein, auch er lernte Krawinkel kennen. Wir kamen dann ... ganzen Winter hindurch mehrmals die Woche zuſammen.

Zur claſſiſchen Philologie zog mich jetzt der Beruf: ich ... bei Diſſen Terenz und bei Welcker Sophokles. Ich ... mit mehreren Philologen bekannt. Wir gründeten eine ... Geſellſchaft: nach der Reihe ſollte jeder eine Abhand... in lateiniſcher Sprache liefern über irgend einen Gegen... aus der Alterthumswiſſenſchaft, darüber ſollte dann latei... disputiert werden und die übrige Unterhaltung ſollte immer ... ſein. Mitglieder waren Dilthey, Eduard Jacobi, ...temann und Wachler (Neffe des Breslauer Ober... thecars), die alle außer dem letzten als Philologen rühmlich ... geworden ſind. Die Idee war ſchön und der Eifer an... ſehr groß. Bald aber fehlte allen Zeit oder Luſt eine ...handlung auszuarbeiten. Ich kam meiner Verpflichtung nach ... einer Ausarbeitung de colore togae romanae. Ich hatte ... viel damit gequält und war zu dem Ergebniß gelangt, daß ... Farbe der römiſchen Toga weiß geweſen ſei. Unſere Ge... ſchaft durfte nicht erſt den bald folgenden Auszug mitmachen, ... hatte ſich ſchon vorher in Wohlgefallen aufgelöſt.

Lehr- und genußreicher als diese Philologica war für mich das Collegium von Fiorillo über Kunstgeschichte. Fiorillo, obschon in Deutschland geboren und erzogen, war und blieb doch wie sein Name ein Italiener. Seine ganze Künstlerbildung und Richtung war, seit er in Rom und Bologna sich in der Malerei ausbildete, italienisch. Er hatte sich vom akademischen Künstler zum akademischen Gelehrten emporgeschwungen; er war außerordentlicher Professor und dann sogar ordentlicher geworden. Er las Kunstgeschichte und obgleich er nichts mehr und nichts Besseres aus der Geschichte geben konnte als was er hatte drucken lassen, so war doch seine Mittheilung über das Technische in den zeichnenden Künsten eine vortreffliche Vorschule zum Verständniß der Künstler und ihrer Werke. Auf einen zusammenhängenden Vortrag mußte man freilich verzichten. Es war oft so als ob ein Handwerker, der sein Fach gut versteht, aber in der Sprache nicht recht fortkann, etwas erklären wollte. Er konnte nicht einmal richtig sprechen und mischte allerlei französische und italienische Brocken hinein, was sich denn oft possierlich anhörte. Sehr lehrreich und angenehm war trotzdem jede Stunde: die Hauptwerke berühmter Künstler suchte er uns durch Kupferstiche zu veranschaulichen, und wenn er seinen Vortrag geschlossen hatte, so konnten wir uns mit Muße und mehr noch besehen als erwähnt worden war. Als Aufseher der Kunstsammlungen wußte er sein Collegium höchst interessant zu machen und es war seine zwei Louisd'or werth.

Um das Studentenleben hatte ich mich bisher wenig gekümmert, es gehörte ja auch mit zum guten Tone, so wenig als möglich Studenten zu kennen. Und dabei stand man sich gut: man war sicher vor diesen kalten, vornehmen, empfindlichen Musensöhnen, wie sie damals massenhaft nur in Göttingen

…chen und gedeihen konnten. Ein Vereinsleben war kein Be…rfniß, ein paar hundert Landsmannſchafter beherrſchten das …ße Heer der Wilden, das doch wol über anderthalb tauſend …rk ſein mochte. Die Corps beſtimmten den Comment, hielten …ommerſe und maßten ſich das Recht an, in allen Studenten…gelegenheiten, bei öffentlicher Vertretung, Ehren- und Duell…chen die einzige Behörde zu ſein. Seitdem durch die Feier …s Wartburgfeſtes angeregt die Gründung deutſcher Burſchen…ften eifriger betrieben wurde, machten wir auch in Göt…ngen Verſuche damit. Aber unſere Verſammlungen waren er…olglos, Göttingen war einmal kein Boden für Burſchenſchaften. …e Corpsburſchen, die doch geſetzlich verboten waren, wurden …m Prorector zum Thee eingeladen, und — es blieb Alles beim …ten. Wie hätte auch ſo etwas entſtehen können an einem Orte, …o noch nie in die Seele eines königlich großbritanniſch-hannove…ſchen Hofraths der Gedanke 'Deutſchland' gedrungen war?

Feinheit in der Tracht und im Benehmen wurde den …ttinger Studenten nachgerühmt und freilich mit Recht, aber …an ging oft in beiden Dingen zu weit, daran waren jedoch …ch die Profeſſoren mit Schuld. Bei gewiſſen konnte man …r im Frack und mit dem Cylinder einen Beſuch machen, …d hatte man gar das große Glück, zum Thee eingeladen zu …rden, ſo mußte man ballmäßig erſcheinen. Es war ſchwer, …t den Profeſſoren bekannt zu werden, fremd wie man ihnen …ieb, ſo blieben ſich auch die Studenten: man ſaß ein halbes …hr lang in demſelben Collegium und hatte mit ſeinen Nach…arn nie ein Wort geſprochen; man wohnte Jahr und Tag in …nunddemſelben Hauſe, ja in demſelben Stockwerk mit vielen …ammen und erfuhr kaum etwas von ihnen, ja man bekam …e oft nicht einmal zu Geſicht.

Daß man ſich anſtändiger und rückſichtsvoller gegen einander benahm als auf anderen Univerſitäten, war ganz hübſch, doch geſchah es oft mehr aus Beſorgniß anzuſtoßen als aus Neigung und Überzeugnng. Eine gewiſſe Harmloſigkeit im Verkehre mit Studenten, die man wenig oder gar nicht kannte, hörte ganz auf. Wie es einem gehen konnte, der nicht die mindeſte Abſicht hatte, jemanden zu beleidigen, mußte ich ſelbſt erfahren. Eines Tages hatte ich bei Fiorillo mich ein klein wenig übergebogen, um den Kupferſtecher eines ſchönen Blattes — es war Desnoyers — zu erfahren. Mein Nachbar fühlte ſich dadurch gekränkt. Ich ſagte ihm zu meiner Entſchuldigung: 'ich wollte ja nur den Namen des Kupferſtechers leſen.' Gott weiß, was er verſtand! Ich ſitze des Nachmittags auf meiner Stube, da klopft's. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommt ein Student, mit dem Hut auf dem Kopfe und den Ziegenhainer in der Rechten. Es iſt Chriſtiani. Ich freue mich ſehr ſeines Beſuchs, er verſtand gut däniſch und hatte eben damals ſeine Überſetzung von Öhlenſchläger's Hugo von Rheinberg drucken laſſen. Ich bitte ihn Platz zu nehmen. Er ſteht wie eine Säule, und ſpricht dann ein großes Wort gelaſſen aus: 'Ich muß Sie coramieren: haben Sie meinen Freund beleidigen wollen?' — 'Durchaus nicht. So und ſo iſt die Sache geweſen.' — Nachdem der Cartellträger ſich damit befriedigt erklärte, glaubte ich, er würde bei mir verweilen. Keineswegs, das wäre wider den Comment geweſen. Er ging. 'n Morgen!

Es lag mir übrigens auch gar nichts an einem Geſammtverkehre, höchſtens daß ich mich für den Sohn eines berühmten Mannes intereſſierte, z. B. Baggeſen. Mir genügte der kleine Kreis meiner Freunde, und ich hatte ja auch alle Hände voll zu thun. Meiner Schweſter Minna konnte ich deshalb den

5. December mit Recht schreiben: 'Bis jetzt habe ich noch kein müßiges Stündchen verlebt in meinem neuen Leben und kann mich dessen wol rühmen, wenn ich gleich aller Orten das liebe, liebe Briefschreiben außer Acht gelassen habe. Ich bin kein Geschäftsmann im strengen Sinne des Wortes, bin nur Student. Aber Student, welch ein ungeheures Geschäft! Eine halbe Ewigkeit möcht' ich mir erkaufen, um nur immer zu studiren!'

1818. Das neue Jahr begann. In der Neujahrsnacht, als es eben zwölf schlug und draußen gelärmt, gejubelt und geschossen wurde, saßen wir ganz ruhig und gemüthlich beisammen, Zernial, Krawinkel und ich, und wie es schien schaute jeder ungetrübten Blickes zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft. Wir führten unter einander ein sehr reges geistiges Leben: wir unterhielten uns über Kunst und Literatur, Philosophie und Welt, und tauschten unsere Ansichten aus. Jeder fühlte sich zu dem anderen hingezogen, und wenn er auch mitunter durch Widerspruch unangenehm berührt wurde, so trennte uns das nicht; bei der Mannigfaltigkeit unserer Bestrebungen und Richtungen konnte es sich auch nicht um Glaubens- und Wissenseinheit handeln.

Henneberg sah ich den ganzen Winter nur selten. Er war unter seine prosaischen Landsleute gerathen und, was noch schlimmer, in Heise's Pandecten. Wie oft rief ich ihm zu: 'O daß doch ein Frühlingshauch sein und unter Deine Hefte führen!' half Alles nichts: er stapelte seine Hefte bergehoch auf und ließ sich nicht irre machen, wie sehr ich auch in Bezug auf seine Gesundheit meine Besorgnisse äußerte und seine Heftgelehrsamkeit belächelte. Der Frühling kam und mit ihm erwachte in Henneberg eine heiße Sehnsucht nach seiner Heimat; er fühlte

das Elend wohin ihn die edle Rechtswiſſenſchaft gebracht hatte, am 4. März ſprach er ſich alſo gegen mich aus:

Es ruft mit tauſend ſüßen Liebesſtimmen
Der junge Lenz mich in die Heimat fort,
Der alten Sehnſucht heil'ge Sterne glimmen,
Im Herzen flüſtert manches Ahnungswort.

Entfloh'n den ſchwarzen, ſiebenfachen Ketten,
Die mir das Recht und Menſchenſatzung wand,
Trink' ich das Blau und eile mich zu retten
In deinen Schoß, geliebtes Vaterland.

Dort, wo der Kindheit dämmernde Geſtalten
Aus Duft und Klang und Säuſel mir erſteh'n,
Da waltet ein geheimes Geiſterwalten,
Da kann die Wehmuth ſinnend ſich ergeh'n.

Dort, wo um jede traulich ſüße Stelle
Das Nachgetön von ſchönen Stunden ſchwebt,
In jedem Blatt, in jeder leiſen Welle
Der Klageliſpel eines Seufzers bebt.

Kennſt Du, mein Hoffmann, dies unnennbar tiefe,
Dies unausſprechlich ſehnende Gefühl?
Als ob ein Geiſt in Blumenkelchen ſchliefe,
Leiſ' eingewiegt von Weh'n, lind' und kühl.

So denke mein, wenn nun der Mäonide
Auf kühnem Fittich Dich durch Welten reißt,
Und Dir im hehren, unerreichten Liede
Der grauen Vorzeit Götterkampf erſchleußt.

So denk' ich Dein, wenn Cona's ſüße Stimme
Mir in der Seele Tiefen wiederhallt,
Wenn ich mit Milton Strahlenhöh'n erklimme
Und wenn ſein Lichtgruß jauchzend mir erſchallt.

Aber ſeine Sehnſucht ward nicht erfüllt: Heiſe's Collegium hatte ihn todtkrank gemacht und er mußte für ſeinen Fleiß wochenlang auf dem Krankenbette büßen. Ich habe ihn in

dieser traurigen Zeit oft besucht und neben anderen manche Nacht bei ihm gewacht. Am Charfreitag (20. März) kam seine Mutter. Erst am 14. April konnte sie den Kaumgenesenen nach Blankenburg mitnehmen. Nachdem er sich dort wieder erholt hatte, kehrte er nach Göttingen zurück, freilich erst ziemlich spät.

Der angenehme, geistbelebende Verkehr mit Zernial und Krawinkel war ungestört bis zum Frühlinge fortgegangen. Da wurde es plötzlich anders. Zernial, um vieles älter als wir, mochte schon dadurch uns den Jüngeren gegenüber ein Vorrecht zu haben, nämlich uns Alles sagen zu dürfen, während wir uns Alles von ihm gefallen lassen sollten; er wollte, wenn nicht mehr, doch Alles besser wissen als wir. Seine heftige, anmaßende, von Unfehlbarkeit strotzende Art und Weise, sich und seine Ansichten geltend zu machen, brachte es dahin, daß meine bisherige Harmlosigkeit sich ihm gegenüber in Mißtrauen, meine frühere Theilnahme für ihn sich in Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelte.

Sonderbar, daß ich und Krawinkel um eben diese Zeit in ein Meer von Mißverständnissen geriethen, woraus wir vorläufig nicht aufzutauchen vermochten. Er, einer der edelsten und herrlichsten Menschen, die ich je in der Welt kennen lernte, begabt mit tiefem Gefühle und einem scharfen Verstande, voll von hohem Sinne für Recht und Wahrheit, begeistert für eine Idee, der man sein Leben freiwillig hingiebt, wenn's darauf ankommt, er, der mich so herzlich, so unaussprechlich liebte, meine Freude in einer oft trüben Gegenwart war und meine beseligende Hoffnung für die Zukunft ward — sollte Alles, alles für mich sein und bleiben, aber nicht mehr zu mir kommen, mich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen! Es war ein

wunderlicher Gedanke, daß zwei Menſchen in dem Augenblicke, wo ſie ſich am meiſten liebten, ſich am unentbehrlichſten waren, ſich eben da entbehrlich ſein und freiwillig auf einander verzichten wollten und konnten!

Was vorhergegangen war, weiß ich nicht mehr. Am 12. April ſchrieb ich an ihn, nachdem ich eben von einem Spaziergange zurückgekehrt war, unter anderem: '— Warum ſollen wir uns gegenſeitig quälen? und Frieden da draußen ſuchen, den doch jeder von uns in ſich finden kann und ſoll? Drum laß uns unſern Umgang abbrechen, der uns beiden nicht wohlthut, bis auf beſſere Zeit.'

'Lebe denn wohl, guter Junge, denn weiter zu ſchreiben vermag ich heute nicht. Und ſollt' es ein Traum ſein, was Du ſo lieblich, ſo edel in mein Leben geflochten haſt, ſiehe, ich würd' ihn nimmer verlieren — aber es iſt Wahrheit. Und reineren Dank, der ihr und der Freundſchaft gebührt, wird mein Leben Dir zollen. Und ſollten wir uns nicht wiederfinden in dieſer Welt — ha! dann giebt's noch eine beſſere, ſchönere für uns, wo nicht mehr Geiſt und Herz in irren Bahnen kreiſen.'

Krawinkel antwortete noch denſelbigen Abend: '— — Der traurigſte Beweis für die Kleinheit aller menſchlichen Dinge und Seelen, die wir groß nennen, iſt eben ihre Unvereinbarkeit, ihr Zwieſpalt. Vollkommene Geiſter können ſich nur lieben. Wo alſo Streit herrſcht, mangelt beiderſeits Vollendung. — Doch können wir uns beruhigen, als Jünglinge (alſo ſelbſt nach den Jahren noch im Werden), als Hoffnungen (noch keine Erfüllungen, alſo noch keine Vollendungspunkte), endlich als noch zweifelhafte Hoffnungen (denn aus demſelben Jüngling kann noch immer ein Cromwell oder Franklin,

Catilina oder Scipio werden). Wären wir selbst vollendeter, würde eine innige Verbindung inniger und leichter sein — so ist es nicht. — —'

'Ich verstehe Dich sehr gut, und wünsche Dir herzlich und freudig mein bestes Lebewohl. Ich hoffe und erwarte von Dir vieles. Und jede einstige Erfüllung wird mir eine neue Freude bringen. Möge Dir der Gott der Liebe recht bald eine Seele zuführen, die ist wie Du bist, und möge diese Dir dann reichere und frohere Stunden bereiten, als ich es vermochte. Dein stiller und guter Geist wird mir nie entschwinden, und, der Mensch, glauben wir, mit einem höheren Leben erringen ihn auch uns wieder.'

Wie lange wir uns nicht sahen, weiß ich nicht mehr, wie denn ohne diese Briefe kaum wissen würde, daß zwischen uns eine Quarantaine stattfand.

Die Osterferien waren begonnen. Meinem Wissensdrange folgte nun die Reiselust. Ich eilte nach Dransfeld zu meinem Freunde dem Postmeister Frank. Ich war gern und oft dort, immer ein willkommener Gast bei den lieben biederen Leuten. Des Abends blieben wir immer zu Hause. Nach Tische erzählte dann Frank vom spanischen Kriege, den er als westphälischer Officier mitgemacht hatte. Da hörte man denn noch mehrere Dinge von der dortigen Kriegsführung als sie gedruckt zu lesen sind. Er hatte vieles erlebt und seine einfache Erzählung war mitunter tief ergreifend.

Nach einigen Tagen kehrte ich heim. Ich fühlte mich hier einsam und verlassen. Meine Freunde waren alle verreist, ich konnte nicht verreisen: das wenige Geld, welches mir von Hause zukam, reichte nicht aus um die allernothwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Wie hätte ich reisen können! Es gab

Zeiten, wo ich wochenlang zu Mittag hungerte, um nur Abends auf dem Ulrichsgarten für zwei gute Groſchen mich anſtändig ſatt zu eſſen. Zur Erdbeerenzeit habe ich vierzehn Tage lang zu Mittag nur von Erdbeeren und Weißbrot gelebt. Kein Wunder, daß ich mich aus Göttingen fortſehnte, ſchon um aller Nahrungsſorgen überhoben zu ſein.

Es war aber noch ein anderer Zweck, der mich hinaustrieb: die Angſt, unter lauter Büchern zu verkommen und ein Stubenhocker zu werden.

Als ich vor der Pfingſtzeit Forſter's Rheinanſichten las, da ergriff mich ein unwiderſtehlicher Reiſetrieb — ich war im Geiſte überall, nur nicht in Göttingen. Ich mußte reiſen, einerlei wohin? und ſo reiſte ich denn mit meinem Freunde Reck zu ſeiner Familie in Greene. Es waren ſchöne Maitage in dem freundlichen Leinethale mit den waldumkränzten Höhen, den grünen Wieſen und Feldern, den Blüthenbäumen und Blumen in den Gärten.

Der kleine Ausflug hatte ſehr wohlthätig auf mich gewirkt. Ruhig und heiter geſtimmt kehrte ich zum Arbeiten zurück. Ich ſtudierte Winkelmann's Werke und las mit großer Begeiſterung ſeine Briefe. Täglich beſuchte ich die Bibliothek, zunächſt um zerſtreute Nachrichten und Nachweiſungen über griechiſche und römiſche Kunſtwerke zu ſammeln. Zu dieſem Zwecke ſah ich das ganze Magasin encyclopédique von Millin, 122 Bände durch.

Aber wozu das Alles? fragten mich meine Freunde. Das wußte nur ich und ich eben am beſten: ich wollte ein zweiter Winckelmann werden, wollte mich dazu in Deutſchland ſo weit als möglich vorbereiten, dann einige Jahre dem Studium der Kunſt in Italien widmen und endlich zu demſelben Zwecke nach

Griechenland gehen. Ich machte wirklich schon ernste Anstalten dazu: ich las Reisebeschreibungen, entwarf eine Litteratur der Reisen, trieb das Französische, welches ich etwas vernachlässigt hatte und stiftete mit Henneberg und Woltag eine Académie française, wo wir zunächst Rousseau lasen; wollte dann Italienisch und endlich Neugriechisch lernen, wozu mir Glarakes aus Chios behülflich sein sollte, wie er denn mir auch schon versprochen hatte.

Während ich von meinem großartigen Lebensplane ganz erfüllt war und dafür lebte und strebte, ereigneten sich die bekannten Studentenunruhen.

Ein Metzger hatte ein Kind umgerannt. Ein Student nahm sich des Kindes an und erhielt dafür von dem handfesten Metzger eine Ohrfeige. Der Beleidigte forderte durch seine Landsmannschaft Genugthuung, und vom Prorector ward Bestrafung des Beleidigers verlangt. Der Prorector verwies an die Polizeibehörde und diese schien nicht geneigt und zauderte. Da ward am 11. Juli eine Studentenversammlung gehalten und das Ergebniß war: am Abend erstürmte man das Haus des Metzgers und zertrümmerte Alles was darin war. Diese rohe Selbsthilfe, die nur von den Landsmannschaften beliebt und ausgeführt war, durfte nicht unbestraft bleiben, und die Regierung mußte einschreiten. Wie aber geschah dies? Am 17. rückte als kön. Commissarius der Hofrath Freiherr von Falck mit Husaren ein. Da seine strengen Befehle gegen die ganze Studentenschaft gerichtet waren, so wurde jetzt die ursprüngliche Landsmannschaftliche Angelegenheit zur allgemeinen. Kaum hatte sich die Kunde von den Husaren verbreitet, so versammelten wir uns. Bald hieß es: Vorwärts! Durch das Gedränge war ich mit an die Spitze gekommen und führte nun den Zug an.

Wir zogen mit dem Gesange: 'Die Burschenfreiheit lebe!' vor die Wohnung des königlich großbritannisch-hannoverischen Commissarius und brachten ihm ein dreimaliges Pereat. Nach dieser großen That sangen wir noch ein Gaudeamus igitur, so feierlich, wie ich es nachher nie wieder gehört habe, und wurden dann durch die Husaren zersprengt.

Den folgenden Abend zogen wir, trotzdem daß vier nicht beisammen stehen sollten, truppweise auf den Straßen umher und verweilten auf und zwischen den Marktbuden und sangen und lachten, wenn die Husaren vorüberritten. Obschon wir unbewaffnet, ja völlig wehrlos*) waren, so fühlten wir uns doch sicher: die Marktbuden schützten uns. Zweimal waren die Husaren wie zum Angriff herangesprengt, und unter Gelächter und Gepfeife kehrten sie in die Weender Straße zurück. Da sprengten sie zum dritten Male heran, der Officier commandierte: Setzt ab! die Husaren hieben ein und verwundeten einige Studenten. Ich kam gut davon, ich hatte mich kurz vorher nach der Krone geflüchtet. Jetzt zogen wir vor das Haus des Stadtcommandanten, Alles schrie: Auszug! Auszug! Den anderen Tag wurde der Auszug in Scene gesetzt. Witzenhausen war als Sammelplatz bestimmt. Ich ging, weil ich zu einer weiteren Reise kein Geld hatte, auf die Rasenmühle. Den halben Tag fahnte ich dort auf dem wunderbar klaren Wasser. Ich lernte bei der Gelegenheit Friedrich Bluhme den Juristen kennen, was mir immer eine angenehme Erinnerung geblieben ist.

Montag den 20. Juli kehrte ich nach Göttingen zurück.

*) In Venturini's Chronik des 19. Jahrh. 15. Bd. (1818) S. 335 ist die Sache übertrieben dargestellt: von den Studenten war niemand bewaffnet, auch war kein Fußvolk zugegen.

Da hieß es denn: von jetzt an darf niemand mehr in Göttingen bleiben. Ich blieb aber noch den folgenden Tag und besuchte die Bibliothek. Alles wie ausgestorben. Der alte Hofrath Heyne wankte wie ein Schatten umher und kam an mich heran. Er kannte mich nämlich und hatte mich gern, obschon er immer sehr böse that, wenn ich jedes halbe Jahr zu ihm kam und die von ihm angekündigte allgemeine Litteraturgeschichte hören wollte. 'Nun, das ist schön! sagte er ganz freundlich, seie Sie einer mit von de Gute, lasse Sie nur die andere alle laufe!' — 'Ach! Herr Hofrath, erwiederte ich zu seiner Betrübniß, morgen gehe ich auch fort.'

Ich ging auf einige Tage wieder nach Dransfeld, und kehrte erst zurück, als es bekannt wurde, daß die Verhandlungen der Studenten in Witzenhausen mit der Regierung zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt hatten. Das Ende vom Liede war: Göttingen zwei Jahre in Verruf, kein Ausländer darf es besuchen, die jetzt noch dort vorhandenen müssen es alle verlassen.

Dies große Ereigniß blieb nicht ohne großen Einfluß auf die ganze Göttinger Studentenwelt: man fühlte mehr die Zusammengehörigkeit, hielt sich nicht mehr an die alten überlieferten Formen, den steifen pedantischen Ton und verkehrte traulicher mit einander.

In dieser Zeit lernte ich meine eigentlichen Landsleute, die Lüneburger kennen, die in Theodor Meyer, mit dem Spitznamen Dr. Biber, ihren Vereinigungspunkt hatten. Biber wohnte in einem Gartenhause und war ein wahrer Herbergsvater: immer freundlich und heiter, mit einem Anflug von Humor wußte er uns zu vereinen und zusammenzuhalten, in Göttingen damals ein großes geselliges Verdienst. Ich lernte

durch ihn und bei ihm kennen die Lüneburger W. Nolte, Merckel, A. G. Lindemann, C. W. Lindemann, Langelotz, G. Küster, C. Francke; die Pommern v. Haſelberg, v. d. Lancken, A. v. d. Öhe, v. Sobeck, Schlagenteuffel; den Mekleuburger Scheibel und den Schwaben Philipp von Braunmühl.

Den Glanzpunkt des Verkehrs mit dem Biberſchen Kreiſe bildete der Commers in den Ruinen des Hardenbergs am 17. Auguſt — eine denkwürdige Nacht, die auf allen Stammbuchblättern mit Erzählung vieler Einzelnheiten nachgefeiert wird.

Wir waren nur kurze Zeit zuſammen. Ich nahm von allen Abſchied auf Wiederſehen, aber nur wenige ſah ich wieder.

Biber ſchrieb ſeinem Fuscus — ſo hieß ich wegen meines braunen Rockes —, auch wol nach Horaz Fusce pharetra, auf's Stammbuchblatt:

Fusco suo Polluci S. Castor!
Erſt kurze Tage hat es uns verbunden
Und ſchon gebeut uns Trennung das Geſchick;
Erinnerung der froh enteilten Stunden
Iſt jetzt der Scheidenden alleinig Glück,
Und was vereinet Schönes wir empfunden,
Das raubt uns nicht der flücht'ge Augenblick.
Drum wollen wir getroſt vereinet leben,
Sei nach dem Schönen ewig unſer Streben.

So aber ging es mir mit vielen anderen aus dieſer letzten Zeit, auf welche eben ſo wie auf ihn paßte was mir Bluhme zur Erinnerung ſchrieb:

Durch Zufall mußten wir uns finden,
Und eben dieſer Zufall war beſtimmt,
Weit uns zu trennen, nicht zu binden.

Am ſchmerzlichſten war mir der Abſchied von Henneberg, der zu Michaelis nach Jena ging. Am 1. September über-

dichte er mir 'dieſe Worte bangen Abſchieds und wehmüthiger Erinnerung':

Leb wohl, vergiß mein nicht, bald bin ich fern!
Vertrauend meines Herzens mächt'gem Triebe
Zieh' ich ins Land der Freiheit und der Liebe.
Da iſt mein Vaterland, da ſtrahlt mein Stern —
Leb wohl, vergiß mein nicht, bald bin ich fern!

Leb wohl, vergiß mein nicht! Mein Schutzgeiſt winkt
Und deutet lächelnd hin auf gold'ne Gauen:
„Da blüht dein Glück, da ſollſt du Hütten bauen.
Wo Treue lebt, der Gruß zum Herzen klingt."
Leb wohl, vergiß mein nicht! Mein Schutzgeiſt winkt.

Leb wohl, vergiß mein nicht! Das Leben ſtürmt:
O rette Dich im wilden Wogenſpiele
Mit Dir, mit Deinem ſchöneren Gefühle
Zum ſtillen Ort, wo Liebe wacht und ſchirmt!
Leb wohl, vergiß mein nicht! Das Leben ſtürmt.

Leb wohl, vergiß mein nicht in ſtiller Nacht,
Dann trüb' und trüber nun Dein Lämpchen glühet,
Der Vollmond durch die ew'gen Räume ziehet
Und Alles ſchläft, nur Deine Wehmuth wacht —
Leb wohl, vergiß mein nicht in ſtiller Nacht!

Leb wohl, vergiß mein nicht! Der Sand verrinnt:
Bald gleit' ich auf der Sehnſucht leiſen Wogen,
Bald bin ich ſtill und ſelig hingezogen
Ins heil'ge Land, das meine Seele minnt.
Leb wohl, vergiß mein nicht! Der Sand verrinnt.

Leb wohl, vergiß mein nicht! Dann bin ich fern!
Wenn dann im Herbſt die Blätter weh'n und fallen,
So werd' ich ſinnend an der Saale wallen,
Die Blicke feſt auf Deiner Heimat Stern.
Leb wohl, vergiß mein nicht! Dann bin ich fern!

So wehmüthig mich die Gegenwart ſtimmte, ſo froh und hoffnungsreich erſchien mir die Zukunft. Zeugniſſe dafür ent-

halten meine damaligen Briefe. Am 26. Juli ſendete ich von Dransfeld aus an meine Schweſter Minna folgende Zeilen:

Stimme der Vorwelt,
Heißt du mich pilgern?
Glückliche Hellas,
Habe Dank!

Heimiſcher wird mir,
Trag' ich im Herzen
Götter und Menſchen,
Deine Welt.

Gutes Walhalla,
Neblichtes Erin,
Heute das letzte
Lebewohl!

Bringen die Horen
Wieder des Lebens
Schöneren Lenz mir
Früh' herab —

Ewig, Olympos,
Dann mit den hohen
Himmliſchen Göttern
Sei gegrüßt!

Meine archäologiſche Liebe war zur Schwärmerei geworden, ich lebte und ſtrebte nur für ſie, 'ſie war mein Taggedanke, war mein Traum.'

Es war eines Abends, als ich eben auf der Straße von Dransfeld ganz allein auf Göttingen zuwanderte. Wie ich eben aus dem Grohnder Holze ins Thal eintrete, da iſt's mir, als ob ſich die Zukunft vor mir enthüllen will, als ob Wald und Kornfeld, Wolken und Sonne mit mir redeten und Alles das guthießen was ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte: 'jenſeit der Berge (ſo ſchrieb ich am 5. Auguſt meinem

Vater) glaubt' ich mich versetzt in Hellas und Hesperien. Meine Phantasie brütete lieblicher an dem großen Plane meines Lebens und die untergehende Sonne verlängerte meinen Schatten über dem Saatfeld und schien zu sagen: so groß kannst du am Abende deiner Tage sein!'

Die Ferien begannen diesmal früher als sonst. Die meisten meiner Freunde und Bekannten hatten bereits Göttingen für immer verlassen. Da ich das als Inländer nicht konnte, so wollte ich wenigstens vor Beginn des Winterhalbjahrs noch eine Reise machen. Ich schrieb nach Haus und bat um Geld. Am 27. August erhielt ich 2 Louisd'or. Da ich nicht mehr warten durfte, so trat ich wohlgemuth schon nach einigen Tagen meine Reise an. Ich gedachte über Cassel ins Waldeckische zu gehen, von da durch den Thüringer Wald nach Jena, dann zu meinem Bruder in Magdeburg und endlich durch meine Heimat nach Göttingen zurückzukehren.

In Cassel war mein Hauptaugenmerk gerichtet auf das Museum und die Bibliothek. Am ersten Morgen ist mein erster Gang nach dem Museum. Auf der Straße begegnet mir ein ältlicher Herr im braunen Rocke, ich rede ihn an: 'Können Sie mir nicht sagen, wo der Hofrath Völkel wohnt?' — 'Das bin ich selbst.' — 'Herr Hofrath, das ist mir sehr angenehm: ich wollte eben so frei sein, Ihnen einen Besuch abzustatten und einen Gruß des Herrn Prof. Welcker zu überbringen.' — Er war sehr freundlich, und so bat ich ihn denn, mir Gelegenheit zu verschaffen, das Museum zu sehen, dessen Director er war. Er beschied mich auf die Bibliothek, nach einer halben Stunde würde er sich dort einfinden. Ich erscheine um die bestimmte Zeit, denke, er sitzt schon drüben am Fenster, und gehe auf ihn zu. Das ist aber Jacob Grimm.

Ich weiß mir ſchnell zu helfen, beſtelle einen Gruß von Welcker und unſre Bekanntſchaft iſt gemacht. Ich bitte ihn um die Einſicht des Handſchriftenverzeichniſſes. Nachdem ich Einiges gefunden was ich zu ſehen wünſche, holt er es mir hervor, ſo auch einen Stoß Briefe von Gelehrten aus neuerer Zeit. Ich ſehe ſie durch und finde einen Brief Winckelmanns an den in Caſſel noch in ſchlechtem Andenken ſtehenden Raspe. Hoch erfreut über meinen Fund nehme ich mir ſofort Abſchrift.

Unterdeſſen kommt Völkel, überreicht mir ſeine Beſchreibung der Caſſeler 'antiken Sculpturen' (aus Welcker's Zeitſchrift), führt mich in den Saal, wo ſie aufgeſtellt ſind, und ſchließt mich ein, er muß eben noch einige fürſtliche Perſonen umherführen. Da ſtudiere ich nun die Falten und Säume der Gewänder u. dgl., bis mich Völkel wieder erlöſt. Ich gehe abermals auf die Bibliothek und unterhalte mich viel mit Jac. Grimm. Er ladet mich zu ſich ein und ſchon am Nachmittag beſuche ich ihn.

Ich fand ihn eben beſchäftigt mit ſeiner Grammatik. Mehrere Bogen lagen bereits gedruckt vor. Ich ſah und erſtaunte, eine neue Welt ging mir auf, ich wurde nachdenklich und ſchwankend in meinen Plänen. Da ich den vorigen Sommer zu Hauſe däniſch gelernt hatte und in der letzten Zeit zu Göttingen auch holländiſch, mich auch um deutſche Litteraturgeſchichte gekümmert, ſo gab es in unſerer Unterhaltung Berührungspunkte genug. Hatte ſchon in der Bibliothek ſeine Perſönlichkeit auf mich gewirkt, ſo war das in ſeinem Zimmer unter ſeinen Arbeiten, Büchern und Handſchriften jetzt noch mehr der Fall. Die Ordnung, die hier überall bis ins Kleinſte waltete, der Fleiß, der aus Allem ſich kund gab, die lebendige Theilnahme bei allen Dingen, auf welche die Rede

kam, Alles das gewann ihm meine innige Liebe und Verehrung.

Den anderen Tag ſahen wir uns wieder auf der Bibliothek. Jetzt lernte ich auch ſeinen Bruder Wilhelm kennen. Nachdem wir uns eine Zeit lang unterhalten, überreichte ich jedem ein Stammbuchblatt. Jacob ſchrieb mir:

ein ieglich mensche enphat
darnach als ime sin herze stat.

Wilhelm:

lere unt meisterschafte sint guot,
swer aber sinnerichen muot
von angeborner tugent hat,
des witze get für allen rat.

Herzlich dankend und hoch erfreut nahm ich Abſchied von ihnen beiden und auch von Völkel.*)

Als ich mit Jacob zuſammen die Treppe hinab ging, erzählte ich ihm, daß ich nach Italien und Griechenland zu reiſen beabſichtigte, um dort an Ort und Stelle die Überbleibſel alter Kunſt zu ſtudieren. 'Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?' fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute, die Worte vom 5. September 1818. Noch auf der Reiſe entſchied ich mich für die vaterländiſchen Studien: deutſche Sprache, Litteratur- und Culturgeſchichte, und bin ihnen bis auf dieſen Augenblick treu geblieben.

So war mir denn Caſſel von neuem lieb und werth

*) S. über ihn Jac. Grimm in der Caſſeler Allg. Zeitung 1829. Nr. 86 (daraus im Nekrolog der Deutſchen 1829. S. 144—149). Dies ſchöne Denkmal collegialiſcher Freundſchaft verdiente wol in die kleinen Schriften Jac. Grimm's aufgenommen zu werden!

geworden, und vergnügt setzte ich meine Reise fort nach Mühlhausen im Waldeckischen.

Mein Oheim empfing mich eben so herzlich wie sonst und that auch diesmal das Seinige, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen. Vergebens wartete ich auf Geld, und war endlich gezwungen, da mir auch mein Oheim nichts ablassen konnte, mit dem Reste meiner kleinen Baarschaft weiter zu wandern.

So lange ich auf waldeckischem Gebiete war, ging Alles gut: ich kehrte überall bei den Herren Pfarrern ein, und das kostete weiter nichts als einen Gruß meines Oheims beim Empfange und einen schönen Dank beim Abschiede. Als ich aber ins Hessische gelangte, da verhielt es sich anders. In der Dämmerung erreichte ich eines Tages (21. September) Dagobertshausen. Ich sprach beim Herrn Pfarrer vor und fragte ganz bescheiden an, ob ich vielleicht für die Nacht ein Unterkommen finden könnte, ich wäre ein Göttinger Student. Ich sprach in eine Küche hinein, wo der Herr Pfarrer und seine Frau Gemahlin mit einem Bauern am Heerde saßen. Da dröhnte mir eine barsche Stimme entgegen. 'Was will er? Hier ist kein Wirthshaus!' und sich an den Bauern wendend: 'Zeig er ihm doch mal das Wirthshaus!' Ich dankte innig gerührt für die Zurechtweisung, womit die christliche Liebe mich armen Wandrer entließ, und folgte dem zweiten Er des Herrn Pfarrers ins Wirthshaus. War das eine schauderhafte Kneipe! Als ich etwas genossen hatte, wies man mir eine enge Kammer an, worin neben dem Bette allerlei Gerümpel stand. Außer einem kleinen Fenster war noch in einer Ecke ein großes Luftloch zu meinem Glücke. Ich schlief nur wenig, und als ich aufwachte, war die ganze Kammer voll Rauch. Eine Juden-

familie, die unten ihr Nachtlager genommen, hatte die Nacht große Wäsche gehalten. Der Rauch war auch zu mir gedrungen, doch war für seinen Durchzug gesorgt. Ich öffnete schnell Fenster und Thür, warf mich in meine Kleider, zahlte meine paar Weißpfennige und eilte von hinnen.

Endlich erreichte ich Eisenach. Im goldenen Anker befand ich mich ganz wohl: Herr Limbrecht war ein freundlicher Mann und billiger Gastwirth. Ich erbat mir ein Andenken, und er schrieb mir die beherzigenswerthen Worte:

Immer Munter ist die Hauptsache, saget Jh. Samuel Limbrecht, Wirth im Anker in Eisenach den 25. Sept. 1818.

Nachdem ich die einzige Merkwürdigkeit Eisenachs, die Wartburg in Augenschein genommen und auch noch den Kaiser Alexander von Rußland auf seiner Durchfahrt nach Weimar gesehen hatte, eilte ich weiter.

In Gotha ging es mir auch noch gut. Den Tag über war ich Gast des Dr. Jacobs, ältesten Sohnes des Hofraths. Ich weiß nicht mehr, wie wir mit einander bekannt wurden. Sie müssen uns sehr ähnlich gesehen haben, denn ich erinnere mich noch, daß wir sehr oft mit einander verwechselt wurden.*)

Von Erfurt weiß ich nur, daß ich im halben Giebel wohnte, der sich aber für voll bezahlen ließ.

In den Elephanten zu Weimar brachte ich noch drittehalb Kunststücke. Ich traf gerade zu Mittag ein, als die Malzeit begann. Ich war sehr hungrig, beschränkte mich aber auf eine Tasse Kaffee mit Weißbrötchen. Dann sah ich in Gesellschaft mit einigen Studenten Alles was damals sehenswerth war,

*) Friedrich Jacobs war ein liebenswürdiger, gemüthlicher Gesellschafter und sehr gelehrter Arzt, s. Nekrolog der Deutschen 1833. S. 517 bis 534.

zahlte aber nur mit einem ſchönen Dank, was denn meine Begleiter eben ſo überraſchte wie verdroß. Abends beſuchte ich aber doch das Theater, das damals noch immer in ſehr hohem Rufe ſtand. Romeo und Julia waren ſehr billig, ich ſah ſie aber auch oben vom Paradieſe. Bei allem Sparen und Hungern hatte ich doch den andern Morgen nicht ſo viel Geld, daß ich meine Wirthsrechnung bezahlen konnte. Ich mußte meinen Homeros als Pfand zurücklaſſen.

Bis jetzt befand ich mich ziemlich wohl bei allen Strapazen, denen nun einmal jedes Fußreiſen, zumal jedes weite ausgeſetzt iſt. Nach und nach aber wurde mir ein Blutgeſchwür an der rechten Backe ſehr läſtig, es war ſo dick und ſchmerzhaft geworden, daß ich mein Geſicht halb verbinden mußte. Trotzdem zog ich luſtig mit meinen 20 Pfenningen, die mir übrig geblieben waren, über das Schlachtfeld von Jena. Die kleine Summe reichte eben hin zu einem Imbiß. Doch hatte ich dadurch leider meinen Hunger und Durſt nicht geſtillt, ſondern vielmehr gereizt, und da dachte ich nun nach Art der weiland fahrenden Schüler mich an dem zu erquicken was der liebe Gott für Alle wachſen läßt: ich machte den Verſuch, mir einige Zwetſchen abzuſchlagen, womit die Bäume reich geſegnet waren. Kaum hatten das die Bauern geſehen, ſo verfolgten ſie mich auch ſchon mit ihren Hunden, ich mußte mein Heil in der Flucht ſuchen, und die Zwetſchen blieben mir Äpfel der Hesperiden.

So ohne einen rothen Heller, hungrig und mit einer dicken Backe ſtellte ich mich auf dem Marktplatze in Jena aus und wartete das Mitleid meiner akademiſchen Brüder ab. Viele kamen neugierig heran, begrüßten mich und fragten mich aus; einige, die mich an meinem braunen Rocke erkannten, ſchrieen mir von ferne freundlich ihr Willkommen! zu — davon aber

hatte ich nichts. Endlich kam eine mitleidige Seele und führte mich als Gast heim. Vier Wochen lebte ich hier von einem zum andern mich einquartierend, am längsten bei einem Landsmann, dem Sohne des Consistorialraths Brackmann in Alfeld.

Das Jenaer Studentenleben war damals ein recht frisches, freies, reg- und strebsames, der Ton zutraulicher als anderswo, wenn der allgemeine Du-Comment näherte einander, war freilich auch rücksichtsloser, indem er keine Schranken duldete, die man zwischen sich und anderen oft gern gezogen sieht, er hatte oft eine gewisse Derbheit, die nicht jeder vertragen kann. Das Gefühl der Zusammenhörigkeit war sehr groß; unter den Tugenden eines Burschenschafters stand wechselseitige Theilnahme und Gastfreundschaft oben an: Alles lebte mit einander und für einander. Es ging aber auch so einfach her, daß sich nur hier ein solches Gemeinleben durchführen ließ. Wie in geselliger Beziehung so machte man auch in anderer keine großen Ansprüche. Man ging nicht nur sehr einfach, sondern oft auch recht nachläßig einher. Das Essen war weit schlechter als in Erlangen. Nebenbei machte es noch einen eigenen Eindruck auf mich, wenn man in der Rose zu Mittag speiste und mußte die Scheibe Brot noch besonders bezahlen. Das Höchste was man Abends erreichen ließ, war Gänsebraten in der sogenannten Krabbel. Wein gehörte zu den Seltenheiten. Es dachte aber auch niemand daran, weil er zu theuer und zu schlecht war und das Lichtenhainer und Ziegenhainer Bier doch einmal höher stand als jedes Getränk der Vor- und Mitwelt.

In Jena war um diese Zeit ein sehr reges Leben und Treiben in der Studentenwelt. Zu dem eben hier tagenden Allgemeinen Burschentage hatten sämmtliche Burschenschaften ihre Abgeordneten geschickt. Ich ging zuweilen in die Sitzungen,

die immer öffentlich waren. Für die Idee der Burschenschaft war auch ich beseelt, vielleicht mehr als mancher Burschenschafter, obschon ich weder dieser noch sonst einer Verbindung angehörte. Doch mißfiel es mir von Anfang an, daß so manche gar zu großen Werth auf das Äußere legten, Alles in Gesetze und Formen passen wollten und darüber das wahre Wesen vergaßen. Die unbedeutendsten Jünglinge, wenn sie altdeutsches Haar und Bart und altdeutsche Tracht trugen, hielten sich oft für mehr und besser als alle übrigen, die oft nicht so viel Geld hatten, sich einen Sammetrock uud ein Barett mit Reiherfedern anzuschaffen. Dies teutsche, biderbe Wesen vieler Turner, dem oft gar keine höhere sittliche und wissenschaftliche Bildung zu Grunde lag, war mir lächerlich und widerwärtig, weil durch Eitelkeit und Unnatur vieles Edle und Schöne aufs Spiel gesetzt ward und auch wirklich unterging. Hätten diese altdeutschen Jünglinge nicht die einzig echten Deutschen und was Besseres sein wollen als das ganze übrige Volk, sie würden nicht so mancherlei Gegner hervorgerufen, sondern der guten Sache Freunde und Förderer gewonnen haben.

Als ich am 18. October viele Studenten in ihrer grauen Turnertracht ihre Kunststücke machen sah mit einem Ernste als ob das Heil der Welt am Barren und Reck hinge, da mußte ich lächeln. Ich hatte als Junge ganz andere Kunststücke gemacht: ich war auf hohen Dächern spazieren gegangen und in die höchsten Wipfel geklettert. Und mein Vater, der keine Ahndung vom Turnen hatte, ließ einen langen schweren Heubaum auf seinen Zähnen balancieren und sprang über sechs quer gelegte große Fässer weg.

Das Interessanteste an Jena war mir Oken. Gleich in den ersten Tagen machte ich seine Bekanntschaft. Ich war

…n bei ihm. Der Verkehr mit ihm war anregend, lehrreich …nd angenehm. Wir sprachen über alles Mögliche, und ich …chte nun vorbringen noch so vielerlei, Oken sprach immer …ßreich, anziehend und belehrend. Wo es galt, irgend etwas …tes und Schönes zu fördern, war er bereit mit Rath und …at. So theilte ich ihm eines Tages meinen Reiseplan mit. …r zeigte sofort die größte Theilnahme dafür und wollte einen …en Bericht darüber in die Isis rücken. Ich fand es übrigens …h gerathen, vorläufig darauf zu verzichten. Aber er konnte es …t unterlassen, auf andere Weise dafür thätig zu sein: er …chte mich mit allen dortigen Griechen bekannt, und diese …ßen mir in ihrer Heimat alle mögliche Unterstützung. …vadopulos schenkte mir seine neugriechische Übersetzung von …'s Iphigenia und erklärte sich bereit, mich das Neu…che zu lehren; ebenso gefällig zeigte sich auch Liverios …s Thessalien sammt den übrigen Griechen, deren Namen und …kwünsche mein Stammbuch aufbewahrt.

So oft ich zu Oken kam, war ich ihm jedesmal willkommen. …n Vertrauen zu ihm war so groß, daß ich es eines Tages …te, ihm einige Distichen zu bringen. Er las sie und — …d sie vortrefflich. Da meinte ich denn, er könnte sie ja in …e Isis aufnehmen. Er war bereit, und da er meine jetzige …e kannte, so gab er mir zwei Louisd'or: 'Die Sachen sind …l mehr werth, fügte er hinzu, aber ich gebe gar kein Honorar, …d darum müssen Sie so vorlieb nehmen.'

So erschienen denn in der Isis von 1818 und 1819*) …d und nach über hundert meiner Distichen und Tetrastichen.

---

* 1818. Bogen 89**** und S. 1580, 1581. — 1819. Sp. 318 …0, 478—480, 776—778. — 1820. Sp. 753, 754.

Strafen.

Strafen für unſere Zeit: Aufhängen, Köpfen und Rädern,
Ja auch geviertheilt wird jetzt in Hannover der Dieb!

Pränumeration
zu einem Denkmale.

Laßt uns ein Denkmal bau'n auf der blutigen Sulinger Heide!
Nachwelt ſieht es und ſtaunt, wenn der Hiſtoriker ſchweigt.

Die falſchen neſtoriſchen Propheten unſerer Zeit.

Euch hat wirklich ein Drach' in den kindlichen Ohren geleckt,
Ihr könnt Alles allein, Alles am beſten erſchau'n.
'Wird erwachen das Volk Germanias?' — Seid wie Melampus,
Daß ihr den Holzwurm hört, welcher das Skeptron zernagt.

Hipparchos ſetzt Hermen in Attika.

Unſere Fürſten ſo nicht. Rings heißt's an Chauſſeen und Pfaden:
'Gib Weggeld!' — 'Gib Zoll!' — 'Hier iſt das Betteln verpönt!'
Meilenzeiger allhier und des Landsherrn Wappen und Namen,
Dort für den Wilddieb gar Pfähle mit Hirſchen bemalt.

Sachſen-Weimar.

Deutſchlands freieſtes Land, du claſſiſcher Boden! O hätte
Sparta nicht Sklaven gehabt, und Sykophanten Athen!

Achtzehnter October.

Sangſt du zu früh, mein Volk, der Freiheit herrliches Χαῖρε?
Kannſt du es ſchöner erneu'n, auf denn! ſo ſing' es und — ſtirb!

Einer meiner Lieferungen an Oken hatte ich auch ein Epigramm meines Vaters einverleibt, auf die Bibelgeſellſchaften:

Man läßt die Bibel drucken
Und drückt das Volk zugleich,
Doch nur mit Achſelzucken
Sieht man dies Himmelreich.

Später ging auch ich zu den gereimten Epigrammen über, damals war mir die Diſtichenform lieber. Von den ungedruckten Gedichten dieſer Art finden ſich nur noch ſehr wenige

Hofräthe.

(Nach Homer Il. 2, 24.)

'Schlafen muß nicht die Nacht hindurch der hannoversche Hofrath!'
Laß doch, Homeros, denn sonst schläft er des Tages noch mehr.

Seminarist.

Hier in unserer Welt, wo Sonnen wandeln und Monde,
Sitzt er bei Lampenschein, schiebet — Partikeln zurecht.

Universitätsjäger (Schnurren).

Männer von Autorität? — Heut hauen sie Holz für den Burschen,
Morgen hauen sie ihn — Männer von Autorität!

Burschenmeinung.

Prellt der Philister mich doch, sei's Kaufmann, Schneider und Schuster,
Wäscherin, Wichser und Wirth, Rector und Akademie.
Prellt du Professor doch auch mit dem Ballast theurer Compendien,
Klag drum nimmer und schimpf', prellt dich ein fliehender Bursch.

Das Alterthum und unsere Zeit.

Armer Junge, du willst wol vom himmlischen Thaue dich nähren?
Unser Himmel ist kühl: halt dich an Butter und Brot!

Pfaffengenie.

'Ich so e schelmischer Bueb, e Schlauköpfl, dunders, mi Friedli!
Jo, sell wird mer e Pfaff, Mületterli, denk der das mol!

Göthe's Büste

im sogen. schönwissenschaftlichen Saale der Göttinger Bibliothek.

'Haben Sie unseren Göthe gesch'n? Hier, hier in der Ecke
Steht er als neueste Zier unserer Bibliothek.'
Sio der Hofrath Reuß. Da staunte der Fremde, bedauernd,
Daß in dem kleinsten Raum stände das größte Genie.

Glück.

Was der König uns gab, der neue König von England?
GR,*) Landwehr, God Save, Janitscharenmusik.

Controlöre et Comp.

Ach dir, Ägypterland! Heuschrecken erscheinen und Mäuse,
Fressen im Lenz und im Herbst deine Gefilde dir ab!

---

*) Nach Münchhausen ist sogar dem königlichen Leibkutscher ein GR (Georg Rex) in den Bart geschnitten.

Den erſten Tag waren wir beide ſehr ſchweigſam, wir gingen wie zwei Geiſter im dichteſten Nebel faſt den ganzen Tag. Nur in Weimar ſchien uns einen Augenblick die Sonne. Wir frühſtückten im Elephanten, ich löſte meinen zurückgelaſſenen Homer ein und wir ſetzten unſere Reiſe im Nebel wieder fort.

Den anderen Tag hatten wir wieder fortwährend Nebel. Da wir nun abermals außer aller Beziehung zur Außenwelt geſetzt waren — wir ſahen um uns kaum bis auf zwanzig Schritte — ſo entwickelten wir in dieſer Trübe beide einen glänzenden Humor: Scherze, Witze und Schnurren aller Art wechſelten mit einander und ehe wir es uns da verſahen, waren wir in Langenſalza. Nie in meinem Leben iſt mir ein ſo langer Weg ſo kurz geworden.

Als wir am dritten Tage früh Morgens unſere Wanderung begonnen hatten, erfreuten wir uns eines ſeltenen Schauſpieles: wir ſahen einen prachtvollen Nebelregenbogen.

In Mühlhauſen blieb mein Freund, er wollte noch einige Tage bei dem Naturforſcher Tileſius verweilen. Ich ſetzte nun allein meine Reiſe fort.

Kaum war ich in Göttingen angekommen, ſo wurde mir gemeldet, in Fallersleben ſei die Ziehung geweſen, man habe für mich Nr. 27 gezogen und ich müſſe marſchieren. Ich nahm die Sache ſehr leicht. Als mir aber vom Amte gedroht wurde, wenn ich mich nicht ſofort beim Regimente in Celle einfände oder dorthin die Stellvertretungsſumme von 100 Thaler einſendete, ſo ſollte ich durch Landreiter abgeholt werden, da wendete ich mich ſofort an das Cabinetsminiſterium in Hannover und meinte, man möchte doch die mir gewährte Unterſtützung,

:er: ich theile noch eins mit, weil es auch jener Zeit mit an-
:hört.

Chriſtian Thomaſius.

Heil dir, Heil! Du haſt es erkannt, daß im Reiche der Freiheit
Nur der lebendige Geiſt einzig zu leben vermag.
Doch wem haſt du gedient und von wem gehofft für die Zukunft?
Eben der Staat, der dich rief, bannte dich jetzo gewiß!

Die Tage von Jena ſind mir beſonders durch die Er-
:nerung an Oken unvergeßlich. Als ich ihm ein Göttingiſches
Stammbuchblatt mit Winckelmann's Bildniß überreichte, ſchrieb
: auf der Rückſeite ſeitwärts darauf: 'Sey Dir ein Vorbild.
Jena 12. Oct. 18.' Wenn auch das was er von mir hoffte,
:t in Erfüllung ging, ſo freut es mich doch heute noch, daß
: etwas von mir hoffte.

Der Herbſt war ſchön: noch lebt in meiner Erinnerung
:nche Morgen- und Abendlandſchaft, wenn die Sonne die
:ten Berge beleuchtete und das Laub der Reben und Bäume
:oldete. Stundenlang wandelte ich manchen Tag im Thale
:ter und an den Bergen. Bei allen Zerſtreuungen nahm
: mir doch Zeit zum Arbeiten, ich las viel und ſchrieb ein
:nes Heft ab: Eichſtädt's Encyclopädie der Philologie, wofür
: freilich etwas Beſſeres hätte thun können.

In den letzten Tagen des Octobers trat ich meine Rück-
:ſe an in Begleitung des Mineralogen Friedrich Hoffmann.
:s waren damals ſo viele Namensvettern in Jena, daß häufig
:rwechslungen vorkamen. Als mich Oken eines Tages zum
:ittagseſſen eingeladen hatte, war die Einladung an Vollrath
:ffmann gerichtet, der denn auch keinen Anſtand nahm ihr zu
:gen, obſchon er Oken gar nicht kannte. Ich lernte außer
:em noch mehrere kennen, von allen war mir Friedrich der
:bſte.

Den ersten Tag waren wir beide sehr schweigsam, wir gingen wie zwei Geister im dichtesten Nebel fast den ganzen Tag. Nur in Weimar schien uns einen Augenblick die Sonne. Wir frühstückten im Elephanten, ich löste meinen zurückgelassenen Homer ein und wir setzten unsere Reise im Nebel wieder fort.

Den anderen Tag hatten wir wieder fortwährend Nebel. Da wir nun abermals außer aller Beziehung zur Außenwelt gesetzt waren — wir sahen um uns kaum bis auf zwanzig Schritte — so entwickelten wir in dieser Trübe beide einen glänzenden Humor: Scherze, Witze und Schnurren aller Art wechselten mit einander und ehe wir es uns da versahen, waren wir in Langensalza. Nie in meinem Leben ist mir ein so langer Weg so kurz geworden.

Als wir am dritten Tage früh Morgens unsere Wanderung begonnen hatten, erfreuten wir uns eines seltenen Schauspieles: wir sahen einen prachtvollen Nebelregenbogen.

In Mühlhausen blieb mein Freund, er wollte noch einige Tage bei dem Naturforscher Tilesius verweilen. Ich setzte nun allein meine Reise fort.

Kaum war ich in Göttingen angekommen, so wurde mir gemeldet, in Fallersleben sei die Ziehung gewesen, man habe für mich Nr. 27 gezogen und ich müsse marschieren. Ich nahm die Sache sehr leicht. Als mir aber vom Amte gedroht wurde, wenn ich mich nicht sofort beim Regimente in Celle einfände oder dorthin die Stellvertretungssumme von 100 Thaler einsendete, so sollte ich durch Landreiter abgeholt werden, da wendete ich mich sofort an das Cabinetsministerium in Hannover und meinte, man möchte doch die mir gewährte Unterstützung,

das königliche Stipendium von 80 Thalern*), dessen erste Hälfte gerade zu Michaelis fällig geworden sei, zurückbehalten oder mich zur Reserve stellen. Es wurde mir Alles abgeschlagen und mein Vater mußte zahlen. Mit 20 Thalern wurde ich endlich von der Ehre, ein königlich großbritannisch-hannoverscher Vaterlandsvertheidiger zu sein, losgekauft. Diese langweilige Angelegenheit veranlaßte meinen Vater zu folgender Neujahrsbetrachtung:

'Wer hätte wol an eine Militär-Pflicht gedacht, als Du die beschimpfte Georgia Augusta bezogest? Damals (irr' ich nicht) war der Student frei, und nun, nach dem Du 4 Jahre lang Schulen frequentiert und beinahe 3 Jahre auf der Universität bist, sollst Du Dich stellen, um in Friedenszeiten mit meinen Ochsenjungen mit der Pike in Reihe und Glied zu treten!'

'O ihr Musen, weint! — Es ist Friede, langer Friede, und von den Altären der Minerva will man ihre Söhne reißen, um die Früchte dieses Friedens sofort wieder zu vernichten und das goldene Zeitalter, ehe es einmal geboren worden, im Embryo vernichten!'

'Scheidest du so, verhängnißvolles Jahr? Sind das die Sprüche der Weisen auf dem Bundestage und die Resultate des Congresses der erhabensten Fürsten Europens zu Aachen?'

Seit meiner Rückkehr lebte ich mit Krawinkel wieder in alter inniger Freundschaft: wir sahen uns beinahe täglich, gingen zusammen spazieren, theilten uns unsere schriftlichen Arbeiten

*) Ein Freund unseres Hauses, der Amtsassessor Niemeyer, nachher Amtmann in Springe, hatte mir ohne mein Zuthun dies Stipendium verschafft.

mit und machten manches litterarische Plänchen, welches wir künftig gemeinschaftlich ausführen wollten.

Ich dichtete noch immer sehr wenig, und wenn mir an einem Gedichte nur etwas nicht gelungen schien, so zerriß ich es auf der Stelle. Zu Hause hatte man noch große Ideen von meiner Poeterei; man meinte, ich müßte jetzt doch wol einen großen Vorrath an Gedichten haben. Nicht also. Als mir mein Vater am Neujahrstage 1819 viel vom Druckenlassen schrieb, erwiederte ich ihm: 'In den letzten Tagen des vorigen Jahres fror mich sehr auf meiner Stube. Da nahm ich vier Bände meiner Gedichte und warf sie in den Ofen. Aber da sieht man, daß Wasser das Feuer löscht, denn nun ging das Feuer erst aus.' Krawinkel billigte sehr, daß ich von Tage zu Tage strenger gegen mich ward. Ob noch irgend ein Gedicht jener Zeit die Feuerprobe bestand, weiß ich nicht mehr.

Der Entschluß war gefaßt, Göttingen und das Land Hannover für immer zu verlassen. Von meinen Freunden und Bekannten hatte ich bereits Abschied genommen und mit einigen Stammbuchblätter gewechselt. Der größte Theil meiner Schulden war bereits bezahlt. Einen Wechsel mochte ich nicht erst noch abwarten, um ganz schuld- und schuldenfrei, wie mein Vater meinte, die Universität zu verlassen.

Bonn war das Ziel meiner Wünsche und Hoffnungen. Von der neuen Universität am schönen Rhein erwartete ich ein neues Leben für meine Studien und mein Herz. Welcker, der zum Bonner Professor und Oberbibliothecar ernannt war, erklärte sich bereit, was er vermöchte für mich zu thun; er war so gütig, mir meine Bücher kostenfrei nach Bonn zu besorgen.

Der Tag meiner Abreise war bestimmt. Den Abend vorher, als ich eben noch einen Besuch machen wollte, begegnet

mir der Lehrjunge meines Schusters: 'Sag Deinem Meister, was ich ihm noch schuldig wäre, würde mein Freund Dr. Reck bezahlen.' Der Meister hatte sich sofort an meinen Freund gewendet und zur Antwort erhalten: er wisse nichts davon, was er denn auch nichts wußte, da ich ihn noch nicht benachrichtigt hatte. Kaum war ich zu Hause angekommen, so kündigte mir der Pedell im Namen Seiner Magnificenz Stadtarrest an. Auch kam auch mein Wirth und wollte seine Miethe haben, die noch nicht einmal fällig war. Meine Freunde eilten sofort zum Prorector und stellten ihm die Sache vor, und so wurde denn der enge Stadtarrest in einen weiten verwandelt und ich konnte ungehindert den folgenden Morgen abreisen.

Ich wanderte zu Fuß mit leichtem Gepäck. Der blaue Frühlingshimmel mit seiner milden Sonne that mir wohl; die Saaten waren grün und die Lerchen sangen. Ich kehrte erst bei meinen Verwandten im Hildesheimschen ein, und verlebte dort wie immer heitere Tage. Dann setzte ich meinen Weg über Braunschweig fort. Am 17. März kam ich in Fallersleben an.

Die Freude der Meinigen war groß. Die erste Zeit verging fröhlich und wohlgemuth. Die späten Abendstunden, wenn nichts Fremdes mehr im Hause war, gehörten uns ganz. Da saßen wir auf dem Sopha und rings umher und plauderten in der Gemüthlichkeit. Nach einiger Zeit aber wurden die Gespräche ernst und immer ernster. Der Gedanke, was noch aus mir werden sollte, erfüllte jeden mit Besorgniß. Drei Jahre auf Universitäten waren vergangen, und nun wollte ich wieder auf Universitäten! Niemand wußte, was mein Ziel war, und eigentlich wußte ich es auch selbst nicht. Der Vater meinte, ich hätte bei der Theologie bleiben sollen, oder sollte jetzt eine

Hauslehrerstelle annehmen, um dann sorgenfrei meine Lieblingsstudien fortsetzen zu können. Mein Bruder hatte brieflich mir entschieden abgerathen, Hannover zu verlassen und in Preußen mein Heil zu suchen, obschon er selbst im preußischen Staatsdienste stand. Es wurde Alles hin und her erwogen, und endlich stellte sich für mich heraus, was ich ja von vorn herein schon wußte: wir können Dich nicht weiter unterstützen. Ich erklärte dann, daß ich ja keine Unterstützung beanspruchte; ich hätte in Göttingen schon einen so schönen Anfang gemacht, mich durchzuschlagen, und würde es von jetzt an noch besser lernen, da ich nun einmal gewiß wüßte, daß ich von Haus durchaus nichts zu erwarten hätte.

Ich verweilte nun noch einige Wochen in der Heimat, verkehrte mit Verwandten und Jugendgespielen und suchte alle die Örter auf, an welche sich für mich heitere Erinnerungen aus meiner Kindheit knüpften.

Unter den Glückwünschen der Meinigen reiste ich ab. Ich machte einen großen Umweg, ich ging über Magdeburg, um meinen Bruder noch zu sehen. Er hatte jetzt wieder eine feste Anstellung, sein ziemliches Auskommen und lebte in angenehmen geselligen Beziehungen. Ich lernte bald seine näheren Bekannten kennen; es waren meist junge Beamte, welche den Feldzug mitgemacht, dann ihre Studien wieder fortgesetzt hatten und nun in den Staatsdienst eingetreten waren. Alle fanden sich regelmäßig zum Mittagsessen in einem der ersten Gasthöfe ein. Es herrschte unter ihnen ein freier, munterer Ton. Ich ergötzte mich daran und stimmte bald mit ein, als ob ich Gott weiß wie lange schon zu ihrer Gesellschaft gehört hätte. Gewöhnlich wurden lustige Geschichten erzählt, Witze gerissen und Neckereien vollführt; dann aber wendete sich das Gespräch oft auch den ernsten Fragen des Tages zu.

Sand's schreckliche That (23. März) hatte große Erbitterung gegen die Universitäten und die Studenten hervorgerufen. Was ein Einzelner für sich gethan hatte, sollte Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses der Burschenschaften gewesen sein, und diese Ansicht fand selbst bei Leuten Glauben, die man für besser unterrichtet halten mußte. Ich hielt mich verpflichtet für alle Studenten sprechen zu müssen und eine solche Beschuldigung als nichtswürdig und lächerlich zurückzuweisen, was sich auch später aus der amtlichen Untersuchung herausstellte. Daß Kotzebue's Thun und Treiben ziemlich allgemeine Mißbilligung fand, das stand fest, aber eben so fest, daß man gegen ihn mit denselben Waffen kämpfen mußte womit er Deutschland und die sogenannte Deutschthümelei angriff, und das war die Feder. Damit hatte ich ja vor einem halben Jahre während meines Aufenthalts in Jena auch gekämpft, meine Epigramme waren in der Isis gedruckt.*)

Eben so fest stand, daß es neben Kotzebue noch viele, viele Lumpe gab, und gefährlichere als ihn: wo hätte man da anfangen und aufhören sollen, wenn man den Verrath am Vaterlande auf Sand's Weise hätte rächen wollen? Daran dachte nichtens nur ein eben so überspannter Kopf wie Sand, und das wußte man recht gut. Aber das Sand'sche Verbrechen war den Rückschrittsmännern ein sehr willkommener Anlaß, zunächst

*) Es lautet:

Der weimarische Kornjude.

Quae ego scio, non probat populus, quae populus probat, ego nescio.

Senec. epist. 29.

Ha, wie er feilschet das Korn und mit eigener Trespe vermenget!
Wie er der fremden Spreu spricht ein gefälliges Wort!

alle Professoren und Studenten, die für Recht und Vaterland deutsche Freiheit und Einheit beseelt waren und strebten, zu verfolgen und zum Schweigen zu bringen und endlich jede freie Regung in Wort und Schrift zu unterdrücken.

Daß strenge Maßregeln gegen die Universitäten vorbereitet wurden, wußte jedermann. 'Nun, meinte einer unserer Tischgesellschaft, ärger können sie wol nicht werden als wir sie schon gehabt haben. Es gibt eine Cabinetsordre von Friedrich Wilhelm II., wodurch bestimmt wird, daß widerspenstische Studenten einzusperren seien und vermittelst einer Drehmaschine soll ihnen das Essen verabreicht werden.' Nicht möglich! schrie Alles. Es wurde gewettet. Den anderen Mittag wurde die gedruckte Cabinetsordre*) vorgezeigt und gelesen, und die Wette ausgemacht. Wir waren froh, daß uns nicht unser Mahl 'vermittelst einer Drehmaschine' verabreicht wurde.

Nach Tische pflegte ich mit meinem Bruder Besuche oder einen Spaziergang zu machen. Des Abends waren wir gewöhnlich zu Hause. Wir erzählten uns allerlei Geschichten, Schnurren und Witze aus der Heimat, alte und neue, und ergötzten uns immer wieder, selbst an den längst bekannten. Viele solcher Geschichten waren von mir aufgezeichnet und zu einem Büchlein angewachsen.

So saßen wir denn auch am 18. April ganz gemüthlich. Das Witzbuch lag vor uns. Mein Bruder schrieb mir einige Zeilen für mein Stammbuch:

---

*) 'Verordnung wegen Verhütung und Bestrafung der die öffentliche Ruhe stöhrenden Excesse der Studierenden auf sämmtlichen Akademien in den Kön. Staaten. De Dato Berlin, den 23. Juli 1798.'

Die bezügliche Stelle daraus abgedruckt in der Isis 1819. Sp. 798, 799.

'Nunquam retrorsum!

Wenn Du von der Muſe begeiſtert, in höheren Sphären ſchwebſt, wenn Du an den lachenden Ufern des Rheins unſerer armſeligen Elbe gedenkſt, dann mögeſt Du nicht vergeſſen, daß man auch bei einem Glaſe dünnen Dukſteins eine Anekdotenſammlung ſchreiben kann! Möge Dir Dein kurzer Aufenthalt eben ſo viel Freude gewährt haben wie mir und das kleine Büchlein mit den intereſſanten Titeln nie in Papierkaſten gerathen.

Froh werden wir uns wiederſehn!' — —

Plötzlich klopft's. Wir öffnen: ein Bote bringt einen Brief von der Hand des Superintendenten: der Vater ſei bedenklich erkrankt und mein Bruder möchte ſofort nach Haus kommen. Unſer Schrecken war furchtbar. Der Bote wußte nichts. Wir laſen den Brief immer wieder und fragten: lebt er noch oder iſt er todt? Es war uns in dem ſonſt ſo traulichen Zimmer unheimlich geworden, wir zündeten alle Lichter an die wir hatten, und überlegten ängſtlich was zu thun ſei. Mein Bruder wollte und mußte reiſen, obſchon dringende Arbeiten vorlagen; ich fühlte, daß meine ganze Zukunft in Frage geſtellt ſein würde, wenn ich nach Hauſe zurückkehrte, denn war der Vater wirklich todt, ſo hätte ich die Meinigen nicht wieder verlaſſen können. So ſchwer die Wahl war, ſo mußte ich mich doch für die Weiterreiſe nach Bonn entſcheiden.

Nach einer ſchrecklichen Nacht nahm ich Abſchied von meinem Bruder und war nun mit meinem Schmerz allein auf dem Poſtwagen nach Halberſtadt. Ich eilte von dort gleich weiter nach Blankenburg, und verweilte einige Tage bei den Herrn meines Freundes Henneberg. Am Sonntagmorgen (25. April) erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, aber nicht die tröſtliche Nachricht: 'der Vater lebt!' konnte mich

großen Frankfurt Vieles und ſah Nichts. Ich war in einer Gemäldeſammlung, und kam heraus und wußte ſo viel wie heute davon, gar nichts. Den dritten Tag, es war am 6. Mai, fuhr ich mit Abeken auf dem Marktſchiffe nach Mainz. Wol würde eine ſolch eigenthümliche Fahrt mich ſonſt auch ergötzt haben. Ich ging unter den zweihundert Menſchen umher, hörte ſie reden und ſingen, ſah wie ſie ſpielten, aßen und tranken — Alles war mir gleichgültig. Es war viel Leben und Lärmen, der noch durch Muſik vermehrt wurde, denn alle Augenblicke kamen Drehorgeln an Bord. Mir ging es ähnlich wie dem Italiener, der that als ob er nichts hörte: als man bei ihm einſammeln wollte, ſagte er: 'je dors', und als ein Tau auf ſeinen Gypsfigurenkram fiel und eine Venus zerſchmetterte, hob er gleichgültig die Scherben auf und warf ſie in den Main.

Am folgenden Tage reiſte ich weiter den Rhein hinab mit dem Poſtſchiffe. Ich befand mich in kleinerer und beſſerer Geſellſchaft als geſtern. Die meiſten meiner Reiſegefährten mochten wie ich noch nie den Rhein geſehen haben und waren entzückt von ſeinen wechſelnden Schönheiten, die ſich bei heiterem Sonnenſcheine in ganzer Frühlingspracht den Augen darboten. Die ganze Geſellſchaft ward bald zu einer großen fröhlichen Familie und wunderbar, ich war einer der heiterſten, ſo daß ich nicht wenig zu der guten Stimmung beitrug. Das Leid hat ſein Recht, aber die Freude will auch ihr Recht haben. Ich war ein Allerweltsfreund geworden, alle verkehrten mit mir gerne, und erwieſen ſich ſehr freundlich und gefällig, beſonders war dies der Fall mit zwei meklenburgiſchen Gutsbeſitzern. Als es am Abend kühl wurde und ich mich in meiner leichten Kleidung bald unbehaglich fühlte, mußte mir ihr Bedienter ſeinen Mantel umhängen.

…n eben unwitzigen Auslaſſungen. Es ſaß aber ein Mann …t in der Stube, der nahm mich freundlich bei Seite und …ch in einem anſcheinend väterlichen Tone: 'Ich bin ein …und der Studenten, habe auch einen Sohn auf Univerſitäten, …deshalb muß ich Sie aber warnen — ich meine es gut …r Ihnen — mäßigen Sie ſich in Ihren Äußerungen!' — …e dankte ihm und ließ mich in meiner guten Stimmung nicht …machen. Als er fortging, fragte mich die Wirthin: 'Was …te denn der?' — 'Mich vermahnen.' — 'Der ſoll nur …ein, der iſt geſtern erſt abgeſetzt. Sie haben nur das …chte geſagt und wir haben uns alle recht gefreut.'

So dachte auch der Fremde und war dermaßen für mich …nnen, daß er mir einen Sitz in ſeinem Wagen zur Weiter… nach Frankfurt anbot. Ich nahm das ſehr dankbar an …d war ſehr froh, ich konnte nun bequemer und ſchneller …nkfurt erreichen.

Der Wechſel der Gegenden, die alle im neuen Frühlings…mucke um uns lagen, und die Gelegenheit, mich jeden Augen…k gegen jemanden ausſprechen zu können, hatten wohlthätig …f meinen Zuſtand gewirkt.

Nach zwei Tagen kamen wir in Frankfurt an und kehrten …m Weidenhof ein. Ich traf dort einen Freund unſers Hauſes, …n Weinhändler Abeken von Braunſchweig. Er bat mich, ihn …n andern Morgen zu beſuchen. Das that ich. Meine erſte …ge war, ob er nichts von meinem Vater wüßte? Er ſchwieg. …s ich dann in ihn drang, fragte er: 'Wenn Sie den Tod …nes Vaters hörten, wie würden Sie ihn ertragen?' — 'Mit …e.' — 'Nun, ſo will ich Ihnen ſagen: Ihr Vater iſt …t!' — Da ward ich ſo wehmüthig und ſo wirre, daß ich …n Alles außer mir alle Theilnahme verlor. Ich ſah in dem

Staat weiß talentvolle Köpfe zu schätzen, unterstützt und befördert sie ꝛc.

So wohlmeinend der Herr Rector sich noch weiter aussprach, besonders als er hörte, wie es mir bisher ergangen, so waren alle seine schönen Aussichtseröffnungen und Trostesworte für mich in meinem dermaligen Zustande fruchtlos.

An demselben Tage zog ich nach Poppelsdorf in ein kleines einstöckiges Haus neben der Kirche. Von meiner Stube machte ich damals folgende Beschreibung: 'Sie ist etwa 9 Fuß breit, 12 lang und 9 hoch, hat ein kleines Fenster nach der Straßenseite, woneben an der weißen Wand ein kleiner Spiegel in schwarzem Rahmen schwebt; nicht weit davon ist ein rothbraun angestrichenes Brett mit vier Pflöcken angebracht, woran meine ganze Garderobe hangt. Das Möblement besteht aus zwei derben Stühlen und einem bunt überzogenen Sessel, worin ich jetzt eben sitze; einem eben so bemalten Tisch mit Schublade und einem hölzernen Feldbette, das sich auf- und abschlagen läßt und mit Wolldecken bedeckt ist. Die Thür ist hellblau angestrichen und die inneren Hespen sind mit dunkelblauer Farbe hervorgehoben. In einigen Tagen bekomme ich eine Truhe oder Kiste von Holz, wozu ich schon das Vorlegeschloß bereit liegen habe; sie muß erst in der Sonne trocknen, sie ist gar arg mit Ölfarbe angestrichen. Ein Schreibpult mit einem Bücherbrette ist noch später dazu gekommen. Für die ganze Herrlichkeit bezahle ich monatlich drei Reichsthaler.'

Ich hatte mich nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe gesehnt und fand beide hier. Unter dem von fern her hallenden Gebelle der Hunde und dem Gequake der Frösche schlief ich ein und mit dem Morgenrufe des Hahnes wachte ich auf. Es that mir wohl, die ersten Tage so für mich hinzuleben. Ich kum-

Am 8. Mai traf ich in Bonn ein. Am Rheinufer be-
gneten mir einige alte Bekannte, einer führte mich in seine
Wohnung und beherbergte mich. Noch am Abend spazierten
wir nach Poppelsdorf, dort gedachte ich zu wohnen. Die Sonne
ging eben unter, das Siebengebirge lag in seinem veilchenblauen
Scheine neben uns; die hohen Kastanien, unter denen wir wan-
delten, blüheten in voller Pracht. Ich wurde fast schwindelig
von der zauberischen Aussicht. Wie schön ist die Gegend! rief
ich aus, wäre doch das Leben auch so!

Am folgenden Morgen besuchte ich Welcker. Er empfing
mich wie gewöhnlich, nicht kalt nicht warm, machte mir zu
meiner Hoffnung, bat mich übrigens, ich möchte immer zu ihm
kommen und ihm sagen, worin er mir helfen solle.

Montag den 10. Mai ließ ich mich bei Hüllmann imma-
trikulieren.

H. Haben Sie ein testimonium morum?

Ich. Nein, Magnificenz! Ich erfuhr die Bekanntmachung
erst unterwegs, kann aber einen Schein vom Herrn Prof.
Welcker beibringen, daß ich weder relegiert bin noch das con-
silium abeundi erhalten habe.

H. Ja, wenn Sie das können, dann hat es keine
Schwierigkeit mit Ihrer Aufnahme. Kennen Sie den Prof.
Welcker?

Ich. Sehr gut. (Als ich mich als Philologe hatte ein-
schreiben lassen, fuhr er fort.)

H. Was gedenken Sie einst zu werden?

Ich. Magnificenz, das weiß ich noch nicht — ich habe
vielmehr mein Vaterland verlassen und gedenke in fünf Jahren
nach Griechenland zu gehen.

H. Warum wollen Sie nicht hier bleiben? Der preußische

Staat weiß talentvolle Köpfe zu schätzen, unterstützt und befördert sie ꝛc.

So wohlmeinend der Herr Rector sich noch weiter aussprach, besonders als er hörte, wie es mir bisher ergangen, so waren alle seine schönen Aussichtseröffnungen und Trostesworte für mich in meinem dermaligen Zustande fruchtlos.

An demselben Tage zog ich nach Poppelsdorf in ein kleines einstöckiges Haus neben der Kirche. Von meiner Stube machte ich damals folgende Beschreibung: 'Sie ist etwa 9 Fuß breit, 12 lang und 9 hoch, hat ein kleines Fenster nach der Straßenseite, woneben an der weißen Wand ein kleiner Spiegel in schwarzem Rahmen schwebt; nicht weit davon ist ein rothbraun angestrichenes Brett mit vier Pflöcken angebracht, woran meine ganze Garderobe hangt. Das Möblement besteht aus zwei derben Stühlen und einem bunt überzogenen Sessel, worin ich jetzt eben sitze; einem eben so bemalten Tisch mit Schublade und einem hölzernen Feldbette, das sich auf- und abschlagen läßt und mit Wolldecken bedeckt ist. Die Thür ist hellblau angestrichen und die inneren Hespen sind mit dunkelblauer Farbe hervorgehoben. In einigen Tagen bekomme ich eine Truhe oder Kiste von Holz, wozu ich schon das Vorlegeschloß bereit liegen habe; sie muß erst in der Sonne trocknen, sie ist gar arg mit Ölfarbe angestrichen. Ein Schreibpult mit einem Bücherbrette ist noch später dazu gekommen. Für die ganze Herrlichkeit bezahle ich monatlich drei Reichsthaler.'

Ich hatte mich nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe gesehnt und fand beide hier. Unter dem von fern her hallenden Gebelle der Hunde und dem Gequake der Frösche schlief ich ein und mit dem Morgenrufe des Hahnes wachte ich auf. Es that mir wohl, die ersten Tage so für mich hinzuleben. Ich küm-

rrte mich wenig um Profeſſoren und Studenten. Noch Einmal ſollte ſich in ſeiner ganzen Fülle der Schmerz um den Tod des Vaters erneuen. Am Tage vor Himmelfahrt, als ich den auf dem Univerſitätsplatze umherwandelte, überreichte mir der Pedell einen Brief meines Bruders. Aus dem goldenen Engel, wo ich geſpeiſt hatte, ging ich zu Schlegel in die Geſchichte der abendländiſchen Litteraturen. Ich ſetzte mich auf eine Bank im Hintergrunde, entfaltete den Brief und las. Vor Thränen konnte ich kaum die erſte Seite beendigen. Ich legte ihn wieder zuſammen und hörte Schlegel zu. Er theilte eben die ſchöne Canzone mit, wo Petrarca den Tod ſeiner Laura beweint. Ich begann zum zweiten Male den Brief zu leſen. Es war mir nicht möglich, ihn zu beendigen. Als Schlegel ſeine Vorleſung beſchloſſen hatte, ſprang ich zum Fenſter hinaus und eilte ins Freie und ſo nach Poppelsdorf. Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein und las und weinte. Verwirrt und mit heftigen Kopfſchmerzen ſuchte ich dann das Freie.

Am anderen Tage, es war Himmelfahrt, als die Glocken läuteten und die Morgenſonne durch die grünlichen Scheiben brach, und mir ſo feſtlich zu Muthe war, da las ich den Brief meines Bruders wieder.

Fallersleben den 23. April 1819.

'Weggehn muß ich und weinen!' — Er iſt dahin, unſer guter Vater, leicht und ſanft war ſein Ende, wir haben ihn in ſeiner letzten Stunde nicht verlaſſen. Für dieſe Welt war er zu gut; freundlich lächelt er auf uns herab, o ihm iſt wohl; zolle ihm eine Thräne, unſer Schmerz iſt groß, ſehr groß, doch das Uebermaß der Thränen hat ihn gemildert und wir ſind gefaßter. Faſſe auch Du Dich, lieber Bruder, Du weißt was wir an ihm verlieren, haſt aber auch eine gute Mutter und Dich liebende

Geſchwiſter; während ſeines Todeskampfes haben wir uns geſchworen, feſt zuſammen zu halten, Du biſt in unſern Bund mit eingeſchloſſen, wir werden unſer Gelübde nicht brechen! Wir werden Dich nicht verlaſſen, ſey ſtark, lieber Bruder und gehe Deiner neuen Laufbahn mit Muth entgegen.

Das war eine Nacht, die letzte Nacht wo die Trauerpoſt einging. Faſt ſprachlos nahmen wir Abſchied von einander in der Überzeugung er ſey nicht mehr. Kurz nach Deiner Abreiſe ging ich auf die Regierung und beſorgte in der größten Angſt, welche mich ſeitdem nicht verlaſſen hat, meine Geſchäfte. Erſt um 6½ Uhr Nachmittags waren ſie beendigt. Da trieb mich die Unruhe umher, ich wollte vors Thor gehen, kehrte aber ſchon an der Brücke um, ging zu Grunow's, die leider nicht zu Hauſe waren. Die Lieben war angekommen, ich wollte ſie gern vor meiner Abreiſe noch einmal ſprechen, ich bedurfte ſo ſehr des Troſtes aus Freundes Mund, aus Unmuth lief ich ins Schauſpiel, dort fand ich ſie, begleitete ſie nach Hauſe, wo wir bei einer Taſſe Thee die Möglichkeit, daß der Vater noch lebe, erwogen. Die Liebe ſprach vor Schmerz faſt gar nicht, Grunow trat auf meine Seite, er ſey todt, dagegen hatte ſeine Frau die richtigſte Anſicht, er ſey ſehr gefährlich, doch bekunde der Brief des Superintendenten klar, daß er beim Abgange des Briefes noch am Leben geweſen. Mein Abſchied von dieſer braven Familie war wie der Deinige. Bis Mitternacht arbeitete ich noch und fuhr am Dinſtag früh um 10 Uhr mit dem Poſtmeiſter Ribbentrop und ſeiner Mutter ab. Ich vermag nicht, Dir die Gefühle zu beſchreiben, welche ſich auf dieſem langen Wege meiner bemächtigten. Ungeachtet alles mögliche verſucht wurde, mich aufzuheitern, blieb ich doch in mich gekehrt. Dazu kam der fürchterliche Regen, deſſen Durchdringen ſelbſt der dickſte Mantel nicht verhindern konnte. Auf das Zureden der alten Ribbentrop entſchloß ich mich, da wir in Erxleben drei andere Pferde erhalten hatten, mit

nach Königslutter zu fahren und dort Poſt zu nehmen. Um 5 Uhr Abends kamen wir dort an, der Poſtillon, des Weges nur kundig, konnte ſich ungeachtet alles Zuredens nicht entſchließen, mich weiter zu fahren, die fürchterliche Nacht und der ſtarke Regen hemmten ſeinen Muth, da blieb nichts übrig als den Anbruch des Tages abzuwarten, um 4 Uhr ſtand ich auf, und fuhr gerade um 5 Uhr ab. Da ſaß ich nun allein im Wagen, traf auf bekannte Gegenſtände, näher und immer näher rollte der Wagen meinem Vaterlande, meiner Vaterſtadt entgegen. Grenzenlos wurde mein Schmerz, ich vermochte Niemand zu ſagen, der Tod des Vaters wurde mir, je mehr ich mich unſerm Orte näherte, gewiß, da ſandte Gott den erſten Troſt nach dreitägigem Leiden. 'Noch am Dinſtage Nachmittags lebte Ihr Vater', dies waren die erſten Troſtesworte des Untervoigts Diedrichs jenſeits Heiligendorf. Ja, ſchon früher habe ich Dir geſchrieben, welchen Eindruck ſie auf mich machten, aus dem tiefſten Schmerz wurde ich in eine große Ruhe verſetzt. Doch dieſer Zuſtand dauerte nicht lange, mein Gewiſſen erwachte. Wenn er nun in vergangener Nacht geſtorben wäre und Du ſäheſt ihn nicht wieder! Wenn Du drei Meilen von ihm in ruhigem Schlummer gelegen hätteſt, während ſeine große Seele jenſeits hinüber gegangen wäre! Dieſer Gedanke quälte mich, raſcher mußte ich fahren, da aber hemmten die ſchlechten Wege mein ſchnelles Fortkommen, und erſt bei der Ziegelei hatte ich durch Jacob Behne Gewißheit über ſein Leben. Ja es war ſogar natürlich beſſer. So traf ich hier ein, die Freude des Wiederſehns wurde durch den übergroßen Schmerz der Mutter und Schweſtern ganz gänzlich verwiſcht. Beinahe eine halbe Stunde mußte ich warten, ehe ich ihn ſehen konnte, der Arzt war bei ihm. Endlich trat ich in die kleine Stube, wo die Großmutter geſtorben war, er ſtand neben dem Bette aufrecht im grauen Überrocke; als er mich erblickte, nahm er vor Wehmuth ſeine Mütze ab — ich lag

an ſeinem Halſe. Weine, lieber Bruder, o weine mit mir, dieſe Scene des Wiederſehns bleibt ewig in meinem Gedächtniß eingegraben. Könnte ich Dir ſein Geſicht malen, könnte ich Dir den Eindruck beſchreiben, den ein ſo guter, kranker Vater auf einen liebenden Sohn machen muß, er würde ſich Dir ewig einprägen. Er phantaſierte unaufhörlich und doch hatte er ſehr viel Bewußtſeyn. Er kannte mich, er kannte uns alle, ging aber nie auf unſer Geſpräch ein. Sein Geſicht war blühender, als ich ihn am letztenmale ſah. Wenn man bei ihm war, glaubte man nicht, daß ſeine Krankheit ſo gefährlich ſey und nur, wenn man ihn verlaſſen hatte, konnte man ſich des Schmerzes nicht erwehren. 'Wo kömmſt Du denn her?' fragte er mich, und ſchien ſich bei meinem Anblicke zu freuen. Ich blieb eine Zeitlang bei ihm. Da ſchrieb ich mit dem nach Königslutter zurückfahrenden Poſtillon an Dich, an Grunow, an die alte Ribbentrop und an Schrör, ahndete nicht, daß ſein Ende ſo nahe ſey. Der Doctor hatte mir wirklich verhehlt, daß ihn der Schlag getroffen habe, ſonſt würde ich nicht ſo außerordentlich viel Hoffnung bis in den letzten Stunden ſeines Seyns gehabt haben. Es war ein ſchöner Tag, die Sonne ſchien ſo freundlich; der Vater wollte in den Garten gehen, Auguſte führte ihn hin, ich war mit Mienchen ſchon dort. Er ſtellte ſich mitten in den Garten, um auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen, er ſah uns alle ſo wehmüthig an; hätte ich gewußt, daß er nicht zu retten ſey, ich hätte beſtimmt ihn noch länger dort gelaſſen, ſo aber gebot es die Pflicht ihn fortzuführen. An dieſem Tage war er wirklich ſehr heiter, wir gingen zu Tiſche, und denke Dir, er nahm abermals ſeine Mütze ab und ſetzte ſich ganz unten vor den Tiſch. Du weißt, daß ihn ſonſt von ſeinem alten Platze Niemand verdrängen konnte, aber beinahe mit Gewalt mußte ich ihn dorthin führen und zum letztenmale ſollte ich das Glück haben, an ſeiner Seite zu ſitzen. Wir ſprachen viel von Dir, ich trank mit ihm mehrere Gläſer Wein,

[illegible] an, o Gott ich glaubte ihn gerettet. Ich las ihm Henneberg's Abſchied und Deine Antwort vor, welches ihn ungemein rührte. Um 2 Uhr führten wir ihn ins Bette, da kam die Kriſis, die Frieſeln fanden ſich auf der Bruſt und an den Armen ein, an den übrigen Theilen war aber keine Spur zu finden. Um 4 Uhr Nachmittags kam der Doctor, er erſchrak als ſein Puls ſo bedeutend geſunken war, und verſchrieb ſehr ſtarke Arzenei. Schon in dieſer Stunde muß ihn der Doctor aufgegeben haben, denn als ich fragte, ob der Vater auch Alles eſſen und trinken könne, bejahete er es. Ich verließ ihn jetzt faſt gar nicht mehr, ſo wie ich denn auch vom Donnerſtag bis Sonnabend keinen Kleid an dem Fuß gehabt und mich überhaupt gar nicht ausgezogen habe. Dieſe Nacht konnte ich nicht bei ihm zubringen, theils griff mich ſein Zuſtand zu ſehr an, anderntheils aber auch mußte die Natur ihr Recht haben, der Schlaf beſiegte den Schmerz, ich war ſo müde, daß ich in einen ſehr ruhigen Schlaf verfiel. Auch die Schweſtern mußten ausruhen, deshalb blieb Grüne bei ihm; dieſer hat ſich wirklich als Freund unſers Hauſes bewährt, denn mit einer unbeſchreiblichen Geduld iſt er nicht von ſeiner Seite gewichen. Die Nacht ſoll ihn ſehr angegriffen haben, denn kaum hat ihn Grüne halten können, dennoch hat er durchaus über kritiſche und wiſſenſchaftliche Sachen mit ihm ſprechen wollen, worauf Grüne ſich aber nicht eingelaſſen hat. Schon des Donnerſtags-Morgens um 6 Uhr kam die Mutter zu mir und bat mich, ſogleich herunter zu kommen, denn der Vater ſey aus dem Bette geſtiegen, habe ſich angezogen, um wie er ſagte ſeinem Sohne nach Magdeburg einen guten Morgen zu wünſchen. Ich beflügelte meine Schritte um ihm zuvor zu kommen, das mußte ihn denn auch freuen, daß ich zu ihm geeilt war, denn er wurde gleich wieder ruhiger, ſo wie er denn auch, wenn er mich ſah, wirklich ſehr beruhigt war. Welchen Troſt gewährt mir dies, lieber Bruder! Abend hat mein Vater von mir, von uns allen Abſchied ge-

nommen. Ich vermogte ihn, sich wieder ins Bette zu legen, stopfte ihm eine Pfeife, legte mich neben ihm aufs Kopfküssen, und rauchte auch ein Pfeifchen. Beinahe hat er sie ganz ausgeraucht, da fing er aber wieder an zu phantasieren und wollte mit Gewalt das Bette verlassen. An diesem Tage rang seine ungeheure Körperkraft mit dem Tode, Du kannst nicht glauben, wie sich seine Natur dem Tode entgegenstemmte, doch er mußte erliegen. Ich verließ ihn beinahe den ganzen Tag nicht, brachte ihm ein Glas ganz alten Wein, welchen ich für ihn besonders mitgebracht zu haben vorgab. 'Das ist Originalwein!' sagte er lächelnd, indem er mit mir anstieß. 'Glaubt Ihr, ich sey krank? Seht doch, ich kann das Glas halten, ohne zu zittern,' — und er that es. Was denkst Du von dieser Krankheit? Seine Zunge war nicht belegt, sein Puls hatte sich gehoben, die Brust war ganz rein und doch so nahe sein Ende. Auguste brachte ihm zu essen, Mienchen hatte sehr schöne Spargel gekocht, lachend gab er sie zurück und sagte sie wären mit Rüböl angemacht. 'Gottlob, nun wird er wieder witzig!' sagte Auguste. Die Mutter, Mienchen und ich glaubten ihn auch wirklich auf der Besserung, da er so ganz vernünftig sprach. Er aß dennoch einige Stangen im Bette, und trank mit mir wieder einige Gläser Wein mit vielem Appetit. Noch hatte ich keine Thräne vergießen können; jetzt kam aber eine Scene, welche mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Die Mutter und Geschwister hatten sich einen Augenblick entfernt, ich lag neben ihm auf dem Kopfküssen, da blickte er mich mit einer unbeschreiblichen Wehmuth an, bog den Hals zu mir herüber und drückte einen herzlichen Kuß auf meine Lippen. Meine Thränen strömten aufs Kopfküssen, ich mußte schnell Mienchen rufen, um mich auf meiner Stube satt weinen zu können. Auch jetzt noch will mir eine Thräne entrollen. Heinrich, Du hättest ihn sehen sollen, sein Gesicht war so liebevoll und in seinem ganzen Wesen lag eine so hohe Rührung, daß ich gar nicht weiß, wie ein Mensch

n einer ſo fieberhaften Stunde ſo viel Bewußtſein haben kann. Ich flehete noch Einmal Gott um ſein Leben! — Jetzt kam die Kataſtrophe. Er fing an ſehr ſtark zu phantaſieren, und nichts konnte ihn halten das Bette zu verlaſſen. 'Wenn Du aus dem Bette ſteigſt, ſagte Auguſte zu ihm, ſo geht es Dir wie dem ſeligen Weſtphal' — da zog er ſeine Beine gleich wieder zurück und blieb eine Zeitlang ruhig. 'Ich ſterbe, ſagte er zu mir in einem ſehr heftigen Zuſtande, ich muß heraus, auch Du biſt ein Schurke, wenn Du mich liegen läſſeſt!' — Nach einer Pauſe ſah ich ihn ruhig an: 'Biſt Du mein guter Vater?' — 'Ja!' ſagte er beinahe verklärt und gab mir den letzten Kuß! Ich fiel ihm um den Hals. Dies war um 6 Uhr Abends. Später hat er auch Auguſte noch geküßt. Da kam der Doctor, er vertröſtete uns auf ſeine ſtarke Natur und meinte, er würde ihn durchbringen, da ſein Puls ſehr ſchön ſey. Dies veranlaßte mich, auf eine Stunde Pokranz zu beſuchen. Um 8 Uhr war der Doctor noch einmal bei ihm, und ließ von ſeinem nahen Ende nichts merken. Wir blieben dennoch alle auf, gegen 9 Uhr phantaſierte er ſtärker und griff immer mit den Fingern nach dem Oberbette, machte wie der ſelige Wiede, bei welchem ich auch eine Nacht gewacht habe. Grüne hatte ſich in Auguſts Bette gelegt und wollte von Mitternacht an bei ihm bleiben. Im Rücken wurde ihm noch eine ſpaniſche Fliege gelegt, Sauerteig klebte man unter die Füße, und mit der Arzenei, welche er noch wenige Minuten vor ſeinem Ende genommen, wurde fortgefahren. Überhaupt nahm er immer ſehr geduldig ein. Um 10 Uhr ſchickten wir die Mutter zu Bette mit dem Verſprechen, ſie ſogleich bei nahender Gefahr wieder zu wecken. Auguſte fragte ihn: 'Kennſt Du mich noch?' — 'Das klingt nach Hoffmann!' ſagte er. Jetzt fing die Naſe an zu fließen, Auguſte reinigte ſie ſorgfältig und ſagte triumphierend: 'jetzt haben wir überwunden!' Der dort oben hatte es anders beſchloſſen. Um 11 Uhr hatte der Vater faſt kein Bewußtſeyn

mehr, ich fragte ihn ebenfalls, ob er mich noch kenne? 'Du biſt mein Bruder', ſagte er, 'nein, Dein Sohn', verſetzte ich. — 'Magdeburg' — ſtammelte er ganz leiſe, das war das letzte Wort, was er mir ſagte. Ich legte mich einen Augenblick auf das andere Bette in der Stube. Grüne war bei ihm, die Schweſtern lagen in der großen Stube auf dem Sopha. Um $11\frac{1}{2}$ legte ſich das Phantaſieren, und ein ſchwaches Röcheln ſtellte ſich ein. 'Er ſtirbt!' rief Grüne, wir alle ſprangen auf, die Mutter wurde geholt, nach dem Doctor geſchickt, noch ging ſein Puls, er ſah uns nicht mehr, kurz vor 12 Uhr huſtete er noch dreimal, da war er dem irdiſchen Leben entflohn. — — — 'Er iſt todt!' tönte es durch die Stube, Auguſte konnte vor Schmerz nicht weinen und rang bloß mit den Händen, die Mutter war beinahe einer Ohnmacht nahe und Mienchens Thränen rollten von den Wangen. Auch ich weinte, dachte aber immer, er kann nicht todt ſeyn, nein, er muß noch leben! Die Mutter hatte ſeinen letzten Athemzug aufgefangen. Wer malt unſern Schmerz. 'Wir haben keinen Vater mehr', 'ich habe keinen Mann', ſchrie man durch einander. 'Du ſollſt unſer Vater ſeyn', beſchworen mich die Schweſtern; ich werde ſie nicht verlaſſen, ich habe es ihnen feierlich zugeſagt. Grüne hielt am Eingange der Thür Wache, denn die Mutter konnte Niemand halten in die Stube zu gehen. 'Ich will bei ihm bleiben, winſelte ſie, ich will mit ihm ſterben.'

Wir haben an ihm einen guten Vater, die Welt hat an ihm einen guten Menſchen verloren. Er ruhe in Frieden, wir wollen, wenn uns das Schickſal zuſammen in die Heimat führt, an ſeinem Grabe weinen, denn wir haben viel an ihm verloren! Hart iſt dieſer Schlag, doch nicht ganz unerwartet für uns alle, und welch ein großer Troſt für uns, daß er uns liebend verlaſſen hat, daß ſein Ende ſo ſanft war, daß nicht allein ſeine Verwandten, ja alle Bauern der Gegend, alle Bürger beinahe ihn beweinen. Sollte er auf dieſer Welt nicht länger wallen, ſo müſſen wir Gott

danken, daß er ihm die letzten Stunden ſeines Daſeyns nicht erſchwert hat, nur zwei Jahre ſpäter und welche Freude hätte er dann noch an ſeinen Kindern erleben können! —

Das war abermals eine Nacht, Niemand wollte zu Bette, jeder ihn ſehen, Auguſtens gepreßtes Herz erleichterte ich dadurch, daß ich einen Boten nach Winſen mit der Einladung an zum Berge ſchickte, er möchte zu uns eilen. Zum Troſte der Mutter wurde die Dannemann geholt, welche auch bis zur Beerdigung uns nicht verlaſſen hat. Mienchen konnte ſich am wenigſten faſſen: 'Du ſollſt unſer Vormund ſeyn', brach ſie in Thränen aus, 'Du biſt unſere einzige Stütze!' — Der Doctor ſtand ſtumm in der Stube, er hatte ihn lebend nicht mehr getroffen, jetzt gefand er, daß er am Nervenſchlage geſtorben und nicht zu retten geweſen ſey. Endlich legte man ſich zu Bette, da ſchlich ich mich hie hinunter, ich mußte ja meinen Vater noch Einmal ſehen. Emme fand ich noch in derſelben Stellung vor der Thüre ſitzend und bitterlich weinend. Dies rührte mich ungemein. Behende öffnete ich die Thüre, ehrfurchtsvoll näherte ich mich meinem guten Vater, küßte ſein Haupt, und ſchnitt ihm eine Locke ab, welche ich mit Thränen benetzte. Jetzt war ich ruhiger und legte mich nieder.

Nun kannſt Du Dir denken, es war Poſttag, am Montage Jahrmarkt, es fehlte an Waaren, kurz an Allem. In dieſer Lage mußte ich kaufmänniſche Briefe ſchreiben, ich mußte um Verlängerung meines Urlaubs anhalten, Schrör den Tod meines Vaters melden. Wie ich dies Alles gethan habe, iſt mir jetzt noch ein Räthſel, meine Hand ſoll aber gar nicht, wie mir Rittmeyer ſagte, an den ich auch geſchrieben hatte, zu kennen geweſen ſeyn. Es verging keine Stunde, wo ich nicht nach der Stube ging um den Vater zu ſehen. Dies war mir der größte Troſt und nichts gewährte meinem Herzen mehr Linderung als ſein Anblick, welcher noch immer freundlich war. 'Da hat der Sturm

auch eine Eiche niedergeriſſen!' ſagte der Superintendent, welchen ich zum Todtenbette führte. Er lag in dem großen Bette, worin die Großmutter geſtorben iſt, mit Wehmuth las ich über demſelben von Deiner Hand:

Und er stand von ferne und weinte bitterlich.

Am Sonnabend Abends wurde die Mutter mit den Schweſtern nach Sülfeld geholt um dem größten Schmerz bei der Beerdigung auszuweichen. Ich blieb, und folgte ſeiner Leiche des Sonntags um 7 Uhr Morgens, der Superintendent und der Amtmann hatten mich in die Mitte genommen. Gegen 30 Perſonen folgten. Friederike Behne, Hannchen Pokranz und die Dannemann hatten die Beſorgung übernommen. Wie ich vom Kirchhofe gekommen bin, weiß ich nicht, ich fiel dem Superintendent in die Arme, welcher mich mit ſich fortzog. Ich ging in die Sacriſtei um die Dankſagung des Superintendenten zu hören. Er ſprach mit Wärme, wol über eine Viertelſtunde, rühmte das vortreffliche Herz des Vaters, ſeine guten Eigenſchaften, tadelte bitter den Undank, wodurch ihm die Bürger ſein Leben verbittert hatten, und ſchloß mit einem wahrſcheinlich ſelbſt verfertigten Verſe, welcher mir aber ganz entfallen iſt. Mittags aß ich bei Hempels und gegen Abend führte ich Mienchen wieder zurück. Auguſte und die Mutter kamen am Montag-Morgen an, bei meiner Rückkehr ſtanden ſchon zwei Roſenbüſche auf dem Grabe des guten Vaters und Mienchen ließ ihren Thränen beim Anblick des Grabes freien Lauf. Der Markt war ſehr unruhig und im Taumel der Verwirrung vergaßen wir auf einige Zeit unſer Leiden.

(Magdeburg) 10. Mai.

Am Dinſtag reiſete ich ab, übernachtete in Braunſchweig und traf am Donnerſtag den 30. April hier ein, wo mich eine unüberſehbare Menge Geſchäfte erwartete.... Die Krankheit des Vaters hat am Donnerſtag den 16. April angefangen, er geht des

Nachmittags in den Garten wo er vom Schlage getroffen wird und ins Haus geführt werden muß ꝛc. . . . .

Ja, lieber Bruder, wie öde kömmt mir jetzt F. vor, der gute Vater iſt dahin, jeder Platz, wo er ſaß, wird mich an ihn erinnern. Wir wollen ihm einen Grabſtein ſetzen, ganz einfach, gieb nur die Idee dazu an, die Koſten will ich übernehmen. Wenn wir uns wiederſehen, müſſen wir gemeinſchaftlich nach F. und uns noch einmal recht ſatt weinen! . . . .

Leb wohl guter Junge und vergiß nicht Deinen Bruder

D. L. Hoffmann.

Ich war von jetzt an ruhiger geworden und hoffte für meine Studien ein recht erſprießliches Gedeihen durch den Verkehr mit Profeſſoren und Studenten und durch die Benutzung der Bibliothek.

Die Univerſität Bonn war am 18. October 1818 durch Friedrich Wilhelm III. geſtiftet. Schon zu Michaelis fanden ſich einige Profeſſoren und Studenten ein, eröffnet wurde ſie eigentlich erſt zu Oſtern 1819 und zwar mit 219 Zuhörern.

Unter den Profeſſoren waren bedeutende Namen, beſonders in der philoſophiſchen Facultät. Bald zeigte ſich, daß ſie als Lehrer ebenſo unbedeutend waren als früher bedeutend durch ihre Schriften. Der Collegia, die unſer einer hören mochte, waren wenig, und dieſe wenigen entſprachen durchaus nicht den Erwartungen, mit denen man in den Hörſaal trat.

So las Schlegel Geſchichte der neueren deutſchen Litteratur. Das war nicht viel beſſer, als wenn man gelegentlich einem Fremden erzählt, daß wir Deutſchen auch eine ſchöne Literatur haben. Dabei brachte er alle wichtigen Erſcheinungen zu ſich in Beziehung, und wenn er auf Göthe und Schiller zu ſprechen kam, ſo vergaß er nie 'mein unſterblicher Freund'

hinzuzufügen. — Hüllmann's Culturgeschichte war nichts als eine Aneinanderreihung statistischer Nachrichten, die einzeln wie sie gegeben wurden, mehr ergötzten als belehrten; von dem großen Ganzen des Culturlebens der Völker, seiner Entwicklung und seinen Fortschritten bekam man kein Bild. — Radlof hatte gar keine Idee von einem academischen Vortrage: seine mühsamen Forschungen über das Keltenthum, woraus er die Abstammung des deutschen Volkes ableitete, waren fixe Ideen, weder von geschichtlichem noch sprachlichem Werthe. — Was Arndt leisten würde, ließ sich nicht ermessen; seine academische Lehrthätigkeit wurde durch einen Ministerialbeschluß aufgehoben und blieb es nachher noch zwanzig Jahre. — Delbrück's ästhetische Vorträge waren unerquicklich und fesselten niemanden. — Windischmann, der katholische Philosoph, war glücklicher, fand aber nur unter den katholischen Theologen Zuspruch. — Heinrich, Näke und Welcker wurden gern und fleißig gehört, die Philologie war aber auch zugleich Brotstudium, und sogar der schon damals berühmte Arabist Freytag lehrte mit Erfolg. — Auch der Zoologe Goldfuß, der Botaniker Nees von Esenbeck und der Mathematiker Diesterweg erfreuten sich einer zwar kleinen, aber lernbegierigen Zuhörerschaft. — D'Alton und v. Münchow kannten wir nur aus dem Vorlesungsverzeichnisse, und von Strahl wußten wir nur, daß er eine schöne Frau hatte.

Die Studentenwelt war ungleich besser vertreten als meine philosophische Facultät. Fast alle deutschen Universitäten hatten ihren Beitrag geliefert, namentlich Jena. Es waren meist alte Burschen, viele Mitglieder der Burschenschaft, einige sogar Vorsteher derselben. Sie waren begeistert für die Ideen dieser zeitgemäßen Verbindung und verfochten ihre Ansichten mit dem

Worte wie mit dem Schläger. Des gewöhnlichen Studententreibens satt hatten sie sich der Wissenschaft ernster zugewendet und strebten mit Eifer und Muth nach einem edelen sittlichen Leben für sich und andere und nach Erwerb einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, alles zu Nutz und Frommen des Vaterlandes. Sie übten durch Erfahrung, Einsicht und Beispiel eine Herrschaft aus, der sich die jüngeren Studenten gerne fügten, zumal niemand in seiner jugendlichen Heiterkeit und seinem sonstigen, selbst absonderlichen Wesen sich gestört fühlen konnte. So wurden die ersten Ankömmlinge die Gründer eines Studententhums, das sich trotz den baldigen störenden Eingriffen der Regierung herrlich entwickelte.

Die Bürger wußten nicht was aus ihnen und ihrer guten Stadt Bonn noch werden sollte. Sie hatten weder von einer deutschen Universität noch von deutschen Studenten die geringste Ahnung. Sie kannten nur die französischen Bildungsanstalten; was im Vaterlande bestand und vorging, war ihnen fremd geblieben. Sie wunderten sich nicht wenig, daß Professoren so hochangesehene Leute waren, bei ihnen hieß ja jeder Schulmeister (selbst unser Poppelsdorfer) Professor. Daß Studenten ganz was Besonderes sein sollten, konnten sie nicht begreifen; waren sie doch selbst Studenten gewesen, denn wer eine Schule besuchte, besonders eine sogenannte lateinische, war ein Student. Es dauerte eine Zeit, ehe sie an das freie muntere Wesen der Studenten und ihre Sitten und Gebräuche sich gewöhnten, und sich darein fanden, mit ihnen die besuchtesten Vergnügungsörter theilen zu müssen.

Übrigens kam nach und nach das Studentenleben und Treiben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit den guten Bonner Philistern zur Anschauung.

Den 18. Juni feierten wir den Sieg von Belle Alliance. Abends verſammelten wir uns auf dem Münſterplatze und zogen von dort mit Fackeln und Muſik, die Anführer in Burſchentracht, durch die Hauptſtraßen nach dem Univerſitätsplatze. Dort ließen wir die Fackeln ausbrennen und bildeten einen Kreis. Alle Profeſſoren waren zugegen und eine große Menge Volks hatte ſich eingefunden. Nachdem wir die erſte Strophe unſeres Bundesliedes:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor —

geſungen hatten, hielt Haupt (früher Vorſteher der Jenaer Burſchenſchaft) eine herrliche Rede. Dann zogen wir in die Baumſchule zum Commers.

Den 20. darauf veranſtalteten wir einen glänzenden Ball. Wir hatten dazu nicht nur die Familien der Profeſſoren eingeladen, ſondern auch die angeſehenſten aus der Stadt und Umgegend. Es ging ſo anſtändig und zugleich ſo heiter zu, daß jeder ſich befriedigt fühlte und man noch lange von dieſem Abend ſprach wie von einem großen freudigen Ereigniſſe. Auch der Großherzog Carl Auguſt von Weimar, der gerade auf der Durchreiſe in Bonn eine Nacht verweilte, beehrte uns; er hatte ein ſichtliches Wohlgefallen an unſerer Fröhlichkeit und ließ ſich ſeine alten Jenaer Burſchen vorſtellen.

Commerſe und Bälle waren unſere gemeinſchaftlichen Vergnügen, woran ſich jeder betheiligen konnte. Wollte ſich einer ſonſt erholen oder beluſtigen, ſo gab es Gelegenheit genug. So fand ſich immer Nachmittags ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten ein auf der Vinea Domini, damals noch eine Kaffee- und Weinwirthſchaft. Die Ausſicht auf den Rhein und nach dem Siebengebirge war reizend, und der Aufenthalt unter

dem Schatten der Bäume, umſpielt von der friſchen Rheinluft, erquickend.

Andere, die in Poppelsdorf ſpeiſten, blieben gewöhnlich noch einige Stunden dort. Zu denen gehörte auch ich den erſten Sommer. Da ſaßen wir denn im Garten vor der Brüſſelbachſchen Wirthſchaft und führten manches Geſpräch über Kunſt, Wiſſenſchaft und Politik.

Noch andere machten weitere Ausflüge in die ſchöne Umgegend, nach Königswinter, dem Siebengebirge und Godesberg. Auf dem Heimwege wurde dann immer viel geſungen, beſonders das Mahlmannſche Lied:

Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und lauter Liederſang

und mit jubelnder Begeiſterung die Strophe:

Die Krone nehme Bacchus hin,
Nur er ſoll König ſein,
Und Freude ſei die Königin,
Die Reſidenz am Rhein!

Obſchon unſere Anzahl nur klein — etwas über 200 — und bisher keine Klage eingelaufen war über Ruheſtörungen und irgend eine Unbill unſererſeits, ſo ſchien es uns doch ſelbſt nothwendig, etwas durch uns und ſo für uns zu thun. Darum waren wir denn darauf bedacht, die ganze Studentenſchaft in ein geſchloſſenes Ganze zu bringen mit ſelbſt berathenen und beſchloſſenen Geſetzen, wodurch ein ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Sinn befördert und dem jugendlichen Leichtſinne und jeder unedelen Leidenſchaft entgegen zu wirken wäre.

Das geſchah denn auch im Laufe des Sommers. Es wurde ein Ausſchuß mit Entwerfung der Geſetze beauftragt. Es nahmen mit mir mehrere der alten Burſchen Theil daran.

Jetzt handelte es sich nur darum, ob wir überhaupt in dieser Zeit noch an eine Verbindung denken dürften. Die Beschlagnahme der Papiere der beiden Welcker und Arndt's und des letzteren amtsentlassung Entsetzung waren keine vereinzelten Maßregeln mehr. Die Carlsbader Beschlüsse standen in Aussicht.

Da beschlossen wir denn: wir wollen keine Burschenschaft und keine Landsmannschaft sein; wir wollen keinen geschriebenen Comment haben, sondern was uns gut und zweckmäßig scheint und sich durch Erfahrung bewährt hat, als Gesetz halten; wir nennen uns Allgemeinheit, denn jeder Student, der nichts Unehrenhaftes sich hat zu Schulden kommen lassen, ist Mitglied: wir wollen auch die deutschen Farben nicht, sondern die rheinischen, weißgrünroth:

Weiß wie die Unschuld, weiß ist unser Zeichen,
Grün wie die Hoffnung die im Herzen glüht,
Wie's Laub von unsern Reben, unsern Eichen,
Und roth das Band das unsre Brust umzieht,

und um allen Verdacht über unser Thun und Treiben von vorn herein zu beseitigen, sollen alle unsere Verhandlungen öffentlich sein.

So glaubten wir jeder Gefahr zuvorgekommen zu sein und doch unsern Zweck erreicht zu haben.

Es war auch ein Bonner Commersbuch schon im Frühjahr gewünscht und später beschlossen worden. Mir wurde der Auftrag, ein solches auszuarbeiten und darin hauptsächlich auf den Rhein und seine schönste Gabe, den Wein Rücksicht zu nehmen. Ich suchte nun mir für manche Lieder die ursprünglichen Texte zu verschaffen, einige in den Commersbüchern verdorbene nach besseren Lesarten herzustellen und alle Lieder, die nach Puder und Pomade rochen oder voll Rohheiten und

Renommisterei strotzten, fern zu halten. In Betreff der Vaterlandslieder war die größte Vorsicht anzuwenden, und es kam mir zu Statten, daß der Verleger für das Patriotische keinen Bogen mehr spendieren wollte. Die Censur war bereits in voller Thätigkeit und gewisse Wörter waren bereits verpönt. In dem schönen Arndt'schen Liede:

Bringt mir Blut der edlen Reben,

lautet die letzte Strophe ursprünglich:

Und dies letzt', wem soll ich's bringen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit, will ich's bringen
In dem Wein!

Das war damals bereits verwandelt in:

Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

Das Büchlein erschien im August unter dem Titel:

Bonner Burschenlieder. Bonn, bei Eduard Weber 1819.

153 Studenten hatten darauf subscribiert, ihre Namen wurden mit Angabe ihrer Heimat und ihres Studiums vorgedruckt. Ich erhielt für dies Erstlingswerk 50 Reichsthaler Honorar.

Das eigentliche Studentenleben, dem ich mich bisher nicht ganz entziehen konnte, bekam ich nach und nach satt. Ich beschränkte mich lieber auf einen kleinen Kreis von Freunden und auch diesen war es Bedürfniß, sich über die Fragen des Tages und wissenschaftliche Dinge, die uns am Herzen lagen, gegenseitig ruhig und gemüthlich aussprechen zu können. Ich hatte in Kessenich eine kleine Bauernwirthschaft entdeckt, wo man

guten Wein und Butterbrot billig haben konnte. Hinter dem Hause war ein Baumgarten (Bungert) mit einem Pfahltische und Pfahlbänken. Dahin führte ich auch meine Freunde, und wir konnten da bei unserm Schöppchen stundenlang sitzen, sahen in das frische Grün der Bäume und des Rasens und unterhielten uns.

Mit neuen Plänen und Entwürfen, mit neuer Arbeitslust kehrte ich dann heim in mein stilles Stübchen, um noch zu lesen und zu dichten. Auf dem Tische fand ich ein frisches Blumensträuschen. Das war von Gretchens Hand, und meine Freude daran war auch ihre Freude. Sie war die Tochter meines Wirthes, und obschon dieser ein bürgerliches Gewerbe trieb — er war Porcellanmaler und Steindrucker — so war doch Gretchen ganz wie ein Landmädchen in Tracht, Sprache und Sitten. Sie trug ein perlengesticktes Häubchen und wenn sie zur Stadt ging, ein großes weißes Tuch über dem Kopfe und wieder darüber, wenn sie etwas zu tragen hatte, den Korb, der auf einem wollenen Kranze ruhte. Sie sprach das eigentliche Bönnisch und wußte alle die Lieder, die man zum Tanze oder im Freien und bei Zusammenkünften zu singen pflegte. Sie hatte eine Freundin, Katharina (Tring); beide waren die hübschesten Mädchen des Dorfes. Ich lernte von ihnen ihre Sprache und ihre Lieder, und wenn sie diese nicht recht vollständig wußten, so schrieben sie in Gesellschaft mit anderen Mädchen und Burschen dieselben auf. Zuweilen that ich dies denn auch selbst und Andres, Katharinas Bruder, mußte mir helfen, und wir tranken dann ein Schöppchen dazu.

Ich hatte wieder große Lust zum Dichten bekommen, meine Liebe war eine unerschöpfliche Liederquelle geworden. Wenn ich dann ein neues Lied Gretchen vorlas, so freute es mich, daß

sie es verstand und sich darob freute. So klein auch der Kreis der Gefühle und Gedanken eines einfachen jungen Landmädchens nur sein konnte, so war er doch für mich groß genug, und meine Phantasie wußte manche Äußerung, manchen Anlaß poetisch zu benutzen. So entstanden mehrere Lieder, wovon die meisten in meine 'Lieder und Romanzen' (Köln 1821 bei Bachem) übergingen. Keiner meiner Freunde wußte eher etwas davon, und es schien mir, als ob ich mehr meiner poetischen Stimmung als meinen Poesien den Spitznamen 'der Poet' verdankte.

Nur Einer wußte, daß ich immer wieder zu dichten begonnen, ja, daß ich es niemals lassen würde, nur Einer hegte mehr von meinen dereinstigen poetischen Leistungen so große Hoffnungen, wie sie nur in dem Herzen eines Freundes sprießen konnten, und dieser Eine war Krawinkel. Er schrieb im Sommer von Göttingen aus in seiner stillen Wehmuth und treuen Liebe an den fernen Freund:

'Im Heumondsberichte sollte man nun von nichts reden, einmal wenn schon auch die Erndte begonnen, als von Früchten, erndten, reifen und zwar reif. Doch — ach mein Heumond — wo der sein mag! Weiß es fürwahr nicht, ob ich im Frühlinge noch bin, ob schon der Sommer gekommen. Doch ich besinne mich. Frühling war da und die Nachtigallen schlugen und die Blumen dufteten. Ich hab' mich sein gefreut. Aber nun ist er nicht mehr.

Ich bat: o schöner Frühling bleibe!
Doch Nordeswehn trieb ihn hinweg.
Ich bat: o kühle mir die Stirne!
Ihm war's zu kühl, er zog hinweg.
Und fragst Du, Freund, wo er geblieben?
Zum deutschen Rhein ist er entflohn.
Gern wär' auch ich wo er geblieben,
Doch Sehnsucht ist der Liebe Lohn.

Doch ja, von Früchten eben ſollt' ich reden, die reif wären für Deinen erſten poetiſchen Wanderer auf Toiletten und Pult. Noch in dieſem Jahr will ich Dir Einiges beiſteuern, zwar von meiner Seite keine Verſe, aber doch ſonſt vielleicht etwas Brauchbares. So viel weiß ich nun gewiß: als Dichter werd' ich nie Etwas leiſten, es ſey denn, daß ich einmal einen ſchönen dramatiſchen Stoff fände. Dafür will ich unſerm Volk ein ander Werk geben — ein würdiges Denkmal der Helden ſeiner Literatur, ein Schandpfahl den Bänkelſängern unſerer Tage — eine Geſchichte der deutſchen Literatur. Ich werde Prediger — ein ſchönes Amt, dem alles Göttliche im Menſchenleben: Poeſie, Kunſt und alle Genien der höheren Welt ſo nahe liegen — und um ſo weniger ſoll die Gabe des Herrn an mir verloren ſeyn. Auf dieſes Werk will ich ſie verwenden; es ſoll das Schooßkind meiner ſchönſten Stunden ſeyn, und, mein Hoffmann, nicht glücklicher könnte dann Dein Krawinkel ſeyn, als wenn er gegen das Ende ſeiner Geſchichte ohngefähr ſo reden könnte:

„Und ſiehe der Tag neigete ſich und die Sonne ſank — aber die Abendröthe ward zur Morgenröthe, und ein neuer glücklicher Tag zog herauf durch — meinen Freund. Begrüßet Ihr Fröhlichen das neue Geſtirn und jagt die Wolken, die ſeine Strahlen hemmen."

In Torneo weißt Du, ſcheint die Sonne unterzugehn und ſinkt bis auf den Horizont herab und ſteigt ſogleich wieder am Himmel auf, ſo daß Hesperus und Aurora zuſammenfließen. Sieh her, mein Lieber, das Bild iſt gar zu ſchön; ich habs eben gleich in meine Collektaneen zum künftigen Werk eingetragen.

Nun liegt's wahrlich nur an Dir, daß ich künftig damit ein unſterbliches Werk beginne, das nur von Unſterblichen redet. Ich laſſe Dir dabei freie Wahl; Du kannſt Dichter werden und zwar dramatiſcher, lyriſcher oder epiſcher, oder Geſchichtsſchreiber oder Philoſoph. Es ſoll immer von Dir die Rede ſeyn — nur

dann wahrhaftig nicht — wenn Du Antikenkrämer oder romantischer Deutschthümler seyn wolltest. Doch das fällt Dir auch selber schon nicht ein. Aber auch dann kann Nichts daraus werden, wenn Du Kritiker und Literarhistoricus seyn willst. Das treibt' ich sehr und empfehle dafür Produktivität — nur freilich auch nicht durch die Presse.'

Der gute Krawinkel! Ich dachte vorläufig an keine Unsterblichkeit: mir war genug dieser Frühling meiner Dichtung und Liebe. Gretchen war mein Taggedanke, war mein Traum.

Die Nacht, sie ist so dunkel,
So leer für Aug' und Ohr;
Kein Mond, kein Sterngefunkel,
Kein Lied dringt da hervor.

Es summt noch eine Fliege,
Kann wol nicht schlafen ein —
Ich aber lieg' und wiege
Mich schon in Träumerei'n.

Wie geht es mir zu Herzen!
Ich bin's mir kaum bewußt:
Bald fühl' ich süße Schmerzen,
Bald ahnd' ich süßre Lust.

Aber —

Ach, der Traum, er mußte enden,
Die Erinnrung blieb uns nur.

Traum ist Alles! auch der Abend,
Wo Du mich zuerst erblickt,
Mit dem Tranke kühl und labend
Deinen Freund zuerst erquickt.

Traum ist Alles! auch der Morgen,
Wo ich Dich zuerst gegrüßt,
Und im Zwielicht halb verborgen,
Gretchen, Dich gesehn, geküßt.

Iſt der Traum auch nicht geblieben,
Blieb des Traums Erinnerung,
Und das kindlich-fromme Lieben
Wird mit jedem Lenze jung.

Gegen Ende Auguſts unternahm ich mit zwei Freunden, Schweder und Schindler einen Ausflug an die Maas, Eifel und Moſel.

Nach damaligen flüchtigen Aufzeichnungen und Erinnerungen habe ich zehn Jahre ſpäter dieſe Reiſe beſchrieben.

Die Morgenglocke läutete. Mit leichtem Gepäck, den Staubmantel übergeworfen, eilte ich zu Schweder und holte ihn ab.

Die Waldhöhen hüben und drüben am Rheine wurden heller, vor uns ging die Sonne auf, rechts lag hinter dem blinkenden Waſſerſpiegel das Siebengebirge in das ſchönſte Veilchenblau gehüllt.

Wir machten eine Fußreiſe und begannen mit dem Poſtwagen. Wir glaubten zeitig genug in Bonn einzutreffen.

'Da haben wir's!' rief Schweder, als wir auf dem Markte zu Bonn beim Poſthofe anlangten, 'der Wagen iſt fort und Schindler auch, und wir können hinterhertraben.'

Wir ſchlugen ſogleich Richtſteige ein und auf der Hälfte des Weges erreichten wir den Poſtwagen, ſtiegen ein und hatten bald das unangenehme Hinterhertraben vergeſſen. Die Geſellſchaft zwar erheiterte uns nicht, aber wir erheiterten ſie, und das konnten wir auch, denn wir hatten keine Geld- und Wechſelgeſchäfte zu beſorgen, keine Getreide- und Weinkäufe abzuſchließen, keine Prozeſſe bei Gerichte anhängig zu machen, keine Amts- oder Familienangelegenheiten abzuwickeln — wir reiſten um zu reiſen.

Kaum aus dem Postwagen heraus sind wir schon ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit: Alles steht still vor und hinter uns, um uns von allen Seiten betrachten zu können. Und doch sind wir nur Studenten, die sich eben nach Laune und Bequemlichkeit kleiden. Schindler der Schweizer trug eine schwarze Sammetmütze mit Gold und Purpur besetzt, sein weiter Backenbart machte sein leutseliges Gesicht etwas wild; an seiner Pfeife hingen sehr lange schwarzrothgoldene Quäste. Schweder ging ganz schwarz gekleidet und noch dazu altdeutsch, sein blasses ernstes Gesicht war von einer Lockenperücke umflattet, er schritt feierlich einher und erinnerte an die Apostel auf alten Bildern. Bei mir konnte höchstens der lange Bart etwas Auffälliges haben, denn einen braunen Rock mit übergeworfenem grauen Staubmantel und eine breitschirmige Filzmütze trugen damals auch andere Reisende. Nur an einem Orte wie Köln, wo sich bisher nie ein Student hatte blicken lassen, konnten wir so angegafft werden. Es war mir, als ob wir gar nicht zu unserm, sondern zu anderer Leute Spaß reisten.

Wir kehrten in den weißen Thurm ein und wurden sehr freundlich empfangen. Sobald wir uns erquickt hatten, eilten wir nach dem Dome.

Welch ein Eindruck! Schweigend stehen wir da, jeder mit dem anderen an diese stille Bewunderung für einen so hohen himmlischen Gedanken, der sich hier verkörperte. Wir treten ein in diese zauberische Dämmerung, die Poesie des Tages.

Eine reiche lebendige Natur, ein ganzer Wald himmelanstrebender Bäume wölbt sich über uns mit breiten Wipfeln und Blätter- und Blumenkränzen, und steht versteinert da,

um den Geiſt der Andacht zu begränzen, das gen Himmel ringende Herz auf der Erde zu feſſeln.

Deutſchlands Dome ſind eben ſo viele neue Wälder Libanon, die aus der Saat deutſcher Andacht zur Ehre Gottes emporwuchſen.

Die Töne der deutſchen Orgel ſind die Seraphſchwingen, worauf die Kraft des Glaubens aus ſeinem Himmel in unſere Erdnacht niederſchwebt.

Colonia Agrippina, wär' es dir möglich geweſen, deine hundert Götter in dieſen Dom zu ſtellen, hier hätteſt Du ſie ſelbſt zerſtört und Dir ſelbſt über ihren Trümmern das Evangelium gepredigt!

Ich kann es nicht laſſen, ich muß vergleichen, auf daß mir klar werde, was Heidenthum und Chriſtenthum, Ausland und Vaterland iſt. Ich haſſe jedwede ſeichte Lobpreiſung und blinde Verehrung und verachte jede Einſeitigkeit, die nicht auf ein edles, reines Streben für Kunſt und Wiſſenſchaft ſich gründet, oder etwas im Leben bekundet, was man Phyſiognomie, Art und Weiſe, Charakter nennt. Lernt Deutſchlands Vergangenheit und Gegenwart kennen, nur dann werdet ihr herrliche Hoffnungen für ſeine Zukunft haben! Es iſt ein heiliger Gedanke für mich, daß auch durch mich vielleicht doch irgend eine dieſer Hoffnungen erfüllt wird, und eben das iſt mein Troſt, wenn ich mir, wie heute hier in Köln, Einſeitigkeit, falſche Anſicht, verkehrtes Streben zum Vorwurf machen laſſen muß.

Nur der Kampf führt zum Siege! Und ich werde kämpfen und wenn ich auch nicht ſiege. Es hat ſich in mir eine Reihe

Ansichten über deutsches Leben, deutsche Sprache, Kunst und Wissenschaft gebildet, die ich zu einem Ganzen einen, zu einer großen Idee erheben, zu dem Zielpunkte meines ganzen Lebens hienieden hinstellen will. Mühsam habe ich alles das errungen, aus dem Wuste eingetrichterter Schulweisheit gerettet, mit Aufopferung und Entbehrung dem Frühlinge meines Alters abgerungen; aber ich nenne es mein, es ist mein eigenstes Besitzthum, und wenn auch niemand mit mir Gütergemeinschaft eingehen will, so soll doch auch niemand mein Besitzthum mir rauben, beeinträchtigen, verunglimpfen.

Ich reise nicht so leicht wieder in Gesellschaft; jeder verfolgt seinen Zweck, d. h. in der Regel keinen. Wehe dem, der einen anderen, die nichts wollen, etwas will! Wie ärgert mich diese Flüchtigkeit, diese Oberflächlichkeit! Ich könnte noch heute im Dome sein — und meine Reisegefährten gönnen mir kaum so viel Zeit, um nur das Wichtigste zu beschauen.

Die bretterbeschlagene Wölbung stört, sie unterbricht sehr unangenehm die emporstrebenden Linien der Pfeiler, das Auge hat einen Ruhepunkt, und da ist die Welt wirklich mit Brettern vernagelt. Der Chor ist ganz vollendet worden, zurückschauend daraus erfaßt man erst recht den hohen Gedanken des Meisters und vergißt die Armuth und Erbärmlichkeit unserer Tage, die nichts Großes beginnen konnte, nichts Großes vollenden möchte.

An den vielen Altären wird nach dem Rosenkranze gebetet mit niedergesenktem Blick; wie anders muß ich beten, jeder Blick empor ist ein inbrünstiges Gebet zu Gott.

Nein, aber ich reise nie mehr in Gesellschaft von so vielen, denn zwei sind viel zu viel, wenn ein dritter, wie ich, in seinem innersten Sein und Streben von ihnen so verschieden ist. Sie

wollen nach Deuz, ich will zu Wallraf; sie wollen nach den Festungswerken, ich will zum Rathhause; sie wollen in's Wirthshaus, ich will in den Buchladen — und doch muß ich immer mit, wohin sie wollen: so wird mein schönstes Glück immer zu nichte, ich habe keinen eigenen Willen mehr und bin ganz ihrer Willkür anheimgefallen.

Doch jetzt sind wir noch im Dome und stehen eben auf dem Gerüste vor dem berühmtesten Bilde der altkölnischen Schule, was hier neben uns ein Maler copiert. Diese lichte, strahlende Engelreinheit in den Jungfrauengesichtern, diese Verklärtheit ihrer Augen, die sich alle in Einen Blick einigen, ihre Verehrung der Mutter Gottes darzubringen — copiere nur zu! dachte ich. Mir ist es immer, als ob die Künstler damals noch in den Himmel geschaut hätten und wir Modernen könnten vor allerlei Studien und Lectüre in Italien und sonstwo nicht mehr dazu kommen.

Wallraf hat auch für dieses Denkmal der alten kölnischen Herrlichkeit das Seine gethan, er hat eine gründliche Abhandlung darüber geschrieben, worin er Alles, was an einem Gemälde nur irgend interessieren kann, berührt. Nach seiner Meinung ist Kalf der Meister, den Namen liest er an einem Speerschaft, und die Jahreszahl soll in den Zeichen *M*NOX verborgen liegen, die er für 1410 erklärt, das N hält er für eine Vier, wie sie noch jetzt in der Umgegend bei den Bauern geschrieben wird. Ich bezweifele beides und glaube vielmehr daß das Bild weit jünger ist, die Buchstaben lassen wenigstens auf ein jüngeres Alter schließen.

Es ist heut ein lebendiger Tag in Köln, die Procession von Kevelaer kehrt zurück. Diese vielen tausend Menschen, voran wehende Fahnen, Geistlich im Festschmucke, Pauken und

Trompeten, und nun, im Zuge Alte und Junge, Gesunde und Kranke, durch einander singend und betend, dann hinterdrein einige hundert Wagen mit Fähnlein geziert — wer kann leugnen, daß ein solcher Zug irgend ein Interesse erwecken muß in dem Hörer und Zuschauer? Aber ich erkläre mir dies Interesse nicht aus der religiösen Beziehung dieses Zuges, sondern lediglich aus der Masse Menschen, der jeder leicht den reinsten Zweck, den schönsten Willen oder sonst etwas Interessantes andocumentieren kann, zumal wenn er etwas fern steht, und nicht erfährt oder erfahren will, was es denn eigentlich mit diesen Wallfahrten für eine Bewandtniß hat.

— — — Ja, und wenn auch wahre Andacht und Reue vorhanden, ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, daß Menschen Heil und Segen meilenweit von einem hölzernen Bilde, von einer Puppe sich holen! und daß mitten in unserem tausendjährigen Christenthume solche Heidengräuel noch sind wie zu Zeiten der Apostel!

Ich höre, daß man es hin und wieder unserer Regierung hoch anrechnet, daß sie die Wallfahrten, die in französischer Zeit so streng verboten waren, erlaubt; aber ich höre von rechtgläubigen und einsichtsvollen Geistlichen große Klagen darüber führen und der Regierung Vorwürfe darüber machen. Meines Erachtens thun beide unrecht daran, da die Regierung vorläufig in Religionssachen gar nichts thun will, weil Alles was in Bezug darauf geschähe, so wie es nur preußisch hieße, noch mehr gehaßt würde. Aber die Regierung hat noch ein Mittel in Händen, womit sie Wunderdinge thun kann. Schulen und Universitäten, und diese Wunder werden bald alle Wunderdinge übertreffen, welche die Muttergottes in Kevelaer seit Jahrhunderten verrichtet hat.

Gegen Abend setzen wir nach Deuz über; Schiller, ein Sohn des großen Dichters, ist unser Begleiter. Köln, das vielgethürmte spiegelt sich vor uns im Rhein und wir freuen uns der frischen Abendkühle bei einem erheiternden Gespräche und Gläschen Wein.

Ich mag kein Sohn eines berühmten Mannes sein, denn so ein Sohn wird immer mit anderen Augen angesehen, man sucht immer etwas Berühmtes an ihm und beobachtet ihn schärfer als unser einen, der nur vom Ruhme weiß, daß ihn andere Leute haben. Es that mir ordentlich weh, daß ich nichts an dem jungen Schiller fand, was mich an den alten hätte erinnern können. Wie anders erschien mir ein waldeckischer Arzt in Wildungen, von dem alle Welt sagte, daß er gerade aussehe wie Schiller und auch sonst viele Ähnlichkeit mit ihm habe. 'Also wirklich, sagt' ich ihm begeistert in's Gesicht, solche Nase hatte Schiller? es ist mir sehr lieb, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe.'

Im weißen Thurme knüpfte unser freundliche Wirth sogleich ein Gespräch an, worin er viele Belesenheit und viel Studium an den Tag legte. Als wir ihm vollends Ohr und Herz liehen, begann er zu erzählen von der heil. Stadt Köln, ihren Alterthümern, Gesetzen, Gerechtsamen, Gewohnheiten u. dgl. Woher kommt's, fragte sich jeder von uns, daß dieser Gastwirth so gelehrt spricht? Wir bewunderten ihn in Einem fort, und ruhten nicht eher, bis er uns aus unserem Bewunderungstraume heraushalf. Und da erzählte er denn, daß er früher Professor der Rechte an der Universität Köln gewesen sei, und — jetzt waren wir zufrieden.

Wie man sich doch immer und überall die größte Mühe giebt, jede poetische Erscheinung im Leben ihres Zaubers zu ent-

…den, um sie in die Reihe der Alltäglichkeiten einzuordnen. …nd doch hat man eine große Lust daran, vor anderen in ein …wisses Helldunkel die eigene Vergangenheit zu hüllen! Ich …be Leute gekannt, die mit einer Rührung und Andacht von Blumensträußen sprachen, die ihnen irgend ein holdes Wesen …t gewiß oft ganz absichtslos dargereicht hatte, als ob ihnen …n Lorbeerkranz oder eine Kaiserkrone zu Theil geworden wäre; …kenne noch manchen, der an gewisse Tage, an Zahlen und Worte die ganze Glückseligkeit seines Seins knüpft und eine …rt von Wiederkehr eines Erlebnisses für ein Weltwunder aus…rait.

Den anderen Tag besuchten wir in den Morgenstunden …e Wallraf'sche Gemäldesammlung, die nach der Boisserée'schen …ielleicht in geschichtlicher und künstlerischer Hinsicht den ersten …ang unter den eigentlich altdeutschen Gallerien behauptet. …e große Masse der Gemälde, die Mannigfaltigkeit der Gegen…tände aus der heil. und Profangeschichte, die Verschiedenartig…t der Darstellung eines und desselben Ereignisses, der Wechsel …r der technischen Behandlung — alles das verwirrte meinen …lick und ließ mich zu keinem ruhigen Genusse kommen, so …hr ich mich auch zwang, bei dem einen und dem anderen …ilde zu verweilen. Zuletzt ward meine Unruhe so groß, daß …ch mich vor dem heil. Sebastian hinsetzte mit dem Entschlusse: …an auch weiter nichts mehr zu sehen, um doch etwas Ganzes, …e klare Vorstellung aus diesem Bildermeere heimzubringen. …s gelang mir, aber ich bedauerte bald, daß ich doch außer …m heil. Sebastian gleichsam nichts weiter gesehen hätte. Um …s erfreulicher ward es mir in der Zukunft, daß ich bei dieser …legenheit einen Mann kennen gelernt, dessen ganzes Wesen …mer meine Achtung und Bewunderung in Anspruch nimmt.

Und das war Wallraf, der Stifter dieſer herrlichen Sammlung und aller übrigen öffentlichen Sammlungen Kölns. Ich ſah ihn heute zum erſten Mal, er führte uns ſelbſt umher und ich unterhielt mich viel mit ihm.

Sein ganzes Äußere war beſcheiden und anſpruchlos, aber es ſprach aus allem etwas Edles und eine Würde, die nicht allein das Alter zu geben vermag; und obſchon er jetzt 71 Jahre alt war, ſo blitzte doch noch aus den klaren großen Augen, die von den weißen Augenbrauen überſchattet wurden, mitunter ein Jugendfeuer und in ſeinem Lächeln lag eine Heiterkeit, als ob er ein Jüngling fortan geblieben ſei.

Um nun aber ſeine großen Verdienſte um Köln und Deutſchland recht zu würdigen, muß man ſein Leben kennen, muß man wiſſen, wie Wallraf das geworden iſt was er wirklich war.

Ferdinand Franz Wallraf, den 20. Juli 1748 zu Köln geboren, beſuchte das Montaner Gymnaſium und die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Im 21. Jahre ward er Profeſſor an dieſem Gymnaſium und im Jahre 1772 empfing er die Prieſterweihe. Von dieſer Zeit an, dem Studium der Theologie und der Künſte ſich ganz widmend, war er eifrig bemüht, den Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeiner Vaterſtadt zu erwecken und zu beleben; er ſtiftete zu Ende der 70ger Jahre einen Singverein, welcher mit Aufführung von Pergoleſi's Stabat mater ins Leben trat; auch ſammelte er um dieſe Zeit bereits Kunſtwerke jeder Art, Bücher, Handſchriften, Urkunden und Gegenſtände aus allen Naturreichen. Der gute Erfolg ſeiner Bemühungen erfüllte ihn mit einer überſchwänglichen Liebe und kindlichen Anhänglichkeit zu ſeiner Vaterſtadt. Leider aber erwuchs früher ſchon aus dieſer reinen Geſinnung bald eine eben ſo be-

barrliche Mißgunſt gegen das Ausland, ſpäter namentlich gegen Bonn und zuletzt gegen Alles, was nicht kölniſch war. Denn als er im Jahre 1783 eine Reiſe nach Süddeutſchland machte und überall unterwegs von Köln nichts Erfreuliches hörte, ſondern nur den Vorwurf des tiefſten Obſcurantismus, der gröbſten Unwiſſenheit und Dummheit, da fühlte er ſich vor allen anderen auserſehen, ſolche Schmach auszutilgen, und Alles zu thun, was zum Ruhme und zur Verherrlichung ſeiner Vaterſtadt dienen könne. Im Jahre 1786 legte er ſein Lehramt am Montaner Gymnaſium nieder, erhielt die Aufſicht über den ſtädtiſchen botaniſchen Garten und eine ordentliche Profeſſur der Naturgeſchichte und Botanik; 1788 ward er Doctor der Medicin und Philoſophie und 1794 Rector der Univerſität. Schon in den 80ger Jahren waren ſeine Sammlungen berühmt geworden, noch mehr aber wurden ſie's zur Zeit der Aufhebung ſämmtlicher Klöſter, wo er häufig Gelegenheit fand, die herrlichſten Kunſtſachen und die ſchätzbarſten Denkmale des Alterthums um einen Spottpreis zu kaufen. 1796 verlieh man ihm für ſeine der Kunſt und Wiſſenſchaft geleiſteten Dienſte ein Canonicat zu den heiligen Apoſteln in Köln. Während der franzöſiſchen Zeit ward er dann Profeſſor der Geſchichte und der belles lettres an der kölner Centralſchule und gab im Jahre 1799—1804 das 'Taſchenbuch der Ubier' heraus, worin er für deutſche Kunſt am Niederrhein Achtung und Liebe erkämpfte. Am 3. Febr. 1804 verließ ihm die Regierung die von ihm ſeit Jahren ſchon bewohnte Propſtei als lebenslängliches Eigenthum. In dieſem Gebäude, worin ich nachher den ehrwürdigen Greis mehrmals beſuchte, trieb damals bis in's dritte Jahr eine neufränkiſche Wachtbande von 30 bis 40 Mann im unteren Geſchoſſe ihr Weſen, unbekümmert um alle die Schätze, die W. mit ſo

mancher Aufopferung und Entbehrung*) dort angehäuft hatte; zweimal entstand Feuer, was nur durch seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit gelöscht ward. In diesem Gebäude lebte er von nun an ruhig der Kunst und Wissenschaft, seinen Sammlungen und seiner Vaterstadt, ohne eigentlich den drückenden Mangel gewahr zu werden, wohin ihn sein Trieb und seine Lust zum Ankauf von Kunstsachen und Büchern nothwendig führen mußte. Nur zweimal unterbrach er diese äußere Ruhe seines Lebens: er reiste im J. 12 nach Paris und im J. 16 nach Göttingen. Im J. 1818 überfiel ihn ein bösartiges Fieber, er machte sein Testament und setzte die Stadt zur alleinigen Erbin aller seiner Sammlungen ein. Er genas aber wieder, zur großen Freude seiner Mitbürger; dankbar für das, was er seit beinahe 50 Jahren für sie gewirkt hatte, bewilligte ihm der Stadtrath eine jährliche Pension von 4000 Francs (1050 ℔). Wallraf konnte nun sorgenfreier leben, aber er wollte es nicht; denn Alles was ihm die Stadt schenkte, betrachtete er nur als ihr Eigenthum, was er wieder zu ihrem Nutzen und ihrem Glanze anwenden müßte. Und so geschah's auch. Als um diese Zeit eine Antikensammlung aus Italien in Köln anhielt und von dort nach London wandern und dem Kön. Museum angeboten werden sollte, da kaufte Wallraf die ganze Sammlung und wies seine städtische Pension dem Eigenthümer auf mehrere Jahre an.

Es läßt sich nicht in der Kürze erzählen, was der Mann alles für Köln, seine heißgeliebte Vaterstadt gethan. Er benutzte jede Gelegenheit, nahm überall einen Anlaß her aus der

*) Er hatte kurz vorher von seinen Freunden eine Summe von 10,000 ℔ aufgenommen zum Ankauf von Kunstsachen ꝛc.

Vergangenheit und Gegenwart, um ihren Namen zu seiner alten Bedeutung wiederzubringen: in diesem Sinne stellte er die alte Gottestracht (Fronleichnamsprocession) wieder her; rief zu einem Denkmale auf für Rubens und Maria von Medicis, die in demselben Hause verbannt und unglücklich starb, wo jener geboren ward; dichtete deutsche Lieder für den katholischen Cultus; schrieb über kölnische Geschichte; verfaßte Inschriften auf kölnische Tugend und Verdienste und merkwürdige Begebenheiten; nahm sich der öffentlichen Institute, besonders der Gewerbeschule mit Eifer an; unterstützte und begeisterte talentvolle junge Männer zum Weiterstreben (Gau, die Maler Hoffmann und Degasse, Architect Hittorff und Naturforscher Cassel), ertheilte Rath und zeigte sich wirksam bei vorkommenden Festlichkeiten der Stadt oder angesehener Familien — kurzum in ihm vereinigte sich das ganze litt. und Kunststreben seiner Vaterstadt. *) Das erkannte denn die Stadt wie der Staat**) vielfach an und that das bei jeder Gelegenheit öffentlich kund, besonders aber auf eine rührende Weise bei der Feier seines 50jährigen Priesterjubiläums 1823 den 20. Juli. Der Tag war ein rechtes kölnisches Volksfest; vom Morgen bis spät Abends ertönte es in allen Straßen: 'Lebehoch Wallraf!' Ich kann's mir recht gut denken, wie's ihm, dem alten echten Kölner so recht ans Herz gegangen, als er, der dreimal bekränzte hochgefeierte Jubelgreis auf dem Rathhause dankend seinen Mitbürgern die offenen Arme entgegenhielt und unter Thränen mit gebrochener Stimme nichts zu reden vermochte als: 'Alaf Köln (es lebe Köln)!'

*) Das von hier an Eingeklammerte ist späterer Zusatz.

**) Schon im J. 1819 hatte ihm der König eine jährl. Pension von 300 ℛ bewilligt.

Aber er ſollte bald ſein letztes Alaf Köln! rufen: im Nov. deſſelben Jahrs ſtellte ſich bei ihm eine Krankheit ein, die bald in einen Schlagfluß überging, an deſſen Folgen er 18. März 1824 ſtarb.

Tags zuvor hatte er die letzte Ölung empfangen, und als die heil. Handlung vollbracht war, und ſein Gemüth ſo aufgeregt und heiter ward, und die Umſtehenden zu einander ſagten: 'ſieh! das iſt in Wahrheit noch einmal ganz unſer Wallraf!' — da rief er ihnen wirklich noch einmal zu ſein 'Alaf Köln!']

Noch immer ſehe ich den Mann in ſeiner Propſtei von ſeinen ungeheueren Schätzen umringt; jeder Tiſch, jeder Stuhl, ſogar der ganze Fußboden war damit bedeckt. Eines Tages fragte ich ihn: 'Aber lieber Herr Profeſſor', — es war gerade um die Mittagszeit, — 'wo in aller Welt wollen Sie denn hier am Tiſche eſſen?' — 'Sehen Sie dort vor meinem Seſſel das Plätzchen!' — 'Da kann ja nur höchſtens ein Teller ſtehen; und wenn Sie nun auch dies Plätzchen nächſtens belegt haben, wo denn hin?' — 'Dann ziehe ich in ein anderes Zimmer, ich habe deren noch einige, und die müſſen noch alle voll werden!' — 'Wenn Sie's aber auch dort ſo machen, wo dann hin?' — 'Dann bleibt mir ja doch noch ein Plätzchen' — er meinte den Kirchhof Melaten, deſſen Glockenthurm durch ſeine Verwendung wieder hergeſtellt war und wo ſein Mox noster! noch zu leſen iſt.

Deſſelben Tags in der Dämmerung kommen wir in Düren an. Nach Tiſche ſuchen wir uns ein trauliches Eckplätzchen und laſſen uns bei einem Schöppchen nieder. Wir ſind hier ganz unter uns, thun wie zu Hauſe, unbekümmert

um die vielen Gäſte, die ſich uns neugierig ein nach dem andern bis auf einige Schritte nähern. Zuerſt erzählen wir uns von unſern heutigen Erlebniſſen, wie hier und dort die Leute vor uns fortgelaufen, wie die Kinder uns jubelnd mit hepp! hepp! nachgefolgt, wie wir überall verhöhnt und ausgelacht ſind u. dgl. Dinge mehr, die wir mit einem Selbſtgefühl ertrugen, als ſei es rein unmöglich, überhaupt nur etwas Lächerliches an uns zu finden. — 'Stoß an! es lebe....' 'Noch eine Flaſche! Der Wein iſt wirklich ganz vortrefflich.'

Es bleibt doch immer eine feine Sitte, dies Lebenlaſſen, wenn man ſelbſt ſo anmuthig lebt, ſo ſorglos um das Morgen und Heute, und dann ſo recht von Herzen die ganze Welt leben läßt. Die Leute ſcheinen ſich höchlich zu wundern über unſere Lebhaftigkeit und den männlichen Ernſt unſerer Unterhaltung; und wir hätten uns über uns noch mehr wundern ſollen! Wir fühlen uns wechſelſeitig näher als jemals, unſere Herzen ſo harmoniſch, jede Äußerung nichts als Liebe und Zutrauen zu dem andern! und doch ſtehen wir uns ſo ferne! Aber hier übte der Wein ſeine Zaubermacht. Ja, ich will's geſtehen, und wenn's meine größte Schwäche wäre, ich bin dem guten Weine herzlich gut, ich verdanke ihm mit die ſchönſten und heiterſten Stunden, Stimmungen, wo mein Geiſt ſeiner Ewigkeit froh ward, wo ich vor den Sternen des Glücks die dunkle Erde nicht ſehen und ihre Leiden, ihre Mühſale, ihre Lüge, ihren Haß nicht einmal glauben konnte.

Der Wein iſt eine verkörperte Idee der Liebe, und nur wer für Liebe empfänglich iſt, nur *der* verſteht dieſe Idee, nur *der* erfährt es im Leben, wie ſie verſtändigt, vermittelt, verſöhnt, vereinigt, heilt, ſtärkt, begeiſtert.

Folgenden Tages gegen Abend kommen wir nach Aachen. Mit einem wunden Fuße lege ich mich ſchlafen, und beim Aufſtehen iſt er noch wenig beſſer. Ich muß im Gaſthofe bleiben, und ſitze nun eben hier auf einem Schilfrohrſeſſel ſo nachdenklich, als ob ich ſonſt nirgend in der Welt Zeit dazu gehabt hätte und nur darum nach Aachen gekommen wäre.

Iſt es denn nicht Unglück genug, daß wir unglücklich waren? muß denn nun auch die Erinnerung unſer Unglück feſthalten, erneuen, vergrößern? Morgenträume des Glücks, geht ihr ſo in Erfüllung über? — Mein Vater iſt todt, meine Mutter, meine Schweſtern todtkrank, Haus und Hof in fremden Händen, mein Bruder in der Ferne, und ich? heimatlos, ohne alle Ausſicht, ohne alle Hoffnung, ſo arm an Troſt und — könnte ich nur weinen, ich wäre noch glücklich; aber auch das nicht mehr. Wie ein Gefangener ſitz' ich hier, dem die ganze Welt mit ihrem Frühlinge und ihren Freuden ſich verſchloß, dem ſelbſt die Erinnerung daran geraubt ward, ja dem man das Leben ließ, damit es ihn quält und plagt.

Unterdeſſen wurde es lebendiger unter meinem Fenſter. Die Heitere des Tages und der Segen des Feldes hatte den Landmann in die Stadt gelockt; Gemüſe, Obſt und Blumen aller Art wurden auf den Markt gebracht. Um den Verkäufer drängten ſich die Käufer, es ward ausgerufen und gefragt, gefordert und geboten, gehandelt und zugeſchlagen. Mich trieb's aus meinem Zimmer, weiß ſelbſt nicht wie, ich hinkte hinunter und — da ſtand ich mitten auf dem Markte, und als ich nun dies lebendige Leben und Treiben, dieſe Geſundheit und Fröhlichkeit ſo recht in der Nähe wahrnahm, da weint' ich und fragte mich, warum man ſo ſehr trauern könnte in einer Welt, wo ſo viel zu thun iſt, andere zu erfreuen, zu beglücken.

Nachmittags bestiegen wir den Loysberg. Die Aussicht ist befriedigend. Freilich wer immer und überall vergleicht, dem fehlt hier vieles und die Erinnerungen an die großen Begebenheiten, die sich an den Namen Aachen knüpfen, können ihm keinen Rhein, keine Mosel, keine Alpen und Gletscher, keine Schweizerseen herzaubern.

Das Vergleichen einer schönen Gegend mit einer andern ist eine wahre Krankheit in gewissen menschlichen Naturen; sie können nie des Augenblicks recht froh werden, weil sie immer etwas Fremdartiges, etwas jeden Genuß Störendes aus ihren Erlebnissen und Wünschen hervorbringen müssen.

Wie anders erscheint dagegen ein gesunder, kindlicher Sinn! Was ihm der Augenblick beut, das ist sein, er genießt, und unter dem poetischen Athemzuge seiner stillen Zufriedenheit gestaltet sich Alles zu einer willkommenen Gabe, das Unbedeutendste wird bedeutungsvoll, das Minderschöne zeigt doch eine Seite, worüber man sich freuen kann.

Wie oft, dachte ich mir, wird hier ein Badegast vor lauter Langerweile die freundliche Gegend angähnen und statt hier des Morgenhimmels und des duftenden Grüns froh zu werden, sich über das Geld ärgern, was er drüben in Burtscheid verspielt hat, oder über die Gesundheit sich grämen, die er nicht mehr auf's Spiel setzen kann.

Man wird wenig mehr vom Bade gewahr, die eigentliche Curzeit ist schon vorüber, und das bedauere ich auch keineswegs. Es ist für mich ein beunruhigender Anblick, so schaarenweise nichts als kranke, leidende, abgehärmte, bleiche, finstere, langweilige Gesichter zu sehen; es betrübt und verdrießt mich, wenn ich mich herumtummeln muß unter einer Masse Menschen, die nichts weiter auf Gottes Welt zu thun haben, als jeden

Augenblick vorschriftsmäßig zu ihres Leibes Heil und Seligkeit anzuwenden! Nein, ich kann nicht begreifen, wie ein Gesunder, der nicht etwa Geld oder sog. Menschenkenntniß einsammeln will, auch nur eine Woche hier verweilen kann!

Handel und Speculationsgeist hat auch hier sein Zelt aufgeschlagen. Pfefferküchler, Glasschleifer, Porcellanhändler, Petschaftstecher, Galanteriekrämer, Zuckerbäcker ꝛc. versperren einem rechts und links die Aussicht; auch an Comödianten und böhmischen Musikanten, Portraitmalern, Silhouettenschneidern, Wunderdoctern und Bettlern fehlt's nicht. Es mögen auch incognito einige Schriftsteller umherirren und Stoff für drei oder vier Romane einsammeln, womit sie das langweilige deutsche Publicum zur leipziger Messe um Zeit und Geld betrügen. Basta!

'Du hast nun einmal die Antipathie!' entgegnete mir Schweder, der eben mit Schindler aus dem Bade zurückgekommen war, — 'das Bad hat uns gestärkt, freilich haben wir tüchtig zahlen müssen.' — 'Allerdings habe ich manche Antipathie, und so lange ich jede vor mir zu rechtfertigen weiß, lasse ich sie gelten, ohne jedoch jemanden auch nur im Mindesten zu zwingen, (vorausgesetzt daß ich es wirklich vermöchte,) sich zu meiner Ansicht zu bequemen. Ich bin z. B. ein Erzfeind aller Spiele, namentlich der Hazardspiele, und ich weiß nicht, was ich vor Ingrimm sagen soll, wenn ich Mutter und Tochter am Pharotische sehe, wie ihr's doch auch eben gesehen habt!'

Unterdessen gesellte sich zu uns, denn wir saßen in der Gaststube, ein preußischer Hauptmann; er zeichnete sich durch ernste Haltung und Gediegenheit der Gesinnung von der übrigen Gesellschaft aus und erwarb bald unsere Liebe und Achtung.

Man hörte es ihm an, daß ihm seine Ansichten und Urtheile nicht so angeflogen waren, wie manchem Schwätzer, sondern daß er die wichtige Frage: warum und wozu man lebt? sich genügend zu beantworten getrachtet hatte. Wir unterhielten uns lange mit ihm, erst gegen Mitternacht nahmen wir Abschied von einander. Ich muß gestehen, ich that's mit einer freudigen Bewegung meines Herzens, denn daß ich künftig eine Erinnerung mehr haben sollte, die mir einen edlen Charakter vergegenwärtigen könnte, — das war eben die letzte Freude dieses Tages.

Überhaupt etwas verlange ich von jedes Menschen Leben, ein Etwas, das seine Begierden und Leidenschaften veredelt, seinen Willen heiligt und sein ganzes Sein und Thun erwärmt und begeistert; eine Idee, die ihn von dem Gemeinen und Alltäglichen entfernt, und ihn in jeder Lage, in jedem Verhältnisse auf einer Höhe hält, wohin kein böser Leumund sich wagen darf. Auch in meinem Leben finde ich den Trost, daß mehr als eine solcher Ideen darin sichtbar ward, zuerst Vaterland, dann Liebe und Kunst und endlich Freundschaft und Wissenschaft. Aber das Alte wird wiederkehren, noch Einmal heißt es: Liebe und Kunst, und zuletzt Vaterland, aber nicht dieses, was ich gefunden, wofür ich leben und wirken wollte und konnte, jenes himmlische Vaterland, jene Heimat, die den letzten Wunsch und die letzte Hoffnung mit Mutterarmen empfängt.

Kaum haben wir Aachen verlassen, so sind wir auch schon auf niederländischem Boden. Es thut mir ordentlich weh, daß das schöne Limburger Land uns nicht gehört, und wie schade für unsere Schiffahrt — nur wenige Meilen von der Maas nicht sich unsere Gränze hin. Dieser kleine Zipfel vom rechten

Ufer der Ourthe und Maas, oder von Stablo bis Venlo wäre mir lieber als das halbe Großherzogthum Posen! Allerdings ein schönes Ländchen, voll lebendiger, frischer, gewerbthätiger Menschen, Städtchen an Städtchen, Dörfer an Dörfern, überall grüne Wiesen, Gebüsche, Viehheerden, lauter frohe reiche Aussichten, und besonders an einem so heiteren Tage. Die Straße, worauf wir gehen, liegt etwas hoch, und scheint nicht allein zum Gehen, sondern auch zum Sehen ordentlich eingerichtet zu sein. Schon am frühen Morgen begegnen uns Leute von allerlei Gewerben, Bauern und Bürger, jeder lacht uns an und grüßt uns wallonisch, und wir antworten in allerlei Sprachen, was jenen denn eben so lächerlich war als uns ihr Wallonisch. Wo wir unterweges einkehren, ist des Staunens kein Ende; aber das stört mich weniger als die unverschämte Ansprache der Betteljungen vor und hinter den Dörfern, sie begleiten uns kläglich bittend und stellen sich vor uns im dichsten Staube auf den Kopf und schießen Purzelbaum. Man erzählt viel von dergleichen Bettlerpoesie in fernen Landen, ich finde sie aber weder nothwendig für eine schöne Gegend, noch ruhmvoll für einen Staat. Ich habe keinen Sinn dafür und mag auch keinen dafür erlangen; es ärgert mich immer, wenn die Natur den Menschen beschämt und wenn ein Künstler durch Bettler den Reichthum seiner Landschaft hervorheben will.

Doch was kann mich überhaupt stören, so lange ich in einem paradiesischen Garten genießend lustwandle? Die Frische des Grüns und die heitere Bläue des Himmels erquickt und belebt mich; hin und wieder zirpt ein Vogel, aus einem Meierhofe tönt ein Volksgesang, ich höre nur und sehe, spreche gar nicht und gehe weiter, ich fühle mich so allein und doch Allem was mich umgiebt, liebend genähert und befreundet. Es liegt

etwas Versöhnendes in einer solchen herrlichen Gegend; ich freue mich, daß die Natur noch immer ihre alten Wunder an mir thut; schon dafür daß sie mir die lieblichsten Erinnerungen an meine Heimat weckt, an die Sonnentage meiner Kindheit, geehrt ihr Dank und Liebe meines Herzens. Armes Stadtkind, wenn du nur zwischen steinernen Häusern und in öden Hofräumen aufwächsest! wenn du die lebendige Natur nur aus Tafeln und Bilderbüchern kennen lernst! — Jede Erziehung sollte billig immer dafür sorgen, daß die Heimat des Kindes ein reiches Bild von belebenden und mannigfaltigen Erscheinungen und Anschauungen ist, ein Garten, drin das Kind sein inneres Leben frei und ungestört in Unschuld wie die Blume entwickeln kann. Wo die Erziehung des Menschen keine Geschichte hat, muß sie in späteren Jahren gleichsam immer wieder beginnen; das Kind bewahrt keine Gefühle und Anschauungen, woran sich das Verwandte anknüpfen, womit sich das Neue und Überraschende der Erscheinung harmonisch vereinigen ließe. Mein väterliche Garten hat mehr Antheil an der Entwickelung meines ganzen Seins als manche spätere wohlgemeinte Ermahnung; die Blumen und Bäume, die Lauben und Schattengänge, die singenden Vögel und bunten Schmetterlinge reden noch immer aus jenen Tagen herüber ihre freundliche Sprache, ich höre und höre noch Alles wieder, ich lebe noch immer im vollen Genusse dieses reichen Schatzes an Poesie und Lebensfreude.

Zu Mittage waren wir in Herve, wir nehmen dann unsern Weg weiter nach Lüttich zu. Bei Sonnenuntergange nahern wir uns der Stadt. Die Heerstraße wird lebendiger, aber auch staubiger; ganze Schaaren von Tagarbeitern, die wahrscheinlich die ganze Woche über in Lüttich beschäftigt waren,

ſcheinen jetzt auf den Sonntag zurück in ihre nahe Heimat zu gehen; ſie ſind guter Dinge und aus ihrem ſpöttelnden Jubel läßt ſich leicht abnehmen, wie das Gefühl des mühſelig verdienten Wochenlohns ſie ſorglos, ſicher und übermüthig macht. Ein ſolches Gefühl hat gewiß bei dieſen armen Leuten etwas ſehr Verzeihliches, aber ich wünſche ihnen ein beſſeres: nicht dieſes augenblickliche rauſchartige Bewußtſein der Güter des Lebens, ſondern den dauernden Genuß, den ihnen ein heiterer Sinn und religiöſe Zufriedenheit gewähren kann. Ich weiß recht gut, daß jeder Erwerb, zumal noch jeder würdige und ehrenvolle ein Selbſtgefühl erzeugt, wovon der Kraft- und Thatloſe kaum zu träumen weiß; aber in eben dieſem Gefühle, ſo ſchön und lobenswerth es iſt, liegt doch auch wieder ſo etwas Unerſättliches, daß es leicht ohne Verdienſt befriedigt wird, und dann uns vor uns ſelbſt und vor andern erniedrigt. Wehe dem, der ſchon am Morgen ſeines Lebens gethan zu haben denkt, was anderen nach tauſend Mühſalen, Opfern und Entbehrungen noch nicht gelingen will!

So ſind wir denn nun am Thore der Stadt Lüttich. Wir werden angehalten von der Wache, und ganz natürlich, denn der Soldat auf ſeinem Poſten war um nichts geſcheidter als alle die vielen Menſchen, die uns bis hieher begleitet hatten und die von der Stadtſeite her uns entgegenſtrömten. Der wachthabende Officier trat hervor. Welch eine Sprachverwirrung! So wie die Stadt ſelbſt Liège, Luik, Lüttich heißt, ſo ſpricht man darin nicht allein franzöſiſch, holländiſch, deutſch, ſondern auch dies fürchterliche Patois, das Walloniſche. Wir zeigen unſere Matrikel und verſtändigen uns bald: wir erklären daß wir Alles das nicht ſind, wofür man uns hält und aus-

gibt, ſondern ganz unſchuldige Leute, des étudians, die in der Welt vor der Hand weiter nichts beſſeres wiſſen als umherzureiſen pour leur plaisir. 'Messieurs, j'ai l'honneur etc.', erwiederte der Officier, und wir konnten nun weiter gehen. Aber im Jubel folgte der ganze Troß ſchauluſtiger Leute uns nach und die Jungen ließen es an hepp! hepp! und einigen derben Artigkeiten nicht fehlen, und ſo gelangen wir bei der größten Theilnahme des Publicums in unſer Gaſthaus.

Schon die wenigen deutſchen Worte, womit uns der Kellner empfing, reichten hin, unſern Kummer für den Augenblick zu ſtillen. Aus dem Munde eines Fremden und noch dazu in der Fremde erfahren wir erſt recht, was die Mutterſprache für eine Bedeutung hat, wir fühlen uns geborgen und heimiſch und der liebenden Theilnahme der Geſellſchaft wiedergegeben. Aber leider wurden wir bald von neuem getäuſcht: man glotzte uns habgierig an, als ſei's nur lediglich auf unſern Geldbeutel abgeſehen. Die ſchlechte Bewirthung entſprach ganz den Blicken der Gaſtgeber. Billig ſollte jeder Gaſtwirth von Staatswegen verpflichtet ſein, nicht eher ſeine Wirthſchaft zu eröffnen, als bis er nachgewieſen, daß er auf alle mögliche Weiſe gereiſt ſei und alle möglichen Wirthshäuſer des nächſten Auslandes und ſeiner Heimat kenne. Es iſt unter den Gaſtwirthen noch immer zu wenig Sinn und Liebe für das Vertragen, die Belehrung und Bequemlichkeit der Leute, von denen ſie leben. Nichts feſſelt in dem großen Zimmer unſern Blick; nackte Wände und Möbeln von ganz gewöhnlicher Art; nirgend Kunſt, nirgend etwas Litteratur; kein Tagesblatt, keine Zeitſchrift, nicht einmal ein Fremdenbuch. Mehr als ein Grund ſich ſchlafen zu legen.

Wir gedachten länger hier in Lüttich zu verweilen, aber der geſtrige Auftritt hat meinen Reiſegefährten alle Luſt verleidet; ſie wollen nichts mehr von Lüttich wiſſen, wollen bis den Augenblick zu Hauſe bleiben, bis das Schiff nach Maaſtricht abgeht. Ich benutzte anders dieſe Morgenſtunden. Es iſt gerade Sonntag und die Straßen ſind noch belebter als geſtern. In Begleitung zweier junger Wallonen wandre ich von einem Ende der Stadt zum andern. Ich krame meinen ganzen franzöſiſchen Sprachſchatz aus, um nur deutlich zu machen, daß Mr. Warnkönig Profeſſor der Rechte iſt an der Univerſität Lüttich. Die Leute ſcheinen nichts zu wiſſen von Univerſität, das Wort fängt nicht in ihren Ohren. Demungeachtet gelingt es mir nach anderthalbſtündigem Umherirren und Umherfragen doch noch, das Haus des Profeſſors zu erreichen. Ich wollte Warnkönig's Bekanntſchaft erneuen; ich machte ſie in Göttingen auf eine Art, die er gewiß längſt vergeſſen hat: als ich nämlich das Bouterwek'ſche Collegium über Äſthetik eines Winters verließ, fiel ich ſo jämmerlich vor der Thür des Äſthetikers, daß ich hülflos liegen blieb; Warnkönig eilte, hob mich auf und verſchwand, ehe ich ihm noch danken konnte und dieſen Dank wollte ich jetzt nachholen. Leider aber traf ich ihn ſelbſt nicht, ſondern die Frau Profeſſorin, auch eine geborne Deutſche. Sie empfing mich ſehr freundlich, tröſtete mich über unſere geſtrigen Erlebniſſe und erzählte ähnliche Geſchichten. So ſei kurz vorher ein Kieler Profeſſor mit etwas langem Haar in Lüttich geweſen, die dortige Zeitung habe ſogleich einen eigenen wunderlichen Artikel über ihn geliefert; ſie erzählte ferner, daß man ihrem Bruder, deſſen Pantalons die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hätten, keine Ruhe gelaſſen habe, bis er endlich unwillig darüber nicht mehr ausgehen wollte, u. dgl. mehr.

Ich erkundigte mich dann nach der hieſigen Univerſität und erhielt ſo viel Aufſchluß, wie eben eine Frau, die ja nicht Frau Profeſſorin iſt, wie Philippine Gatterer Frau Doctor war, zu geben vermochte. Alle hieſigen Univerſitäts-Einrichtungen ſind rein holländiſch: vorwaltend philologiſche Studien, altherkömmliche Gebräuche, die Profeſſoren, wenn ſie leſen, in ſchwarzen Chorröcken, die Studenten nach der neueſten Pariſer Mode, und beide unter dem gewöhnlichen Gerichte ſtehend; Studienplan und Studienzwang bei einer freien Conſtitution u. dgl. Von den 300 Studenten entdeckt' ich denn auch weiter nichts als an der Wand eines zur Univerſität gehörigen Gebäudes einige ihrer Namen, worunter von anderer, wahrſcheinlich aber collegialiſcher Hand geſchrieben worden war: 'les noms des fous.'

Um Mittag beſtiegen wir das Marktſchiff nach Maaſtricht. Wir blieben oben auf dem Verdecke. Die Geſellſchaft war, wie gewöhnlich auf ſolchen Schiffsgelegenheiten, ſehr gemiſcht. Ein deutſcher Kaufmann, dem man recht anſah, daß er überall ein guter und brauchbarer Menſch ſein konnte, wo er ſein Geſchäft verfolgte, machte ſich hier unausſtehlich. Zu den hübſchen Gegenden, an denen wir bald hinter der Stadt vorüberfuhren, lieferte er ſingend und ſchwatzend einen höchſt überflüſſigen Commentar. Um uns zu zeigen, daß er ein gebildeter Mann ſei und ein Freund des Theaters und der Oper, quälte er uns mit ſeinen verwünſchten Erinnerungen; er kam auf's Verdeck: 'In unſern Gläſern perlet Wein', und ſtieg dann wieder in die Cajüte: 'Die Weiber ſollen ſo geſchwind als möglich Männer haben'; und kam dann wieder heraus: 'Ja, ſo ein ſchönes Weibchen ꝛc.' — Beſſer gefiel uns ein holländiſcher Soldat; der rauchte ruhig ſein Pfeifchen und erzählte, wie es herginge

unter ſeinen Cameraden; die Schweizer, Wallonen und Holländer könnten ſich alle unter einander nicht leiden, aber das ſchade weiter nichts, gehorchen müßten ſie ja doch alle und jeder bekäme ja ſeinen erträglichen Sold. Nicht ſo zufrieden ſcheint der Gewerbeſtand. Es iſt allerdings eine Zeit der Unzufriedenheit. Die Intereſſen der Menſchen werden aber immer gegen einander und gegen den Staat ſtreiten, ihre Anſprüche an den Staat werden immer größer werden, je eigennütziger ſie ſelbſt werden. Was nun die Niederlande anbetrifft, ſo kann ich nur ſo viel ſagen, daß ich allerdings Klagen genug gehört habe. Man ſcheint mir aber immer ungerecht gegen einen Staat zu handeln, wenn man ihn ſelbſt zu kennen weder Gelegenheit noch Zeit hat, und dann aus Einzelnheiten und dem Hörenſagen vollgültige Schlüſſe gegen ihn ziehen will. Ein Reiſender kann gut und ſcharf beobachten, im Einzelnen das Fremde mit dem Einheimiſchen treffend vergleichen, er mag ſeine individuellen Anſichten nach Belieben darüber mittheilen, nur ſoll er uns nicht zwingen, für allgemeine Wahrheit gelten zu laſſen, was nur im Einzelnen Wahrheit hat oder eben in ſeinen einſeitigen Anſichten. Darum fand ich denn auch nur höchſtens unterhaltend, durchaus nicht belehrend die mancherlei Stimmen, die wir über die niederländiſche Verfaſſung und Regierung zu vernehmen veranlaßt wurden. Beſonders ergötzlich war mir, wie der Handarbeiter, Schiffer und Landmann politiſierte. So begann einer aus freien Stücken mit rhetoriſchem Anſtand und der überzeugenden Miene eines Propheten: 'Was ſind wir? was haben wir? was ſollen wir? Wir führen ein verfluchtes Leben. Ich habe 7 Kinder und kein Brot. Der Staat kümmert ſich nicht um das gemeine Wohl, ſonſt müßte jeder von ſeiner Hände Arbeit leben können. Das Volk iſt nicht des

Königs wegen da, der König nur des Volkes wegen, er ſoll, er muß das Wohl ſeines Landes befördern. Aber Gott erbarme, was haben wir? keinen Handel und Wandel, nichts. Die Fabriken und Manufacturen gehen zu Grunde, das Land wird ausgeſogen, der Arme geplagt. Wo bleibt unſer Geld? Was machen wir? wir erhalten den Staat. Und was macht der Staat? nichts als Auflagen und Schulden. Das iſt eine Spitzbubenregierung, die hat der liebe Gott nicht eingeſetzt. Es wird bald anders. Napoleon iſt in Petersburg eingerückt. Ich laſſe meinen Kopf darauf abſchlagen. Der König von Baiern zieht gegen die Türken. Das iſt wahrhaftig wahr.' Und ſo ging das in dieſem Stile fort. Man denke ſich einige foudre und sacre mon Dieu hinzu und man wird begreifen, daß es der arme Mann ſich recht angelegen ſein ließ, ſeine Herzensmeinung nachdrücklich und eindringlich vorzutragen.

Die Ufer der Maas ſind ſchön, freilich keine Rhein- und Moſelufer, aber eben darum fahren wir ja auch auf der Maas. Das Vergleichen einer ſchönen Gegend mit einer andern iſt unwillkürlich, zeigt aber in der Regel von einem unerſättlichen Gemüthe, was ſich nie befriedigen laſſen will. Die kleinen runden Berge, die den Fluß umſchließen, die freundlichen Dörfer an beiden Uferſeiten, dann die luſtigen Leute auf den vorüberfahrenden Schiffen, das wirklich ſonntägliche Wetter, ein ununterbrochener Sonnenſchein, und nun noch unſere Ruhe auf dem Verdecke zum Anſchauen aller dieſer Herrlichkeiten neben und über uns — ich war ſtill und zufrieden und lebte ganz dem Augenblicke, der immer eine neue freundliche Ausſicht in die Welt darbot. Ich weidete bald mit den Hirten auf den Wieſen, bald warf ich

mit dem Fiſcher mein Netz aus, bald ſaß ich an einer Felſenecke mit einem Knaben und blickte erwartungsvoll auf die ausgeworfene Angelſchnur; dann zog ich mit den jubelnden Landleuten auf die Kirmeß, dann lief ich mit den Kindern um die Wette und war nicht der letzte am Ziele — ja, es iſt ein erquickendes Gefühl, eine wahre Sonntagsfeier, an den Freuden fremder Menſchen ſich mitzufreuen. Man muß aber auch von früher Jugend dergleichen Freuden für wirkliche Freuden erkannt haben, um dafür empfänglich zu bleiben, man muß ſie mit erlebt haben, um wenigſtens durch die Erinnerung ihrer theilhaftig werden zu können. Unſere vornehme, entfremdende Erziehung verſtopft uns aber ſo viele Quellen der Fröhlichkeit, daß uns Eitelkeit und Selbſtſucht oft am Ende als einzige Quelle überbleibt, woraus wir zu ſchöpfen verdammet ſind. In der Achtung jedes Standes und Gewerbes, welches nothwendig und ehrlich zugleich iſt, ſoll das Kind aufwachſen; ſoll lernen, daß alle Güter der Erde für alle Menſchen beſtimmt ſind, daß nicht etwa dieſe und jene ein ausſchließendes Recht darauf haben, daß der Werth dieſer Güter nur ein rein willkürlicher iſt, das Herz aber dieſen Werth beſtimmt und ihren Genuß zu einem gottwohlgefälligen macht.

Schon ſahen wir die Thürme der Stadt. Das linke Maasufer mit ſeinen vielen Wirthshäuſern wird belebter, näher der Stadt zu in den langen Lindenalleen luſtwandelt die Maaſtrichter ſchöne Welt. Wir landen. Leute von allen Richtungen her ſtrömen herbei. Wir ſind umringt und müſſen uns durchdrängen. Ein Dragoner kommt auf mich zu: ob wir Dienſte nehmen wollten? 'Nein, nein, nichts der Art.' Man drängt ſich hinter uns drein. Die Kinder werden lauter,

hin und wieder fällt ſchon ein vernehmliches Hurrah! Die Thorwache läßt uns jedoch ruhig einziehen, der Unterofficier hält es aber für beſſer, uns durch einen Dragoner zur Hauptwache geleiten zu laſſen. So etwas geſchieht ſonſt nie oder doch höchſt ſelten, uns wird dieſe abſonderliche Ehre zu Theil. Freilich begleitet uns nun der große Troß luſtiger Buben, die erſt ein fürchterliches hundertſtimmiges Hepp hepp! anſtimmen. In allen Gaſſen mehrt ſich der Troß; man reißt die Fenſter auf, tritt haſtig vor die Thüren und lacht uns an und aus. Und ſo in einem Triumphzuge, wobei wir die gefangenen Könige sind und der Maaſtrichter Pöbel den Senatus Populusque Romanus macht, ziehen wir in die Hauptwache ein. Die Officiere begegnen uns mit der größten Artigkeit, gleichſam den Fehler ihres Unterofficiers wieder gut zu machen, ſie leſen unſere Matrikeln, tröſten uns über den unangenehmen Vorfall und bitten uns, doch noch eine Weile bei ihnen zu verziehen, bis das Publicum ruhig geworden ſei. Wir bleiben auch wol ein Viertelſtündchen, aber das Publicum will nun einmal einen befriedigenden Schluß dieſes Dramas ſehen. So wie wir uns wieder blicken laſſen, beginnt Alles im lauteſten Jubel ſeine Wanderung mit uns; die halbe Stadt iſt wie im Aufruhr. Endlich ſtehen wir vor dem Gaſthofe au Lévrier oder nach der Volksſprache: hazenwind. Die Wirthin iſt eben auf das Geſchrei von draußen hervorgeſprungen, ſieht uns an und erſchrickt nicht wenig. Wir bitten freundlichſt um Aufnahme, ſetzen ihr auseinander, daß ſie ſich durchaus nicht fürchten dürfe, erzählen ihr, daß wir wol wüßten, wie gut man im Lévrier aufgehoben ſei u. dgl. Artigkeiten mehr. Sie aber begegnet eben ſo artig und beredt, daß keine Zimmer mehr leer ſtanden, es ſeien eben heute zu viele Fremde angekommen, ſie

bedauere es wirklich von Herzen, uns diesmal nicht aufnehmen zu können. Wir aber laſſen nicht nach zu bitten und zu flehen; die große Angſt, nun überall abgewieſen zu werden und zum Spectakel zu dienen, macht uns unerſchöpflich in niedlichen Redensarten deutſch und franzöſiſch. 'Meine Herren, wollen Sie denn nicht gefälligſt eintreten,' ſagte dann endlich die freundliche Frau, und wir traten ein in das große Gaſtzimmer. Hier bekam ich die erſte Idee von holländiſcher Nettigkeit. Die Wände ſind mit Tapeten, Gemälden und Kupferſtichen geziert, vor den hellen Fenſtern hängen die feinſten Gardinen, über den hohen Spiegeln weiße Florvorhänge, die Möbeln alle geſchmackvoll gearbeitet blinken von Reinlichkeit, das ganze Innere hat etwas Trauliches. Wir ſetzen uns ſogleich zum Veſpermale nieder und die gute Frau mit uns; ſie theilt uns von einem Kuchen aus, der ihr eben geſchenkt wird, und wir unterhalten uns als gehörten wir mit zur Familie. Von der unangenehmen Dragonade iſt weiter nicht mehr die Rede. Unterdeſſen erſcheint die Tochter vom Hauſe; ſie hatte unterweges gehört, es ſeien wieder ſo Leute angekommen wie neulich, aber viel wilder. Es wohnte nämlich neulich in demſelben Gaſthofe ein Türke, auf deſſen Erſcheinen den ganzen Tag über viele Menſchen vor dem Hauſe zu paſſen pflegten. 'Mutter, begann das hübſche Mädchen, wir haben ja wol wilde Menſchen bekommen, ich möchte ſie gern einmal ſehen.' — 'Da ſind ſie,' erwiederte die Mutter, und wir wurden uns wechſelſeitig vorgeſtellt. Das liebe Kind wurde ſehr roth und ſehr verlegen, als wir unſer Lachen am Ende doch nicht bergen konnten. Draußen tobten die Gaſſenjungen noch munter fort; vor jeder kleinen Öffnung der Fenſter, wo nämlich die Gardiene ſie nicht deckte, ſtanden zwei, drei, und ſchrieen uns ihr Hurrah! zu.

Es war unterdeſſen Abend geworden. Die Wirthshausluft ſprach mich nicht mehr an; ich verließ meine Reiſegefährten und wandelte allein in der Stadt umher. Nahe am Markte liegt eine Kirche. Ich gehe hinein. Das Halbdunkel, ſie war nur ſpärlich erleuchtet, und das Gemurmel der knieenden Betenden, Alles machte mir bange, es war ſo etwas Graun- und Geiſterhaftes darin, ich mußte bald fortgehen. Ich glaube, ein Katholik wird niemals dies drückende Gefühl haben; wir aber von Jugend auf an eine heitere helle Gottesverehrung gewöhnt, bei der Armuth an Ceremonien angewieſen und beſchränkt auf den Reichthum innerer, von allem äußern Pompe und Glanze unabhängiger Andacht, werden uns immer unheimiſch finden bei der Ausübung der vielen heiligen Gebräuche der römiſchen Kirche. Jeder öffentliche Gottesdienſt hat ſein Nothwendiges, ſein Erhebendes, und eben dadurch wohlthätig Wirkendes. Nicht jeder Menſch hat die Gelegenheit, nicht jeder die Kraft und den guten Willen, für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen. Aber dies ſich Abfinden und Fertigwerden mit dem lieben Gott, was beſonders durch die zur Gewohnheit gewordene ſtrenge Beobachtung äußerer gottesdienſtlichen Gebräuche ſo leicht erzeugt wird, iſt doch dem Sinne des wahren Chriſtenthums ſchnurſtracks entgegen. Der Chriſt hat keinen ſchönern Tempel, wo er Gott verehrt, wo er die Opfer ſeines Dankes und die Gelübde eines gottwohlgefälligen Lebens darbringt als ſein eigenes Herz. Der Lehrer des Volks, der Erzieher der Jugend, der Rathgeber und Tröſter in unſeren Kümmerniſſen und Nöthen ſollte es für ſeine ſchönſte und heiligſte Pflicht anſehen und ausüben, in der Welt überall darauf hinzuwirken, daß jedes Menſchenherz ein Tempel, eine würdige Wohnſtätte Gottes würde.

Am folgenden Tage beſuchen wir die ſogenannte Maaſtrichter Höle, es ſind die Steinbrüche des St. Petersberges, der etwa 180 Fuß hoch nahe bei Maaſtricht liegt zwiſchen der Maas und dem Flüßchen Jaar (oder Jecker). Bei dem hellſten Sonnenſcheine beginnen wir unſre unterirdiſche Wandrung; ſobald uns das Tageslicht verläßt, zünden wir unſere Fackeln an. Unſer Führer, vor uns herſchreitend, erzählt ſchon von den Merkwürdigkeiten, bei denen wir eben angelangt ſind; wir folgen aufmerkſam zuhörend. — Welch eine großartige, alle Erinnerungen und Ideen überwältigende Erſcheinung! Tauſende von Säulengängen ſich immer und immer wieder durchkreuzend, oft 45 Fuß hoch und gegen 15 Fuß breit. Wie verſchwinden dagegen die weltberühmten Katakomben Roms!*) Seit vielen Jahrhunderten, ja ſchon ſeit den Römerzeiten ward der Petersberg ausgehölt. Dieſer kalkſteinartige Tuffſtein wird noch jetzt darin bearbeitet, an die freie Luft, wo er ſich härtet, hervorgeſchafft und dann nahe und weit verſendet. So haben ſich dieſe tauſende von Säulengängen gebildet, ein undurchforſchliches Labyrinth. Welch eine Geiſterſtille! das Wort erſtirbt gleichſam auf den Lippen; wir ſingen, aber von den dunklen Wänden hallt nichts wieder. Das Gefühl der Einſamkeit wirkt wol nirgend fürchterlicher als hier; das Erlöſchen unſerer Fackeln — und wir ſammt unſerem Führer ſind Opfer der Verzweiflung und des Hungertodes. In der unabſehbarſten Sandwüſte ſchmachtend umherziehen, an einer öden Inſel Schiffbruch leiden, auf den Gletſchern der Schweiz ſich verirren, — ja, es verfolgt uns überall das Gefühl einer erſchrecklichen qualvollen Einſamkeit; aber der Himmel iſt doch über uns, ſeine Sonne und

*) Sie ſind bekanntlich nur 8 bis 10 Fuß hoch und ihre Breite beträgt nur 2 bis 3 Fuß.

ine Gestirne trösten uns. Hier aber in diesen Höhlen erin-
ert nichts an das Leben; hier nur Nacht, geisterhaftes Graun,
Todesstille. Mehrere Wände erzählen uns die Entsetzen erre-
enden Geschichten, wie sich einzelne Steinbrecher oder andere
Menschen hier unglücklicher Weise verirrten und ihren Tod
fanden. Es ist auch gar keine Rettung möglich, kaum denkbar.
Das Ende dieser Unglücklichen ist gewöhnlich, wo man sie nach-
her fand, abgebildet worden.

Im Jahre 1640 wollten sich vier Franciscaner hier eine
Zelle aushauen. Sie glaubten die Wege schon gut zu kennen
und nahmen das letzte Mal, als sie ihr frommes Vorhaben
auszuführen gedachten, statt des Führers einen Knäuel Garn
mit. Sie fanden ein abgelegnes sehr geeignetes Plätzchen; einer
von ihnen zeichnete eine Ansicht ihres Klosters, das in der
Nachbarschaft liegt, an die Wand. Damit begnügten sich die
Mönche für diesmal, und wollten nun ihren Rückzug antreten;
aber das Garn war durch einen Zufall gerissen. Sieben Tage
nachher fand man die Unglücklichen wieder, sie lagen todt da
in der Stellung der Betenden, das Gesicht nach dem Boden
gekehrt und den Rosenkranz in den Händen.

Diese und ähnliche Todesgeschichten findet man mit Kohle
an die Wände gezeichnet. Die künstlerische Phantasie ist aber
auch noch auf andere Weise thätig gewesen: sie hat aus dem
Hintergrunde einer abgelegenen Höle eine Hölle sich geschaffen
und mit den entsetzlichsten Bildern des Teufels und seiner
ganzen scheußlichen Hofhaltung bevölkert. Die Hölle brachte
natürlich auf den Gegensatz, auf das Paradies, und das liegt
denn auch nicht weit davon, es ist mit den eingekritzelten Dar-
stellungen der Dreieinigkeit und aller himmlischen Heerschaaren
geziert. Es sollen übrigens profane Gegenstände, sogar

Bambocciaden von geſchickteren Händen vorhanden ſein, wir haben aber nur lauter rohe Umriſſe wahrgenommen. Ob ſich Kunſtgeſchichte daraus ſtudieren läßt? vielleicht. Die Jahreszahlen, die ich hin und wieder ſelbſt geleſen habe, oft an den höchſten Rändern der Säulenhallen, gingen zurück in das 15te Jahrhundert; Inſchriften mit ſogenannter Mönchsſchrift ſind nicht ſelten. Bildliche Darſtellungen aus derſelben Zeit laſſen ſich gewiß auch nachweiſen. Namenszüge und Denkſprüche aus neuerer Zeit, ſelbſt von berühmteren Männern ſind im Überfluß zu ſehen.

So grauenerregend die Erzählung und der Anblick jener traurigen Begebenheiten wirkt, ſo erheiternd ſind wieder andere Geſchichten, wie nämlich Menſchen in derſelben Höle zufrieden und glücklich Wochen lang leben und noch obendrein Geld verdienen können, wie Landleute mit zahlreichen Familien hier Zuflucht und Schutz ſuchten und auch fanden. Jenes ſind noch jetzt die Steinbrecher, die im Frühlinge ihr Feld beſtellen, im Sommer einerndten, und dann den Winter über hier in der ſommerlichen Temperatur, welche der ganzen Höle eigen iſt, wohl verſehen mit allen Lebensmitteln und Brennöl Steine hauen. Von den Flüchtlingen erzählt Faujas in ſeiner Geſchichte des Petersberges: es waren Landleute aus der Nachbarſchaft, die ſich vor den Gräueln des Krieges zur Zeit der Belagerung Maaſtrichts durch die franzöſiſchen Republicaner zu retten ſuchten. Sie hatten ſich Alles hübſch wohnlich eingerichtet, Kuh- und Schafſtälle angelegt und Verſchläge für Schweine gemacht; mit Waſſer verſah ſie der ſogenannte Brunne, eine kleine keſſelartige Vertiefung, die ſich immer wieder füllt, wieviel auch daraus geſchöpft wird; Brot konnten ſie ſich backen, ſo oft ſie wollten, ſie hatten ſich einen Backofen eingerichtet, und überhaupt allen nothwendigen Bedürfniſſen abzuhelfen gewußt. So

lebten ſie wenigſtens glücklicher als ihre ausgeplünderten Nachbarn, die jetzt ſogar von den Franzoſen zu den Schanzarbeiten gezwungen wurden.

Anderthalb Stunden hatten wir umhergeirrt. Das trübe Fackellicht und die undurchdringliche Finſterniß vor und hinter uns, die langen mattbeleuchteten Wände, die keinen Strahl des Widerſcheins gaben — ich fühlte eine heiße unendliche Sehnſucht nach dem Tageslichte, nach dem lebendigen, belebenden Lichte. Wir nähern uns ſchon dem Eingange, niemand aber von uns weiß es, als wir plötzlich aus weiter Ferne das Himmelslicht erblicken. Wie ein Blinder, der zuerſt nach Jahre langer Finſterniß wieder ſieht, ſo ſtand ich da; dieſer Anblick war mir wie etwas Neues, überaus Wunderbares, Entzückendes, ich konnte mich gar nicht ſatt ſehen. — Wird es mir in dieſem übervolkten Erdenleben wol ebenſo helle!

Von den vielen Verſteinerungen, welche in der Höle häufig ſind, beſonders Pflanzen und Muſcheln, habe ich nichts geſehen; die merkwürdigſte, die übrigens in's Muſeum in Paris wanderte, jene ungeheuere Kinnlade aus einem antediluvianiſchen Krokodillgeſchlechte, iſt ſeit dem Jahre 1770, wo ſie vom Dr. Hoffmann zu Maaſtricht entdeckt ward, häufig beſchrieben und von Faujas ſogar zweimal abgebildet worden.

Als wir nun nach vollbrachter höchſt intereſſanter Irrfahrt an der Wohnung unſeres Führers angelangt waren, zahlten wir 3 Perſonen 5 Francs; der Mann aber erwiederte ganz naiv: 'dat is te min,' und forderte 9 Fr., er glaubte mit vollem Rechte fordern zu können. 'Denn, ſagte er, ich kenne mit meinem Bruder die unterirdiſchen Gänge ganz allein, habe 13 Jahre darauf ſtudiert und gehe täglich einen andern Gang; ich führe die Steinarbeiter Montags hinein und Sonnabends

wieder heraus. Meine Herren, die Höle iſt die einzige in der Welt.' — Der Mann hatte Recht, wenn wir aber auf den Reſt unſrer 60 Thaler, mit denen wir ausgewandert waren, ſahen, wer ſollte nicht glauben, daß wir auch Recht gehabt hätten?

Schon ſeit früher Jugend hielt ich das Reiſen für eine Hauptquelle der Erfahrung und Belehrung. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich Tage lang 1811 die Landkarten ſtudierte um den Weg mir aufzuzeichnen, den ich damals mit meinen Eltern aus einer kleinen Cantonſtadt zur Hauptſtadt des Königreichs Weſtfalen nehmen ſollte, wie fleißig ich mir die Sehenswürdigkeiten, die unterwegs vorkommen ſollten, ſchon im Voraus merkte. Eine große litterariſche Reiſe, wozu ich hinlänglich mit Kenntniſſen und Hülfsmitteln ausgerüſtet wäre, gehörte zu meinen damaligen Lieblingswünſchen. Ich reiſte nun ſchon bis jetzt durch viele Gegenden Deutſchlands und kann wol ſagen, wo ich mich befand, überall ſchwebte mir irgend ein wiſſenſchaftlicher Zweck vor, den ich auch immer und wenn auch nur theilweiſe erreichte; jetzt aber wußte ich wahrhaftig ſelbſt nicht mehr, wozu ich reiſte. Um mich recht zu freuen, war ich nicht unabhängig genug; um mich zu belehren, durfte ich nie die Gelegenheit benutzen. Schon beſchloß ich, rechts hinauf in das eigentliche Holland zu wandern; aber ich fühlte mich zu ſehr, wie durch ein feindſeliges Geſchick an die Willkür zweier Menſchen gebunden, die nur ſich für den Mittelpunkt anſahen, um den ſich alle meine Neigungen und Wünſche drehen mußten.

Am Nachmittage gelangten wir nach Viſe. Hier hofften wir bei einem Fabricanten, Namens Sartorius Aufnahme zu

laden; als wir ihn in Herve kennen lernten, lud er uns nach ſeinem Wohnſitze ein. Sartorius, ein geborner Deutſcher, (ſein Vater lebte als Profeſſor der Medicin zu Wien,) war ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung; beleſen in den Literaturen der Deutſchen und Franzoſen, bewandert in der neueſten politiſchen Geſchichte, wußte er das Geſpräch nach verſchiedenen Seiten hinzulenken und immer intereſſant zu führen. Zu unſerem Leidweſen fanden wir ihn nicht zu Hauſe; ſein alter Oheim kam ſelbſt in unſer Gaſthaus, meldete uns die Abweſenheit ſeines Neffen und lud uns ſehr freundlich ein; wir hatten aber keine Luſt, uns anzuſtrengen, denn wir konnten nur franzöſiſch uns mit ihm unterhalten, da der gute alte Mann ſeine Mutterſprache gänzlich vergeſſen hatte.

Unſer Geld war merklich zuſammengeſchmolzen, wir überrachteten in Herve und lebten ſehr mäßig; am folgenden Morgen hatten wir nicht das Herz in Verviers einzukehren.

Bald hinter Verviers hebt ſich das Land, es wird wilder und unwirthlicher, aber dieſe letzten Abdachungen des furchtbaren Waldgebirges, der Ardennen, gewähren doch auch wieder manchen Punkt, der uns um ſo ſchöner dünkt, je düſterer die umliegenden Gegenden uns anblicken. Bei ſtets abwechſelndem Wetter, wo bald Wolken und Wolken ſich jagen, dann wieder die Sonne freundlich hervorglänzt, erreichen wir zu Mittage Spaa. Man findet vorher kaum, daß ſich in ſolcher Öde, auf unfruchtbarem ſteinichten Boden, in Geſellſchaft dürrer Fichten, bräunlichten Heidekrauts und hungriger Wölfe Menſchen anſiedeln konnten, wo ſogar aus fernen Gegenden dahin zum Vergnügen und zur Geſundheit reiſen können. Wir kehren ein und hoffen uns an einem ſo berühmten Orte recht gütlich zu thun, wir haben den vortrefflichſten Appetit und auch guten Willen, mit unſrer

Baarſchaft nicht zu geizen. Wir kehren alſo ein und zwar wie immer in das beſte Gaſthaus. Man bringt uns einen Speiſezettel und eine Weinkarte; wir beſtellen uns Rheinwein, Elfter, und ein Frühſtück à la fourchette. Unſer Tiſch wird nach der feinſten Etiquette gedeckt; es erſcheinen einige vornehme Gerichte, Paſteten und Torten, aber ſämmtlich alte Bruchſtücke einer geſtrigen oder vorgeſtrigen Schmauſerei. So hungrig wir ſind, es will uns nicht ſchmecken. Der Rheinwein iſt nun erſt vollends ſchlecht. Elfter? ſagt einer zum andern kopfſchüttelnd — Elfter? Der ſchlechteſte niederrheiniſche Bleicher iſt beſſer. Mit Angſt und Grauen erwarten wir das Todesurtheil unſeres Geldbeutels. 'Meine Herren, tritt der unbefangene Marqueur hervor, es macht nicht mehr als 15 Francs.' Das ſcheint uns zu wunderbar, wir fragen mehrmals, werfen dem Marqueur eine geheime Betrügerei vor, er ſollte uns doch das ſchriftlich geben, das überſteige ja alle Begriffe, die ein vernünftiger Menſch von dem Werthe eines ſolchen elenden Frühſtücks haben könne? Er giebt es aber auch ſchriftlich. Da verwünſchen wir zwar alle alten Paſteten und Pſeudoelfter Weine in die Maaſtrichter Höle, — hilft aber nichts, wir müſſen zahlen und können getroſt weiter wandern. Es iſt traurig, wenn man von einem ſo berühmten Orte eine ſo erbärmliche Erinnerung heimbringt, klage ich eben meinen Gefährten, als der nacheilende Marqueur ſchon neben uns ſteht und uns anſpricht um ein douceur pour le garçon. Wetter! wie begrüßten wir den garçon! der machte ſich einmal flugs von hinnen. Es iſt hier zwar Sitte, dem Aufwärter ein Trinkgeld zu geben; wir aber vergeſſen das ganz und halten es für eine grobe Unverſchämtheit, daß wir gleichſam durch Geld noch obendrein uns bedanken ſollen für eine ſolche Prellerei.

Daſſelbe Spaa, was wir von der drübigen Seite ſo freundlich vor uns ſahen, erſchien uns jetzt in einer finſtern verächtlichen Geſtalt. Die Sonne war verſchwunden und von Oſten her zogen ſchwarze Gewitterwolken über uns auf; in den öden Straßen ritten bleiche Engländerinnen in ihren langen dunkelblauen Reitkleidern wie Geſpenſter einher, und einige einheimiſche Geſichter glotzten uns aus den kleinen Fenſtern der alten Häuſer ſtier und unheimlich an und ſchlugen ein lautes Hohngelächter über uns auf. Wir aber wandern traurig und müſſen die Höhen hinan, wir wiſſen nicht, wo wir die Nacht zubringen und wie wir mit unſern paar Groſchen Trier erreichen ſollen. Da lacht uns die Sonne abermals freundlich an und die ganze Gegend, wir werden recht froh und guter Dinge, und fühlen uns reicher als vor der Ankunft in Spaa. Doch unſre Freude währt nicht lange. Der Himmel umwölkt ſich rings, ein ſchweres Gewitter ſteht über uns; als wir eben einen weiten Berg beſteigen, läßt es ſich furchtbar nieder, es blitzt und donnert unaufhörlich und gießt in Strömen herab. Wir gehen gelaſſen weiter, und obſchon es dicht neben uns einſchlägt, daß Schweder, der vor mir her geht, einen Seitenſprung macht, ſo kommen wir doch mit einem tüchtigen Waſſerbade bis auf die Haut davon. Wie ein rettender Engel winkt uns da auf einmal Malmedy in einem lieblichen grünen Thale, Malmedy, die erſte preußiſche Gränzſtadt. Wie doch die Hoffnung belebt! Ich ward ganz warm in meinem Waſſerpanzer und freute mich ſchon auf die Freude, die ich haben würde bei einem Kaminfeuer unter der Fürſorge freundlicher Menſchen. 'Was bringen Sie zu?' fragt uns der Zollbeamte am Thore. 'Sie ſehen's ja,' erwiedere ich, und zeige ihm das Waſſer, das mir an den kalten Fingerſpitzen herabträufelt. Wir hatten freilich den

ſchönſten Maaſtrichter Tabak in der Taſche, aber womit ſollten wir verſteuern? Wir wollten zum Poſthauſe einziehen, werden aber eiligſt abgewieſen; Madame Desnoy ſpricht zwar franzöſiſch, iſt aber gröber als irgend eine Deutſche. Wir ſollen auf Stroh zwiſchen den Charretiers liegen! Großer Gott, wir armen Leute, wir hatten früher wol gezeigt, daß uns der Wein nicht naß machen konnte, aber wer kann gegen das Waſſer? Zu den Charretiers! auf Stroh! welch ein fürchterlicher Troſt!

Wir müſſen weiter gehen. Ach! nun weiſen uns auch die hôtels aux charretiers ab. Zwei preußiſche Zollbeamten werden endlich unſere Retter; ihrer Gefälligkeit gelingt es, uns ein erträgliches Zimmer bei dem ſchwarzen Bären zu verſchaffen. Ein Kaminfeuer wird ſchnell angezündet; unſere Wirthin, eine ehrliche Stockfranzöſin iſt recht bekümmert um uns, ſie verſchafft uns, was wir in unſerer Lage nur wünſchen und verlangen können: wir trinken Thee mit Rothwein und leſen den Fauſt.

Was kann die Welt mir wol gewähren?
Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Der, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.

Warum denn den Fauſt? Ein deutſcher Student pflegt außer einem Wegweiſer und einem Commersbuche ſelten ein anderes Buch bei ſich zu führen. Es iſt auch ſo viel Erlebtes darin, Empfundenes und Gedachtes, daß man leicht etwas Verwandtes, Anregendes, und Unterhaltendes, Belehrendes, Begeiſterndes, wiederfindet, daß man ferner dort den Faden der Erinnerung für Momente, die ſich durch ein

Tagebuch in Prosa nicht fixieren lassen, erfolgreich anlehnen kann.

Am folgenden Morgen ersteigen wir die erste Anhöhe der jetzigen Eifel. Früher hieß das ganze Gebirgsland zwischen Maas, Rhein und Mosel die Eifel; in neuerer Zeit beträgt ihr Umfang nur 50 preuß. □Meilen, 7 Meilen Breite und 9 Länge, und liegt zwischen dem 49° 58′ bis 50° 35′ der Breite und dem 23° 40′ und 24° 55′ der Länge. Sie ist jetzt in 12 Kreise getheilt, die zu den Regierungsbezirken Aachen, Köln, Coblenz und Trier gehören. Eine wahre Lüneburgische Heide! Wir können stundenlang gehen und finden dann erst ein Haus, meilenweit und finden ein Dorf oder Städtchen. Überall kleine Berge, Heidekraut, Sandsteppen, dunkle Tannichte, dürftig bebautes Feld, wenig Vieh, und Menschen beinahe gar nicht. In St. Vit erzählt man uns, daß die Wölfe aus den Ardennen herüber fleißige Besuche machten, daß namentlich in der hohen Eifel kein Apfel reif würde, Korn könne an vielen Orten gar nicht gebaut werden, die Bienenzucht und Viehzucht gedeihe auch nicht recht, Wein gebe es nur nach der Mosel zu, er gerathe aber nur in sehr heißen Jahren. Bald diesseit Malmedy ist die Landessprache deutsch, der niederrheinischen Mundart ähnelnd, gerade wie sie in Urkundenbüchern der Eifel vorkommt. Die Volkstracht stimmt ziemlich zu der Bonner Tracht, nur die Weibermützen dehnen sich schon oberhalb zu dem platten wulstigen Heiligenscheine aus, wie man sie auf alten Bildern und jetzt um Trier als gewöhnliche Kopftracht erblickt.

Das Wetter scheint sehr unbeständig hier zu sein; wir können kaum eine kurze Strecke wandern, wo uns nicht ein Regenwetter überfällt, und dann haben wir gewöhnlich keinen

weitern Schutz als einen niedrigen Birkenbusch. Die trostlosen Aussichten und langen Wege ohne Gelegenheit und Mittel sich erquickend auszuruhen, ermüden sehr. Wir gehen auf dunklem Pfade in die Nacht hinein, wissen gar nicht mehr, ob wir uns verirrt haben oder bald ein Ziel unserer heutigen mühsamen Tagereise sehen werden. Als wir den letzten Berg ersteigen, steht der bleiche Mond vor uns von einem farblosen Regenbogen umgeben. Eine seltene Naturerscheinung, die uns zuerst wieder gesprächig macht, denn traurig und stumm war bisher einer dem andern gefolgt. Die Lichter unten im Thale und die kaum hervordämmernden Häusergruppen, wie unsere matten Glieder an dieser Wahrnehmung erstarken! Die Idee: du bist am Ziele! hat eine Alles aufregende, belebende Kraft. Ich fühle es heute wieder, wie manchmal früher; wenn ich nur noch träumend den müden Körper hinschleppte, durstig und hungrig, unkundig des Weges, und dann eine Thurmspitze, ein Licht erblickte, Hundegebell oder Glockengeläute in der Dämmerung hörte, — ich lebte gleichsam wieder auf und fühlte mich rüstig, noch viele Meilen zu vollenden.

Die engen dunkeln Gassen sind durchschritten. 'Ja, das ist wahrhaftig das allerbeste Wirthshaus', erwiedert uns eine Stimme, von der wir gar nicht erfahren können, wem sie eigentlich angehört. Wir werden sofort in ein Zimmer geführt, das da Wohn-, Speise- und Schlafzimmer zugleich war. Und unsere Gesellschaft? Ein dicker Mann, eine kleine kugelrunde Frau und ein höchst gleichgültiger Officier; alle schien bei unserem Eintritt nur Eine Idee zu beseelen, nämlich: wie glücklich, daß wir die besten Bissen verzehrt haben! Da sitzen wir armen Teufel mit leerem Magen an leerer Tafel, und wie

beſcheiden! Ich glaubte gar nicht, daß es möglich wäre, unſeren jugendlichen Übermuth bändigen zu können. Einige Thaler weniger, und wir ſind wie die Lämmer.

Am folgenden Morgen — es war der 6. September — tranken wir mit der ganzen Hausgenoſſenſchaft, wie es hier Sitte iſt, Kaffee aus Einem Topfe. Das lange durchſichtige Gebräu verſprach keine nachhaltige Wirkung. Kaum geſtärkt bezahlten wir unſere Zeche, behielten dann kaum ſo viele Groſchen im Beutel als Meilen bis Trier — es waren deren noch volle acht — und traten wohlgemuth den weiten Weg an.

Abends ſpät, von der langen Wanderung bei Hunger und Durſt völlig erſchöpft, trafen wir in Trier ein. Meine Glieder waren vom Gehen ſo ſteif, daß ich eine Zeit lang ſtehen mußte, ehe mir das Sitzen möglich war. Nachdem wir etwas genoſſen hatten, wurden einige Bekannte aufgeſucht und in Anſpruch genommen. Sie verſahen uns mit etwas Reiſegeld und wir ſetzten des anderen Tages unſere Reiſe fort.

Wir ſuchten überall Richtwege auf und vermieden dadurch das wiederkehrende Einerlei der Moſel, welche unendlich viele Krümmungen macht. Es wurde wieder recht luſtig gelebt und dem billigen leichten Moſel tapfer zugeſetzt, als ob wir an der Moſel nicht genug gehabt hätten, ſondern nun auch noch den Moſel dazu nehmen mußten. In Coblenz lebten wir noch ganz anſtändig, zogen aber mit leerem Beutel zum Thore hinaus. In Neuwied wurden wir erſt wieder flott. Wir beſuchten Göttling und Kortüm, die Vorſteher des neu gegründeten Gymnaſiums, das jedoch bald wieder einging. Sie nahmen uns ſehr freundlich auf und liehen uns Reiſegeld.

Zu Anfange der zweiten Woche Septembers kehrten wir heim. Ich hatte viel geſehen und gehört, und manch Vergnügen

gehabt; das ganze Ergebniß aber ſtand in gar keinem Verhältniſſe zu den Anſtrengungen und Koſten. Was ich mir unterwegs ſchon mehrmals gelobt hatte, nie wieder in Geſellſchaft und noch weniger auf gemeinſchaftliche Koſten zu reiſen, hielt ich ſpäter, und das war der größte Gewinn, den mir am Ende doch noch dieſe Studentenfahrt einbrachte.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr wurde ich ſehr angenehm überraſcht durch den Beſuch eines Göttinger Freundes, L. Dauber. Wir machten viele Ausflüge in die Umgegend und verſchönten die ſchöne Gegenwart durch die Erinnerungen an unſer Göttinger Zuſammenleben. Wir ſprachen viel über das damalige Studentenweſen und ich erinnere mich noch, daß wir beide darin übereinſtimmten, daß wol kaum auf Univerſitäten, vielleicht nur mit Ausnahme des Jenaers zu Schillers Zeit, ein Studentenleben voll ſo heiteren und idealiſchen Strebens vorhanden geweſen ſei.

Nach acht Tagen begleitete ich den lieben Freund bis Siegburg; er kehrte dann nach wunderlichen Reiſemühſalen im Sauerlande wohl und munter nach Göttingen zurück.

Der Wunſch nach einer Stellung an der Bibliothek war noch immer unerfüllt geblieben. Welcker wollte mich vorſchlagen: ich ſollte die Bücher aufſuchen und ausgeben und dafür etwas Gehalt bekommen. Das war mir ſchon recht, mir lag beſonders daran, auf die Weiſe die Bibliothek freier benutzen zu können. Leider gewährte ſie in ihrem damaligen Zuſtande ſehr wenig für meine germaniſtiſchen Studien. Das Bedürfniß litterariſcher Hülfsmittel trat immer fühlbarer hervor und ſo dachte ich denn daran, mir ſelbſt eine Bibliothek zu gründen. Freilich waren die Ausſichten dazu ſehr ſchlecht, vor allen Dingen gehörte dazu Geld, und das eben fehlte mir.

Trotzdem machte ich bald einen glänzenden Anfang: ich fand auf dem Bonner Markte eine Liederhandschrift aus dem 16. Jahrh. und kaufte sie um 40 Stüber. Meine Freude war sehr groß. Zwei Studentenlieder theilte ich sofort in ihrer alten Schreibart in den 'Bonner Burschenliedern' mit, die übrigen Lieder verglich ich mit den bereits anderweit gedruckten und wollte dann die unbekannten oder solche, die sich hier in besseren Lesarten fanden, herausgeben. Ich suchte nun weiter bei den Trödlern und fand mehrere deutsche Handschriften, die aus dem Nonnenkloster Nonnenwerth stammten, und auch diese erwarb ich.

Seit dem 1. October wohnte ich in der Stadt am Markte mit Bernhard Mönnich zusammen. Wir lebten im besten Verkehre, besuchten uns oder waren jeder für sich, ungestört vom andern konnte jeder seinen Neigungen folgen. Ich arbeitete viel: ich sammelte für deutsche Sprache, Mundarten, Sitten und Gebräuche, Litteratur- und Culturgeschichte und sah zu dem Zwecke ganze Reihen von älteren und neueren Zeitschriften durch. Mönnich wunderte sich oft, wie ich mich so ins Einzelne verlieren konnte. Ich gründete mir aber eben dadurch eine Sammlung, die mir mein ganzes Leben hindurch gute Früchte trug.

Sehr willkommen war mir, daß ich seit dem 13. November mit Wilberg Bibliotheksassistent geworden: wir sollten in den öffentlichen Stunden auf der Bibliothek sein, Bücher holen, verzeichnen u. dgl. Ich war nun außerdem noch manche Stunde dort, theils um die Bibliothek in ihrem ganzen Bestande kennen zu lernen, theils um selbst für meine Studien etwas zu finden und Entdeckungen zu machen.

Jeder Tag war von jetzt an gehörig mit Arbeiten aus-

gefüllt: den Morgen studierte ich, um 11 ging ich auf die Bibliothek und um 12 in Radlofs Vorlesung; um 3 gab ich deutsche Stunde, um 4 hörte ich bei Schlegel, um 5 unterrichtete ich im Lateinischen und später las ich Radlof noch etwas vor. Dann blieb ich wieder zu Hause, nahm mein Abendbrot ein: Thee und Butterbrot oder auch wol geröstete Kastanien und ein Glas Bier dazu — und arbeitete noch oft bis 12 oder 1 Uhr.

Nur der Sonntag unterbrach das geschäftige Stillleben, dann machte ich Besuche und Ausflüge, und Vormittags erfreute ich mich am Gesange unseres Singvereins, der bereits 32 Mitglieder zählte.

Ich hatte mir damals ein hohes Ziel gesteckt, das ich in meiner jugendlichen Begeisterung und im Vollgefühl meiner Kraft zu erreichen gedachte, wenn sich meine äußeren Verhältnisse nur irgend günstig gestalteten: es war die deutsche Philologie. Ich begriff darunter das Gothische, Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsche mit allen seinen Mundarten, das Altsächsische, Niederdeutsche und Niederländische, das Friesische, Angelsächsische und Englische, und das Scandinavische; ferner die deutsche Litteratur- und Culturgeschichte, alles Volksthümliche in Sitten, Gebräuchen, Sagen und Märchen, sowie endlich Deutschlands Geschichte, Kunst, Alterthümer und Recht. Ich wollte die germanischen lebenden Sprachen nicht nur verstehen, sondern auch sprechen. So wie in mehreren Mundarten so hatte ich es auch schon im Dänischen so weit gebracht, im Holländischen war ich nahe daran. Ich las manches Holländische, trieb Grammatik eifrig und sammelte aus einer Menge neuerer Liederbücher die wenigen zerstreuten Volkslieder. Zu meiner großen Freude fand ich bei Radlof das alte Amsterdamer Liederbuch, von dem

niemand bisher etwas wußte. Meine Sammlung erhielt dadurch ihren beſten und größten Zuwachs.

So kam der 1. Januar 1820 heran. Ich glaubte den Tag nicht beſſer feiern zu können, als daß ich mich über meine wiſſenſchaftlichen Wünſche und Bedürfniſſe gegen einen Mann ausſprach, der mir Alles das was ich wollte, längſt erreicht zu haben ſchien — ich ſchrieb an Jacob Grimm in Caſſel.

Schon in den nächſten Tagen erfolgte eine Antwort, die aber eigentlich keine Antwort auf meinen Brief war, wie denn Grimm ſein Schreiben auch beginnt: 'ich beantworte Ihre freundliche Zuſchrift ſogleich, vielmehr ich beantworte ſie noch nicht, welches ich beſſerer Muße vorbehalte.' Dennoch fand ich auch in dieſen Worten eine Billigung meines Studienplanes und war ſehr erfreut.

Grimm bat mich um die eben erſchienenen Bruchſtücke des Mailänder Ulfilas von Caſtiglione und Angelo Mai. Wilberg's Vater hatte ſie von einem ſeiner ehemaligen Schüler aus Italien zugeſchickt erhalten. Mit Wilberg's Bewilligung ſendete ich ſie ſofort an Grimm, dem ein großer Gefallen damit geſchah, er war eben in voller Arbeit bei der neuen Auflage der Grammatik. Der von nun an mit ihm fleißiger fortgeſetzte Briefwechſel wurde mir für meine Beſtrebungen ſehr lehrreich und für meine Arbeiten ſehr förderlich.

Die Sehnſucht nach den Meinigen war jetzt ſehr groß. Meiner Mutter hatte ich ſchon lange verſprochen, ſie dies Frühjahr zu beſuchen. Eines Tages verabredete ich mich mit Wilhelm Hengſtenberg, bis in ſeine Heimat die Reiſe mit ihm gemeinſchaftlich zu machen und dann von dort aus zu den Meinigen zu reiſen. Karl Bädeker, der eben von Heidelberg

auf der Reise zu seinen Eltern begriffen war, schloß sich an. In der letzten Woche des März begannen wir unsere Wanderung. Wir waren alle drei recht munter, Wilhelm sogar ausgelassen. Er neckte und hänselte Alles was uns begegnete, mir dessen genug zu thun, seinem jugendlichen Übermuthe zu steuern. Am Palmsonntag rückten wir in Elberfeld ein. In einem Gasthofe speisten wir zu Mittag. Wir waren vorsichtig in unsern Äußerungen, ließen es uns aber gut schmecken und nahmen dankend Abschied. Bädeker schlug den Weg nach Schwelm ein und wir verfolgten die große Straße nach Schwelm. Bädeker war sehr lustig, und als er unterwegs vor einem Bauernhause ein Pferd sah, rief er: 'Halt! Das kommt mir ganz gelegen! Das ist das Pferd unseres Küsters! nun werde ich reiten.' Wie es unserm Sonntagsreiter erging, erzählt er selbst.

Gegen Abend erreichten wir das obere Pfarrhaus in Wetter an der Ruhr. Der geliebte Sohn wurde herzlichst empfangen und man hieß mich, seinen treuen Begleiter, freundlichst willkommen. Vater Hengstenberg war ein strebsamer, wissenschaftlich durchgebildeter reformierter Pfarrer; das hatte er auch an seinem Sohne bewiesen, der durch ihn so weit in Kenntnissen gebracht war, daß er nicht erst ein Gymnasium besuchte, sondern gleich aus dem väterlichen Hause die Universität bezog. Der Alte lebte mit seinem lutherschen Collegen, dem Pastor Müller im untern Wetter, in keinem guten Einvernehmen. Das kam, wie man sagte, daher: dieser wollte die Union, jener aber nicht, und zwar weil das reformierte Kirchenvermögen bedeutender war als das lutherische. Übrigens hatte der alte H. auch seine gemüthliche Seite und mitunter poetische Anwandelungen, denen er nicht widerstehen konnte.

Noch während ich dort war, hatte er eine größere Dichtung vollendet, eine Singgeographie, die dann unter dem Titel erschien:

Geographisch-poetische Schilderung sämmtlicher deutschen Lande, mit beständiger Rücksicht auf Geschichte und mit erläuternden Anmerkungen von Carl Hengstenberg. Essen, Bädeker 1819.

Ich enthielt mich alles Urtheils darüber: so blieb der Poet unangefochten und unser Verkehr ein ungetrübter.

Wilhelm wollte sich nun in seiner neuen Würde als Student überall zeigen und nahm mich überall mit hin; wir machten fortwährend Ausflüge zu den Bekannten und Freunden seiner Familie.

Eines Tages führte er mich auf ein benachbartes Gut. Die Frau vom Hause, Henriette .. empfing uns sehr freundlich, wir blieben den Nachmittag da, waren sehr heiter und gingen erst am Abend heim.

Was ich bisher von ihr wußte, war mehr geeignet mich gegen als für sie einzunehmen. Sie war sehr jung an einen Mann verheirathet, mit dem sie bald eine sehr unglückliche Ehe führte. Sie wurde geschieden, behielt ihre beiden Kinder, nahm den Namen ihres Vaters wieder an und wohnte seitdem auf ihrem väterlichen Stammsitz. So freundlich und liebenswürdig sie war, so blieb doch auf ihrem Gesichte die Trauer über ein verlorenes Jugendglück, und ein Anflug unbefriedigter Sehnsucht und der Schmerz der Hoffnungslosigkeit. Volle dunkelbraune Locken umspielten das fast blasse Antlitz und in den feurigen Augen ließ sich eben soviel Gutmüthigkeit als Laune und Leidenschaft lesen.

Henriette fühlte sich immer allein, war auch meist allein: ihr alter Vater, ein alter Hauslehrer, eine alte Kammerjungfer,

alſo nur Hausgenoſſen, bildeten den Kreis, auf den ſie angewieſen war. Ihr Schickſal hatte ſie vorſichtig gemacht in der Wahl ihres Umgangs, und ängſtlich in ihren Äußerungen mit Fremden. Es mußte ſie ſehr angenehm überraſchen, jemanden vor ſich zu ſehen, der offen und heiter ſich über Alles ausſprach, von dem ſie für ſich und ihr Schickſal Theilnahme erwarten durfte. Ich fühlte, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ich ſchied in einer wunderlichen Stimmung, ſo daß Wilhelm mit mir ſcherzte: 'ich glaube, Du haſt Dich verliebt.'

Natürlich wurde der Beſuch bald, ſehr bald wiederholt. Wir wurden immer freundlicher aufgenommen, es wurde mir dort heimiſcher, ſo daß ich denn auch ohne Wilhelm hinging.

Die Unterhaltung war dann ſehr lebhaft und mannigfaltig. Ich mußte viel erzählen von meiner Kindheit, meiner Studentenzeit, meinen Wanderungen. Oft auch las ich etwas vor, am liebſten aus meinem treuen Begleiter, dem Fauſt. Ich hatte ihn zu oft geleſen, als daß ich ihn jetzt ſchlecht leſen ſollte. Ich hatte das dankbarſte Publicum. So wuchs denn unſere wechſelſeitige Neigung und wurde bei mir etwas leidenſchaftlich. Henrietten konnte das nicht fremd bleiben, hatte ich doch eines Tages auf einen Veilchenſtrauß von ihrer Hand geantwortet:

Lieb ſind mir ſchon alle Veilchen,
Aber lieber doch von Dir!
Blühen ſie auch nur ein Veilchen,
Nehm' ich ſie doch gern von Dir.

Auch an meinem Kleide tragen
Sie den tiefbeſcheidnen Sinn,
Weil ſie nicht zu reden wagen,
Welken ſprachlos ſie dahin.

Würden aus den Veilchen Rosen —
Denk ich dann in meinem Sinn,
Ha, wie wär's dem Freudelosen
Dann so wohl für immerhin!

In meinem Liebesrausche fragte ich mich ängstlich: was soll daraus werden? Du bist nichts, Du hast nichts, Dein wissenschaftliches Leben ist erst im Beginn, mit allem Deinem jungen Streben, Deinen herrlichen Entwürfen könnte es leicht zu Ende gehen, wenn Du durch äußere Verhältnisse gefesselt Pflichten übernimmst, die Deine Zeit und Kräfte vorweg in Anspruch nehmen. — Aber alle diese Bedenken machten mich nur ruhiger, aber nicht hoffnungslos. Was ich nicht mündlich auszusprechen vermochte, wagte ich schriftlich und ehe ich Wetter verließ, erhielt Henriette meinen ersten Brief (14. April). Den anderen Tag reiste Wilhelm nach Bonn und ich in meine Heimat.

Aus dieser Zeit ist noch ein Brief vorhanden von Wilhelm an Bädeker. Letzterer schenkte ihn mir später, weil er doch mehr für mich als ihn von Werth sein konnte. Der damals sehr lustige burschicose Wilhelm schreibt also:

Wetter den 9. Apr. 20.

Theuerster Freund!

Deinen Tabaksbeutel, den Du in Elberfeld liegen hast lassen, werde ich Dir hiebei zurück. Schon früher würde ich dieß gethan haben, hätte nicht der Poet, der noch hier ist und hier mancherlei Intrigen und Liebesabentheuer besteht, immer noch dorthin gehen wollen. Jetzt hat er sich's aber begeben. Am künftigen Freitag muß ich auch schon wieder abreisen.

Die Ferien habe ich recht angenehm zugebracht. Wir sind viel herausgegangen, aber blos in einem Umkreise von 2 Stunden. Der Poet, der im Anfange sich allgemeinen Beifall erwarb, wurde durch die verfluchte Liebesgeschichte sehr verstimmt und verdrießlich.

Jetzt ist er beinahe wieder geheilt und fängt wieder an auf den alten Stiefel zu kommen, doch geht es langsam. Zu der unglücklichen Liebe kommt der Verlust seines theuern Ziegenhainers, der plötzlich verschwunden ist und dem er sehr nachtrauert.

Der Bonner Bursche wird hier in der Gegend sehr respectiert. Da nur wenige hier aus der Gegend studieren und die Hälfte von diesen, oder noch mehrere, obscurirt, so ist es den Leuten etwas Seltenes. In den kleinern Örtern läuft Alles ans Fenster, wenn man durchkommt. In Langerfeld bei Schwelm hatte ich auf dem Hinwege eine hübsche Suite. In Rittershausen nämlich traf ich den Schullehrer von Wetter an, der mir sein Pferd anbot. Ich sprang gleich auf, behielt den Tornister auf dem Rücken und meinen ungeheuren Stock in der Hand. In Rittershausen blieb's beim Lachen. Als ich aber in Langerfeld einsprengte, sammelte sich die ganze Jugend. Einige alte Weiber machten den Zug vollständig. Sogleich wurden Schneebälle gemacht und unter Ausrufung der ominösen Worte: Hexe, Pajazzo, Mädchen*) etc. etc. frisch auf mich los gefeuert. Mein biegsamer Hals schützte mich trefflich. Dem Poeten jedoch, der nachgeschlichen kam, wurde es nicht so gut und er schnupfte einige beträchtliche Achlen.

Mein schlechtes Schreiben verzeihe meiner Eile. Meine Ältern so wie ich empfehlen sich Deinen Ältern bestens. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Freund

Wilh. Hengstenberg Stud. Phil.

---

*) Mädchen — eine passende Bezeichnung. Er hatte wirklich etwas Mädchenhaftes, dieses runde Köpfchen im vollsten Lockenschmuck, dies bartlose feine Gesicht, dabei die Lebendigkeit und die Ungelenkigkeit der Glieder, wie oft junge Stubengelehrte mit jungen Mädchen gemein haben. Ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke, wie er auf seiner Rosinante gebückt, mit der Linken an den Kammhaaren sich festhaltend, mit krummen Knieen aus dem Dorfe hervorsprengte, und wie

Ich hatte mir vorgenommen, Westfalen in zwei Richtungen zu durchstreifen: für den Hinweg nach meiner Heimat wählte ich Unna, Soest, Paderborn, Höxter, für den Rückweg Hameln, Minden, Bielefeld, Hamm, Dortmund.

Damit mir das ewige Gehen nicht zu beschwerlich wurde, machte ich mitunter nur kleine Tagereisen, und blieb dann wo ich etwas für meine Zwecke zu finden hoffte. In Paderborn besuchte ich den Criminal-Director Gehrken. Er galt für einen tüchtigen Alterthumsforscher*) und sollte viele alte Handschriften und Bücher besitzen, ich bekam aber nichts zu sehen. Von Driburg machte ich einen Abstecher nach Bökendorf zu Besuch von Haxthausen. Ich fand dort die freundlichste Aufnahme und einige hübsche westfälische Volkslieder. In Höxter kehrte ich bei Paul Wigand ein. Wir sprachen viel über einen wünschtlichen Verein Westfalens, den er ins Leben rufen müsse. Später theilte ich ihm meinen Entwurf mit**).

In den letzten Tagen Aprils hatte ich Fallersleben erreicht. Ich wollte die Meinigen überraschen: um in den Garten zu gelangen stieg ich über einen Zaun und hielt mich dann an dem Rahmen einer Laube, worauf ich sonst als Knabe oft spazierte war. Das Holz war morsch geworden, es brach und ich fiel mit Sack und Pack in den Garten. Schlechte Vorbedeutung. Der Garten war schön hergerichtet, ich freute mich über die vielen prachtvoll blühenden Frühlingsblumen. Ich ging

---

Locken und die Schneebälle der Kinder ihm um den Kopf umherflogen.

*) S. Nekrolog der Deutschen 1845. S. 239.

**) Erst am 19. Juli 1824 kam ein Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens durch die Bemühungen des Domcapitulars Meyer und des Criminaldirectors Gehrken zu Stande, s. Wigand's Archiv 1, 1.

dann über den Hof ins Haus, und — traf niemanden von den Meinigen. Die jüngſte Schweſter*) war ausgegangen, die älteſte verheirathet und die Mutter bei ihr zum Beſuch. Bald heiterte ſich Alles auf, ich verlebte einige frohe Tage im elterlichen Hauſe und reiſte dann zu meinem Schwager, dem Paſtor zum Berge in Winſen an der Aller.

Bis Celle fuhr ich mit einem Landbaumeiſter. Er hatte mich als Kind oft auf den Arm genommen, und darum machte es ihm noch beſondere Freude, mir gefällig ſein zu können.

In der Mühle zu Meinerſen ſpeiſten wir zu Mittag. Wir ſitzen noch nicht lange bei Tiſche, da erſchallt der Ruf: Feuer! Feuer! Die Sprütze wird hervorgezogen, Alles eilt dem Feuerſcheine zu, gegen Norden iſt der ganze Himmel geröthet. Auch wir machen uns auf den Weg, überzeugen uns aber bald, daß man ſich geirrt: ein furchtbares Hagelſchauer war eben vorübergezogen und die Mittagsſonne hatte den

*) So groß ihre Freude war über meine Ankunft, eben ſo groß war auch ihre Betrübniß über mein Ausſehn. An Bruder Daniel ſchrieb ſie den 18. April:

'Bevor ich Dir aber mehr ſage, muß ich Dir erſt die frohe Nachricht mittheilen, daß unſer Bruder Heinrich hier am Mittwoch-Nachmittag (12. April) ganz unerwartet ankam. Meine Freude war unbeſchreiblich, da ich ſo lange nichts von ihm gehört hatte. Beim nähern Anblick wurde ich aber ſo wehmüthig geſtimmt, er ſchien mir nicht mehr der ſanft liebende Bruder zu ſein, ſein Körper hat ein rauhes Anſehn gewonnen. Er trägt einen furchtbar langen Bart, ſtatt der Weſte eine Art Überzug von ſchwarzem Sammet-Manchester, dazu iſt er ganz gelb gebrannt von der Sonne. Jeder Menſch erſchrickt vor ihm, und ſo unendlich viel ich ihn auch gebeten habe, will er mir dennoch die Liebe nicht erzeigen und ſeinen furchtbaren Bart abnehmen laſſen. Doch was rede ich Dir von ſeinem Äußern! Übrigens iſt er noch ebenſo, hat noch dieſelben Ideen und Eigenheiten, die er ſonſt hatte. Was ich aber am meiſten an ihm liebe, iſt ſeine Charakterfeſtigkeit.'

merkwürdigen rothen Schein hervorgebracht. Auf dem Wege nach Celle ſahen wir bald die traurigen Spuren des Hagelſchlags, auf den Kartoffelfeldern ſtanden nur noch die Strünke.

Unſere Fahrt hatte bisher einen guten Verlauf gehabt, kurz vor Celle hätten wir aber noch ein großes Unglück haben können. Wir kamen an einem Hochgerichte vorbei. Als die Pferde die im Winde baumelnden Glieder eines aufs Rad geflochtenen Verbrechers gewahrten, ſpitzten ſie die Ohren und machten Miene durchzugehen. Dem Kutſcher gelang es mit großer Kraftanſtrengung, die Pferde wieder in ihren ruhigen Gang zu bringen.

Von Celle ging ich zu Fuß weiter, meiſt in einem wahren Sandmeer, worin der Wind Wellen ſchlug. Nach einer mehrſtündigen beſchwerlichen Wanderung erreichte ich das Pfarrhaus zu Winſen. Die Meinigen waren ſehr freudig überraſcht, am freudigſten meine Mutter. Sie küßte mich ohne meinen Bart zu bemerken. Bald aber weinte ſie: 'einen Juden habe ich nicht geboren!' Ihre Thränen trockneten jedoch bald und ich behielt meinen Bart.

Merkwürdigkeiten gab es hier weiter nicht. Etwas aber hatte ich doch ſehen, das ſelten Alterthumsforſcher zu ſehen bekommen: die ſogenannten ſieben Steinhäuſer im Amte Fallingbostel*). Frau von dem Busſche, Schweſter des bekannten Herrn von Rumohr, die mit meiner Familie ſehr befreundet war, veranſtaltete eine Fahrt dahin. Als wir die Gegend erreicht und jedes einzelne Hünengrab betrachtet hatten, hielten wir in der Einöde ein ländliches Mahl und kehrten befriedigt heim.

*) S. Hannoverſches Magazin 1818. St. 97, und Reg.-Rath Blumenbach in Spieß's Vaterl. Archiv 2. Bd. S. 195—208.

In dem benachbarten Celle lernte ich einen sehr liebenswürdigen deutschgesinnten Mann kennen, den Stadtsecretär Spiel*). Er hatte eben das 'Vaterländische Archiv' für Hannover gegründet. Unsere Bekanntschaft hatte zur Folge, daß ich ihm bald allerlei sprachliche und geschichtliche Aufsätze mittheilte.

Von Winsen reiste ich mit meiner Mutter wieder zurück in die Heimat und blieb dort bis in die zweite Hälfte Mais. Ich beschäftigte mich viel mit der dortigen Mundart und sammelte alle kleinen Lieder und Sprüche.

Außerdem ist mir noch eine hübsche Geschichte erinnerlich. Eines Tages stellte mich meine Mutter dem Herrn Amtsassessor von Beaulieu vor: 'mein jüngster Sohn!' — Darauf wendete sich der Herr Assessor an mich: 'Werden Sie noch länger studieren?' — 'So lange ich lebe.' Damit schloß die ganze Unterhaltung, und unsre Bekanntschaft war gemacht.

Anfang Junis war ich wieder auf der Wanderung. In Hannover besuchte ich den alten Feder, seinen Pflegesohn Möller, den Bibl.-Secretär Koch und meinen Studiengenossen v. Arnswaldt, und in Hameln den Pastor Sprenger. Als ich auf dem Wege nach Lemgo in die Nähe von Bösingfeld kam, fragte ich einen Hirten nach meinem Freunde Krawinkel**). 'Der ist

*) Georg Heinrich Gerhard Spiel war zu Nordheim 30. Mai 1786 geboren und starb 5. Februar 1822.

**) Über meinen sel. Universitätsfreund war Herr Pastor Geller in Bösingfeld so gütig, mir am 22. Februar 1866 folgende nähere Auskunft mitzutheilen:

'Simon Heinrich Ferdinand Krawinkel ist hier geboren am 23. April 1798 und gestorben am 9. April 1820 an der Schwindsucht, nachdem er, wie es in einer Anmerkung (im Kirchenbuche) heißt, schon 2½ Jahr zu Göttingen Theologie studiert hatte. Nach der Erinnerung älterer Leute

in der Osterwoche begraben worden.' Bestürzt durch diese schreckliche Nachricht entschloß ich mich, in Bösingfeld nicht einzukehren. Traurig wanderte ich weiter und erreichte gegen Abend Lemgo. Ich verweilte hier einige Tage und erfreute mich des angenehmen Verkehrs mit dem Director Greverus. In Hamm besuchte ich den Conrector Troß. Er überließ mir mehrere Pergamentblätter, Bruchstücke des mnl. Gedichts von Reinout.

Den 25. Juni traf ich in Wetter ein. Den folgenden Tag ging ich zu Henriette. Sie begegnete mir, that sehr freundlich, ich merkte ihr aber große Verlegenheit an. Ich gerieth nun erst recht in eine peinliche Lage. Wir sahen uns bald darauf. Am 27. nahm ich Abschied. Schweigend, ruhig und fast heiter reichte ich ihr die Hand und wanderte fort. Ich war sehr aufgeregt und wurde bald sehr traurig gestimmt. Das Fußreisen wurde mir auch lästig. Fast jeden Tag war ich naß geworden, fast jeden Tag hatte ich mich verirrt. Ich sehnte mich nach Körper- und Herzensruhe und wissenschaftlicher Thätigkeit. Trotzdem schlug ich nicht den nächsten Weg ein, sondern besuchte noch einen Freund in Düsseldorf.

In den letzten Tagen Junis traf ich endlich in Bonn wieder ein.

Bei meiner Ankunft war Radlof noch nicht aus dem Bade zurückgekehrt. Er hoffte in Ems Heilung seines Augenübels. Ich hatte ihm bisher hülfreiche Hand geleistet bei seinen

---

hatte er schon einmal in Bösingfeld gepredigt und wird als ein begabter Jüngling geschildert. Der Vater ist hier über ein halbes Jahrhundert Lehrer gewesen und hat nicht nur als Schulmonarch sondern auch als Ortsbürgermeister das Scepter zu führen gewußt. Früher im Wohlstande lebend ist er nachher durch eigenes Verschulden, wie man sagt, herabgekommen und am 3. Dec. 1840 gestorben.'

Druckſachen, ſeiner ausführlichen Schreibungslehre, die noch das Jahr in Frankfurt erſchien, und ſeinem Muſterſaal aller deutſchen Mundarten. Ich hatte ihn fleißig beſucht und ihm oft vorgeleſen; auch war ich ſonſt für ihn thätig geweſen: ohne mich hätte er nie eine Vorleſung zu Stande gebracht. Ich hatte nie etwas dafür in Anſpruch genommen. Auf ſeinen Wunſch ſollte ich ihm jetzt näher ſein; er überließ mir eine von ſeiner Wohnung geſonderte Stube. Ich zog ein und glaubte nun auf alte Art mit dem Manne weiter verkehren zu können. Bald ſtellte ſich heraus, daß das nicht möglich war. Er nahm einen ganz anderen Ton gegen mich an und obſchon ſeine zunehmende Erblindung mich zum Mitleid und zur Geduld ſtimmte, ſo wurde doch mein Verhältniß zu ihm täglich unerträglicher und ich gab es nach einigen Wochen auf.

Schon ſein Mißtrauen hätte manchen anderen in den erſten Tagen beſtimmen können, allen Verkehr abzubrechen. Radlof glaubte immer, man würde ihm ſeine Aufzeichnungen ſtehlen. Dieſe lagen in mehreren Kiſten verpackt, waren aber dermaßen ſchlecht und mit Abkürzungen geſchrieben, daß ſie außer ihm niemand gebrauchen konnte. Er glaubte aber auch, man ſtähle ihm ſeine Ideen, und ſchimpfte und tobte über viele, die das bereits gethan haben ſollten.

Er war ein wunderlicher Menſch, ſowol in wiſſenſchaftlicher als geſelliger Beziehung: aus Feigheit beſcheiden und kriechend höflich, aus Hochmuth übermüthig und grob. Seine oft heftigen Äußerungen begleitete er mit einer trotzigen Stellung des Körpers, er trat einen halben Schritt zurück, und ſtand dann da, den Oberkörper etwas zurückgebogen, mit der grünen Brille auf den Augen und dem großen grünen Schirme auf dem Kopfe wie ein alter Römer in Gottſched's ſterbendem

Cato. Fast alle, mit denen er früher im Verkehre stand, hatten ihn nach seiner Ansicht schlecht behandelt oder bestohlen. Am wüthendsten war er über Bernd, damals noch Bonner Bibliotheks-Secretär. Dieser nannte sich 'Verfasser von Campe's Wörterbuch', und Radlof glaubte das viel mehr zu sein. Ging auch Bernd zu weit, wenn er sich Verfasser nannte, so hatte doch Radlof viel weniger Recht dazu. Das Verhältniß beider zu Campe und seinem Wörterbuche hat dieser in der Vorrede zum 1. Th. 1807. S. VI. klar genug dargelegt. Radlof eiferte fortwährend gegen Bernd, und es war sehr ergötzlich, daß er in einem letzten Ausfalle gegen ihn seinen Zweck verfehlte: in der Vorrede zur Schreibungslehre ist gerade in dem Worte Bernd ein Druckfehler, es steht Band. Als Radlof das sah, da rief er mit sittlicher Entrüstung: 'ist mir der — doch wieder durchgegangen!'

Anmaßend und ausfällig wie im Leben war er es auch in seinen Schriften. Kein Wunder, daß er auf gleiche Weise bedient wurde. Jacob Grimm schrieb mir später, 10. Aug.: 'gegen einen andern dortigen Professor, ich meine Radlof, habe ich mich so eben öffentlich wehren, d. h. seine Gemeinheit von mir abwehren müssen. Das ist ein elender Patron und Erzpedant.'

Radlof's Lebensende ist sehr beklagenswerth. Fast erblindet wurde er pensioniert, zog nach Berlin und starb dort fast vergessen. Selbst der Nekrolog der Deutschen, der doch mit 1823 schließt, weiß nichts von ihm, nur die Hall. Allg. Lit. Zeitung meldet, daß er im December 1824 in Berlin gestorben ist.

Meine Beziehungen zur Bibliothek hatten sich unterdessen geändert. Ich bezog eine kleine Besoldung, diese war aber in einen Freitisch verwandelt. Wäre der Freitisch einigermaßen

gut gewesen, so hätte ich mir die Änderung schon gefallen lassen können, er war aber so schlecht, daß wir eines schönen Tages, ich voran mit dem Corpus delicti auf der Schüssel, zum Rector magnificus durch die Straßen Bonns wallfahrteten und uns beschwerten. Es half nichts. Ich gab den Freitisch auf, blieb aber als Freiwilliger auf der Bibliothek.

Meine Studien über Volkslieder setzte ich den Sommer eifrig fort. Meine Freunde besorgten mir aus ihrer Heimat manches hübsche Lied; Karl Reuter verschaffte mir eine Sammlung aus dem Rheingau und Peter Adams eine von der Mittelmosel. In Poppelsdorf und Kessenich sammelte ich selbst. Der Kessenicher Pastor, sehr gefällig und musikkundig, setzte mir die Noten dazu. Als ich ihn zu Ende des Sommers wieder einmal besuchte, sagte er: 'Sie haben mir eine schöne Geschichte angerichtet! Seitdem die Mädchen glaubten, sie könnten ihrem Pastor mit dem Singen eine Freude machen, waren sie jeden Abend unter meine Fenster gekommen und hatten mir so den ganzen Sommer was gesungen, bis ich mir denn endlich diese Concerte höflichst verbitten mußte.' — Um die weite Verbreitung des deutschen Volksliedes darzuthun und den noch immer poetischen Zusammenhang aller germanischen Völker nachzuweisen, hatte ich die Lieder von den Königskindern gesammelt. Ich besaß sie schwedisch, dänisch, holländisch und hochdeutsch in vielen Lesarten und seit meiner letzten Reise auch niederdeutsch; um Bonn herum hatte ich vier verschiedene Melodien entdeckt.

Unterdessen erhielt ich zwei Briefe von Henriette. Der eine inliegende war am Tage des Abschieds geschrieben. Was sie mir hatte sagen wollen und in Gegenwart anderer nicht sagen konnte, erfuhr ich nun brieflich. Sie sprach sich offen

und theilnehmend aus: 'O daß Sie mir den schönen Glauben: Ihre Gefühle für mich nur für freundschaftliche zu halten, nehmen mußten!'.... 'ein schönes Leben wartet Ihrer noch — jetzt müssen Sie Ihre Empfindungen bekämpfen, um Ihrer und meiner Ruhe willen, — beide leiden wir darunter — und die Welt ist lieblos in ihrem Urtheil über uns, ich habe dies schon schmerzlich erfahren, — der Gedanke, wie schuldlos unser Umgang immer war, gab mir bisher die Kraft, das Gespräch der Menschen gering zu achten. — Wenn Sie wieder ganz ruhig und glücklich sind, dann schenken Sie der Frau, in die Sie jetzt ein so hohes Vertrauen setzen, Ihre freundschaftliche Erinnerung, und sei'n Sie überzeugt, daß meine Achtung für Sie nie abnehmen wird, und mich nichts so erfreuen kann als wenn ich vernehmen werde, daß Sie glücklich sind.'

Was Henriette für sich und mich wünschte, suchte ich zu erfüllen, und so ward unsre Freundschaft uns beiden eine frohe Erinnerung und blieb es für immer.

Kaum war der Sommer verschwunden, so erwachte wieder meine Reiselust. Ich wanderte nach Coblenz und von dort die Mosel hinauf bis Trier. Unterwegs kehrte ich bei alten Bekannten ein, besuchte einige Geistliche und sah ihre Bücher durch und fand sogar Gelegenheit, in Kues an der Mosel die Bibliothek des Cardinals Nicolaus de Cusa zu durchstöbern.

In Trier machte ich längeren Halt. Der Bibliothecar Prof. Wyttenbach*) war die Liebe und Güte selbst. Er machte es nicht wie so manche Bibliothecare, die unter dem Vorwande sie selbst herauszugeben, einem alle seltenen, merkwürdigen Drucke

* Johann Hugo Wyttenbach starb den 22. Juni 1848 in hohem Alter.

und Handschriften vorenthalten. Er theilte mir Alles mit und freute sich, daß er etwas für die Stadtbibliothek gerettet oder sonst erworben hatte, das für meine Zwecke von großem Nutzen war. Ich verweilte längere Zeit und war sehr fleißig: unter anderem schrieb ich den Theophilus ab, der damals schon durch Feuchtigkeit sehr gelitten hatte und an mehreren Stellen schwer zu lesen war. Die Abende war ich meist in Gesellschaft mit einigen Beamten von der Regierung, die mit mir gleiche politische Gesinnung und gleiche Wünsche für Deutschlands Freiheit und Einheit theilten.

Erst in der Mitte Octobers setzte ich meine Reise fort. Ich hatte die Absicht, die Weinlese in der Pfalz mitzumachen, die sollte ja, wie man mir immer erzählte, die ergötzlichste sein.

Es war ein heiterer Herbsttag. Meine Freunde begleiteten mich bis zum nächsten Dorfe. Dort tranken wir noch ein Schöppchen zum Abschied. Ich wanderte dann allein wohlgemuth weiter. Nach einigen Stunden kam ich in einen Wald. Ein furchtbares Gewitterschauer zog heran und es wurde so dunkel, daß ich kaum den Weg sehen konnte. Unter Blitz und Donner ergoß sich ein gewaltiger Regen. Ich war bald durchnäßt, und als ich aus dem Walde herauskam, sah ich in der Ferne Lichter. Ich verfolgte den schlüpfrigen Weg und erreichte endlich Hermeskeil. Da mußte ich nun erst noch in meinem traurigen Zustande einen langen Weg durch das Dorf gehen, ehe ich das Wirthshaus fand. Ich trat ein und begehrte ein Bette und Abendessen. Die Leute waren sehr freundlich und erfüllten mein Begehren; sie trockneten meine Kleider und ich lag im Bette ganz munter und es schmeckte mir sehr gut.

Am andern Morgen zog ich weiter in den rauhen Hochwald. Durch stetes Fragen suchte ich mich immer auf dem

rechten Wege zu erhalten. Da erblickte ich endlich in der Ferne Birkenfeld mit seinem Bergschlosse. Ich ließ mich nieder auf einen Stein und freute mich an der schönen Aussicht. Bald war ich am Orte selbst. Im Gasthofe erkundigte ich mich sofort nach Reinwald. Der Herr Regierungs-Assessor, hieß es, wohnt auf dem Schlosse. Ich schickte jemanden hinauf und ließ mich anmelden. Der Bote brachte die Antwort: ich wäre ihr willkommen. Reinwald kannte ich schon aus meiner Knabenzeit, als ich mit meinen Eltern in Göttingen war, wo er eben damals die Rechte studierte. Später sah ich ihn wieder bei meinen Verwandten, als er eben sein Buch: 'Napoleons Bau und Sturz'*) geschrieben hatte, das viel Aufsehen machte. Er empfing mich auf das Freundlichste und wußte mich dermaßen zu fesseln, daß ich so bald nicht wieder fortkommen konnte. Jeden Tag wollte ich abreisen, aber immer hieß es: 'Das Wetter ist zu schlecht, bleib nur noch!' Freilich war es das auch, wir hatten immer Nebel oder Regen oder heftigen Wind. So blieb ich denn über vierzehn Tage. Wir lebten von aller Welt geschieden, nur zweimal besuchte uns ein ehemaliger Rheinbundofficier, der die Feldzüge in Spanien mitmachte und jetzt oldenburgisches Wartegeld bezog. Nur Einmal machten wir gegen Abend einen Ausflug und besuchten einen von den wenigen Freunden Reinwald's. Wir waren uns genug.

Reinwald war eine stattliche Erscheinung: sein entschiedener Charakter sprach sich schon in seiner festen Körperhaltung aus, mehr noch durch diesen schwarzhaarigen Römerkopf mit der hohen Stirn und den dunkelen Augen. Er war in den Rechten

*) Napoleons Bau und Sturz. Von J. G. R. Philalethes. Braunschweig, Vieweg 1814.

und Staatswiſſenſchaften ſehr bewandert und hatte in den Kreis ſeiner Studien auch die Cultur- und neuere Geſchichte gezogen. Er war klaren, ſcharfen Verſtandes und konnte in ſeiner Unterhaltung geiſtreich, ſogar witzig ſein. Aus ſeinem entſchiedenen Freiſinn machte er kein Hehl und ſprach ſich ſehr frei aus über die traurigen Zuſtände, die ſich damals in Deutſchland vorbereiteten. Wir laſen die damals nur noch einzige freiſinnige Zeitung: 'die Neckarzeitung'. Um unſern beiderſeitigen Groll über manche Dinge der Gegenwart auszulaſſen, ſchrieben wir Artikel, die wir dann einige Tage nachher zu unſerm Vergnügen gedruckt leſen konnten. Um uns nach Tiſche die Zeit zu vertreiben, gingen wir auf den öden weiten Schloßboden, ſtellten zwei oder drei leere Flaſchen in einiger Entfernung auf, und ſo viel dann getroffen wurden, mußten Abends getrunken werden. Auch hatten wir manchen Spaß mit dem Sprachrohre. Wir redeten Leute in weiter Entfernung an, die dann meinten, es ſchalle eine Stimme vom Himmel: 'Bekehre Dich! kniee nieder und bete!' was denn der arme Sünder auch that. Den 18. October wollten wir ganz beſonders feiern. Durch einen furchtbaren Schuß ſollte der Officier benachrichtigt werden. Wir legten das Sprachrohr zum Fenſter hinaus nach der Richtung wo der Officier wohnte. 'Nun, ſagte ich zu R., halt einmal! Ich werde durchſchießen — das ſoll er doch gewiß hören!' — Ich ſchoß, das Sprachrohr platzte in tauſend Stücke, die Splitter flogen uns um den Kopf herum. Wir kamen mit dem Schrecken davon.

Reinwald war meiſt ernſt, oft ſogar ſehr ernſt und mitunter auch verſtimmt. Letzteres kam wol aus ſeinen amtlichen Verhältniſſen: er lebte mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Regierungs-Präſidenten Hannibal Fiſcher (dem nachmal. Flotten-Fiſcher)

in schlechtem Einvernehmen und äußerte mehrmals, daß er über kurz oder lang seinen Abschied nehmen würde. Auch unbefriedigter Ehrgeiz mochte etwas Antheil daran haben. Im J. 30 wurde er Rath, aber nach zwei Jahren nahm er seinen Abschied und lebte seitdem am Rhein. Wir sahen uns nie wieder.

Die Weinlese war längst vorbei, da wanderte ich durch den Donnersberg Heidelberg zu und von dort die Bergstraße entlang über Darmstadt nach Mainz.

Sonntags den 5. November stand ich in der Dämmerung an der Mainspitze. Ich rief in Einem fort: Hol über! hol über! Kein Ferge erbarmte sich mein. Da warf ich mich nieder und lehnte mein Ohr an den Ufersand um zu lauschen. Richtig, ich hörte Tritte. Endlich kamen Schifffuhrleute mit vielen losen Pferden, sie wollten auch nach Mainz. Ich bat sie mich mitzunehmen. Um durch die Furten zu kommen, mußte ich mich auf ein Pferd setzen, ich ritt wie auf einer Latte, die Rückenknochen des Pferdes ragten hoch empor. Die Fähre kam bald, wir fuhren hinüber und ich ging nach Mainz hinein. Hinter dem Thore rief mich die Schildwache barsch an: 'Hat er sein Wanderbuch schon abgegeben?' Ich sagte: 'Lieber Freund, sagen Sie mir doch mal, wo wohnt denn der Premierlieutenant von Kittlitz?' — 'Ich bin von seiner Compagnie — er wohnt in Castel in der Caserne.' 'Danke schön!' Ich ging immer Wege.

Da ich Kittlitz gar noch nicht kannte und auch den weiten Weg nicht mehr gehen mochte, so kehrte ich zu den 'Drei Kurfürstenkronen' ein. Ich trank einen Schoppen, und weil es noch zu zeitig war zum Essen, spazierte ich nach Castel hinüber. Ich fragte auf dem Casernenhofe nach Herrn von Kittlitz. Ja, sagte ein Soldat, da wo es so dunkel ist, da wohnen die

Herren Officiere, es ist keiner zu Hause. Ich will mal sehen, ob ich nicht den Burschen finde.' Richtig, er brachte ihn, und ich bestellte nun, der Herr Lieutenant möchte in die Drei Reichskronen kommen, es erwarte ihn ein Freund.

Ich kehrte nun in meinen Gasthof zurück und fand die lange Tafel ziemlich mit Gästen besetzt. Ich nehme auch daran Platz und bestelle mir zu essen. Da sage ich beiläufig dem Oberkellner: 'Sie haben doch ein Zimmer für mich bereit gemacht?' — 'Thut mir sehr leid — wir können Sie nicht aufnehmen.' — 'Wie so?' — 'Thut mir sehr leid — wir haben keinen Platz.' — 'Nun, dann schaffen Sie Platz — ich gehe jetzt nicht mehr fort.' — Plötzlich öffnet sich die Thüre und Kittlitz tritt ein. Er ladet mich sofort ein, bei ihm zu wohnen. Ich schlage das aus, erzähle ihm aber, wie es mir hier geht. Er ruft den Oberkellner, wechselt einige Worte mit ihm, und — Platz ist sofort für mich. Kittlitz kann nur kurze Zeit bleiben und verspricht morgen mich abzuholen.

Mir zur Linken saß ein Mann, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Es war ein Braunschweigscher Pferdehändler der meine Eltern kannte. 'O, sagte er, ich habe Ihre Unterhaltung mit dem Kellner gehört. Wenn wirklich kein Platz gewesen wäre, so hätte ich Sie gebeten, auf meinem Zimmer vorlieb zu nehmen.'

Kittlitz, ein höchst liebenswürdiger, gemüthlicher Mensch, bereitete mir einige angenehme Tage in Mainz bei sich und seinen Freunden. Den ersten Morgen war ich bei ihm. Er zeigte mir etwas von seiner Liebhaberei: ein großes Buch, darin waren unsere heimischen Vögel von seiner Hand hübsch und getreu nach dem Leben gezeichnet und zierlich ausgemalt; zu jedem Vogel hatte er alles Bemerkenswerthe hinzugeschrieben,

des Vogels Lebensweise, seinen Haushalt, sein Bleiben oder Wandern u. dergl. — Ich lernte durch ihn mehrere tüchtige Männer kennen, die wie er beseelt waren für die Idee einer freien volksthümlichen Entwickelung des deutschen Volkes. Freilich durfte man damals von solchen Dingen nur unter zuverlässigen Freunden sprechen, so weit war es bereits gekommen: in Mainz tagte die Central-Untersuchungs-Commission und wohnte in den 'Drei Reichskronen'. Kein Wunder, daß mein Erscheinen den Herren sehr bedenklich war und der Kellner gemessene die Weisung erhielt, mich baldigst zu entfernen. Jeder im schwarzen Rocke und mit einem Schnurrbarte galt damals für einen höchst gefährlichen Menschen, dem man das Schlimmste zutraute.

Ich benutzte nun zur Weiterreise das Postjachtschiff. Ich fand eine hübsche Gesellschaft. Nach einiger Zeit unterhielt ich mich mit einem Manne, der mir vielseitige Kenntnisse zu besitzen schien. Ich kam auf Volkslieder zu sprechen. Da ergab sich denn, daß er eine an ihn gerichtete Anfrage nicht beantwortet hatte — er entschuldigte sich, es war Achim von Arnim. Natürlich wurde jetzt meine Theilnahme für ihn lebendiger und mit auch meine Unterhaltung. Ich wunderte mich aber doch über die große Ruhe, die mich an einem so entschiedenen Romantiker gar sehr befremdete.

Das Schiff legte in Boppard an, wir stiegen aus. Arnim versprach mir einen Besuch in Bonn. Ich ließ mich von einem Hausknechte ins Kloster führen, wo ich in einer treffenden Familie, an deren Sohn ich empfohlen war, noch einen frohen Tag verlebte.

Am 10. November kehrte ich nach Bonn zurück. Ich bezog sofort meine neue Wohnung, Spitalgasse Nr. 341. beim

Musicanten Mohr. Linde hatte sie bis jetzt inne gehabt und sie mir empfohlen, er konnte doch als Privatdocent nicht in der Spittelgasse wohnen. Ich war sehr zufrieden mit meinem stillen kleinen Stübchen und dem noch kleineren Kämmerchen, noch mehr mit den braven Leuten, die wirklich mit einer seltenen Aufmerksamkeit für mich bedacht waren.

Zu den alten Schätzen, die ich dem Glück und guten Freunden verdankte, brachte ich von der Reise noch neue: alte Bücher, Handschriften, Urkunden und Volkslieder und sogar ein in Holz geschnitztes schönes Crucifix.

Ich entwickelte jetzt eine lebendige Thätigkeit: ich dichtete, las, sammelte, studierte, machte Abschriften, schrieb Briefe und stöberte in der Bibliothek umher. Die Studentenwelt war mir sehr fern gerückt. Ich hatte nur mit einigen näher befreundeten etwas Verkehr. Es war auch nothwendig für meine Studien und meine Person. Die Verdächtigungen erstreckten sich auf das Geringste in unseren mündlichen und schriftlichen Äußerungen. Niemand mehr war sicher. Hatte doch selbst der Universitäts-Bevollmächtigte v. Rehfues sich schon im Sommer geäußert: 'Ich kann es gar nicht begreifen — ich werde gerade auf diejenigen fortwährend aufmerksam gemacht, welche die tüchtigsten und gesittetsten auf der ganzen Universität sind.' Drei meiner näheren Bekannten waren bereits in eine Untersuchung gezogen, die später sehr traurige Folgen hatte*).

Unsere Statuten waren schon im letzten Winter von Hand zu Hand gewandert, niemand glaubte sie bei sich in sicherem Verwahrsam. Endlich geriethen sie auch an mich. Ich versteckte

*) S. die zusammengestellten Acten im 3. Hefte der 'Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit' (Lpz. Barth 1831).

sie in einem Kamin, wo sie vielleicht noch heute geborgen sein mögen. Den letzten Anschlag im Sommer, worin zu einer allgemeinen Burschenversammlung eingeladen war, hatte der dicke Pedell mit dem Worte abgerissen: 'Renommage!' Die Versammlung kam nicht zu Stande. Unsere sogenannte Allgemeinheit hatte sich selbst aufgelöst, ehe die Behörden dagegen einschritten.

Es wäre sehr interessant, wenn einmal das Bonner Matrikelbuch der beiden ersten Jahre des Bestehens der Universität gedruckt würde! Schwerlich hat irgend eine deutsche Universität in einer und derselben Zeit so viele Zöglinge gehabt, die nachher einen so bedeutenden Antheil an allen Bestrebungen, Richtungen und Leistungen im Gebiete der Litteratur und Wissenschaften so wie in der Politik genommen haben. Damals schienen dieselben Menschen alle Ein Herz und Eine Seele zu sein: es war mir, als ob sie alle nur Ein hohes, herrliches Ziel verfolgen könnten, als ob sie einst ihre schönsten Kräfte dem Vaterlande und seiner freiheitlichen Entwickelung, seinem Ruhm und seiner Ehre widmen müßten. — Kaum waren die einen ins Staatsleben eingetreten, kaum hatten die anderen einen selbständigen Beruf erlangt, so waren sie sich entfremdet oder gar feindselig gegen einander. Viele schlugen in das Gegentheil um von dem was sie früher zu sein oder werden zu wollen schienen: sie wurden Aristokraten, Feudale, Absolutisten, Reactionäre, Ultramontane, Convertiten, Pietisten, Mönche und Gott weiß was Alles noch.

Ich will nun ein Verzeichniß einiger der Bonner Studenten meiner Zeit folgen lassen mit denen ich in näherer Beziehung stand oder die mir mehr oder weniger persönlich bekannt waren. Die meisten sah ich später wieder.

Ich werde bei jedem Namen den Tag der Immatriculation hinzufügen und eine Angabe deſſen was jeder im öffentlichen Leben war oder noch iſt, ſo weit ich es habe ermitteln können. Eine Abſchrift des Matrikelbuches von ſeinem Anfange an (5. Nov. 1818) bis zum 24. Febr. 1821 hat mir der Herr Univerſitäts-Pedell Opitz angefertigt und durch Herrn Stud. Gerhard Rüther von Höxter zukommen laſſen.

Adams, Peter. 20. Dec. 18.
Advocat-Anwalt in Coblenz.

Arndt, Carl Moritz. 29. Sept. 19.
Forſtrath bei der Regierung zu Trier.

Arndts, Ludwig. 28. Oct. 20.
Prof. der Rechte zu München ſeit 1839.

Baumeiſter, Joſeph. 12. Nov. 18.
ſ. Geſch. der geheimen Verbindungen der neueſten Zeit 3. Heft (Lpz. 1831) S. 30. ff.

Benkard, Philipp. 20. April 19.
Stadtamtmann zu Frankfurt a. M.

Böcking, Eduard. 20. Oct. 20.
Prof. der Rechte zu Bonn ſeit 1833.

Boldemann, Wilhelm. 30. Oct. 20.
† in Griechenland als Philhellene.

Booſt, Carl. 20. Dec. 18.
Dr. Med. zu Cochem, Mitglied der pr. National-Verſ. 1848.

Carſtädt, Bogislav. 25. Oct. 20.
Paſtor zu Schönbrunn, Diöc. Lauban.

Colonius, Heinrich. 24. Oct. 19.
† 1858. Rechts-Anwalt und Notar zu Neuwied.

Conings, Carl v. 20. April 19.
Notar in Düſſeldorf.

Daniels, Alexander v. 15. Dec. 19.
Kronſyndicus, Geh. Ober-Tribunals-Rath und Prof. der Rechte zu Berlin.

Deycks, Ferdinand. 2. Nov. 20.
Prof. der Philologie an der Akademie zu Münſter.

Dieffenbach, Friedrich. 5. Mai 20.
† 1847. Prof. der Medicin zu Berlin ſeit 1840.

Eichacker, Ludwig. 15. Juni 19.
Lebt zu Bonn.

Ebenich, Joſeph. 3. Dec. 18.
Prof. der Philoſophie zu Breslau ſeit 1826 und Ober-Bibliothecar.

Foßler, Theodor. 6. Nov. 18.
Wurde katholiſch und ſpäter Franciscaner, bekannt unter dem Namen Pater Henricus.

Frashof, Karl. 12. Nov. 18.
Profeſſor, erſter Oberlehrer am Gymnaſium zu Düſſeldorf.

Frashof, Julius Werner. 25. Oct. 20.
evang. geiſtlicher und Schulrath bei der Regierung zu Köln ſeit 1841, Dr. Theol.

Froote, Caspar v. 15. Oct. 19.
erſter General-Advocat beim Rhein. Appellations-Gerichts-hofe zu Köln.

Hagenbach, Carl. 23. Oct. 20.
Prof. der Theologie zu Baſel ſeit 1828.

Hagnauer, Gottlieb. 5. Nov. 18.
Prof. an der Cantonſchule zu Aarau.

Hammer, Franz. 22. Juni 19.
Friedensrichter zu Coblenz.
Harleß, Hermann. 5. Nov. 18.
† 1842. Oberlehrer am Gymnasium zu Herford.
Haupt, Anton. 29. April 19.
† 1835. Bürgermeister zu Wismar.
Heine, Harry (später Heinrich). 11. Dec. 19.
† 1856. Lebte in Paris seit 1830.
Hengstenberg, Wilhelm. 18. Nov. 19.
Prof. der Theologie zu Berlin seit 1826.
Högg, Franz Xaver. 19. April 19.
Director des Gymnasiums zu Arnsberg.
Jarcke, Ernst. 9. Sept. 19.
† 1852. Wurde katholisch. Rath in der Hof- und Staatscanzlei zu Wien 1832—48.
Kopp, Benedict. 8. Juni 19.
† 1858. Friedensrichter zu Coblenz seit 1834.
Liebig, Justus. 16. Oct. 20.
Prof. der Chemie zu München seit 1852.
Linde, Justin. 15. Mai 19.
seit 1850 Liechtensteinischer Bundestagsgesandter, vorher (1836—48) groß. hess. Staatsrath.
Menzel, Wolfgang. 28. Mai 19.
seit 1825 in Stuttgart.
Merrem, Gerhard. 20. April 19.
Landgerichts-Präsident in Bonn.
Mönnich, Bernhard. 1. Juni 19.
Rector des Gymnasiums zu Heilbronn.
Müffling, Ferd. Eduard v. 18. Juni 19.
Geh. Regierungs-Rath in Erfurt 1843, später in Berlin.

Müller, Johannes. 21. Oct. 19.
† 1858. Prof. der Anatomie und Physiologie zu Berlin seit 1833.

Reiler, Friedrich. 26. Oct. 20.
Präsident des Kreis- und Hofgerichts in Mannheim.

Nicolovius, Heinrich. 22. April 20.
Kammergerichts-Rath zu Berlin.

Parrius, Gustav. 31. Oct. 20.
Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln.

Potworowski, Gustav v. 7. Oct. 19.
Gutsbesitzer im Posenschen.

Saggé, Eduard. 27. Oct. 19.
† 1836. Prof. der Rechte zu Bonn.

Reuter, Carl. 3. Nov. 20.
Medicinalrath zu Wiesbaden.

Rousseau, Johann (Baptist). 15. Mai 20.
s. Meyer's Conv.-Lexikon 2. Abth. 6. Bd. S. 469.

Rankel, Eduard v. 25. Oct. 19.
Landrath des Neuwieder Kreises zu Heddesdorf.

Schadt, Elias. 1. Mai 19.
Kreisgerichtsrath zu Neuwied.

Schindler, Dietrich. 6. Nov. 18.
Landammann in Glarus.

Schopen, Ludwig. 20. April 19.
Prof. und Gymnasial-Director zu Bonn.

Schweder, Gustav. 21. Mai 19.
Prediger an der Nicolaikirche in Berlin.

Sichel, Joseph. 10. April 19.
s. Gesch. der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit (Lpz. 1831) S. 6. ff.

Simrock, Karl. 20. Dec. 18.
Prof. der deutschen Sprache und Litteratur zu Bonn seit 1850.

Solms-Braunfels, Ferdinand Erbprinz zu. 27. April 19.

Solms-Braunfels, Bernhard Prinz zu. 27. April 19.

Solms-Laubach, Otto Graf zu. 8. Nov. 18.

Solms-Laubach, Reinhard Graf zu. 8. Nov. 18.

Stramp ff, Heinrich Leopold v. 9. Mai. 20.
Erster Kammergerichts-Präsident zu Berlin.

Sulzer, Heinrich Theodor. 23. Mai 19.
Unter-Staats-Secretär im Ministerium des Innern zu Berlin.

Türk, Johann. 27. Oct. 19.
Professor in Rostock, abgesetzt in Folge des Rostocker Hochverraths-Prozesses.

Wentzel, August, 30. Nov. 19.
† 1860 zu Berlin. Appellationsgerichts-Präsident zu Ratibor.

Werne, Ferdinand. 19. April 19.
1840 bei der Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nils.

Wilberg, Friedrich. 15. Nov. 18.
† 1852. Director des Gymnasiums zu Essen seit 1845.

Durch meine vielen Reisen hatte sich die Zahl meiner litterarischen Freunde sehr vermehrt und in dem Maße auch mein Briefwechsel. Auch in Köln hatte ich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Ich hatte den Regierungsrath Freiherrn Werner von Haxthausen besucht und war mehrere Tage

bei ihm. Er wohnte im Hause seiner Schwester, dem einzigen Kölns, das noch an die Stadtmauer lehnte, ganz in der Nähe des Bayenthurms. Es war sehr geräumig, nur wenige Zimmer waren bewohnt; in den meisten lagen oder standen alte Bücher, Handschriften, Urkunden, Gemälde, Glasmalereien, Holzschnitte, Alterthümer und Kunstsachen aller Art. Hier führte Harthausen mit seinem Freunde, dem Staatsprocurator Leist, und einem alten Bedienten, Namens Petermann, ein echtes Junggesellenleben.

Außer des Mittags sahen wir uns oft gar nicht. Zu Langerweile war übrigens für mich gar keine Gelegenheit. Ich arbeitete fleißig und hatte auch meine Gänge. So war ich oft bei Eberhard von Groote, der damals eben mit der Ausgabe des Tristans von Gottfried von Straßburg beschäftigt war. Groote besaß selbst Handschriften und hatte manche sich zu leihen. Er war so freundlich, mir mehrere auf einige Tage anzuvertrauen. So unterhielt ich mit ihm durch das Holen und Zurückbringen einen lebhaften Verkehr.

So war mir denn das Junggesellenleben ganz willkommen: ich konnte allein sein und war doch auch wieder nach Belieben in Gesellschaft. Wenn wir Mittags zusammen speisten oder Abends auch wol mal alle drei zu gleicher Zeit uns einfanden, dann war unsere Unterhaltung die heiterste von der Welt. Harthausen erzählte gerne von seinen Reisen und seinen hohen Verbindungen u. dgl. und schien es dann mit der Wahrheit nicht immer zu genau zu nehmen. Er war in die Dörnbergsche Verschwörung verwickelt gewesen und nach Schweden und von da nach London geflohen. In London wollte er als Dr. Albrock medicinische Praxis ausgeübt haben. Leist meinte: 'Ich hätte ihm keinen Canarienvogel zur Heilung anvertrauen mögen.' Er

nahm es uns übrigens auch gar nicht übel, wenn wir ihm nicht Alles glaubten. — Er wollte auch ein großer Kunſtkenner und Alterthumsforſcher ſein. Er verwechſelte da nur den Beſitzer mit dem Kenner und Forſcher. Er war aber immer höchſt liebenswürdig, auch wenn er ſtritt, und es fiel uns nie ein, ihm irgend ein Verdienſt ſtreitig zu machen. Er hatte allerdings viel geſehen und kennen gelernt, und Manches in der Welt erfahren, hatte es aber in den meiſten Dingen nur zu einem anſtändigen Dilettantismus gebracht. Er ſteckte voll von Plänen und Entwürfen, ohne je etwas auszuführen. Er beſaß eine Sammlung neugriechiſcher Volkslieder, die ihm ein Grieche in Wien geſchenkt hatte. Es wäre zeitgemäß geweſen, ſie damals herauszugeben. Doch er konnte kein Neugriechiſch und hatte auch keine Ausdauer mehr es zu lernen, und ſo unterblieb die Sache. Auch ſprach er viel von ſeinen weſtfäliſchen Volksliedern, die er herausgeben wollte, er kam nie weiter damit, als daß er uns gewiſſe Anfänge öfter vorſang und immer dieſelben.

Leiſt wollte dagegen nur ſein was er war: ein fleißiger gewiſſenhafter Beamter und braver gemüthlicher Menſch. Er wußte von manchen Dingen viel, that aber nie als ob er etwas wüßte. Er verſtand viel von Muſik, ſpielte ziemlich gut die Geige und hatte die Grundregeln des Generalbaſſes inne. Er componierte einige meiner Lieder, und ſetzte mir die Melodien auf, die ich ihm vorſang, und freute ſich, wenn er mich erfreut hatte. Wir lachten oft herzlich um die Wette, wenn er oder ich eine hübſche Geſchichte erzählte. Wenn er einen recht lieb hatte, ſo hätte es einem mit ihm gehen können, wie es ihm mit ſeiner Mutter ging. Als er aus dem Feldzuge glücklich heimkehrte zu ſeiner Mutter, gab dieſe ihm vor lauter

Freude einen tüchtigen Backenſtreich: 'Junge, biſt Du es denn wirklich!'*)

Zuweilen fanden ſich noch zu unſerem Mittagsmale zwei Gäſte ein: Freiherr von Oeynhauſen und Dr. Reil, zwei ſehr eigenthümliche Leute. Der erſte beſchäftigte ſich viel mit Naturwiſſenſchaften und Poeſie, trieb abendländiſche Sprachen und dichtete. Wir hatten zwar ſpäter mehr Verkehr mit einander, trotzdem blieb ich über ihn im Unklaren.

Klarer war mir Dr. Reil, Sohn des berühmten Halliſchen Profeſſors. Er lebte in Köln als Arzt ohne ärztliche Praxis und hatte es ſich zur Lebensaufgabe gemacht zu ermitteln, welchen Einfluß das Eſſen auf den menſchlichen Körper habe. Er hatte eine Wage in ſeinem Zimmer angebracht, und zu beſtimmten Stunden jedes Tages zog er ſich nackt aus, ſetzte ſich auf die Wage und verzeichnete dann das Gewicht. Wie lange er das fortgeſetzt und welche Ergebniſſe er erzielt hat, habe ich nie erfahren. Er begleitete mich ſpäter von Köln bis Düſſeldorf, und dann haben wir uns nie wieder geſehen.

Die Ausflüge nach Köln wiederholte ich öfter, ſie thaten mir wohl und waren mir förderlich in meinen Studien.

Um dieſe Zeit hatte ich auch ziemlichen Verkehr mit Dr. Conrad Schwenck. Er war leidend und meiſtens verſtimmt. Ich weiß nicht, woher das kam. Vielleicht hatte ſeine Stellung Antheil daran: er war der Erzieher eines jungen Holländers, van Amerongen. Dieſe Verſtimmung konnte zuweilen ſehr unangenehm werden. Einmal gingen wir auf den Höhen zwiſchen Poppelsdorf und Keſſenich. Da ſetzt ſich mein lieber Schwenck

*) 1843 war Leiſt noch Appellationsgerichts-Rath zu Köln, ſeitdem Geh. Ober-Reviſions-Rath zu Berlin. Er ſtarb zu Wriezen a. d. O. 17. Auguſt 1845.

auf einen Stein. Nach Verlauf längerer Zeit bitte ich ihn, aufzuſtehen und weiter zu gehen. Er antwortet ruhig: 'Ich bleibe ſitzen.' Die Sache wird mir denn doch endlich zu arg und ich rede ihm etwas derbe zu: da wird er flott, mir aber war alle Luſt vergangen, je wieder mit ihm einen weiten Spaziergang zu machen.

Eine andere Geſchichte hätte mich mit ihm beinahe für immer entzweit. Ich hatte ihm ſchon lange einen Abendbeſuch zugedacht und meinte, der Silveſterabend eigne ſich gut dazu, er müſſe aber etwas anfahren laſſen.

Gut. Ich komme zur beſtimmten Zeit. Schwenck hat mehrere Flaſchen von dem Bonner Landwein (dem gewöhnlichen 'rude Wing') auf den Tiſch ſtellen laſſen und etwas kalte Küche. Der gute Wille iſt da. Wir trinken, ſtoßen mit einander an, ſchenken ein und trinken, ſchwatzen und ſingen, und trinken. Da ſcheint mir endlich der viele ſchlechte Wein es lange gut genug gehabt zu haben. Ich ſtelle die Flaſchen der Reihe nach auf den Tiſch, volle und leere, nehme das Rappier aus der Ecke und mache nun Kunſthiebe auf die Flaſchen. Natürlich fliegen alle nach und nach, auch die mit ihrer vollen Ladung auf den Boden und zerſplittern. Dann laſſe ich die Teller und Lichter hinterdrein tanzen. Endlich werfe ich noch den Ofen um und ſinge:

Da hatten Roms Krieger
Den blutigen Lohn,
Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon!
Vivallerallerallera

und ziehe davon.

Wie das ſo Alles ſich entwickelte, wußte ich den anderen Tag nicht mehr. Nach einiger Zeit traf ich Schwenck. Er

Freude einen tüchtigen Backenstreich: 'Junge, bist Du es denn wirklich!'*)

Zuweilen fanden sich noch zu unserem Mittagsmale zwei Gäste ein: Freiherr von Oeynhausen und Dr. Reil, zwei sehr eigenthümliche Leute. Der erste beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaften und Poesie, trieb abendländische Sprachen und dichtete. Wir hatten zwar später mehr Verkehr mit einander, trotzdem blieb ich über ihn im Unklaren.

Klarer war mir Dr. Reil, Sohn des berühmten Hallischen Professors. Er lebte in Köln als Arzt ohne ärztliche Praxis und hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu ermitteln, welchen Einfluß das Essen auf den menschlichen Körper habe. Er hatte eine Wage in seinem Zimmer angebracht, und zu bestimmten Stunden jedes Tages zog er sich nackt aus, setzte sich auf die Wage und verzeichnete dann das Gewicht. Wie lange er das fortgesetzt und welche Ergebnisse er erzielt hat, habe ich nie erfahren. Er begleitete mich später von Köln bis Düsseldorf, und dann haben wir uns nie wieder gesehen.

Die Ausflüge nach Köln wiederholte ich öfter, sie thaten mir wohl und waren mir förderlich in meinen Studien.

Um diese Zeit hatte ich auch ziemlichen Verkehr mit Dr. Conrad Schwenck. Er war leidend und meistens verstimmt. Ich weiß nicht, woher das kam. Vielleicht hatte seine Stellung Antheil daran: er war der Erzieher eines jungen Holländers, van Amerongen. Diese Verstimmung konnte zuweilen sehr unangenehm werden. Einmal gingen wir auf den Höhen zwischen Poppelsdorf und Kessenich. Da setzt sich mein lieber Schwenck

*) 1843 war Leist noch Appellationsgerichts-Rath zu Köln, seitdem Geh. Ober-Revisions-Rath zu Berlin. Er starb zu Wriezen a. d. O. 17. August 1845.

auf einen Stein. Nach Verlauf längerer Zeit bitte ich ihn, aufzustehen und weiter zu gehen.. Er antwortet ruhig: 'Ich bleibe sitzen.' Die Sache wird mir denn doch endlich zu arg und ich rede ihm etwas derbe zu: da wird er flott, mir aber war alle Lust vergangen, je wieder mit ihm einen weiten Spaziergang zu machen.

Eine andere Geschichte hätte mich mit ihm beinahe für immer entzweit. Ich hatte ihm schon lange einen Abendbesuch zugedacht und meinte, der Silvesterabend eigne sich gut dazu, er müsse aber etwas anfahren lassen.

Gut. Ich komme zur bestimmten Zeit. Schwenck hat mehrere Flaschen von dem Bonner Landwein (dem gewöhnlichen 'rude Wing') auf den Tisch stellen lassen und etwas kalte Küche. Der gute Wille ist da. Wir trinken, stoßen mit einander an, schenken ein und trinken, schwatzen und singen, und trinken. Da scheint mir endlich der viele schlechte Wein es lange gut genug gehabt zu haben. Ich stelle die Flaschen der Reihe nach auf den Tisch, volle und leere, nehme das Rappier aus der Ecke und mache nun Kunststiebe auf die Flaschen. Natürlich fliegen alle nach und nach, auch die mit ihrer vollen Ladung auf den Boden und zersplittern. Dann lasse ich die Teller und Lichter hinterdrein tanzen. Endlich werfe ich noch den Ofen um und singe:

Da hatten Roms Krieger
Den blutigen Lohn,
Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon!
Vivallerallerallera

und ziehe davon.

Wie das so Alles sich entwickelte, wußte ich den anderen Tag nicht mehr. Nach einiger Zeit traf ich Schwenck. Er

war wüthend, das wäre doch zu arg gewesen! Seine Wirthin habe mit ihrer Freundin unten gesessen und gemüthlich einen Neujahrskuchen verzehren wollen. Da wäre aber oben ein solcher Scandal losgebrochen, daß sie wahre Todesangst ausgestanden, sie hätten geglaubt, das Haus wäre zusammengestürzt. — 'Nun, nun, so arg ist es wol nicht gewesen! Beruhigen Sie sich! Ich habe ja nur schließlich einige Kunststücke gemacht.' — 'Schöne Kunststücke! Ich habe mehrmals scheuern lassen, und die Spuren des Rothweins und der Glasscherben sind noch nicht verschwunden.' — 'Beruhigen Sie sich! Ich habe einen Katzenjammer von Ihrem schlechten Rothwein davon getragen.' — Ich tröstete mich, hatte er mir doch neulich auf dem Berge eine solche Angst bereitet, daß ich es noch immer nicht vergessen konnte.

Wir schieden, als ich bald Bonn verließ, ganz freundschaftlich, sahen uns aber nie wieder.

In einem damals von ihm herausgegebenen Buche schließt er seine Zueignung: 'wenn mich der liebe Gott zu meinem Zeitvertreiben noch länger leben läßt.' Ob er sich später noch öfter so geäußert hat, weiß ich nicht, an Zeit hat es ihm nicht gefehlt. *)

Auf die stürmische Silvesternacht folgte recht bald für mich ein milder sonniger Tag. Am 8. Januar entdeckte ich in der Bonner Universitäts-Bibliothek auf dem Innern der Holzdecken, welche den schlechten Papierhandschriften der Summa Theologiae des Thomas de Aquino als Einband dienten, schön geschriebene Pergamentblätter aus Otfrid's Evangelienbuche. Meine Freude

*) Er starb als Conrector emeritus 14. Februar 1864 zu Frankfurt a. M. Er war geboren zu Lich 21. Oct. 1793.

war gränzenlos: ich lief ſofort mit einem Bande zu Welcker, zeigte ihm meinen Fund und bat um Erlaubniß die Blätter abzulöſen. Er meinte, Herr Prof. Kaſtner der Chemiker müſſe das am beſten verſtehen und der war denn dazu auch bereit. Die Ablöſung wurde leider nicht ſo ausgeführt wie ſie mir ohne alle chemiſche Kenntniſſe gelungen wäre. Die Folge davon war, daß manche Buchſtaben auf dem Deckel zurückgeblieben waren.

Ich faßte nun den Entſchluß, das Ganze herauszugeben. Was ich über die Handſchrift ermitteln konnte, wollte ich in der Vorrede mittheilen. Nach einiger Zeit war ich darüber im Klaren. Joh. Clauberg zu Duisburg hatte im Jahre 1657 einige Werke des Thomas de Aquino in 5 Bänden der dortigen Univerſität geſchenkt. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts waren nur noch 5 vorhanden. Das Innere der Holzdecken war mit Pergamentblättern beklebt geweſen. Von dieſen fanden ſich nur 3 Folioblätter noch vor, im Ganzen 6 ganze und 6 halb durchgeſchnittene Quartſeiten. Auf den leeren Holzplatten waren hie und da nur Schriftabdrücke zurückgeblieben. Unerklärlich muß es erſcheinen, daß ein Mann wie Clauberg von dieſen alten Blättern nichts bemerkt hat. Clauberg war ein ſehr gelehrter und ſeiner Zeit berühmter Mann. Er hatte ſelbſt eine Ars etymologica Teutonum e Philosophiae fontibus deriuata zu Duisburg 1663 herausgegeben, ein Büchlein, das Leibnitz werth hielt, es ſeinen Collectanea etymol. einzuverleiben. Und ſollte derſelbe Clauberg, von dem ſein Lebensbeſchreiber Henning rühmte: Linguam germanicam supra quam dici potest amabat, excolebat et nulli linguarum cedere credebat, ſollte der gar nichts vom Otfrid gewußt haben? Freilich hört alles Wundern auf, wenn man bedenkt, daß dieſe prachtvollen Bruchſtücke über anderthalb

hundert Jahre in einer öffentlichen Bibliothek unbemerkt liegen konnten!

Nachdem ich eine genaue saubere Abschrift angefertigt, die Abweichungen des Schilter'schen Textes hinzugefügt und die Vorrede vollendet hatte, sah ich mich nach einem Verleger um. Wilberg meinte, sein Freund vom Bruck wäre wol geneigt, den Verlag zu übernehmen, er wolle mit ihm sprechen. Zu den beiden schon 1818 gegründeten Buchhandlungen von Weber und Marcus war nämlich eine dritte hinzugekommen; man sagte, es sei nur eine Commandite von Büschler in Elberfeld, sie hätte aber ihre eigene Firma: C. vom Bruck. Wilberg benachrichtigte mich bald und wir gingen zusammen zu vom Bruck. Ich zeigte ihm mein Manuscript, er meinte jedoch, zu einem Buche wäre es zu wenig, ich sollte noch etwas dazu thun. Er hatte bisher nur Sortimentsgeschäft und eine Leihbibliothek, er wollte nun auch Verlag haben und bei mir den Anfang machen. Wir wurden einig über Format, Druck und Papier und Honorar: er bewilligte 2 Louisd'or.

Ich fügte nun noch eine 2. und 3. Abtheilung hinzu. Die 2. enthielt Auszüge aus einer Trierer Hs.: Interlinearversion der Psalme aus dem 12. Jahrh., die ich eben vollständig abgeschrieb. Als 3. Abtheilung gab ich ein Bruchstück aus dem mnl. Roman Renout van Montalbaen. Die Vorrede dazu machte ich mit einer Übersicht aller mir bekannt gewordenen Denkmäler der mittelniederländischen Dichtung. Der Druck begann sofort. Die Correctur machte mir unsäglich viel Mühe, jeder Bogen beschäftigte mich fast vier Stunden. Auf meinen Wunsch, ein Blatt Facsimiles der drei Handschriften dem Büchlein beizulegen, ging vom Bruck bereitwilligst ein. Leider war die dortige Steindruckerei in dergleichen Dingen noch sehr un-

erfahren, die Ausführung ging langsam von statten und entsprach am Ende doch nur sehr mäßig unseren Erwartungen. Dadurch verzögerte sich die Erscheinung meiner Schrift um einige Wochen und konnte erst gegen Mitte Aprils versendet werden.

Ich war bis zu meiner Abreise bald allein, bald mit Wilberg öfter bei vom Bruck. Wir unterhielten uns viel über Buchhandel und Schriftstellerei und erzählten uns auch wol allerlei lustige Geschichten. Vom Bruck erschien mir als ein gemüthlicher Gesellschafter und ein ruhiger, verständiger Geschäftsmann. Ob er große buchhändlerische Pläne hatte, trug er wenigstens nicht zur Schau, seine buchhändlerischen Geschäftskenntnisse schienen mir auch nicht absonderlicher Art zu sein, auch merkte ich nie, daß er wol noch dereinst zu einer großen staatsmännischen Laufbahn bestimmt sein könne. Ich müßte sehr unwahr sein, wenn ich heute behauptete, daß ich damals an vom Bruck Tiefe des Gemüths, Schärfe des Verstandes, ein grübelndes, bedächtiges Wesen, eine gewisse Unbefriedigtheit und Unruhe in seinen kleinen Verhältnissen und dgl. verspürt hätte. Freilich suchen Andere einen natürlichen Übergang vom kleinen Buchhändler und Leihbibliothecar in Bonn zum Begründer und Director des Lloyd in Triest und sagen dann wie das kleine Brockhaus. Conversations-Lexikon 'er benutzte seinen Aufenthalt in Bonn, um staatswissenschaftliche Collegia zu besuchen.' Alles nicht wahr. Er dachte an keine Collegia, sondern war froh, wenn er Abends seine Geschäfte beendet hatte und seinen Laden schließen konnte. Und es war gewiß seine Herzensmeinung, wenn er mir auf ein Stammblatt schrieb:

Das größte Glück im Leben
und der reicheste Gewinn
ist ein guter leichter Sinn.

Später mag ihn die Unzulänglichkeit seiner Mittel und buchhändlerischen Kenntnisse, der bisher schlechte Erfolg und die bedeutende Concurrenz in seinem Geschäfte verstimmt haben, so daß er eines Tages den Entschluß faßte und aussprach, Alles aufzugeben. Bald hörte ich: vom Bruck ist verschwunden.

Während ich so mich sprachlich und litterarisch beschäftigte, sammelte und ordnete ich zugleich meine Gedichte in der Absicht, sie recht bald herauszugeben. Anfang Februars unterhandelte ich mit Joh. Peter Bachem, der erst seit 1818 sich als Buchhändler in Köln niedergelassen. Er hatte, um leichter Verlag zu betreiben, eine Druckerei angekauft. Wir waren bis auf das Honorar ganz einig, und endlich auch über dies: ich sollte 3 Friedrichsd'or nach Beendigung des Druckes und noch 4 dann, wenn 200 Exemplare verkauft wären. Mit den Lettern war ich aber gar nicht zufrieden, und wenn mich nicht die Aussicht auf etwas Reisegeld gereizt hätte, so wäre wol das Ganze unterblieben. Die Druckereien in Bonn und Köln waren damals sehr erbärmlich: wenn auch etwas auf dem besten Papiere gedruckt war, so sah es immer unsauber aus; auch der Schnitt der Lettern war geschmacklos. Sehr ergötzlich schien es mir deshalb, wenn Bachem sich brieflich äußerte: 'ich weiß, daß Erzeugnissen des Genius ein gewisser Glanz nicht mangeln darf.'

Noch vor Ende März war meine kleine Gedichtsammlung unter dem Titel:

Lieder und Romanzen. Herausgegeben von H. Hoffmann von Fallersleben. Köln, 1821. 108 SS.

Ich mußte 'herausgegeben' sagen, weil mehrere Über-

ſetzungen holländiſcher Volkslieder darin waren und auch einige Gedichte meiner Freunde Henneberg und Krawinkel.

Die Zueignung war eigenthümlich: 'Dir', auf der Rückſeite die Worte des von Singenberg, Truchſeſſen von St. Gallen:

Sol ich niht ersingen wan der liute haz,
Sô gezimt der guoten wol an sælden und an êren
Daz si mir ersezze daz.

Mit dem 'Dir' hatte ich es aber nicht gemacht wie Griepenkerl mit ſeinem 'Ihm'; der verſah damit eins ſeiner Dramen und ſendete es dann verſchiedenen Fürſten. Mein 'Dir' war wirklich nur an Eine gerichtet und dieſe Eine nahm es freundlichſt auf. Deshalb durfte ich nicht weiter beſorgt ſein, wol aber wegen des großen Publicums, zumal ich ſelbſt bald einſah, daß vieles beſſer ſein müßte. Ich war in meinem poetiſchen Schaffen noch lange nicht fertig, viel zu unfrei, ich kämpfte noch zu ſehr mit der Form, und im Streben nach Volksthümlichkeit vernachläſſigte ich jene, und ſo erreichte ich denn nur ſelten ein in Form und Stoff vollendetes Ganze.

Es war ſehr voreilig von dem Halleſchen Recenſenten (ALZ. 1821. Nr. 277), bei mir von einer 'angebildeten Manier' zu ſprechen; ich hatte mehr eine Manie gute Gedichte zu machen, als die Manier, Fehler und Albernheiten der Romantiker nachzuahmen.

Nach einem halben Jahre hätte ich gern mein Büchlein zurückgenommen und für mich behalten. Ich fühlte wol, wie ſehr mein Freund Krawinkel Recht hatte. Seine letzten Worte waren: 'Productivität, nur freilich noch nicht durch die Preſſe.' Doch — es war einmal gedruckt und ich tröſtete mich

nach dem alten Satze: 'Wenn man schwimmen lernen will, muß man ins Wasser gehen.'

Die letzte Zeit meines Bonner Aufenthalts schrieb ich mir noch mehrere Handschriften ab theils zu meinem Studium, theils zu künftiger Bearbeitung und Herausgabe. So vollendete ich noch die Abschrift des Trierer Williram und der Interlinearversion der Psalmen.

Ich hatte bereits viel Stoff gesammelt und hielt es für zweckmäßig, Manches davon zu veröffentlichen. Ich sprach auch mit Werner v. Haxthausen darüber, und um ihn zur Theilnahme zu bewegen, bot ich ihm die Mit-Herausgeberschaft an. Er war dazu geneigt und wollte Manches beisteuern, unter Anderm geistliche Lieder aus dem Gesangbuche der Katharina Regis. Er wendete sich an seinen Freund Reimer in Berlin, und dieser erklärte sich bereit, das Werk zu verlegen, wir sollten die Subscribenten sammeln — von Honorar war so viel ich mich erinnere gar keine Rede. Wir ließen eine Ankündigung drucken, worauf 10 Nummern; Subscriptionspreis für 24 Bogen in Octav $1^1/_6$ ℛ mit Noten und Schriftproben. Das Buch sollte im Sommer 21 erscheinen unter dem Titel:

Westphälische Beiträge zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Herausgegeben von Werner v. Haxthausen und H. v. F.

Da ich bald merkte, daß mir allein die ganze Arbeit zufallen würde und ich bald noch Besseres zu geben Gelegenheit hatte, so ließ ich die Sache auf sich beruhen, zumal ich mit der geringen Anzahl Subscribenten — ich hatte auf meinen Reisen nur 36 gesammelt — nicht vor Reimer hintreten mochte.

Um diese Zeit ward mir noch eine große Freude zu Theil: Welcker besuchte mich. Er war auf dem Wege nach Düsseldorf, um von dort Recruten nach Mainz zu holen. Er hatte sich

dieſen Auftrag erbeten, um eben unterwegs ſeinen naturhiſtor ſchen Studien nachgehen zu können. Er führte ſeine klei Vogelflinte bei ſich und ſchoß Vögel, die er noch nicht abgema und beſchrieben hatte. — Wir waren recht fröhlich beiſamm und niemand ahndete, daß wir uns ſobald nicht wiederſeh würden. Er überließ mir ſeinen alten grauen Mantel, der m nachher auf der Reiſe nach Trier und von da durch die Ei nach Köln gute Dienſte that. Dann ſchrieb er mir noch eini Zeilen zum Andenken:

Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben, u wer Holz ſpaltet, der wird davon verletzet werden. Pr. S lomo 10, 9.

Dein Freund F. Heinrich von Kittlitz.

Bonn den 14. März 1821.

Er war dann noch bis 1831 Premier-Lieutenant i 34. Regimente, und ſpäter auf weiten Reiſen, im ruſſiſch America, Mikroneſien, Kamtſchatka ꝛc. Wir haben uns leid bis jetzt noch nicht wiedergeſehen.

In und mit Bonn war ich endlich fertig und verließ e am 11. April. Ich reiſte abermals die Moſel hinauf un blieb in Coblenz, und hie und da, wo fröhliche gaſtfreie Leut mich aufnahmen. Mein Hauptziel war zunächſt nach Trie Wyttenbach hatte ſich bisher ſo überaus freundlich gegen mic bewieſen, daß ich von ſeiner Güte eine Benutzung der Bibliothe hoffen durfte wie ich ſie nur wünſchen konnte. Und ich täuſch mich nicht. Alle deutſchen Handſchriften ſah ich ein; was mi irgend für meine Zwecke werth ſchien, verzeichnete ich un machte Auszüge. Bei dieſen Beſchäftigungen und im heiterſte Verkehre mit alten Freunden und Bekannten waren vierzeh Tage ſchnell vergangen.

In jeder Hinsicht befriedigt setzte ich meine Reise fort, es mochte gegen die Mitte des Mais sein. Ich wollte quer durch die Eifel nach Köln, ohne Bonn zu berühren. Mitten in der Eifel begegnete mir eine hübsche Geschichte. Ich kam eben aus einem Dorfe, da überraschte mich ein Schneeschauer. Ich stand nicht vor einem Walde, der mir ganz zauberisch vorkam: auf den jungen lichtgrünen Buchenblättern lag blendend weißer Schnee und eine dicke hellblaue Rauchwolke zog über den Weg. Ich ging näher und gewahrte um ein Feuer herum einen Haufen Kerle in gewöhnlicher Bauerkleidung mit allerlei Waffen, Flinten und Degen. Ich dachte schon unter eine Räuberbande geraten zu sein. Ich grüßte freundlich, trat ans Feuer und schlug meinen Mantel ab, um den Schnee abzuschütteln, entfaltete ihn und wollte ihn trocknen. Da begann der stattlichste unter ihnen ein Gespräch mit mir. 'Wo kommen Sie denn her?' — 'Von Trier.' — 'So. Was haben Sie denn da gemacht?' — 'Meine Freunde besucht.' — 'Wer sein die Herren?' — 'Herren von der Regierung.' — 'So. Können Sie sich denn legitimieren?' — 'O ja! Hier! lest die Briefe!' — 'Lesen können wir nicht.' — 'Wozu wollt Ihr denn überhaupt wissen?' — 'Es ist heute Landesvisitation, und wer sich nicht ausweisen kann, den müssen wir zum Burgemeister bringen.' — 'Nun, Ihr könnt doch wol denken, wenn ich ein böses Gewissen hätte, so würde ich doch wahrhaftig nicht zu euch gekommen sein.' — 'Ja, lieber Herr, wir können Ihnen nicht helfen, Sie müssen mit zum Burgemeister.'

Zwei Kerle wurden mir nun zur Begleitung mitgegeben. Sie führten mich in einen Ort, der ganz weit rechts von der Straße ablag. Alle meine Vorstellungen und Bitten waren umsonst.

Als wir ins Dorf kamen, sprang ein Mädchen quer über den Weg und rief: 'Wat hât ihr denn da wieder für e Vögel gefungen?'

Der Herr Bürgermeister war nicht zu Hause, der Schreiber mußte auch erst geholt werden. Nachdem ich ihm einige Papiere gezeigt, schien ich ihm zwar nicht weiter verdächtig, aber er war seiner Sache doch nicht so recht sicher. Da trat ein Böttticher herein, der unten im Hause wohnte. Er hatte mich erkannt, als mich meine kriegerische Begleitung die Treppe hinauf in die Schreibstube führte. 'O, sagte der, den Herren kenne ich — der ist zu Ostern auf der Wiese zu Zell mit dem Herrn Adams von Merl gewesen — da waren sie recht vergnügt.' — Jetzt war aller Zweifel beseitigt. Ich bat um etwas Vesperbrot. Das wurde mir freundlichst verabreicht, und als ich nach meiner Schuld fragte, wollte man durchaus nichts nehmen. Ich wurde nun wieder auf meinen Weg gebracht und erreichte in der Dämmerung Daun.

In Köln fand ich wieder die alte freundliche Aufnahme bei Haxthausen und Leist. Ich lebte nach alter Art bei ihnen und mit ihnen drei Wochen, immer guter Dinge: ich arbeitete viel, schrieb Briefe und dichtete. Bei meinen Wanderungen durch die Stadt sah ich mir manche Alterthümer und Kunstsachen näher an, und war öfter im Dome. Unangenehm war und blieb es jedoch für mich, daß ich mich in der großen, wühligen, hie und da wüsten Stadt nie zurecht finden konnte. Es war für mich zu Vieles vorhanden an das ich mich nie gewöhnen konnte: die krummen, engen Gassen, die alle Augenblicke ihre Namen wechseln, der Schmutz und Kohlenstaub, die vielen häßlichen Gesichter, die einem damals begegneten, so wie die vielen zerlumpten, schmierigen Bettler, das ewige Glocken-

gebimmel und das Geknarre der schwer beladenen plumpen zweirädrigen Wagen. Ich war mitunter recht froh, wenn ich auf meinem Zimmer sitzen oder im Garten, der freilich sehr verwildert war, spazieren gehen konnte.

Drei Wochen waren bereits vergangen. Ich hatte immer noch auf etwas Geld von den Meinigen gewartet, es kam nichts. Da lieh ich mir ein paar Friedrichsd'or von Leist und erhielt dazu noch 4, das Honorar von Bachem, so daß ich nun etwa 6 hatte. Damit wollte ich nach Holland und Gott weiß wohin noch reisen! Es fehlte mir weiter nichts als ein Paß. Den wollte mir Haxthausen vom Polizeipräsidenten v. Struensee schon besorgen. Dieser aber war gar nicht dazu geneigt, ich sollte durchaus deshalb nach Bonn zurückkehren, und das wollte ich nicht. Viele Handschriften und Bücher gab ich Haxthausen in Verwahrsam, es waren darunter auch sämmtliche bei Everaerts erschienene Volksbücher. Von allen diesen Sachen habe ich nie etwas wieder bekommen. Wahrscheinlich wurden sie nach Haxthausens Tode (er starb zu Würzburg 4. Mai 1842) verkauft, die Frau Gräfin hatte nämlich später den zum Theil sehr werthvollen Büchernachlaß ihres Mannes an Jos. Baer in Frankfurt a. M. verhandelt.

Den 7. Juni reiste ich von Köln ab. Dr. Reil begleitete mich bis Düsseldorf. Den Abend vor Pfingsten (9. Juni) traf ich in Crefeld ein. Ich wußte, daß dort Nolte, ein Göttinger Universitäts-Freund, Hauslehrer war. Ich erkundigte mich und erfuhr es auch bald. Die Stadt war damals noch klein, ein Landstädtchen, wol kaum mit einem Drittel seiner jetzigen Einwohnerzahl, das Finden war leicht. Nolte empfing mich sehr herzlich, konnte mich zwar bei sich nicht aufnehmen, wollte aber daß ich als sein Gast die Pfingsten über

blieb, ich mußte im Gasthause schlafen und war den Tag über bei ihm. Es waren frohe Tage, die wir zusammen verlebten. Herr Heinrich Scheibler*), ein reicher Bandfabricant, war ein fein gebildeter Mann. Er hatte viele Reisen gemacht, viele Kunstsammlungen besucht und mit vielen Künstlern verkehrt, besonders in Italien. Er wußte sehr anziehend zu erzählen. Unvergeßlich aber ist mir sein wunderbares Spiel auf der Mundharmonica geblieben. Das waren Klänge, die aus einer anderen Welt herübertönten, wie ein geheimer Zauber tief in die Seele drangen. So etwas hatte ich noch nie gehört; ich war so mir selber entrückt, daß ich wie verzaubert da saß.

Einige Tage nach dem Feste setzte ich meine Reise fort und ging über Xanten und Cleve nach Nimwegen. Als ich mich der holländischen Gränze näherte, fürchtete ich Paßunannehmlichkeiten. Ich traf gerade eine leere Heffenkarre und bat den Fuhrmann mich aufzunehmen. Er hatte nichts dawider. Ich legte mich auf den Bauch der Länge nach ins Stroh und fuhr gemüthlich und unbehelligt über die Gränze. Als ich die Anhöhe erreicht, die Holland von Deutschland scheidet, wurde ich durch eine prachtvolle Aussicht überrascht: die Waal schlängelte sich wie ein breiter Silberstreifen durch das Land, und Nimwegen von ihr umspült, das nächste Ziel meiner Reise, lag mit seiner Cathedrale hell von der Sonne beleuchtet vor mir.

---

*) Er war geboren zu Montjoie 11. Nov. 1777 und starb zu Crefeld 20. Nov. 1837. Er war auch ein bedeutender musicalischer Theoretiker: seine schönen Entdeckungen auf dem Gebiete der Akustik fanden allgemeine Anerkennung. Vgl. Nekrolog der Deutschen 1837. S. 994—997. — Von ihm ist wahrscheinlich die Melodie zu dem einst sehr beliebten Liede: O liebliche Laute, du süße Vertraute!

Ich war nun in Holland und mußte mich bequemen, holländisch zu sprechen. Ich hatte Manches gelesen und manche Wörter und Wendungen mir gemerkt, aber die eigentliche Umgangssprache war mir völlig fremd. Da half nun weiter nichts als fröhlich und wohlgemuth sich drein finden und holländisch sprechen. Schon am nächsten Abend bot sich mir eine schöne Gelegenheit dar. Ich kam nach Amerongen, sah am Eingange des Dorfes ein hübsches Wirthshaus, kehrte ein und hoffte dort zu übernachten. Die Frau Wirthin erklärte mir aber auf meine freundliche Anfrage sehr unfreundlich: 'Das geht nicht — für Euch ist hier kein Nachtquartier!' Empört warf ich ihr vor den Genever das Geld zu den Füßen und ging weiter. Ich mußte nun mit einer gewöhnlichen Kneipe vorlieb nehmen. Ich bestellte Essen und spazierte, noch immer sehr aufgeregt, im Zimmer auf und ab. Der Holländer mit dem Hut auf dem Kopfe saß am Tische, meine Unruhe war ihm sehr widerwärtig. Zu verschiedenen Malen sprach er mich an: 'Neem dats, als u belieft!' — Ich antwortete jedesmal: 'Dank u wel.' Endlich als das Essen kam, setzte ich mich. Er wurde jetzt neugierig und wollte doch gerne wissen, was für einen Gast er beherbergte. Er fing an zu fragen, und ich erzählte ihm nun von meinen Fußreisen, vom Rhein und von der Mosel, von den Bergen, dem Weinbau und dergl. Der Mann staunte, als ob er etwas aus der anderen Welt erzählen hörte. Es war unterdessen spät geworden und große Müdigkeit trat bei mir ein, ich wünschte zu Bette. Da führte mich der Wirth in die Kammer und zeigte mir ein Loch in der Wand, dort sei mein Bette. Ich kroch hinein und merkte wohl, daß ich Schlafkameraden hatte, die ich aber nie gesehen habe, denn als ich des Morgens aufwachte, waren sie ver-

ſchwunden. Ich bat um Waſchwaſſer. Da wies mich der Wirth auf den Hof an den Brunnen. Ich wuſch mich, frühſtückte, bezahlte und ging meiner Wege.

Die hübſche Übung im Holländiſchſprechen wurde wieder etwas unterbrochen. In Utrecht gerieth ich unter Landsleute, deutſche Studenten vom Niederrhein, die hier als reformierte Theologen Stipendien hatten. Einer derſelben Namens Müller hatte mich in Bonn kennen gelernt. Ich wohnte einige Tage bei ihm und konnte bequem meine Zwecke verfolgen.

Ich beſuchte den Profeſſor der niederländiſchen Litteratur und Beredtſamkeit, Herrn Simons. Der Mann war ganz erſtaunt, als er hörte, daß ich auf einer litterariſchen Reiſe begriffen ſei: 'Mein Herr, es iſt nicht Gebrauch in unſerem Lande, eine litterariſche Reiſe zu machen.' Dieſe Worte waren der Willkomm aus dem Munde eines Profeſſors, von dem ich erwarten durfte, daß er ſich über mein Unternehmen freuen und es unterſtützen würde. Im Laufe des Geſprächs merkte er wol, daß er es nicht mit einem jungen Abenteurer und litterariſchen Stromer zu thun hatte, und wollte zeigen, daß ihm die alte niederländiſche Sprache und Litteratur nicht fremd ſei; das waren aber ſo allgemein bekannte Dinge, die jeder wiſſen konnte. Als er mich mit dem Klaas Kolijn auf das Glatteis führen wollte, mußte ich herzlich lachen; daß die von G. van Loon 1745 prachtvoll herausgegebene Reimchronik eines Egmonder Mönchs ein untergeſchobenes Werk war, wußte ich ſchon ſeit vielen Jahren. Wir ſchieden als gute Freunde und ſahen uns nie wieder.

Der ſtrebſamſte, kenntnißreichſte unter den deutſchen Studenten war der ſpäter litterariſch bekannt gewordene J. J. Dodt von Flensburg. Ich weiß nicht, was ihn nach Utrecht getrieben

hatte, er war da und blieb da. Er gehörte zu den Leuten, die in eine Lage versetzt sind worin sie sich unbehaglich fühlen und doch nie die Kraft haben, sich herauszureißen, um etwas zu gewinnen das ihren Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen mehr entspricht. Dodt ist später als Schriftsteller recht fleißig gewesen im Gebiete der politischen, Litterar- und Kirchengeschichte Hollands, hat es aber nie weiter gebracht als bis zum Amanuensis der Utrechter Universitäts-Bibliothek. Er starb 1847 und wol nicht ohne dasselbe Gefühl, womit er vor 26 Jahren mir auf das Stammblatt schrieb: 'Ich bin in Holland!'

Utrecht hatte mir wenig Ausbeute gewährt. Meine ganze Hoffnung war und blieb Leiden. Am 22. Juni traf ich dort an. So sehr mich mein Geldbeutel davon abmahnte, so kehrte ich doch in den besten Gasthof ein, in die Sonne auf der breiten Straße. Den ersten Tag speiste ich ganz vornehm Table d'hôte, die übrigen Tage bediente ich mich, wie jener Schulmeister sagte, der Abwesenheit. Gegen Abend trieb mich der Hunger nach Haus, und wenn andere reichlich gespeist hatten, so fand ich mich ein und nahm vorlieb mit Butterbrot und Kümmelkäse zum Thee. Zu meiner Freude war eben Professor van Swinderen aus Groningen auch in Leiden. Er war im Sommer in Bonn gewesen und ich hatte ihm manche Gefälligkeit erwiesen, so daß er mich nun seinen hiesigen Freunden recht warm empfahl. Ich wußte bereits, wie viel für mich zu arbeiten sei. Die Universitäts-Bibliothek bot Manches, das Beste und Bedeutendste aber in ihren alten Handschriften die Bibliothek der Maatschappij der nederlandsche Letterkunde. Auf eine Benutzung ganz nach Wunsch durfte ich rechnen, man kam mir von allen Seiten auf das Freundlichste entgegen.

Am 25. war ich bei dem jüngeren Tydeman zu Mittag eingeladen. Ich traf dort van Swinderen und einige Leidener Professoren. Es war eine heitere Unterhaltung. Man bewies sich zugleich sehr theilnehmend gegen mich und äußerte mehrfach den Wunsch, ich möchte nun recht lange bei ihnen verweilen. Ich wurde sehr ernst und sprach mein Bedauern aus, daß ich diesen Wunsch wol schwerlich erfüllen könnte und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß mich meine geringe Baarschaft zu einem eiligen Rückzuge nöthigen würde. Das Mittagsessen war vorüber. Wir schickten uns an uns zu empfehlen. Da wendete sich Tydeman an mich: 'Es ist hier auch noch ein Landsmann von Ihnen, der wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ist es Ihnen recht, so gehen wir jetzt zu ihm.' — Wir gingen. Die Tischgenossen begleiteten uns. Mein Landsmann, Herr Dr. Salomon freute sich sehr und erkundigte sich theilnehmend nach Allem: 'Wie gefällt es Ihnen bei uns?' — 'Ganz gut. Es thut mir nur leid, daß ich eben jetzt, nachdem ich weiß, was Leiden für bedeutende litterarische Schätze für mich hat, es verlassen muß.' — 'Und warum denn?' — 'Mein Reisegeld reicht nur noch zur Rückreise —' — 'Nun, wenn es weiter nichts ist! Kommen Sie zu mir! bleiben Sie so lange als es Ihnen gefällt.'

Ich war dermaßen überrascht, daß ich kaum etwas darauf zu erwiedern wagte. Die Freunde des Doctors redeten mir zu und ich nahm das überaus freundliche Anerbieten an.

Jene gingen und ich blieb mit meinem neuesten Freunde allein. Sein Sohn Gerhard, ein junger Student kam dazu, und ich wurde ihm vorgestellt als sein künftiger Hausgenosse. Wir waren im besten Gespräche, da traf eine Botschaft ein, der Herr Doctor wurde zu einer Entbindung gerufen. Ich

ich nun mit Gerhard allein, der kein Wort deutsch verstand. Wir unterhielten uns so gut es gehen wollte. Da schellte es. 'Meine Mutter!' rief Gerhard. Ich öffnete die Stubenthür und Mevrouw Salomon stand vor mir, erschrocken über meine Erscheinung und noch mehr, als ich ihr in wenig Worten erzählte, daß mich ihr Herr Gemahl eingeladen hätte, eine Zeit lang bei ihnen zu wohnen, ich wäre ein junger deutscher Gelehrter und nach Holland gekommen, um hier die Denkmäler der alten niederländischen Sprache und Dichtung näher kennen zu lernen ꝛc. Sie hörte sich das Alles an und wußte nichts dazu zu sagen. Daß ohne ihr Wissen, ohne ihre Zustimmung ein so wichtiges, in das ganze Hauswesen tief eingreifendes Ereigniß geschehen konnte, mußte ihr freilich sehr unangenehm sein und sie in die größte Verlegenheit versetzen. Sie zwang sich freundlich zu sein, und ich that als ob ich das gar nicht merkte, und stellte mich ganz heiter und harmlos. Endlich kehrte der Doctor wieder und mit ihm eine scheinbar freundliche Stimmung der überraschten, verlegenen Hausfrau. Ich blieb zum Nachtessen und empfahl mich dann, um den andern Morgen als neues Familienmitglied meinen Einzug zu halten.

So hatte sich Alles plötzlich zum Guten gewendet. Den anderen Morgen bezahlte ich meine Rechnung, ließ meine Sachen in meine neue Wohnung bringen und trat selbst ein. Bald saß ich bei mildem Sonnenscheine unter einem Baume im kleinen Garten und verglich die prachtvolle Leidener Handschrift vom Williram mit der alten Ausgabe des Paulus Merula.

Ich gewöhnte mich bald an die übertriebene Reinlichkeit im Hause, an dies ewige Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten,

Ausklopfen, Fegen und Fittigen, so wie an die pünktlich inne gehaltene Hausordnung.

Des Morgens, jedoch nicht allzufrüh, wurde Thee getrunken und Brot mit Butter und Kümmelkäse dazu gegessen; zuweilen gab es auch Zwiebäcke, die in einem großen blechernen Behältnisse aufbewahrt wurden. Um 12 Uhr wurde Kaffee getrunken. Das war dann gewöhnlich die Zeit, wo sich Verwandte und Freunde besuchten. Um 2 speisten wir zu Mittag. Das Gemüse war jedesmal warm und frisch, so auch die Fische; der Braten jedoch meist kalt, weil er für Eine Mahlzeit zu groß war und dann noch auf mehrere verwendet wurde. Zum Nachtisch gab es gewöhnlich Früchte: Johannes- und Himbeeren mit gestoßenem Zucker, auch wol eingemachten Ingwer oder sonstiges überseeisches Eingemachtes. Abends zwischen 8 und 9 war dann das Nachtessen, meist nur Butterbrot mit Käse und Braten und nachher noch Obst. Der Thee durfte natürlich nicht fehlen. Der Theekessel zischte stundenlang auf den glühenden Torfkohlen.

Ich hatte mich bald ziemlich eingelebt und ich hätte wol für einen heimischen Hausgenossen gelten können, wenn meine Tracht und mein Aussehen nicht zu sehr an die Fremde erinnert hätten: ich war nicht fatsoenlijk, nicht holländisch anständig genug gekleidet. Um mich dem etwas zu nähern, mußte ich den Bart ganz abschneiden und meine Locken abstutzen und trug eine holländische schwarze Sammetmütze und eine eng anliegende blaue Hose. Ich erreichte dadurch zunächst, daß mir die Jungen auf den Straßen nicht nachriefen: kijk eens, de mof!

Ich bewohnte ein geräumiges helles Zimmer im dritten Stock mit einer hübschen Aussicht: ich sah über die Linden der Straße und die Dächer der gegenüber stehenden Häuser weg

auf eine ſtattliche Kirche mit hohen Fenſtern und drüber ein großes Stück Himmel.

Ich arbeitete ſehr fleißig. Die Benutzung der benachbarten Bibliothek der Maatſchappij ſtand mir jeden Augenblick frei, man hatte mir den Schlüſſel anvertraut. Nach und nach holte ich mir alle Handſchriften und alten Drucke und verzeichnete ſie. Das Gedicht von Floris und Blancefloer ſchrieb ich ab und manches andere.

Zunächſt arbeitete ich meine Überſicht der alten niederländiſchen Dichtungen um, die dann van Kampen ins Holländiſche überſetzte und im Konst- en Letterbode 1821 und 22 drucken ließ.

So viel und ſo gerne ich arbeitete, ſo entzog ich mich doch nicht dem geſelligen Verkehre. Ich kam oft ins Wohnzimmer, wenn Frau Salomon Beſuch hatte, meiſt von jungen Mädchen. Unter dieſen war Eliſabeth Kemper, die von dem Augenblicke an, als ich ſie zuerſt ſah, mein ganzes Herz gewann. Niemand durfte ſich darüber wundern, ich am allerwenigſten. Dieſe Schönheit voll Jugend und Anmuth, dieſer jungfräuliche Adel des Gemüths, dieſer helle, feingebildete Geiſt! Es that mir wohl, wenn ich in ihrer Nähe war, und ich ward ſchwermüthig geſtimmt, wenn ich ſie mehrere Tage nicht ſehen konnte. Sie war eine große Freundin der deutſchen Litteratur, ſie ſprach und ſchrieb das Deutſche. So oft ſie bei uns war, gab es Gelegenheit, etwas zu beſprechen und vorzuleſen. So kamen wir auf Hebel's allemanniſche Gedichte, die weder Frau Salomon noch Betty bekannt waren. Ich erklärte ſie ihnen und beide hatten große Freude daran. Das Allemanniſche wurde nun die Sprache meines Herzens, ich glaubte keine ſchönere zu finden, worin ich Betty beſang. Sie hieß von nun an Meieli.

Sagmer Räumer, öbbe Räumer,
Tönt ei Namen au ſo ſüeß,
Tönt ei Namen au ſo liebli,
Wenni Di mi Meili grüeß?

Eithue iſch es, wie die Lüt Di
Almig tauft und g'nennet hen;
Chönne taufe, chönne nenne,
Und au denke was ſie wen.

Land und Leute kennen zu lernen, hatte ich Luſt und Zeit, nur fehlte es mir an etwas Wichtigem, an Geld. Ich war viel zu ſtolz, mir etwas zu leihen. Ich mußte mich alſo mit Einladungen begnügen oder zu Fuß wandern, und in beiden Fällen brauchte ich freilich kein Geld, konnte aber an ein eigentliches Reiſen nicht denken.

Der erſte Ausflug war mit der Familie Salomon nach Katwijk. Der Weg bot wenig Anziehendes dar, der Wagen rollte auf der ſchönen Klinkerſtraße leicht dahin und der Himmel war heiter und wir wie er. Noch ehe wir die kahlen Dünen erreicht hatten, ſahen wir die See. Dieſer erſte Anblick war ein ſehr überraſchender, gewaltiger und blieb ein unvergeßlicher. Wie oft habe ich nachgefühlt was ich damals dichtete:

Ich ſahe die blaue unendliche See,
Wie ward's mir im Herzen ſo wohlig, ſo weh!

Obſchon ſich ſehr bequem und billig mittelſt der Trekſchuiten von einem Orte zum anderen kommen ließ, ſich dazu auch des Tages mehrmals Gelegenheit darbot, ſo mußte ich doch auch auf dies billige Fortkommen verzichten. Nur ein einziges Mal wußte ich mir vortrefflich zu helfen.

Eines ſchönen Sommermorgens wanderte ich nach Haarlem. Zwiſchen den hübſchen Landhäuſern rechts und links an der Straße wurde mir der Weg ſehr kurz. Ich war bald in

der Nähe der Stadt, wo eben ein ſogenanntes Harddraven, ein Wettrennen im Trabe, im beſten Gange war. Ich ſah es mir eine Zeit lang an und wanderte dann weiter. Das Haus der Herren Enſchede war bald erfragt. Ich wurde freundlichſt empfangen. Sie zeigten mir ihre ſtattliche Druckerei und Schriftgießerei, auch viele malayiſche Bücher, welche bei ihnen für die holländiſchen überſeeiſchen Beſitzungen gedruckt werden. Ich mußte bei ihnen zu Mittag ſpeiſen. Während wir noch am Tiſche ſaßen, trat Herr van Kampen ein. Das war mir ſehr angenehm. Ich verabredete mich mit ihm, daß wir nachher noch eine Strecke mit der Trekſchuite zuſammen fahren wollten. Ich blieb noch einige Zeit und nahm dann Abſchied von meinen liebenswürdigen Wirthen. Zu beſtimmter Zeit fand ich mich am Abfahrtsorte ein. Bald kam auch van Kampen. Das Fahrzeug ſetzte ſich in Bewegung und der Capitän ſammelte das Fahrgeld ein. Van Kampen ſuchte ängſtlich in allen Taſchen und konnte kein Geld finden; ich konnte ihm keins vorſtrecken, ich hatte auch keins. Da fiel ihm ein, daß er ja ſeine Frau vergeſſen und daß dieſe die Börſe habe. Es wurde angehalten, van Kampen ſtieg aus und ging nach Haarlem zurück. Ich gab dem Capitän meine ſilberne Bleifeder, die ich erſt einige Tage vorher vom Sohne des Hauſes geſchenkt erhalten hatte, und bat den Capitän, dieſelbe bei Herrn Dr. Salomon abgeben zu laſſen, der würde ihm das Fahrgeld erſtatten. Der Mann ging darauf ein und ich fuhr mit. Unterwegs, in der Nähe von Saſſenheim ſtieg ich aus. Der dortige Bürgermeiſter hatte mich eingeladen und da dort gerade Kirmeß war, ſo ſchien mir die heutige Gelegenheit ſehr paſſend. Kaum war ich einige Schritte gegangen, ſo überraſchte mich ein ſtarkes Regenſchauer, ich kam ganz durchnäßt an. Der

freundliche Wirth ſchaffte ſofort Rath, er brachte mir einen ſeiner Röcke, der meinige mußte trocknen, und bald ſaß ich wie der Doppelgänger des Herrn Bürgermeiſters und rauchte ehrwürdig mit ihm mein Pfeifchen.

Bald ſchien wieder die Sonne. Mein Rock war trocken geworden. Wir machten mit der ganzen Familie einen Spaziergang auf die Kirmeß. Das iſt kein Volksfeſt wie in Deutſchland, nichts erinnert auch mehr an die alten niederländiſchen Kirchweihen, wie ſie uns Teniers ſo meiſterhaft dargeſtellt hat. Buden mit Genever und Honigkuchen, Waffelkuchenwagen, ein Raum zum Tanzen, dazwiſchen junge Burſchen und Mädchen und Kinder, die ſich herumtummeln, mitunter jubeln und ſingen und tanzen — das iſt Alles. Wir ſtellten uns vor eine Bude und ſpielten: ich gewann einen großen Honigkuchenmann und verehrte ihn der Tochter vom Hauſe. Dann wollten wir dem Tanzen zuſehen. War das ein Tanzen! In einem langen Saale auf ebener Erde, vollgepfropft von Menſchen, ſtanden auf einer Bühne vier Muſicanten und ſpielten wie die ärgſten Bierfiedler. Alle Augenblicke kam ein Tanzpaar heran, hüpfte einige Male empor, drehte ſich einige Male wieder herum, und wurde dann von einem anderen abgelöſt. Die Mädchen gingen alle in Schlapppantoffeln, die Abſätze waren mit buntem Leder eingefaßt. Da ſoll einer tanzen! Zuweilen ſangen ſie auch dazu. Eine Melodie blieb mir unvergeßlich. Aber welch ein Text! Es war der Anfang eines van Alphen'ſchen Kinderliedes:

Ach mijn zusjen is gestorven,
Maar eerst dertien maantjes oud,
'k Zag haar in haar doodkist leggen,
Ach, wat was mijn zusjen koud —

und dahinter in wilder Luft

Lapperdi lapperdi lorischi lorischi!
Lapperdi lapperdi lorischa!

Ich habe später darauf ein Storchlied gedichtet: 'Habt ihn noch nicht vernommen?' das jetzt ein Lieblingslied der Kinder geworden ist.

Bald nachher wiederholte ich meine Wanderung nach Haarlem. Die Herren Enschede waren noch freundlicher gegen mich. Ich fragte nun nach alten Büchern. 'Ja, hieß es, auf dem Boden liegen noch mehrere.' Wir gingen hinauf, und es dauerte auch nicht lange, so fand ich einige alte Handschriften, die wichtigste war der Lekenspieghel. Ich wünschte denselben auf einige Zeit zu benutzen, mein Wunsch wurde bereitwilligst erfüllt.

Glücklich über meinen Fund trat ich den Heimweg an. Die Sonne stand schon tief und warf die Schatten der Stacketzäunen weit über den Weg. Ich konnte nicht ausweichen und ward durch dies ewige Spiel von Licht und Schatten endlich geblendet. Ich kehrte wieder in Sassenheim vor. Als ich in die Stube eintrat, bemerkte ich Professor Clarisse von Leiden. Lebend, aber halb blind stürze ich mit meiner Handschrift auf ihn zu: 'Sehen Sie, was ich gefunden habe!' Und in dem Augenblicke werfe ich das Kohlenbecken (komfoortje) mitsamt dem Theekessel um. Die glühende Torfasche lag auf dem Teppich. Da war Holland in Noth! Alle Hände waren thätig, ich half eifrig mit, mich fortwährend entschuldigend. Ruhe und Friede kehrte bald zurück, ja, und zur Belohnung ließ man mich nicht wieder fort.

Minder gut ging es mir bei meinen Ausflügen nach dem Haag. Ich konnte mich doch des Morgens ganz früh nicht

[illegible] und trinken für den ganzen Tag! Der Weg war [illegible] drei Meilen, zwar ganz angenehm, er wollte aber [illegible]. Wenn ich im Haag ankam, ging ich sofort [illegible]chen Bibliothek. Herr C. S. Flament († 1836) [illegible], der noch schlechter holländisch sprach als ich und [illegible] der alten Handschriften nichts verstand, mußte mir diese [illegible]. Ich arbeitete fleißig, aber in einigen Stunden war [illegible] abzumachen. Einmal meinte er, er wolle mich einsperren. [illegible]. das wäre hübsch gewesen, wenn er eine Mahlzeit für [illegible] miteingesperrt hätte. Der Mann war eben nicht un[illegible]ig, aber ich fühlte mich in seiner Nähe unbehaglich. Er [illegible]örte zu den vielen Bibliothecaren, die man dazu gemacht hatte, weil man sie zu nichts weiter auf der Gotteswelt gebrauchen konnte.

Mehrmals wiederholte ich diese Wanderung und erreichte [illegible] ziemlich meine Zwecke.

Außerdem benutzte ich noch jedesmal die Zeit, die mir noch übrig blieb, zu Besuchen.

Damals lebten im Haag zwei Männer, deren nähere Bekanntschaft mir für meine litterarischen Zwecke höchst wichtig schien. Der eine war Clignett, der andere der Reichsarchivar van Wyn.

Jacob Arnoud Clignett († 1828) war damals der älteste holländische Gelehrte, der sich mit der alten niederländischen Sprache und Litteratur gründlich beschäftigt hatte. Die lange Vorrede zu seinem Abdruck des deutsch-lateinischen Theils von Gerhards van der Schueren Teuthonista, den er 1804 herausgab, zeugte von einer ziemlichen Kenntniß der alten Sprache. Erst aus seiner Ausgabe des Esopet, die 1819 erschien, sieht man, daß er gründlicher geforscht hatte, freilich ist er in seinen Bemerkungen und Erklärungen sehr umständlich, nach Art der

früheren classischen Philologen seines Vaterlandes, und zu freigebig mit seiner Belesenheit. Mir war aber damals sein Buch sehr lehrreich und ich hoffte von dem Manne selbst noch guten Rath, manche Nachweisung und Unterstützung. Vertrauensvoll kam ich zu ihm. Er war ernst und wortkarg und zeigte sich nicht im Mindesten bereit zu irgend einer Gefälligkeit. Ich kam über nichts Aufschluß und nichts zu sehen. Der Mann machte einen so widerwärtigen Eindruck auf mich, daß ich es nie wieder wagte, ihn zu besuchen.

Wie anders ging es mir bei dem Reichsarchivar Hendrik van Wijn! Der war die Freundlichkeit selber, ein lieber alter Herr, der mich fast herzlich empfing, wie einen alten Bekannten, und das war ich eigentlich auch: ich hatte schon lange mit ihm Briefwechsel gestanden und früher von ihm seine Avondstunden zum Geschenk erhalten. Ich dankte ihm für seine mehrigen brieflichen Mittheilungen und auch sein Buch, das mir anregend und belehrend für mich gewesen sei. Das freute den alten Herrn, der in seiner runden gedrungenen Gestalt, mit einer Filzkappe auf dem Kopfe, die früher einmal ein Hut gewesen war, sich fast possierlich ausnahm. Er zeigte mir Alles was ich zu sehen wünschte und vieles andere. Wenn ich dann in seiner Bibliothek herumstöberte und etwas fand, worüber ich lachte oder mich freute, und dann auch wol äußerte, daß es einer Besprechung oder neuen Herausgabe werth wäre, so unterließ er nicht, jedesmal zu bemerken: 'daar over zal ik u noch eene verhandeling schrijven.'

Er lebte noch mehrere Jahre († 1832), aber der alte gute Herr, der sich noch so viel zutrauete, hat nichts mehr herausgegeben; seine Anmerkungen über den Jan van Helu erschienen erst nach seinem Tode.

Drei bis vier Mal mochte ich ſo im Haag geweſen ſein und hatte nichts weiter geſehen. Da meinte Profeſſor Reuvens, das ſei doch zu arg! von der Reſidenz des Reichs nichts als die Bibliothek, auch nicht einmal Scheveningen geſehen zu haben. Er lud mich zu einer Spazierfahrt ein. Wir fuhren eines Sonntags hinüber. Mein nächſter Wunſch war, die Gemäldeſammlung kennen zu lernen. Wir verweilten wol eine Stunde vor den Bildern. Sehr angenehm war ich überraſcht, als wir zu den Werken der neueren niederländiſchen Maler kamen; der König hatte hier viele der ſchönſten vereinigt. Um Mittag fuhren wir nach Scheveningen. Es war eben noch Ebbe. Wir ſpazierten am Strande umher. Ich beſtieg eine Düne nach der anderen, weil mir die andere immer höher ſchien. Bald kam die Fluth. Wir gingen in das Wirthshaus am Strande, und während wir ein gutes Mittagsmahl hielten, waren unter unſeren Fenſtern die Schiffe flott geworden und ſtachen wieder in See. In der Dämmerung kehrten wir nach Leiden ganz befriedigt zurück.

Dr. G. Salomon, ein Königsberger von Geburt. Er hatte ſein Vaterland verlaſſen und in Holland ſein Glück gemacht. Er war ein tüchtiger, ebenſo geachteter als beliebter Arzt und beſonders ausgezeichnet als Geburtshelfer (vroedmeester); er hatte ſogar über die Geburtshülfe, dieſen in Holland früher vernachläſſigten Zweig der Heilkunde ein eigenes Werk in holländiſcher Sprache geſchrieben.

So ſehr er ſein altes Vaterland liebte, ſo ging ihm doch nichts über ſein neues, deſſen Land und Leute, Staats- und Rechtsweſen, Bildung, Sitten und Gebräuche er nicht genug zu rühmen wußte. Er war in Denk- und Lebensweiſe, in politiſchen und religiöſen Anſichten durch und durch Holländer

geworden, und man konnte es von ihm nicht erwarten, daß er Deutschland in seiner neuen Entwickelung, in seinem Drange nach Freiheit und Einheit kennen und würdigen sollte. Und dennoch war es ihm den Holländern gegenüber ein angenehmes Gefühl, einen für Deutschland schwärmerisch glühenden Landsmann zu beherbergen, der so eifrig und noch so jung für die ältere holländische Litteratur etwas unternahm, woran kein holländischer Gelehrter bisher gedacht hatte.

Salomon bewies sich recht väterlich gegen mich in allen Beziehungen. Er machte mich mit dem holländischen geselligen Leben bekannt; er fürchtete, daß ich bei meinem lebhaften, mitunter hastigen, offenen Wesen leicht verstoßen könnte, und daß ich bei meinen deutschen Ansichten, Gewohnheiten und Neigungen mich vielleicht spöttelnd und verhöhnend über die holländischen aussprechen möchte. Seine Furcht war umsonst, es gestaltete sich Alles vortrefflich.

Er mußte zu seiner Freude erleben, daß mir alle die alten Herren einen Gegenbesuch machten und daß ich bald mit allen in traulichem Verkehre stand.

Obschon er von der alten niederländischen Sprache und Dichtung gar nichts wußte, so hörte er doch gerne, wenn ich ihm von meinen Fünden etwas erzählen konnte. Freilich mußte ich mir denn auch wol gefallen lassen, daß er, wenn ich den hohen Werth dieser Dinge pries, durch ein Lächeln seine bescheidenen Zweifel dagegen zu erkennen gab.

Er war ein Freund des Reellen, Practischen, dessen Anwendung und Nutzen klar zu Tage lag. Was nicht in diesen Begriff paßte, ließ er nur als Liebhaberei gelten.

Dagegen war seine Frau eine poetische Natur, von tiefem Gemüth und unendlicher Herzensgüte. Von ihrem Manne innig

geliebt und von allen geliebt und hochgeehrt, die mit ihr verkehrten, waltete sie anspruchslos und liebenswürdig als Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie war fein gebildet, kannte die bedeutendsten Dichterwerke der Holländer und Franzosen und hatte sich auch mit der schönen Litteratur Deutschlands befaßt, sie las und verstand das Deutsche ganz gut, hatte aber keine Übung im Sprechen. Sie erfreute sich des Vertrauens aller die ihr Haus besuchten, besonders war dies ein Kreis junger Mädchen, die zu ihr wie zu einer Jugendfreundin sich hingezogen fühlten. So war sie die Poesie, der belebende Lichtglanz eines glücklichen Familienlebens.

Zum Abschiede schrieb sie mir folgende Zeilen:

Qu'importe quand on dort dans la nuit du tombeau,
Qu'on aye porté le sceptre ou trainé le rateau?
L'on n'y distingue point l'honneur du diadème,
De l'esclave et du roi, la poussière est la même.
Le vice seul est bas, la vertu fait le rang,
Et l'homme le plus juste est aussi le plus grand.

ihr Mann dagegen:

Wenn man die Gegenstände, die man in der Fremde antrifft, mit denen in der Heimat vergleichen will, dann muß man mit großer Unbefangenheit untersuchen, zu welchen Endzwecken sie dienen sollen, und vorzüglich welche Gründe und Bedürfnisse sie in den verschiedenen Ländern hervorgerufen haben, sonst könnte man sehr leicht zu voreiligen und irrigen Urtheilen verleitet werden.

Der Sohn vom Hause, Gerhard, der den Namen seiner Mutter mitangenommen hatte, und Salomon-Huygens hieß, war ein munterer Bursche, der eben der Schule und den Flegeljahren entwachsen, sich als junger Student fühlte und mitunter recht ausgelassen war, und in unser sonstiges Stillleben etwas

Lärm brachte. Er verstand gar kein Deutsch, hatte aber eine unendliche Freude an deutschen Liedern und ich mußte ihm besonders Burschenlieder vorsingen. Wenn ich ihm dann nebenbei von dem deutschen Studentenleben einen Begriff beizubringen suchte, dann meinte er, ich müsse nur nicht glauben, daß es bei ihnen nichts Ähnliches gäbe, auch sie hätten ihre Verbindungen, ihre Gebräuche und Lieder. Er sang mir dann:

Io vivat, io vivat
Fraterna sanitas!

'Hoho! sagte ich, das ist ja auch ein bei uns übliches Lied.' — 'Das schadet weiter nichts — wir betrachten es als von uns gehöriges. Und dann haben wir auch unsere Verbindung mit ihren Symbolen.' — 'Nun, fragte ich, wie sind denn die?' — Er zeichnete sechs Schwerter hin, je drei in einiger Entfernung quer über einander gelegt, so daß oben und unten sich ein V bildet. 'Sieh, das sind drei V, oben wie unten, die bedeuten: Vrijheid, Vriendschap, Vaderland.' — Die Sache gefiel mir, und ich dichtete ihm ein Lied darauf nach der Melodie: 'Stoßt an, Jena soll leben!'

De drie V's.

Klinkt aan! Leiden zal leven! hoerra ho!
Wij zingen en zeeg'nen den heiligen stond,
Die ons malkandren als broeders verbond.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vrijheid zal leven! hoerra ho!
Wie voor vrijheid en vaderland voert het zwaard,
Is altoos ook het vaderland waard.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vrijheid zal leven! hoerra ho!
Zoo lang er der vaderen zeden bestaan,
Zal nooit, neen nooit de vrijheid vergaan.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vriendschap zal leven! hoerra ho!
Wie met vrienden leven en sterven kan,
Wij noemen hem broeder en Neêrlandsch man.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vriendschap zal leven! hoerra ho!
Wie nimmer kent der vriendschaps gevoel,
Is ook voor vrijheid en vaderland koel.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vaderland leve! hoerra ho!
Daaraan, uit vreugd' en uit dankbaarheid
Zij deze volle beker gewijd.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vaderland leve! hoerra ho!
Wiens hart is verwarmd van 't Neêrlandsch bloed
Zal zingen en zwaaien den vrijen hoed.
Vrij de student!

Vrijheid, Vriendschap, Vaderland leve! hoerra ho!
En zoo er de wereld vol duivelen waar',
Met die drie zingen wij allegaâr:
Vrij de student!

Henrik Willem Tydeman, Professor der Rechte, der jüngere zwar, aber doch schon damals ein Mann in den besten Jahren. Er war rasch und lebendig in seinem Sprechen und seinen Geberden, leicht beseelt für jedes Gute und immer zum Handeln bereit. Er war ein Chamäleon in seiner Thätigkeit, vielseitig wie selten einer. Deshalb der Allerweltsmann, das offene Herz und Haus für alle Fremden, die in Holland was sehen, hören und lernen wollten oder irgend was zu suchen hatten. So nahm er sich auch meiner an und vermittelte mir die Bekanntschaft mit den dortigen Gelehrten und die Benutzung aller litterarischen Sammlungen.

Er ſchrieb mir zum Andenken am Tage von Leidens Entſatz (3. Oct. 21) die Worte Lodewijcs van Velthem:

Mijn dienst sal u sijn gereet
Van alre dinc die ic weet
Die gi begerende sijt an mi.
Nu blijft gesont, Here vri!
God onse Here die wese u bi
Ende mi mede so waer ic si.

Und ſo konnte auch er mit Recht von ſich ſagen: er hatte ſeine Theilnahme gegen mich immer und überall auf die freundlichſte Weiſe bethätigt.

Er hatte zwei liebe Töchter, die öfter in unſer Haus kamen. Die eine war Braut von Dr. Bodel-Nijenhuis. Dieſer war eben ſo lebendig und nach vielen Seiten hin thätig wie ſein künftiger Schwiegervater. Er erwies mir manche litterariſche Gefälligkeit.

Den alten M. Tydeman († 1825) und Jona Willem te Water († 1822), zwei ſehr geachtete und einflußreiche Männer der Univerſität, beſuchte ich auch. Sie empfingen mich ſehr freundlich und bewieſen ſich wie mir noch erinnerlich ſehr wohlwollend. Te Water machte mich zuerſt aufmerkſam auf die lange vor Didot gemachte Erfindung der Stereotypen und zeigte mir ein Stück der Art. Ich ſchrieb nachher einen kleinen Artikel darüber. Die Erfindung gebührt dem deutſchen Prediger Johannes Müller zu Leiden im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Willem Bilderdijk, damals ſchon als erſter Dichter Hollands anerkannt und gefeiert und als Gelehrter und Sprachforſcher in hohem Anſehn, lebte ſehr zurückgezogen. Er hatte in Leiden faſt gar keinen Verkehr. Ich beſuchte ihn oft und konnte ihn

besuchen wann ich wollte. Er hat mich jederzeit freundlich aufgenommen, und selbst bei körperlichen Leiden, bei sichtlicher Gemüthsverstimmung mir zu erkennen gegeben, daß ich auch dann ihm willkommen war. Ich brachte ihm immer etwas Neues: Bücher, Handschriften, Abschriften und Auszüge aller Art, denn es gab selten einen Tag, an dem ich nicht etwas für die Zwecke meines Dortseins fand. Wir sprachen über allerlei Gegenstände der Litteratur und Kunst, am liebsten über mittelniederländische Sprache und Dichtung. In diesem Fache war er nicht minder heimisch als in vielen anderen; er hatte viel Stoff gesammelt, viele Studien gemacht. Meine Mittheilungen erfreuten ihn und regten ihn an, sich von neuem eifriger mit der alten niederländischen Sprache und Dichtung zu beschäftigen. Er unterstützte mich mit Rath und That, erfüllte bereitwilligst meine Wünsche und förderte meine Zwecke wie und wo er konnte.

Wie sehr ich mich freute über diesen angenehmen und erfolgreichen Verkehr, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich mich sehr wunderte und daß seine Landsleute sich noch mehr wunderten. Er war mir geschildert als launig und mürrisch, menschenfeindlich, als ein wüthender Feind Deutschlands und alles deutschen Seins und Thuns, als ein fanatischer Gegner aller freien Regungen in der Politik und Religion, als ein starrer, nie einer besseren Überzeugung zugänglicher Festhalter der wunderlichsten Ansichten auf dem Gebiete der Geschichte, Sprache, Litteratur und Kunst, endlich als ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen die anders dachten, anderes wollten, anderes thaten. Mir gegenüber schien er ein ganz anderer. Ich habe nie ein böses Wort über Deutschland aus seinem Munde gehört, bin nie Zeuge eines Ausbruchs verhaltenen

Ingrimms geweſen, hatte nie zu leiden von den leidenſchaftlichen Äußerungen ſeiner reizbaren, oft trüben körperlichen und geiſtigen Stimmung. Ich habe erlebt, was damals niemand erwartete, daß er mich zu beſuchen in das Haus des Mannes kam, den er haßte und der mich innig liebte, denn dieſer Mann hatte mich auf mein ehrliches Geſicht hin in ſein Haus aufgenommen und wie ſein Kind beherbergt und bewirthet.

Er hatte ſich einſt gegen einen ſeiner Verwandten über mich geäußert: 'obſchon er ein Mof iſt, ſo mag ich ihn doch wol leiden.' Und dies bewies er auch bei allen Gelegenheiten, wo wir uns auf dem Felde der alten germaniſchen Sprachen und Litteraturen begegneten. Seine Liebe für die altniederl. Poeſie hatte jedoch mehr ihren Grund in der alten Sprache, inſoweit dadurch das jetzige Holländiſch aufgeklärt und bereichert wurd. So betrachtete er denn auch die alten Volkslieder nur als Sprachdenkmale, Anfänge der Poeſie, poetiſche Curioſitäten, und nur ſein Patriotismus für alles Holländiſche ließ es nicht zu, ſich auf dieſe Weiſe darüber gegen mich auszuſprechen. Ich nahm dies bei verſchiedenen Gelegenheiten wahr und ſcheute mich deshalb gar ſehr, meine Anſichten über Poeſie zu entwickeln und dadurch meine Vorliebe für das Volkslied zu begründen. Und doch war mein eifrigſtes Streben, überall Liebe und Theilnahme für jedes urſprünglich germaniſche Element, und ſo auch in der Poeſie unſerer verwandten Nachbaren zu erwecken. Durfte ich aber bei einem ſo vielſeitigen Manne wie Bilderdijk nichts für dieſe meine Richtung erwarten, ſo war das noch mehr der Fall bei jenen anderen Männern, die nicht einmal ein ſprachliches oder litterarhiſtoriſches Intereſſe für das Volkslied hatten. Ich ſuchte hie und da auf das Eigenthümliche und Vortreffliche der Volkspoeſie aufmerkſam

zu machen, umſonſt, niemand gewann eine andere, eine beſſere Anſicht: die Einen hielten die octroyierten Lieder der einflußreichen Geſellſchaft 'Tot nut van't algemeen' für Volkslieder, die Anderen verwechſelten nach wie vor Volkslieder und gemeine Gaſſenhauer, woran freilich Holland überreich iſt, mit einander. Wenn ich ihnen dann deutſche Volkslieder vorſang und ich ſah ſie davon ganz entzückt, dann glaubte ich ſie bekehrt, aber es war nicht ſo. Eines Tages wurde ich in einer großen Geſellſchaft junger hübſcher Mädchen erſucht, etwas zu ſingen. Ich ſang deutſche Lieder und Alles war erfreut. So wie ich aber das ſchöne altniederländiſche Lied: 'Het waren twee coningheskinder', anſtimmte, brach Alles in ein lautes Gelächter aus. Ich ſang nicht weiter, ſagte aber auf holländiſch ſo gut ich eben konnte: 'Ich nehme von den ſchönen Fräulein keine Rückſicht für mich in Anſpruch, habe aber geglaubt, daß ſie ihr eigenes Vaterland und ſeine ſchönere poetiſche Vergangenheit mehr ehren würden.' Für das Mal ſang ich nicht mehr.

Wie aber ein Liebender oft ſeine Geliebte nur noch ſchöner und trefflicher findet, je mehr ihr Werth von Anderen angefochten und erniedrigt wird, ſo erging es mir. Mit größerer Liebe beſchäftigte ich mich ſeitdem mit dem niederl. Volksliede, ich durchſtöberte Bibliotheken und Buchläden und machte manchen hübſchen Fund.

Ich lebte mich ſo recht ein in die Sprache und den Geiſt des alten Volksliedes, daß die Luſt wie von ſelbſt kam, ähnliche Lieder zu dichten. Und ſo geſchah es: mein erſtes Lied war ein Scheidelied, nicht ohne Bezug auf eine liebe Freundin, die ich nun bald verlaſſen und nie wiederſehen ſollte. Ich brachte das Lied zu Bilderdijk und fragte ihn, ob es wol noch dem 15. Jahrhunderte angehöre. Er meinte, es könnte wol noch älter

heim! Ich ging ganz befriedigt heim. Bald darauf entstand ein zweites. Die Veranlassung dazu gab mir eine altfranzösische Romanze. Conrad Schwenck, den ich in Bonn kennen lernte, hatte sie mir in einer Abschrift mitgetheilt. Er wußte mir nichts Näheres darüber zu sagen, als daß er diese Abschrift der Güte einer Dame verdanke, der er sie auch wieder zustellen müsse. Ich gab sie ihm kurz vor meiner Abreise zurück, ohne mir Abschrift genommen zu haben. In welchem Verhältnisse mein Lied zu jenem französischen steht, kann ich nicht genau angeben, nur so viel weiß ich, daß es keine Übersetzung ist, denn als ich es dichtete, war das Original längst nicht mehr in meinen Händen. Zehn Jahre später, als ich meine Sammlung holländischer Volkslieder herausgeben wollte, fand ich unter meinen Papieren auch jene beiden Lieder. Ich nahm sie mit auf, nicht in der Absicht, damit zu täuschen, sondern nur zu zeigen, daß ein Fortdichten im alten Geiste auch noch jetzt möglich ist; zugleich hegte ich die Hoffnung, daß auch Andere mir darin nachfolgen würden, um so durch Wiederbelebung des Volksliedes eine volksthümlichere und zugleich bessere Richtung in der neuholländischen Poesie anzubahnen. Um meine Lieder nicht mit den ursprünglich alten zu vermengen, hatte ich sie am Schlusse dieser unter Nr. 22 und 23 (s. Horae belg. II, 155—158) angehängt und mit diesen Worten begleitet: 'Dies und das folgende Lied sind in Holland entstanden. Näheres darüber behalte ich mir vor gelegentlich nachzuholen.' Es bot sich aber dazu keine Gelegenheit dar. Meine Sammlung, die 1833 als Pars II der Horae belgicae erschien, fand nicht solche Theilnahme, daß eine neue Auflage nöthig wurde. Bei meiner großen Entfernung von Holland hörten nach und nach meine Beziehungen dahin auf und ich erfuhr nicht einmal, wie meine

Sammlung aufgenommen war. Ich hielt es also gar nicht der Mühe werth, die verheißene Auskunft zu geben. Bald mußte ich nun aber erleben, daß meine beiden Lieder für alte Volkslieder galten. Im Jahre 1838 erschien von Jonc Gherrit eine Übersetzung nebst Melodie (wahrscheinlich aus den Souterliedekens ψ 147) als 'Alt-Niederländisch' in den 'Deutschen Volksliedern mit ihren Original-Weisen von A. Kretzschmer' 1. Th. (Berlin 1840.*) Nr. 20. Dann folgte eine andere Übersetzung in Talvj (d. i. Therese Adolphine Luise von Jakob, verehl. Robinson): 'Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen' (Lpz. 1840.) S. 460. nebst einer Übersetzung des Scheideliedes S. 462. mit der Bemerkung: 'Wir geben hier einige Stücke, deren Entstehung in Holland selbst unläugbar ist. Wir nehmen dies von den beiden ersteren Liedern auf Hoffmann's Autorität an'**). — Ich sollte aber noch mehr erleben. J. F. Willems nahm beide in seine 'Oude vlaemsche Liederen' (Gent 1848.) auf unter Nr. 78 und 97. Bei Jonc Gherrit bemerkt Snellaert, der Fortsetzer von Willems***) S. 197. 'Volgens H. v. F. is dit overoude schoone lied nog onder het volk in de provincie Holland bekend' und S. 235 giebt er nun gar zum Scheideliede als Quelle: 'Jan Roulan's Liedekensboeck, Antw. 1544'! Und daran war ich doch gewiß nicht Schuld!

*) Das erste Heft erschien bereits 1838.

**) Beide Übersetzungen gingen seitdem über in O. L. B. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie (Lpz. 1846.) S. 195 ff. und S. 14. — Das Scheidelied mit der Unterschrift: H. Kuntz, wurde von C. Banck Op. 22. componiert.

***) Willems starb 24. Juni 1846, während der zweiten Lieferung. Seine Arbeit gedieh nur bis S. 162.

Die altniederländiſche Poeſie habe ich ſomit um zwei Lieder ...mer gemacht, dagegen die Litteraturgeſchichte um eine Ent...ung bereichert. Da ich jetzt nun Alles noch zeitig genug ...geklärt,*) ſo fühle ich mich wieder ganz beruhigt. Ich kann ...gens nicht leugnen, daß mich dieſer erſte Verſuch, altnieder...ch zu dichten, etwas kühn gemacht hat, ſo kühn, daß ich ...malige Verſuche gewagt habe. Ich will für dieſe völlig ... und unerhörte poetiſche Thätigkeit keine weitere Recht...gung noch Anerkennung; das eigene Vergnügen daran mag ... rechtfertigen und genügt mir. Warum ſollte übrigens nicht ... einmal ein Deutſcher altniederländiſche Gedichte machen? ... iſt doch viel natürlicher, als wenn er altgriechiſch oder alt...ch dichtet. Wie ganz anders hätte ſich die National...ratur dort zu Lande geſtaltet, wenn die altniederländiſche ...heimliche Poeſie als Muſter und leitender Grundſatz be...chtet worden wäre, wenn ſie die poetiſchen Geiſter angeregt ... belebt hätte! Die heutige Poeſie huldigt noch immer jener ...ſchmacksrichtung aus den Zeiten der franzöſiſchen Ludwige, ... hat noch immer jenen fremdartigen Zuſchnitt in ihren For...n beibehalten, ſowie jene proſaiſche Anſchauungs- und jene ...drte Ausdrucksweiſe und bleibt dadurch dem Gemüthe des ...olkes eben ſo fern, wie die Vergangenheit der Gegenwart, ... oft eben ſo unverſtändlich, wie das Ausland dem Vater...nde.

---

* Freilich ſind außer Willems noch zwei meiner Propagandiſten ...orben: O. L. B. Wolff 16. Sept. 1851 zu Jena und Andreas Kretzſch... 5. März 1839 zu Anklam. Was würde ſich dieſer aber, wenn er es ... erleben können, wundern über ſeinen eigenen Fortſetzer den Herrn ...dem v. Waldbrühl (Zuccalmaglio), der da unverſchämt genug war, ... Dutzend Lieder eigener Fabrik, meiſt ſehr elende Machwerke, unter ...n Abſtammungsangaben als echte Volkslieder einzuſchwärzen!

Dies Einſchiebſel über Volkspoeſie aus der Vorrede zu meinen Horae belg. P. VIII. vom J. 1852 ſchien mir hier am paſſenden Orte. Ich kehre nun zu Bilderdijk zurück.

Meine freundſchaftlichen Beziehungen zu ihm dauerten fort. Wir ſtanden noch lange im Briefwechſel mit einander, bis denſelben die große Entfernung immer mehr erſchwerte und zuletzt ganz unterbrach. Seine Briefe an mich theilte ich dem Rotterdamer Buchhändler Mesſchert mit, der ſie dann ſeiner Sammlung der Briefe Bilderdijk's einverleibte. Es erſchien davon ein beſonderer Abdruck:

Brieven van Mr. W. Bilderdijk aan A. H. Hoffman van Fallersleben. Rotterd. 1837. 8°.

Ich hatte dem Herausgeber auch ein Stammbuchblatt Bilderdijk's beigelegt, um es facſimilieren zu laſſen. Er gab nur einen Abdruck und behielt das Original gegen meinen Willen zurück. Es lautet:

Den Heere H. Hoffmann von Fallersleben.

Indien mijn aangedachtenis
Een' mensch op aarde dierbaar is,
Hy zoeke in my die grootheid niet
Die opzien of ontzag gebiedt,
Die kennis niet die roem verwekt,
Die minzaamheid die harten trekt;
Maar eenvoud van een stil gemoed,
En waarheidszucht, en Hollandsch bloed;
En, wie de Vaderlandsche taal
Voor wanspraak stelt en klaterpraal,
Of wien de aaloude Biederheit
In 't Duitsche hart besloten leit,
Dien bied ik willig hart en hand,
Ter eer' van 't Oude Vaderland.

Bilderdijk.

Leyden 18 $\frac{A}{25}$ 21.

Auch Mevrouw Bilderdijk lernte ich kennen. Sie machte den Eindruck einer ſehr ſanften Frau voll tiefen Gemüths. Auf ihrem feinen Geſichte lag ein wehmüthiger Zug, als ob ſie im Leben viel gelitten hätte. Sie war von allen geliebt und geachtet und galt für eine ausgezeichnete Dichterin. Ich hatte ihr erzählt, wie ſehr ſich meine Mutter nach mir ſehnte. Darauf beziehen ſich ihre lieben Abſchiedsworte:

Aan den Heer Hoffmann von Fallersleben.

Wanneer Gy, weêrgekeerd naar eigen Vaderland,
De moeder die U toeft met uitgerekt verlangen
Uw weêrkomst zeegnen hoort van 't afgelegen strand,
En tranen van geneugt' ziet paarlen op haar wangen;
Breng dan ons-beider groet die blijde moeder toe.
Wy weten wat het zegt, een dierbren zoon te derven:
Wy weten, hoe het hart by 't afzyn is te moê;
Maar mochten 't zalig zoet des weêrziens niet verwerven.
Ik meet haar moedervreugd thands by mijn smarten af.
De Ongezienen hand geleide U allerwegen!
Blijve op des levensreis de deugd uw wandelstaf,
En uw bezitting 's Hemels zegen!

Katharina Wilhelmina Bilderdijk.

Leiden, den 30sten van Herfstmaand 1821.

Sie ſtarb zu Haarlem 16. April 1830, und ihr Gemal darauf ebendaſelbſt den 18. December 1831.

Joannes Clariſſe († 1847). Er war Profeſſor der Theologie, beſchäftigte ſich aber viel und gern mit der alten niederländiſchen Sprache und Dichtung. Er ſprach deutſch und liebte deutſche Bildung und Wiſſenſchaft und auch dadurch ſtanden wir uns nahe.

Matthijs Siegenbeek († 1850). Kein Genie, aber ein achtungswerther Gelehrter, voll des redlichſten Willens, für ſein Vaterland durch Lehre und Schrift zu wirken. Seine

Spelling (Rechtſchreibung) hatte das Glück, von der Regierung anerkannt und empfohlen zu werden. Wenn auch Siegenbeek dazu nicht die nöthige geſchichtliche Kenntniß der Sprache mitbrachte und ſein ganzes Werk nur eigentlich ein Verſuch iſt, ſo hatte es doch den Vortheil, daß nun hinfort nicht jedermann nach Luſt und Laune ſchrieb. Siegenbeek hatte auch ſeine Feinde gefunden, ſein ärgſter war Bilderdijk, von dem er immer nur mit der größten Hochachtung ſprach, wie er ihn denn auch für den größten holländiſchen Dichter hielt. S. war ernſt und bedächtig, ohne Feuer und Leben, und konnte recht langweilig ſein. Dabei war er aber immer wohlwollend und half wo man ihn oder ſeine Bibliothek in Anſpruch nahm.

Henrik Arend Hamaker († 1835), regſamen Geiſtes und obſchon Orientaliſt — und er war ein ausgezeichneter — doch beſeelt für jedes wiſſenſchaftliche Streben. Er war mir herzlich zugethan, und freute ſich, daß ich mich ſo eifrig mit ſeiner Mutterſprache beſchäftigte. Darum ſchrieb er mir zum Abſchied 1. Oct. 21:

Ga voort op't welgekozen spoor!
Treed landgenoot en vreemd'ling voor!
Toon elk der vad'ren heiligdom!
Verhef hun moed en deugd alom!

Dat Hollands schoone moedertaal
Door u verspreid den roem behaal!
Van rijkdom, kracht en fraaijen zwier,
Van zuiverheid en edel vier!

Zoo rijz' de lang gewenschte stond,
Wanneer ook op den Duitschen Grond
De spraak van Neerland duurzaam leeft
En van Germaansche lippen zweeft!

Zoo ken' men eens der Belgen taal
In al haar pracht, in al haar praal,

Zoo word' haar spraak eens heinde en veer
Een nieuwe bron voor Hollands eer!

Jan Henrik von der Palm († 1840). Er galt für den größten holländiſchen Redner und Proſaiſten ſeiner Zeit. Es iſt wahr, ich habe das Holländiſche nie ſchöner ſprechen hören als aus ſeinem Munde. Sein ganzes Weſen athmete Sanftmuth. Ich beſuchte ihn gerne, man fühlte ſich in ſeiner Nähe immer behaglich. Auch von ihm bewahre ich noch einige Worte, die mir das edele Weſen und Streben des hochgefeierten Mannes vergegenwärtigen:

Zonder geestdrift werd nooit iets groots verrigt. Zy alleen komt alle hindernissen te boven, die zonder haar zelfs door vlyt en volharding niet te overwinnen zyn. Ga dan voort, Hoffman, in de schoone taak, die gy op u naamt, met diezelfde edele geestdrift, die u de achting en liefde der brave Nederlanders verzekerd heeft.

Jan Bake, eine von jenen ſtillen Naturen, die in ſich mehr Wiſſen und Liebe beherbergen, als viele andere, die mit Büchern prunken. Wie ihm jedes aufrichtige wiſſenſchaftliche Streben lieb und werth war, ſo erfreute ſich auch das meinige ſeiner Theilnahme, wie er es auch mir zum Abſchiede in wenigen Worten kund gab:

Met den eenvoudigen zin die u bezielt, en de onbaatzugtige lust tot wetenschap die u drijft, zult gij steeds elken beminnaar van het goede en nuttige van harte welkom zijn. Bewijs mij de vriendschap van mij daarvoor te houden, en neem van mij een hartelijk gemeend vaarwel mede.

Caspar Jacob Chriſtianus Reuvens († 1836), Profeſſor der Archäologie, vor ihm war ein ſolcher Lehrſtuhl nicht vorhanden. Er lebte ganz dieſem Berufe und ſcheute weder Mühe noch Koſten. Für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft hatte er große Vorliebe, wie denn ja auch ſein Fach erſt in Deutſchland

zu einer eigenen Wiſſenſchaft ausgebildet war. Er reiſte damals gerade nach London, um die altgriechiſchen Kunſtwerke im Britiſchen Muſeum zu ſtudieren. Er wollte mich mitnehmen. Leider ging ich nicht ein auf dieſe Einladung, die für mich ſehr folgenreich hätte werden können und ſo mir nie wieder gemacht wurde.

Da er ſich in ſeinen Forſchungen nicht auf Griechenland und Italien beſchränkte, ſo fanden ſich zwiſchen uns manche Berührungspunkte, wie ich ihm denn auch für ſeine Zeitſchrift: Antiquiteiten, die er mit Weſtendorp gemeinſchaftlich herausgab, allerlei Kleinigkeiten beiſteuerte.

Den nächſten Sommer machte Reuvens mit ſeiner Frau eine Reiſe nach Deutſchland und kam auch nach Berlin. Ich freute mich ſehr, daß ich Gelegenheit hatte, meinerſeits ihm einige Aufmerkſamkeit erweiſen zu können. Ich führte ihn nach allen öffentlichen Plätzen und Gebäuden, welche mir ſehenswerth zu ſein ſchienen. Ich begleitete ihn auch zu F. A. Wolf, der unſern Beſuch ſehr gut aufnahm. In ſeiner recht heiteren Stimmung kam W. auf Holland und Leiden zu ſprechen, und erzählte von ſeinem Beſuche bei Ruhnken. Die Unterhaltung ſei eine wunderliche geweſen, er habe kein Holländiſch verſtanden, Ruhnken habe das Deutſche verlernt, franzöſiſch nicht gekonnt und lateiniſch nicht ſprechen wollen.

Nicolaus Godfried van Kampen († zu Amſterdam 1839), zwar ein Holländer von Geburt, aber ſeiner ganzen Bildung und Richtung nach ein Deutſcher. Da er nicht mit Glücksgütern geſegnet war, ſo mußte er Unterricht ertheilen und ſchriftſtellern. Er ſprach, ſchrieb und lehrte das Deutſche, und war ein fleißiger holländiſcher Schriftſteller, der nebenbei viel für Zeitſchriften lieferte, viele Preisfragen beantwortete und

viele Preise gewann. Weil er aber nicht classisch gebildet war d. h. zu wenig oder gar nicht Latein und Griechisch verstand, so konnte er es bei der Universität Leiden nur zum Lector der deutschen Sprache bringen. Trotz seiner fruchtbaren Schriftstellerei im Holländischen wie im Deutschen, trotz seinen schönen goldenen Eerpennnigen (dem Ehrensolde für seine gekrönten Preisschriften), trotz dem großen Ansehn, das er sich in der literarischen Welt erwarb, galt er doch in den gelehrten Kreisen Hollands nie für voll. Mir that das wehe und ich sprach mich offen darüber aus. Aber es war einmal so und blieb so. Freilich war van Kampen durchaus nicht der Mann der sich geltend machen konnte. Im geselligen Verkehre hatte er nicht die ruhige, bedächtige Haltung, wie sie der Holländer besonders von einem Gelehrten verlangt; er war ewig zerstreut, hastig und unbeholfen mit seinen Händen; mitunter auch vernachlässigt in seinem Anzuge und hatte ein Gesicht, das man fast häßlich nennen konnte. Dabei war er ein vortrefflicher Mensch, ein Freund den Freunden, vorurtheilsfrei und freisinnig wie wenige und übertraf an Gefälligkeit die meisten.

C. J. van Assen, Professor der Rechte, mit Kemper sehr befreundet. Er verband gründliche Gelehrsamkeit mit der Bildung des Weltmanns, und stand mit dem Hofe in Beziehungen. Sein freundliches Wesen war vertrauenerweckend und der Verkehr mit ihm und seiner Familie sehr angenehm. Zum Abschiede schrieb er mir folgende Zeilen:

Germanie's verspreide Volken eerbied en liefde inteboezemen voor de miskende en verbasterde taal hunner vaderen, zy het edele doel Uwer onvermoeide pogingen. — Leb wohl.

Jan Melchior Kemper, ein ausgezeichneter Lehrer der Rechte und Vertheidiger des Rechts, ein Mann von echtem

Freiſinn, Muth und Thatkraft und glühender Vaterlandsliebe. Nur ein ſolcher konnte es wagen, am 1. Dec. 1813 vom Stadthauſe zu Amſterdam den Prinzen von Oranien zum Könige der Niederlande auszurufen, unbekümmert was ſeine Freunde dazu ſagen würden noch der Prinz ſelbſt. War es doch Kemper geweſen, der ſchon im November den Aufſtand der Niederlande beſchleunigt, Amſterdam dafür gewonnen und die Bemühungen eines Hogendorp und Vanderduyn erfolgreich unterſtützt hatte. Der König wußte ſeines feurigen Freundes Verdienſte um das Vaterland und das Haus Oranien zu ehren: Kemper wurde Commandeur des niederländiſchen Löwens, Staatsrath im außerordentlichen Dienſte, Mitglied der zweiten Kammer der General-Staaten und geadelt (jonkheer). Aber alle dieſe glänzenden Ehren und Würden ließen den Kern ſeines Weſens unberührt: er blieb was er war, ein reiner, edeler Charakter, ein treuer Anhänger der Grundſätze, welche er bisher gelehrt hatte und ferner lehrte und ein rückſichtsloſer, allezeit bereitwilliger Diener des Vaterlandes.

Seine Erſcheinung hatte etwas ſehr Erhebendes und Belebendes: eine kräftige Mannesgeſtalt, die mit feurigen, wohlwollenden Augen jeden anblickte und deſſen Sprache Vertrauen und Liebe erweckte. Unter den Seinen und mit ein paar Freunden war er recht gemüthlich und heiter. Ich habe frohe Stunden mit ihm in ſeiner Familie verlebt. Unvergeßlich blieb mir der letzte Abend. Ich nahm Abſchied und war ſehr bewegt. Kemper wußte, wie ungern ich ſchied und daß ich doch einmal ſcheiden mußte. Er erhob das volle Glas und brachte einen Trinkſpruch aus. Schade, daß ich ihn nicht behalten konnte! Er war aus dem Stegreife, und wie gewonnen ſo zerronnen. Ich drückte ihm die Hand, wußte nichts zu ſagen und

schied, und wir sahen uns niemals wieder. Schon nach wenig Jahren ward mir sein Tod gemeldet; er starb 20. Juli 1824.

Was er mir zum Andenken schrieb, war so recht seine eigene Herzensmeinung:

— hic murus aheneus esto:
nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Das waren die Männer, mit denen ich traulich verkehrte, die mir meinen Aufenthalt erheiterten und mich in meinen Bestrebungen freundlichst unterstützten. In diesen angenehmen Beziehungen und unter fortwährenden Arbeiten war der Sommer vergangen und der Herbst herangekommen. Ich konnte befriedigt zurückschauen: ich hatte nun auch das Verzeichniß der Handschriften und alten Drucke der Maatschappij der nederlandsche Letterkunde vollendet und war durch ein Honorar von 60 Fl. freudig überrascht worden; ich hatte durch Geschenke eine köstliche Sammlung von Handschriften und Büchern erworben und dadurch zur Fortsetzung meiner Studien mannigfaltigen, nachhaltigen Stoff erlangt, ich konnte zufrieden sein.

Und doch war mir so eigen zu Muthe, wenn ich allein auf meinem Zimmer saß und an die Zukunft dachte.

Wie sie ihren Scheideschimmer
Durch die Kirchenfenster sendet!
Ruhen mag nun Dint' und Feder,
Und mein Tagwerk sei vollendet.

Sonne, liebe Sonne, sende
Solcher frohen Blicke viele!
Hab's so noth zu meinem Streben,
Bin so fern von meinem Ziele.

Ich wollte und mußte fort, und doch war mir der Abschied so schwer. Drei Wochen lang hatte ich schon Abschiedsbesuche gemacht: ich hatte so viel und so vielen zu danken für alle die Liebe und Freundlichkeit, die man mir, dem Fremden erwiesen hatte.

Am schwersten ward mir der Abschied von Meieli. Sie gab mir die Hand und ein Blättchen mit einer Zeichnung: ein Mädchen kommt aus Wolken hervor und streut Blumen. Ja, sie streute mir Blumen in mein Leben, die noch heute blühen, und mit Recht konnte ich sagen:

O, könntet ihr hören und sehen sie,
Und den Zauber, der sie umschwebet,
So wüßtet auch ihr, warum Meieli
In meinen Liedern lebet!

Endlich am 6. October, an einem heiteren Herbstmorgen, verließ ich Leiden. Meielis Brüder waren die letzten, die von mir Abschied nahmen. Sie wollten gerne dem Deutschen ein deutsches Lebewohl mitgeben und sagten: 'Lieben Sie wohl!' Das erheiterte mich einen Augenblick, ich war und blieb bis Amsterdam sehr wehmüthig gestimmt.

Was ich damals in meinem Scheidegruße an Holland versprach, habe ich treu gehalten:

G'segnich Gott! und wenni's niene,
Niene no vergelte cha,
Müender doch e großes Plätzli
In mi'm chleine Herzli ha!

Während meines Aufenthalts in Holland erhielt ich nur selten Briefe aus Deutschland, dennoch erfuhr ich von den Meinigen alle wichtigeren Familienangelegenheiten. Auch mein jüngste Schwester Minna hatte sich verheirathet (24. Juni

Kurz vorher hatte eine Regulierung unſers Vermögens und eine Auseinanderſetzung unter den Geſchwiſtern ſtatt gefunden. Als auch ich dazu eingeladen war, ſchrieb ich meinem Bruder: ſie ſollten ſich lieber zuſammen als auseinander ſetzen. Daß ich leer ausgehen würde, wußte ich vorher, aber ich ahndete nicht, daß ich 150 ℔ zu viel bekommen haben und zurückzahlen ſollte! Das verdroß mich mehr als daß ich überhaupt aus dem ganzen Vermögen meines Vaters nichts mehr bekam, denn, bemerkte ich, 'den Ruhm ſolltet Ihr mir doch gönnen, daß ich mich bei geringer Unterſtützung und wenigen Mitteln ſo ehrenwerth auf Univerſitäten durchgeſchlagen habe!' Dennoch war das nur eine augenblickliche Verſtimmung. Am 13. October meldete ich von Amſterdam aus meinem Bruder meine demnächſtige Abreiſe und fügte am Schluſſe meines Briefes in Bezug auf unſere jüngſten Familienangelegenheiten folgendes Lied hinzu:

Bin noch jung und guter Dinge,
Freue mich auch, daß ich's bin;
Wenn ich rede, wenn ich ſinge,
Immer kommt's aus heiterm Sinn.

Und der Frühling iſt geſchieden,
Und ich weiß kaum, daß er ſchied;
Und ſo bleib' ich auch zufrieden,
Wann dahin der Sommer zieht.

Geht nun Alles Ähren leſen,
Freu' ich mich der ſchönen Zeit;
Bin kein Schnitter je geweſen,
Doch es thut mir auch nicht Leid.

Und was ſoll ich auch erjagen?
Wenig ſpendet nur die Welt.
Glücklich wer in jungen Tagen
Seinen heitern Sinn behält.

Und das Ferne auch nicht scheuet,
Noch zu viel dem Nahen traut;
Doch der Gegenwart sich freuet,
Und sein Glück im Herzen baut.

Kommt ihm dann auf seinen Wegen
Manches schlimme Ungemach —
Nun so komm's! nach langem Regen
Scheint doch endlich lichter Tag.

Sehr ergötzte mich, als ich später erfuhr, daß mein Vormund, der liebe Vetter Daniel Behne immer gesagt hatte: 'Ik mott vor Heinrichen spreken', er hatte aber nie gesprochen.

Denselben Tag, an welchem ich Leiden verließ, traf ich in Amsterdam ein. Der Buchhändler Johannes Müller hatte mich eingeladen, ich wurde sehr herzlich empfangen. Schon im Laufe des Sommers wohnte ich mehrere Tage bei ihm; ich machte damals die Bekanntschaft mit Jacobus Koning und hatte Zeit und Gelegenheit, die Bibliothek des Königlichen Instituts zu benutzen.

Müller war ein Buchhändler, der seinem Vaterlande Ehre machte. Sein Laden war eine übersichtliche lehrreiche Geschichte der deutschen Litteratur: was nur Altes und Neues von Bedeutung erschienen war, stand hier zur Auswahl in einem gefälligen Äußern. Der Gelehrte und Liebhaber konnte Alles, was sich nicht auf dem Lager befand, bald bekommen.

Müller stand in hoher Achtung, jeder verkehrte gern mit ihm. Er hatte gründlichere Bildung als man damals in der Buchhändlerwelt anzutreffen pflegte. Vorherrschend ernst, voll tiefen religiösen Gefühls, im Bewußtsein der Rechtlichkeit nach allen Beziehungen hin, hatte er doch keine düstere Ansicht vom Leben und konnte recht fröhlich sein mit den Fröhlichen. Er ergötzte sich sehr am Gesange und ich mußte viel singen. Be-

sonders erfreute ihn das Lied: 'Sind wir vereint zur guten Stunde', und: 'Ich bin vom Berg der Hirtenknab'.

Ich war viel allein auf meinem Zimmer und arbeitete, nur wurde mir dies mitunter sehr schwer. Ich wohnte im obersten Stock, der Lärm auf der Kalverstraat, der belebtesten Straße Amsterdams, war oft fürchterlich, und so oft ein Wagen vorbeirollte, bebte das ganze Haus, mein Tisch zitterte, ich mußte innehalten mit Schreiben. Glücklicherweise hatte ich schon früher ziemlich Alles für meine Zwecke ausgebeutet.

Jacobus Koning besuchte ich wie früher wieder mehrmals. Der Mann war gegen mich immer so liebenswürdig und gefällig, daß ich gerne bei ihm weilte. Er zeigte mir die bedeutendsten Erstlingswerke der holländischen Presse und einige wichtige alte niederländische und deutsche Handschriften. Nach letzteren hatte ich schon lange ein geheimes Verlangen. Ich wußte, daß sie ihm werth waren, wußte aber auch, daß ihm zur Vervollständigung seiner alten Drucke diese noch lieber waren. Glücklicherweise konnte ich ihm einige bieten. Der Tausch kam zu Stande und ich hatte eine überschwängliche Freude. Ich gönnte ihm nun erst recht seine Erfindung, daß Laurens Janszoon Coster die Buchdruckerkunst erfunden habe, hatte auch nichts dawider, daß sich F. A. Ebert dafür erklärte und das dankbare Haarlem seinem Coster ein ehernes Standbild errichten wollte. Doch ganz abgesehen von dem für Holland zu schmeichelhaften Endergebnisse der Forschungen Koning's, hat dieser doch sich große Verdienste erworben um die Buchdruckergeschichte seines Vaterlandes, und seine Schriften und seine Sammlungen sind zugleich ein Ehrendenkmal für ihn.

Wir standen noch mehrere Jahre im Briefwechsel und

setzten unsere freundschaftlichen Beziehungen und unser Tauschgeschäft fort. Er starb 1832.

Ich besuchte auch wieder die Bibliothek des Kön. Instituts. Sie machte einen unerquicklichen Eindruck auf mich: man sah ihr an, daß sich keiner um sie recht bekümmerte; das gedruckte Verzeichniß ist eine Schlauderarbeit. Das Ganze schien mir gar nicht so verwaltet zu werden, als ob nach Jahr und Tag der Bestand sich erhielte, geschweige denn vermehrte.

Ich ordnete jetzt meine Sachen. Die mitgebrachten Bücher und Handschriften nebst dem größten Theile meiner Abschriften, Auszüge und Aufzeichnungen übergab ich Freund Müller, der sie über Leipzig nach Berlin senden wollte, und behielt nur Briefe, Gedichte und Stammbuch zurück, weil ich eine große Strecke meines Heimweges zu Fuß zu wandern gedachte. Ich dankte für alles Liebe und Gute, das mir noch den letzten Augenblick zu Theil ward und nahm innig gerührt Abschied. Den 15. October fuhr ich auf der Trekschuite nach Naarden und bestieg dort den Postpackwagen, der über Amersfort, Deventer, Delden, Oldensaal nach Bentheim fuhr. Zu meiner Freude war ich nicht der einzige Postreisende; zwei Norweger, Vater und Sohn stiegen noch ein. Wir waren gleich die besten Freunde, das wechselseitige Mißgeschick hatte unsre Herzen geeinigt. Eben waren wir noch wie auf Flaumfedern fortgewiegt auf der unmerklich hingleitenden Trekschuite und wurden jetzt so gerüttelt und geschüttelt, als ob uns die Seele aus dem Leibe fahren sollte. Wir wußten den Stößen unsers Rumpelkastens nichts Bessers entgegenzusetzen als den lustigsten Humor. Die Nacht kam heran, an Schlafen kein Gedanke. Da erzählten wir uns lustige Geschichten, jene aus dem hohen Norden, ich von meinen Wanderungen und Abenteuern. Die Wege

waren schlecht, die Fahrt ging nur langsam weiter. Wir stiegen oft aus und gingen, um unsere Glieder zu erquicken. Diese traurigen Sandsteppen Gelderns! Wir hofften, in Overyssel würden Wege und Gegenden besser. Keineswegs. Ehe wir Holland verließen, stand uns noch eine lange Nacht bevor. Wir aber waren so lustig auf unseren Folterstühlen wie die Heiligen in ihren Martern und fuhren mit neuem Muthe einer qualvollen Zukunft entgegen. Endlich hatten wir die holländische Gränze überschritten, in Bentheim wurden Wege und Wagen besser. Am frühen Morgen kamen wir in Osnabrück an. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten und um doch ein Andenken von diesen lieben biederen Norwegern zu haben, bat ich sie um einige Zeilen. Da schrieb mir der Sohn eine freundliche Einladung in seine Heimat 'at flutte et nöiere Beuskab sammen' und der Vater:

Von Amsterdam nach Osnabrück —
Ein flaches, breites, magres Stück,
Von dem ich nichts darf sagen,
Doch . . . aber wohl vom Wagen,
Auf dem wir sind gesessen,
Wer wird das wohl vergessen??
Der hat mir so gestoßen,
Zerrissen Rock und Hosen,
Daß ich, ich kann es nicht verhehlen,
Mich Ihnen muß recht sehr empfehlen.

Osnabrück den 16. Oct. 1821.

Westye Egeberg,
Kaufmann aus Christiania in Norwegen.

Ich eilte sofort zu der Familie Abeken, die ich noch gar nicht kannte. Nachdem ich mit wenigen Worten gesagt, wer ich wäre, hieß man mich freundlich willkommen, und fragte, was ich wünschte. Ich war todtmüde: 'Nichts, gar nichts als

ein Bette — und man möchte mich nicht wecken.' Das wurde mir gewährt und ich ſchlief bis zu Mittag. Das Eſſen war bereits aufgetragen, ich kam nicht; man wurde ängſtlich, man fürchtete das Schlimmſte, endlich entſchloß man ſich mich zu wecken. Ich war wie neugeboren, aß und trank, und war guter Dinge. Es gefiel mir in der Familie meines Freundes ſo gut, daß ich noch einige Tage dort verweilte. Es war auch nothwendig, ich mußte mich erholen, um rüſtig zu Fuß meine Wanderung fortzuſetzen.

Von Osnabrück benachrichtete ich meine Mutter, nächſter Tage würde ich eintreffen. Ich reiſte über Minden, Rinteln, Hameln durch das Hildesheimſche nach Braunſchweig und kam in den letzten Tagen des Novembers in Fallersleben an.

Die Freude des Wiederſehens war groß. Acht Monate war ich auf Reiſen geweſen und wußte viel zu erzählen. Meine Mutter hatte ſich ſehr geängſtigt wegen meines langen Ausbleibens und war auch immer noch ſehr beſorgt für meine Zukunft geweſen. Sie ſchien ſich jetzt mehr zu beruhigen, an meinen Aufenthalt in Berlin, wohin ich nun ging, knüpfte ſie die beſten Hoffnungen. Um vor Einbruch des Winters noch dort zu ſein, beſchleunigte ich meine Reiſe. Mein Bruder erwartete mich ſchon ſeit dem Sommer, er hatte Alles für mich in Bereitſchaft ſetzen laſſen.

Schon die letzten Tage Novembers war ich in Magdeburg, verweilte einige Tage bei einem Freunde meines Bruders und ſchrieb dieſem, daß ich den 3. December mit der Poſt in Berlin eintreffen würde.

Den beſtimmten Tag kam ich des Abends an. Als der Poſtwagen die Leipziger Straße entlang fuhr, ſah ich immer zum Fenſter hinaus. Bis zur Königsſtraße fand ich nichts,

was nur irgend einen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Beleuchtung war nicht sonderlich, nur die langen Straßen erinnerten an das Großstädtische.

Ich ließ mich sogleich zu meinem Bruder bringen, Rosenstr. Nr. 4 auf dem Werder, hinter des Königs Palais. Die Freude des Wiedersehens war groß und des Erzählens kein Ende. Wir machten dann einen Spaziergang. Wir kamen gleich in die Gegend, wo das Großartigste in Berlin sich vereint findet, vom Anfange Unter den Linden bis zum Lustgarten. Es war ein überraschend prachtvoller Anblick, als eben der Mond durch die Wolken drang und wir in der Nähe der Hauptwache rechts und links die bedeutendsten Bauwerke Berlins übersehen konnten.

Die nächsten Tage unternahm ich einige Wanderungen durch Berlin, um die Plätze und Straßen kennen zu lernen und mich bald in der großen Stadt leichter zurecht zu finden.

Mein Bruder führte mich dann zu seinen Freunden und Bekannten. Das waren ganz nette Leute aus dem Beamten- und Kaufmannsstande, konnten mir aber nicht genügen. Meine Studien und Bestrebungen verlangten einen ihnen entsprechenderen Verkehr.

Schon in Coblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn von Meusebach, der dort Präsident der provisorischen Verwaltung der Rheinlande gewesen war und dann als Geheimer Rath an den Rhein. Cassations- und Revisionshof in Berlin versetzt sei. Der besitze eine große Bibliothek, reich an altdeutschen Werken, sei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald seine Wohnung: er wohnte in dem Hause der Frau Friedländer hinter der kleinen Brücke, die über den Kupfergraben, einen Arm der Spree nach der

Brücke zur Neuen Friedrichsſtraße führte. Ich ging eines Morgens zwiſchen 9—10 hin, ließ mich anmelden, wurde aber abgewieſen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Beſuch um dieſelbe Zeit, wurde aber immer abgewieſen, es hieß: 'Der Herr Geh. Rath ſchläft noch.' Ich ließ mich nicht abſchrecken: ich ging zum vierten Male hin, aber erſt um 11 Uhr. Diesmal hatte ich ſagen laſſen, der Herr von Arnim habe mich ja ſchon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten. Herr von Meuſebach war in eifrigem Geſpräche begriffen mit Frau von Savigny, begrüßte mich, ließ mich ſtehen und ſetzte ſein Geſpräch fort. Frau von Savigny war ſo geſprächig, daß ſich gar kein Ende abſehen ließ. Endlich nach einer guten Viertelſtunde war der Born ihrer Beredtſamkeit verſiegt und ſie empfahl ſich. M. wendete ſich nun an mich. Ich ſprach einfach aus was ich von ihm wünſchte, nämlich ſeine Bücher zu ſehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei geſtopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir ſo recht damit im Zuge waren, ſchloß er eine Tapetenthür auf; in dieſem unbemerkten Wandſchrank wurden die Lieblingsbücher und koſtbarſten und ſeltenſten aufbewahrt. Zuerſt zeigte er mir das Lutherſche Geſangbuch von 1545: 'Was ſagen Sie dazu?' Ich freute mich, ſtaunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie geſehen hatte. Die Bücherſchau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich der Bediente ein: 'Herr Geheime Rath, es iſt angerichtet.' Das ſtörte uns nicht, wir fuhren in unſerm angenehmen Geſchäfte fort. Friedrich kam wieder: 'Herr Geheime Rath, das Eſſen ſteht ſchon längſt auf dem Tiſche.' — 'Gut. Nun kommen

Sie mit!' — Ich hatte früher nie Sauerkraut eſſen können, heute ſchmeckte es mir vortrefflich, ſo wie der leichte Moſelwein — einen anderen führte der Geh. Rath nicht. Frau von M. lachte, daß ich es heute ſo ſchön getroffen hätte. Die Unterhaltung war ſehr heiter. Ich erzählte allerlei hübſche Geſchichten ſo unbefangen als ob ich in einem Kreiſe alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tiſche begaben wir uns wieder an unſern Wandſchrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir ſelbſt eine friſch geſtopfte Pfeife — Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und geſtopft im Gange erhalten. M. ergötzte ſich ſehr, daß ich ſchon ſo gut Beſcheid wußte. Wir begannen von neuem die Bücherſchau. Es wurde Licht angezündet, wir ſetzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fiſchartiana an die Reihe. Meine Freude ſteigerte ſich. Der Thee wurde gebracht. Frau von M. kam mit ihren Kindern. Das ſtörte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und beſahen Bücher; Thee und Eſſen war Nebenſache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau v. M. folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine friſche Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits ſpät. Mein Bruder wußte nicht, wohin ich gegangen war — ich wollte jetzt nach Haus. Ich mußte bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam M. auf mein Liederbuch zu ſprechen und meinte, es wäre hübſch, wenn er es mal ſehen könnte. Das Sehen verſtand ich recht gut und beſchloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um $1/2$ 2 ſchieden wir und waren nach funfzehntehalb Stunden erſter Bekanntſchaft beide recht friſch und vergnügt. Ich mußte verſprechen, meinen Beſuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im Geringſten ſchwer, recht bald Wort zu halten.

Mein Bruder war zufälliger Weise auch in Gesellschaft gewesen und kam zu gleicher Zeit mit mir nach Hause. Wir trafen auf der Straße zusammen und keiner hatte dem andern Vorwürfe zu machen.

Noch vor Weihnachten war ich öfter bei Meusebach, und immer gleich halbe Tage lang. Die jedesmalige herzliche, vertrauenerweckende Aufnahme bewog mich, Alles auszusprechen was ich auf dem Herzen hatte. Ich erzählte M. von meinen bisherigen Studien und Arbeiten, von meinen Reisen, meinen Sammlungen, meinen Wünschen und Plänen für die Zukunft. Seine Art, humoristische, neckische Bemerkungen und Zwischenfragen einfließen zu lassen, reizte mich nur noch mehr zur Gesprächigkeit, und wenn ich mitunter mich auch verletzt fühlte und plötzlich schwieg, so wußte irgend ein besänftigendes Wort, das von seiner unendlichen Gutmüthigkeit so wie von seiner aufrichtigen Theilnahme für mich zeugte, Alles wieder gut zu machen.

Das Weihnachtsfest kam heran. Ich war bei Meusebach's dazu eingeladen und freute mich sehr, endlich wieder einmal den heiligen Abend, an den sich die lieblichsten Erinnerungen meiner Kindheit knüpften, in einer lieben Familie gemüthlich verleben zu können.

Als der Weihnachtsbaum angezündet war, eilten die Kinder jubelnd zu ihren Geschenken, ich folgte ihnen und war freudig überrascht wie sie, denn auch ich war wie sie reichlich bedacht worden. Unter den hübschen Geschenken befand sich auch was ich mir lange gewünscht hatte, des Joh. Leonh. Frisch deutsches Wörterbuch, ein schönes in Pergament gebundenes Exemplar. Meine Freude wurde noch erhöht, als ich M. meine Liederhandschrift, die ich in Bonn auf dem Trödel gekauft hatte, schenkte und er über diese unerwartete Gegengabe sich so unendlich freute.

Es war ein fröhlicher Abend, ich ging erst nach Mitternacht heim.

Zu den Festtagen war ich wieder eingeladen und auch auf Silvester. Der letzten Einladung konnte ich nicht folgen, da mein Bruder für mich bereits eine andere angenommen hatte. Neujahr dagegen feierte ich mit und bei Meusebach.

Ich war den Tag sehr ernst gestimmt. Je angenehmer mir der Aufenthalt in Berlin von Tag zu Tag geworden war, um so drückender ward das Gefühl, daß sich keine Aussicht zu einem bestimmten Lebensberufe mir eröffnete. Privatdocent an der Berliner Universität zu werden, hatte ich keine Mittel, und es wäre auch wol sehr langwierig geworden, bis ich es zum Professor, und am Ende noch ohne Gehalt, gebracht hätte. Eine Stelle an einer Bibliothek schien mir noch am wünschenswertesten. Ich hätte dann zugleich Hülfsmittel für meine Studien gewonnen und bei meinen Berufsarbeiten auch Zeit übrig behalten zu eigenen Arbeiten.

M. kannte meine Neigungen bereits und meinte, ich müßte mich um eine Stelle bei der kön. Bibliothek bewerben und zunächst eine Eingabe an den Minister machen.

Einige Tage nachher besuchte ich ihn wieder. Sein erstes Wort war: 'Wie steht's mit Ihrer Eingabe?' — 'Daran habe ich noch nicht weiter gedacht.' — 'Nun, fuhr er fort, ich habe Ihnen eine gemacht' und damit überreichte er mir folgende:

An den Minister Altenstein.

Ich bin nun bereits über vier Wochen in Berlin, und noch sind Sie meinem Wunsche einer Anstellung bey der hiesigen Bibliothek mit keinem Worte entgegen gekommen. Dieserhalb seh ich mich genöthigt, da ich endlich auch jetzt zu einem Arzney-

gläschen guter schwarzer Tinte gelangt bin, Ihnen schwarz auf weiß zu sagen, was ich eigentlich will in Berlin.

Schon seit vollen fünf Jahren verließ ich sämmtliche Schulen in Braunschweig, hielt mich dann in Göttingen, aber bloß der Bibliothek wegen, und hernach in Bonn, Poppelsdorf, Kessenich und andern Dörfern der Umgegend auf, um besonders die verschiedenen Lesarten des Ihnen vielleicht nicht ein Mahl dem Nahmen nach bekannten alten herrlichen Volksliedes von den Königskindern aus dem Munde der rheinischen Bauerjungen frisch aufzufangen.

Endlich im vorigen Sommer trat ich meine gelehrte Reise nach Holland an, wo ich recht gern hätte bleiben und in kurzer Zeit Professor der griech. und lat. Sprache werden können, wenn ich diese vorher in Göttingen und Bonn nur ordentlich studiert hätte.

Ich habe aber frühzeitig eingesehen, daß es damit nichts ist, sondern daß wir hauptsächlich unsre Sprache studieren müssen, wenn wirs zu was bringen und wieder ein Volk werden wollen; und darum habe ich mich auch auf meine Muttersprache gelegt, besonders aber auf meine Ur-ur-ur-ur-urgroßmuttersprache und deren Tante, die altholländische, von welcher der Professor Wilken gar nichts versteht; denn sonst hätte er eine holländische Handschrift nicht für altdeutsch gehalten.

Alemannisch verstehe ich aber auch, und könnte alle Tage Professor der Alemannischen Sprache hier werden, wenn ich nur erst Ihre Räthe von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines Lehrstuhls dieser Sprache auf der hiesigen Universität überzeugen könnte.

Nun was meine gelehrten Arbeiten anlangt, so werden Sie solche wohl hinlänglich schon aus den Litteraturzeitungen kennen; denn von dem Minister des öff. Unterrichts läßt sich erwarten, daß er auf nichts so sehr versessen ist als nur alle Litteraturzeitungen zu lesen.

Recht gern wollt' ich Ihnen ſonſt auch was beylegen von meinen gedruckten Werken; aber ſie haben ſich alle ſchon ſo vermindert, daß man in Kurzem gar nichts mehr davon ſehen wird. Meine Schriften haben das Eigene, daß ſie ſich viel ſchneller aufgreifen als andrer Leute ihre, ſelbſt ſchneller als mein eigner Kopf. Denn was dieſen anbelangt, ſo ſtehe ich, um etwa mit ihm eine Stunde lang in Ihrem Vorzimmer zu ſtehen und ihn in den Händen herumzudrehen, wie dort im Fiſchart und im Opitz geſagt iſt, viel zu weit über der Convenienz. Dieſe Kerle aber, Fiſchart und Opitz, oder gar Filipp von Zeſen, auf welchen Pauli's Kenntniß der altdeutſchen Litteratur ſich hauptſächlich zu ſtützen ſcheint, dieſe Kerle ſind mir alle zu neu, ſie ſind ja auch nur gedruckt. Aus gedruckten Büchern aber (ſie müßten denn von mir ſelber ſeyn) da mach' ich mir gar nichts draus. Handſchriften, alte Handſchriften, das iſt die große Sache, die ich im Auge habe, und beſonders Bruchſtücke von Handſchriften! die ſind mir eigentlich noch lieber als vollſtändige, und ich hoffe auch in Kurzem in dem Beſitze einer ganz vollſtändigen Sammlung ſolcher Bruchſtücke zu ſeyn.

So z. B. aus den 10 Geboten, die jetzt in allen Katechismen ſtehen, mache ich mir gar nichts; aber um eines koſtbaren Bruchſtückes willen von den Tafeln, die Moſes das erſte Mahl vom Berg Sinai mitbrachte, wollte ich in alle Weltgegenden Briefe ſchreiben; denn der Buchhändler Reimer muß ſie portofrei einſchließen, und wird ſo in doppelter Hinſicht ein tüchtiger brauchbarer Handlanger großer Gelehrten.

Um aber wieder zu meinem eigentlichen Zwecke zu kommen, ſo ſehe ich wohl, wie es jetzt mit mir ſteht, daß die hieſige Bibliothek für mich ſo gut wie gar nicht da iſt.

Mir iſt dieſes rein unbegreiflich; denn um welcher andern Urſache als um der Bibliothek willen könnt' ich von Fallersleben

nach Berlin gekommen seyn? Wenn ich nicht alles, Handschriften und älteste seltenste Drucke nach Lust und Belieben mit nach Hause nehmen, nöthiges Falls auch dem GR. Meusebach zuschleppen kann; so kann mir die Bibliothek gar nichts helfen. Wenn sie aber das nicht kann, so weiß ich nicht, wozu sie da ist!

Darum begehre ich jetzt eine Anstellung bey derselben mit soviel Besoldung, daß ich wenigstens alle 8 Tage bey Jagor eine Flasche Champagner trinken, und meinem Bruder zu seinem Geburtstage auch ein Mahl ein Paar Stiefeln anmessen lassen kann.

Ich würde großmüthig seyn und gar keine Besoldung verlangen, sondern ganz umsonst (aber nicht vergebens) die Bibliothek für mich benutzen; denn wie man die Menschen mit Großmuth übertölpeln kann, weiß ich und gebe gern allgemeinen hochdeutschen Wörtern meine eigne Fallerslebensche Bedeutung. So aber läßt sich vom Winde nicht leben, zumahl von dem nicht, der im Preußischen gemacht wird; und dann werden Sie auch aus meinen holländischen und allemannischen Gedichten wissen, daß ich heirathen will; denn in der höchsten Poesie ist die höchste Wahrheit.

Sie müssen aber nicht denken, daß ich diese Anstellung suchte, um hernach nur für jeden Narren, der ein Buch von der Bibliothek haben will, den ganzen Tag drin herum zu laufen, einzutragen, wegzutragen, zu löschen u. dergl. geistlose Beschäftigungen mehr. Nein, von mir wird alles, sogar die zwey Mahl doppelte Sechse in dem unrichtigen Dominospiele des Musikanten mit Geist angegriffen, und ich bin hierin ein einziger Mensch. Mein Hauptzweck ist unumschränkte Benutzung der Bibliothek für mich, allenfalls noch zur Zuschleppung für den M., der ohne mich mit seiner Liedersammlung doch nie zu Rande und zu Bande käme.

Endlich auch dürfen Sie ja nicht etwa glauben, daß Sie

mich durch dieſe Anſtellung zu einer ewigen Dankbarkeit gegen den Preußiſchen Staat verpflichten könnten. Bewahre Gott! ich halte zwar Dankbarkeit in abstracto für eine der erſten Tugenden und habe das auch holländiſch auf altem Pergament ſchriftlich. Aber wenn ich (was nicht fehlen kann) in kurzer Zeit ein berühmter Mann, und alle Univerſitäten, ſogar die aufgehobene zu Helmſtedt, ſich um mich reißen werden; dann ſtehe ich für nichts, ſondern reiſe auch, aber bloß mit dem langen ſ und nach Helmſtedt und von da nach Wolfenbüttel und werde ein andrer Kerl wie Leſſing dort war, der mit mir vielleicht nur die einzige Ähnlichkeit hatte, daß er, wenn er unruhig wurde, ſpielen mußte, daß ihm der Kopf rauchte. Ich aber laufe in ſolchem Falle ſpazieren oder zu dem GR. M., wo mir dann auch der Kopf raucht, aber nicht mein eigner, ſondern Novalis Kopf, der gegenwärtig leider geflickt wird.

Mit einem Worte: wenn ſich bis zum May die Sache nicht entſchieden hat, ſo gehe ich geradezu von Berlin wieder weg, und der Herr M. (der mich doch eigentlich gern hat, wenn er gleich überall an mir ſchnitzeln will) und Sie und der ganze Preußiſche Staat haben dann das leere Nachſehen. Und wie ich draußen vor dem Thore bin, laſſe ich die ganze Geſchichte drucken auf vier Quartſeiten in Folio; das muß natürlich Senſation machen und wirken, beſonders bez. der Preußiſchen Behörden, die eine ſchreckliche Furcht davor haben, wenn ein einzelner Menſch ſeine Sache zur Sache des Publikums macht in Grävel'ſchen Ladenlutern. Sollten Sie aber auf meine desfallſige Druckſchrift nicht antworten, ſondern ſo auffallend ſtillſchweigen wie bisher auf mein Empaſſieren in hieſige Stadt, ſo wird der Prof. Hufeland ſchon meine Partie nehmen und ſich über Ihr Stillſchweigen ärgern und es unrecht finden, denn ich bin ein freyer deutſcher Mann, der ſeine Sache ſchon mit Würde vorzutragen weiß, und hingehen kann wo er hinwill. Falls ich ſitze und dichte, wenn Ottfried

mich zu spät einladet zu Braunkohl und Gänsebraten, da befleißige ich mich gern der besten und gefälligsten Form und suche die schönsten Wendungen. Aber im Leben finde ich dgl. gar nicht nöthig und bin

keines Menschen .

gehorsamer Diener

A. H. Hoffmann v. Fallersleben.

Berlin, 9. Januar 1822.

Ich las und mußte herzlich lachen. Daß ich die Sache so lustig nahm, freute ihn sehr und er meinte, wenn mir diese Eingabe nicht gefiele, so wolle er mir eine andere machen, die ich einreichen könnte. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen überreichte er mir die folgende von ihm verfaßte und eigenhändig geschriebene:

An

des Geh. Staats- und Ministers der geistl. ꝛc. Angelegenheiten Freiherrn von Altenstein Excellenz.

Eurer Excellenz

wagt der Unterzeichnete eine unterthänige Bitte vorzulegen, von deren günstiger Gewährung das Glück seines Lebens und seines Strebens vielleicht abhängt.

Gebürtig aus Fallersleben im Herzogthume Lüneburg widmete ich mich von den Jahren 1816 bis 1819 in Göttingen, und dann von 1819 bis 1821 in Bonn hauptsächlich den philologischen Studien. Es bot sich mir in Bonn die Gelegenheit einer kleinen Anstellung als Assistent bei der Universitäts-Bibliothek dar, und meine Neigung für das Studium der Sprachen wandte sich zurück auf die deutsche in ihren ältesten Urkunden und Schriftdenkmalen, so wie zugleich auch auf die verwandte altholländische. Den Quellen der letzten näher zu kommen,

suchte ich im Sommer des verwichenen Jahres, weil sich mir in Bonn keine weitere Aussicht auf Beförderung ergab, die vorzüglichsten gelehrten Anstalten und Bibliotheken Hollands, und ich glaube — durch die zuvorkommende Unterstützung der dortigen Gelehrten begünstigt — in Erreichung meines Zweckes nicht unglücklich gewesen zu seyn.

Gegenwärtig in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, ohne unterstützende Eltern jedoch und ohne eignes Vermögen, drängt sich natürlich in mir der Wunsch hervor, mit dem, was ich unter so kümmerlichen drückenden Verhältnissen erlernt und was ich nach meinen Kräften nun etwa vermöchte, auch dem gemeinen Wesen nützlich zu werden und durch eine meine Existenz einiger Maßen sichernde Lage mich immermehr in dem Erlernten übend zu befestigen und zu größerer Brauchbarkeit auszuarbeiten.

Eurer Excellenz, dem hohen Beförderer der Wissenschaften und jedes ernsten Strebens für dieselben, lege ich deshalb die unterthänige Bitte vor, mir bei der hiesigen königlichen Bibliothek eine meinen Kräften angemessene Anstellung hochgeneigtst zu übertragen. Unter den Augen der erfahrenen und würdigen Vorsteher dieser Anstalt würde mir leicht werden, in den mir nicht fremden Bibliothekgeschäften noch vollkommnere Übung zu gewinnen; die Benutzung der Schätze dieser Bibliothek würde mich in dem Fortgange meiner Studien unterstützen, und hinwieder könnte auch ich mit diesen meinen der altdeutschen und altholländischen Litteratur gleich eifrig zugewendeten Studien der Anstalt selbst in dem besondern Fache vielleicht nützlich werden.

An meinem Eifer und an meiner Treue zum mindesten, falls Hochdieselben meine unterthänige Bitte gnädig gewähren möchten, soll es gewiß niemals fehlen; und mit dem wärmsten Danke würde ich solche Gunst und geneigte Unterstützung lebenslänglich erkennen und verehren. Unter dieser Versicherung wieder-

hole ich meine angelegentliche gehorſamſte Bitte, und unterzeichne mit vollkommenſter Ehrerbietung

Eurer Excellenz
unterthäniger H.

Berlin, 14. Jan. 1822.

Dieſe Eingabe fand meinen und meines Bruders vollkommenen Beifall; ich ſchrieb ſie ab und reichte ſie beim Miniſter ein.

Schon am 22. Januar ſchickte der Miniſter dieſelbe an den Oberbibliothecar Wilken 'mit dem Auftrage, ſich gutachtlich darüber zu äußern, ob und in welcher Qualität derſelbe (der Privatgelehrte H.) ſeinen Wünſchen gemäß, bei der hieſigen Bibliothek angeſtellt werden kann; auch über ſeine wiſſenſchaftliche Bildung durch Unterredung mit ihm und Einſicht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich Kenntniß zu verſchaffen und darüber zu berichten.'

Ich machte demgemäß Herrn Oberbibliothecar Wilken meine Aufwartung. Er empfing mich nicht eben freundlich. Ich ward etwas verlegen, antwortete aber bald unbefangen auf alle Fragen und übergab ihm einen Theil meiner Arbeiten zu gelegentlicher An- und Durchſicht. Etwas ärgerlich und ohne alle Hoffnung auf Wohlwollen verließ ich Wilken. Zu meinem nicht geringen Erſtaunen erfuhr ich ſpäter, daß er ſehr günſtig über mich berichtet hatte.

Ich mußte lange auf Antwort warten und lebte deshalb der Hoffnung, daß eine günſtige erfolgen würde. Nicht alſo. Zu meinem Geburtstage (2. April) wurde ich mit der kurzen Antwort überraſcht:

Das Miniſterium bedauert Ihnen auf Ihre Eingabe vom 14. Januar d. J. eröffnen zu müſſen, daß ſolches von Ihren

literarischen Kenntnissen bei der hiesigen Königl. Bibliothek jetzt keinen Gebrauch machen kann, indem der Fonds es nicht gestattet das schon vorhandene Personal zu vermehren und Ihnen eine fortdauernde Remuneration für Ihre Bemühungen anzuweisen.

Es stand mir aber doch noch eine Freude für diesen Tag bevor. Ich war zu Meusebach's eingeladen und fand dort eine reiche Geburtstagsbescherung, darunter auch die ehemalige Eschenburgsche Handschrift mit niederdeutschen Gedichten aus dem 15. Jahrh.*) Ich war nun fröhlich mit den Fröhlichen und dachte nicht weiter der fehlgeschlagenen Hoffnung auf eine baldige Anstellung.

Das Meusebach'sche Haus gewährte mir damals was ich jetzt nur in verschiedenen Häusern, ja oft nicht einmal in einer und derselben Stadt finden konnte: eine belehrende und anregende wissenschaftliche Unterhaltung, eine ausgezeichnete Bibliothek, traulichen Familienverkehr und die Gelegenheit, viele bedeutende Männer und Frauen kennen zu lernen. Sie standen mit M. theils in freundschaftlichen, theils in amtlichen Beziehungen oder suchten seine Bekanntschaft. Es fanden sich dort dann und wann ein: Graf Gneisenau, damals Gouverneur von Berlin, General-Major Carl von Clausewitz, die Majore G. v. Below und v. Tümpling, Hegel, v. Savigny, v. Sethe, Geh. Rath Eichhorn, Prof. Rösel, Achim und Bettina v. Arnim, Graf Schlabrendorf, Georg Anton v. Hardenberg (als Dichter unter dem Namen Rostorf bekannt), der schwedische Generalconsul Dehn, der Hamburger Ministerresident Lappenberg, Prof. Zeune, Johannes Schulze.

*) Bibliotheca Hoffmanni Fallersl. (Lpz. 1847) p. 20—22.

M. hörte damals schon schwer und es war ihm lästig, sich lange mit Leuten zu unterhalten, denen er Rücksicht schuldig war oder mit denen er nichts zu sprechen fand von Belang. Wenn sie dann länger zu bleiben die Absicht zeigten, so wußte er keinen bessern Ableiter als das Spiel, zumal er selbst gerne spielte. So pflegte er immer mit Hegel und Dehn sich zum L'hombre zu setzen, später auch mit meinem Bruder, der bald Meusebach's liebster Spielcamerad wurde.

Unterdessen war Frau v. M. in ihres Mannes Zimmer, wo das Clavier stand. Sie spielte mir dann die schönen Kreutzer'schen Compositionen der Uhland'schen Lieder, oder wol meine eigenen Melodien, die ich mir hatte aufzeichnen lassen. Zuweilen fand sich dann weiblicher Besuch noch ein, zwei liebenswürdige Frauen, Frau v. Clausewitz und Frau v. Tümpling.

Die gewöhnlichen Hausfreunde waren Professor Friedrich Hufeland und Dr. Pauli. Ersterer fand sich nur ein, wenn er zum Mittagsessen eingeladen. Er galt für einen tüchtigen Arzt und war ein angenehmer Tischgenosse. Wir sahen uns sonst nicht. Mit Pauli dagegen hatte ich näheren Verkehr.

Christian Moritz Pauli gehört zu den edelsten Menschen, die ich kennen lernte: durch und durch wahr, gewissenhaft und bieder, ein denkender Kopf, bescheiden bei gediegener Gelehrsamkeit und gefällig und hülfreich wo er konnte. Er war Conrector in seiner Vaterstadt Lübben und dann in Brandenburg gewesen, hatte dies Amt wegen geschwächter Gesundheit aufgegeben und lebte seit 1817 zu Berlin in der Hoffnung, eine seinen Wünschen entsprechendere Stellung zu finden. Ostern 1822 übernahm er vorläufig einige Lehrstunden am französischen Gymnasium und übersetzte für die Staatszeitung die französischen Artikel. Wir hatten manche gemeinsame Neigungen

und Bestrebungen, zumal die Liebe für unsere Muttersprache und den edelen Eifer gegen das noch immer übliche Lateinreden und Lateinschreiben. Er hatte noch vor einigen Jahren (1817) 'gegen den Lateinfrevel' einen dicken Band herausgegeben unter dem Titel: 'Beiträge zur Sprachwissenschaft'. Wir sprachen oft über diesen Gegenstand, waren aber beide von der vorläufigen Erfolglosigkeit aller Bestrebungen dawider und einer noch langen Fortdauer des Lateins als academischer Sprache überzeugt.

Obschon körperlich mitunter sehr leidend, blieb sein Geist auch dann noch immer rege. Noch kurz vor seinem Tode (er starb 5. Febr. 1825) erschien die dritte Sammlung seiner 'Gedanken' (Berlin 1824)*).

Ich verlasse jetzt das Meusebach'sche Haus, um zu erzählen was ich zu Hause trieb und mit wem ich sonst bekannt wurde.

Den ganzen Frühling und Sommer arbeitete ich recht fleißig: ich studierte Grimm's Grammatik in neuer Auflage, deren Aushängebogen mir der Verfasser gütigst zugesendet hatte, ich machte Abschriften alter Handschriften, Auszüge für Sprache und Litteraturgeschichte und benutzte viel die kön. Bibliothek.

Nebenbei dichtete ich und sang mir zu manchem Liede eine Weise, die ich mir dann aufzeichnen ließ von irgend einem Musiker. Niemand war bereiter dazu als Kretzschmer.

Andreas Kretzschmer lebte als pensionierter geheimer Kriegsrath in Berlin und beschäftigte sich mit Musik und Volksweise. Er war kein Musiker von tiefen theoretischen Kennt-

*) S. über ihn Friedrich Wilh. Goedicke im Nekrolog der Deutschen 1825 S. 244—261.

niſſen und practiſcher Ausbildung, hatte aber einen feinen Sinn für ſchöne volksthümliche Melodien und Glück in eigenen Compoſitionen. Leider liebte er das Geiſtige in zu weiter Ausdehnung und zerrüttete dadurch ſich und ſein Hausweſen. Er hatte hübſche Sachen geſammelt, Liederbücher, alte Drucke und Handſchriften*), die er nach und nach verkaufen mußte.

Wenn ich in ſeiner Familie war, da merkte ich nichts von ſeiner Neigung zum Trunke. Es ging ſehr bürgerlich einfach zu, nur ein kleines Fläſchchen Rum wurde herumgereicht und der Hausvater maß ſich zwei Löffel voll ab und that ſie in den Thee. Sah ich ihn aber bei mir oder ſonſt wo, ſo hatte er gewöhnlich ſchon des Guten zu viel gethan. So lieb es mir war, daß er mir meine Melodien aufzeichnete, und ſo ſehr ich auch von ſeiner freundlichen Geſinnung gegen mich überzeugt war, ſo wurde mir doch der Verkehr mit ihm nach und nach verleidet. Er war gemüthlich, gefällig, talentvoll, das iſt wahr, aber er wurde leichtſinnig und unzuverläſſig wie im Leben ſo auch leider in ſeinen 'Deutſchen Volksliedern', wovon er noch einige Hefte ſelbſt herausgab.

Schon funfzehen Jahre vor dieſer Sammlung — die Ankündigung erſchien 1837 —, beabſichtigten wir mit Chamiſſo eine ähnliche. Kretzſchmer hätte hier gewiß etwas Ausgezeichnetes geleiſtet, da es hier nicht darauf ankam, etwas Überliefertes getreu wiederzugeben, ſeine muſicaliſche Phantaſie hätte

*) So beſaß er eine Papierhandſchrift aus dem 15. Jahrh. mit 41 Liedern, aus v. Murr's Bibliothek. Er ſchrieb darüber eine kurze Abhandlung: 'Über einen Codex altdeutſcher Gedichte' im Literariſchen Converſations-Blatt 1822 Nr. 85. Er wollte die Hſ. herausgeben 'mit den Melodien in jetzige Noten übertragen'. Das geſchah nie. Eine getreue Abſchrift nahm Meuſebach.

einen Spielraum gehabt und er keine Verantwortlichkeit. Der ganze Plan kam, wie so mancher, den K. mit sich herumtrug, nie zur Ausführung. Die 'Beschlüsse', die wir nach langer Berathung faßten, hat K. aufgezeichnet, sie lauten also:

1. Es soll von den Herren v. Chamisso, Hoffmann v. F. und Kretzschmer eine Liedersammlung herausgegeben werden.
2. Sie soll den Titel erhalten:
   Frische Lieder in allerlei Tönen zu singen.
3. Die Verfasser der Lieder und Weisen werden nicht angegeben.
4. Dagegen kann ein besonderer Nachtrag sich darüber aussprechen, und überhaupt Ansichten das Lied und dessen Weise betreffend entwickeln.
5. Wenigstens sollen 100 Lieder geliefert werden. Der Vorrath wird bestimmen, ob man weiter schreiten kann.
6. Zur Aufnahme eines Liedes oder einer Weise müssen zwei Herausgeber wenigstens einstimmen.
7. Möglichst soll auch dazu beigetragen werden, echte Volksmelodien zu beschaffen.
8. Hr. v. Chamisso übernimmt, einen Verleger für das Werk zu schaffen.
9. Die Form des Werks soll in Octav sein. Die Weisen werden neben oder über den Worten gedruckt.
10. Wo eine Begleitung zu einzelnen Weisen geliefert wird, kann sie nur ganz einfach (vielleicht hie und da zum zweistimmigen Gesang sich eignend) sein, wie es die Liedesweise erfordert, die allen harmonischen Prunk vermeiden und nur aus der Melodie ihr Leben schöpfen muß.

Kretzschmer gab Berlin auf und zog mit seiner Familie nach Anclam. Ich erhielt dann und wann noch einen Brief von ihm. An seiner Volksliedersammlung mochte ich mich nicht

betheiligen, weil ich vorher wußte, daß sie selbst meinen mäßigen Anforderungen nicht entsprechen würde. Er starb dort den 5. März 1839.

Da ich den Aufzeichnungen Kretzschmer's nicht so recht trauete, so sah ich mich noch nach anderen Musikern um. Eines Tages besuchte ich Ludwig Berger. Ich begrüßte ihn als einen trefflichen Componisten von: 'In einem kühlen Grunde', und 'Als der Sandwirth von Passeyer'. Wir sprachen viel über Composition und wie wol Gedichte die sich dazu eigneten beschaffen sein müßten. Dann erzählte ich ihm, daß ich meine Lieder selbst componierte, obschon ich keine Note verstände. Ich sang ihm einige vor und bat ihn dann, sie mir aufzusetzen. Er war sehr bereitwillig. Ich mußte nun satzweise singen und wiederholen, das wurde mir schwer, und es kam mitunter etwas anderes zum Vorschein als beim ersten oder zweiten Male. Er ließ sich dadurch nicht stören. Ich mußte immer wieder singen. Zuweilen fragte er: 'Ist das wirklich so? das geht nicht gut.' — 'Nun, meinte ich, dann bringen Sie es in eine gesetzliche Form!' — Zuletzt bat ich ihn noch um eine Abschrift seiner Composition: 'Als der Sandwirth von Passeyer', die damals noch jung war. So machte sich unsere Bekanntschaft.

Später trafen wir bei Chamisso zusammen. Wir sprachen viel über Volksmelodien. 'Ja, meinte Chamisso, ich würde viel darum geben, wenn eine recht volksthümliche Melodie zu meinem: „Der Zopf der hängt ihm hinten", gemacht würde!' 'Machen wir selbst eine!' sagte ich, und fing gleich an zu singen, Chamisso und Berger stimmten ein; wir sangen so lange bis das Ding rund wurde. Berger setzte dann die Dreimänner-Melodie auf. Ich habe das Blatt noch, wozu jeder von uns schließlich einen Kerl mit einem Zopf zeichnete.

Um dieſelbe Zeit beſuchte ich Franz Stöpel, von dem damals viel die Rede war. Vielſeitig in ſeinem Fache und unablässig thätig wirkte er beſonders als Lehrer der Logier'ſchen Methode durch Wort und Schrift. Er war ſehr freundlich und gefällig gegen mich, auch ihm verdankte ich mehrere Aufzeichnungen meiner Melodien. Nach vielen Wanderungen, verunglückten Plänen und Enttäuſchungen ſtarb er in Paris den 19. Dec. 1836.

Jede Aufzeichnung von einem dieſer drei Muſiker brachte ich ſofort zu Meuſebach's. Frau von M. war dann ſo gütig, ſie mir vorzuſpielen und nun konnte ich erſt mein eigenes Kunſtwerk recht kennen lernen und beurtheilen. Obſchon ich das Ganze nur als Spielerei betrachtete, ſo hatte ich doch Freude daran und der eigentliche Gewinn dabei war: ich wurde immer von neuem zum Dichten angeregt.

Auch außerdem fehlte es nicht an Anlaß dazu. Der Geburtstag Meuſebach's kam bald heran. Vielſeitige Vorbereitungen fanden ſtatt. Frau v. M. hatte einen Lehnſtuhl beſtellt und dichte ſelbſt die Rücklehne und den Sitz dazu. In der Rücklehne waren alle Bücher angebracht, nach welchen M. ſeit vielen Jahren vergeblich getrachtet. Die Titel hatte ich angegeben. Daß das Format mitunter falſch war, durfte nicht wundern. Viele dieſer Bücher hatte noch niemand geſehen und von einigen war ſogar zweifelhaft, ob ſie überhaupt jemals das Licht der Welt erblickt hatten.

Auch ich war ſeit einiger Zeit für den Geburtstag thätig. Ich hatte unter dem Titel: 'Liederhort' die am Rhein und ſonſt auf meinen Reiſen geſammelten Volkslieder zuſammengeſtellt mit Anmerkungen über ihre Herkunft und Verwandtſchaft mit anderen Volksliedern verſehen. Zu vielen hatte der

junge Lange, Sohn des Herodot-Überſetzers, kleine Bilder gemalt.*)

Ferner hatte ich zwei Gedichte verfaßt, eins in Sprache und Geiſt des 17. Jahrhunderts und ein allemanniſches. Hiezu kam noch ein altes vergilbtes Blättchen, worauf ich ein ſelbſtgemachtes Liederbruchſtück ſo geſchrieben, daß es in Dinte, Schriftzügen und Schreibung für eins aus dem 16. Jahrh. gelten ſollte.

Der 6. Juni, der langerſehnte Geburtstag erſchien. Unſere Geſchenke waren zwiſchen prachtvollen Blumen und Kränzen aufgeſtellt und ausgebreitet. M. war freudig überraſcht und innig gerührt, wie er denn bei ſeinem weichen Gemüthe leicht gerührt war, wenn ihm etwas begegnete das recht von Herzen kam.

Mein Gedicht aus der Lohenſtein-Hoffmannswaldauſchen Zeit ergötzte ihn ſehr. Es war eigentlich eine kleine Rache, die ich dafür nahm, daß er immer behauptete, ich wolle von dieſer Poeſie gar nichts wiſſen und ſtelle ſie viel zu tief. Allerdings betrachtete ich ſie mehr als eine Verirrung der Poeſie, die aber eben weil ſie einmal vorhanden doch gekannt werden müſſe, die für mich aber wenig geeignet ſchien, mich daran zu erquicken.

Dies Gedicht lautete alſo:

Dem Herren Geheimbden Rath, Herrn Carl von Meuſebach
Zu Seinem einundvierzigſten Geburtsfeſttag
Durch einen Denſelben
Hoch Verehrenden Freund,
Der es in Sonnenſchein und Regen ſtets gut meint.
Am 6. Junii 1722.

Warum Aurora doch mit ihren Purpur-Wangen
Am Horizonte dort ſo ſchön hervorgegangen?

*) Die Handſchrift iſt jetzt in der kön. Bibliothek in Berlin.

Gewiß ſo froh wie heut ſo ſtrahlte lange nicht
Ihr liebevolles Aug und freundlich Angeſicht.

Wie ſchnell eilt Phöbus drauff mit ſeinem goldnen Wagen
Und thut die finſtre Nacht mit ſeinem Glanz verjagen!
Wie kommts nun aber doch, daß ſo geſchäfftig ſindt
Der hohe Sonnengott und ſein Geſchwiſterkind?

Sie wollen lauter Luſt und Wonne uns verkünden
Und unſre Hertzen ietzt mit neuer Gluth entzünden,
Und deuten ſomit an, daß feſtlich dieſer Tag
Nach Ehren und Gebühr begangen werden mag.

Geboren iſt ihr Freund vor einundvierzig Jahren,
Dem ſie von Jugend auff ſo treu zur Seitten waren,
Und der mit Geiſt und Witz in ihrer Götterſchooß
Zu Reichthum, Ehr und Ruhm, und Weißheit wurde groß.

Wir können ihm nicht mehr den ſchönen Lorbeer bringen,
Den hat er ſelber ſich verdient in manchen Dingen.
Sein Bücherſaal allein ſchon zeigt es deutlich an,
Was ſolch ein hoher Geiſt nicht Alles vollbringen kann.

Da ſtehn in Schräncken ſchön die teutſchen Tichter alle,
So ſchön als ſtünden ſie in einer Ruhmeshalle.
Es mag kein einziger darin vergeſſen ſein
Von Otfrido herab zum großen Lohenſtein.

Doch wollten wir zumahl die Nahmen alle nennen,
Der Literator ſelbſt der würde ſie nicht kennen,
So Fleiß und Klugheit hier und die Betriebſamkeit
Geſammelt hat mit Luſt aus alt und neuer Zeit.

Zum Garten gehn wir nun, da iſt ietzt ſchön ſpatzieren,
Denn früher gingen nur die Knaben drein hoffieren,
Und wo die Spree jüngſt floß mit ungeſtümem Lauff,
Da grünt der Raſen ietzt und ſtehn Levkojen drauff.

Wer ſolches ausgeführt, den darff man rühmlich preiſen!
Auf ſeine Wercke nur, da kann man den verweiſen
Der nicht ſein gutes Herz und ſeinen frohen Muth
Und ſeine Freundlichkeit an ihm erkennen thut.

Doch wollten wir davon zu dieſer Friſt noch ſagen,
So fürchten wir, daß ſelbſt in dieſen längſten Tagen
Dem der es auf ſich nähm zu kurz noch wär die Zeit
Zu ſchildern hier ſein Hertz nach gantzer Würdigkeit.

Wir wollen Blumen nur und Bücher Ihm verehren,
Um Seinen großen Schatz in Etwas zu vermehren,
Und wünſchen Ihm noch an, daß Er noch manchen Tag
In dieſem Lehnſtuhl hier vergnüglich leben mag!

Der Garten, deſſen hier gedacht wird, war nur ein Gärtchen, etwa 30 Schritte lang und 10 breit. Dieſen ſonſt öden Raum, auf der Längenſeite hinten von einem Holzplatze, vorn von einem Stalle begränzt, von einem Arme der Spree beſpült, hatte M. zu einem hübſchen Gärtchen mit Blumenbeeten umgeſchaffen. Er bezahlte trotzdem 200 ℛ Miethe dafür. Unter dem Wallnußbaume im Winkel ſtanden Tiſch und Bänke. Ein ſtilles ſchattiges Plätzchen, wo ich oft allein zu ſitzen pflegte und dichtete. Im J. 24 fiel es der Zerſtörung anheim. Frau Friedländer hatte Haus und Hof für 90000 ℛ verkauft. Es kam dort der neue Packhof hin. Der Kupfergraben wurde erweitert, das Gärtchen verſchwand ſpurlos. 'Es wird alſo künftig (ſchrieb M. den 20. Mai 23) nur noch im Liede leben und auf die Nachwelt fortblühen.'

Das allemanniſche Lied lautete:

's Iſch hüt hier wol e Fiirtig gſi?
Iſch's nit, ihr Chindli, ſo?
'He frili jo! ne ſchöne Tag,
Drum ſimmer au ſo froh.'

'Deis hemmer üſem Ätti hüt
Mir ſini Chindli b'ſchert,
Doch glaub, der gueten Ätti iſch
No tuſigmol meh werth.'

'Se! nimm e Gläsli wo De witt,
's Isch guete rhinsche Wi,
Und bring's im lieben Ätti zue —
Sel mag Gottwilche sy.' —

Gsegott! i bring's Der fröhli zue,
Gsegott! 's isch guete Wi,
Doch weger besser soll denkwol
Dir mi Gottwilche sy.

Was Dir der Himmel Guets hat ge,
Sel mag er Dir au lo,
Und bis wie hüt no langi Johr
So gsund und frisch und froh.

Und trüeihe müen sie allesamt
Die Chindli um Di her
An Tuged, Zucht und Frömmikeit
Und gueter wiser Lehr.

Se müen Der spot im Alter no
Sel große Freude sy,
Aß Dir au alli Tag in Lust
Und Friede gange hi.

Gsegott au Ich, Frau Mueter Ich,
Und was i gwünscht nu ha,
's Gilt weger Ich iust ebe so
As euem liebe Ma.

Doch heimli hani no ne Wunsch,
Sel goht Ich iust nüt a:
I wünsch im Her meng sufer Buech
Mit schöne Aria.

Er het io sini Freude dra,
Drum mueß mer's ihm au lo,
Und wenni Liedli näume wüßt,
Er sött sie überchо!

Zum Schluß meiner Geburtstagsmittheilungen noch das Liederbruchstück, das sich noch in der Urschrift erhalten hat:

Die vogelin ſint gezogen vß,
Vndt han genomen den ſummer,
Die laubern die blumen den grunen chle,
Vnd mir gelan den chummer.

Nv truuret ſo manich heyd vnd waldt,
Die bechlin vndt ouch die prunnen,
Es ſcheidet ſich ietzundt alzo fru,
Woll hinder den bergen die ſunne.

Vndt dennoch könnt ich wolgmuedt ſin,
Were liep nit wie ſunnenwende,
Die liep iſt vnſtet, weret nit langk,
Bracht manchen in ellende.

O valſches mein liep wennſtus bdenckſt,
So müeßtu mit mir trawern,
Du ſpracheſt meigenſchein weret nit langk,
Treuwliep ſollt ewig thauern.

O valſches mein liep wennſtus b.

* * *

.... ir vogelin ....

Fahrt woll ade pleibt nit lang uß,
Woll got euch ſicher gſparen,
Dan mugt ir mit ſanck, mit frolicher luſt,
Vber ſee vnd lant heim varen.

Jr hat mir ouch nit den chummer gelan,
Der chummt von einer vyl andern,
Reich got ach könnt ich zv diſer vriſt,
Weit wegk mit den voglin wandern.

.;. ade .;. ade .;.

In truben mudt ichs gſungen han,
Daſ ſicht man ouch dem liedel ahn,
Doch chumt die tzeit, vndt iſt nitt weit,
Daß ich mich wider frowen kan.

Von ſpäterer Hand darunter:

Warumb nit morgen.

Wir waren in der heiterſten Stimmung, und ſcherzten und lachten bis in die Nacht hinein.

Dem frohen 6. Juni folgte ein ſehr ernſter 9. An dieſem Tage war Peter Anton Fonk von dem Schwurgerichte in Trier zum Tode verurtheilt worden. Er hatte ein Caſſationsgeſuch an den rheiniſchen Reviſionshof eingereicht, und Meuſebach wurde von dieſem mit dem Referate beauftragt.

Bald kamen ganze Stöße Acten. M. arbeitete nun Tag und Nacht mit jener Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die er in allen Dingen, welche bedeutend waren oder ihm dafür galten, treu feſthielt. Er war todt für alle Bücher, Handſchriften, Kataloge, Litteratur, Poeſie. Alle Fröhlichkeit ſchien im Meuſebachſchen Hauſe ausgeſtorben. Da wurde niemand angenommen, niemand eingeladen. Ich hatte freilich Zutritt: ich konnte in ſeinem Zimmer leſen und ſchreiben, mußte mich aber ſehr ruhig verhalten. Da kam es denn doch vor, daß er ein Geſpräch mit mir anfing, und ſich erkundigte, ob ich nicht was Neues gefunden. Zuweilen wurde ich dann gewürdigt, Acten vorzuleſen. Das war mir eine läſtige Auszeichnung, und ich konnte es nicht laſſen, wenn ich nach einer Stunde erlöſt wurde, auszurufen: Gott ſei Dank! Es war aber auch merkwürdig: dieſer ſchauderhafte Prozeß verfolgte mich ordentlich. Als ich im Herbſt 1820 in Trier war, wurde Hamacher von dem Schwurgerichte zum Tode verurtheilt. Als ich dann im Frühjahr 21 nach Köln kam, war mein Freund der Staatsprocurator Leiſt mit dem Fonk'ſchen Prozeſſe beſchäftigt, und jetzt war ich wieder mitten drin.

Das dauerte noch den ganzen Juli fort bis gegen Mitte Auguſts. M. war in Folge der ſehr anſtrengenden Arbeit und der vielen Nachtwachen in einen überreizten, faſt krankhaften

Zustand gerathen. Ich kam seltener zu ihm. Wir sehnten uns nach dem Augenblicke, wo seine Arbeit vollendet war. Endlich kam die Stunde der Erlösung. In der Sitzung vom 14. August trug M. seinen Bericht vor*) und der Revisionshof verwarf danach das Fonk'sche Cassationsgesuch.

M. kehrte bald zu seinen alten Liebhabereien zurück. Er sah die vielen Versteigerungs- und Preiskataloge durch, machte Auszüge und gab Bestellungen an Suin, der wieder freien Zutritt hatte und nicht allein die Aufträge für Berlin, sondern auch nach auswärts besorgte. Der Buchbinder erhielt wieder ganze Stöße zum Binden, und jedesmal die Weisung 'die Möglichkeit hinten drauf zu drucken.' M. vervollständigte wieder seine Liedersammlung durch eigene zierliche Abschriften, schrieb allerlei Bemerkungen auf die Vorsetzblätter seiner Bücher oder legte eigene Zettelchen hinein mit irgend einer Nachricht über den Verfasser oder das Buch, trug allerlei Wörter nach in seinem durchschossenen Campe, vervollständigte Koch's Compendium der deutschen Litteratur, beantwortete diese oder jene Anfrage, die ihm mündlich oder schriftlich zugekommen war, kurzum, er war für seine litterarischen Bestrebungen wieder der alte.

Leider hatte sein Gehör die letzte Zeit sehr gelitten, die Unterhaltung mit ihm war dadurch sehr erschwert. Ich konnte weniger darüber klagen; ich sprach langsam und deutlich, auch hatte er sich an den Ton meiner Stimme gewöhnt. Besonders angreifend war für ihn jede Sitzung des Revisionshofes. Er mußte dann stundenlang unverwandt dem Vortrage folgen, da-

*) v. Meusebach's Bericht über die Fonksche Sache. (Aus Hitzig's Annalen. Berlin 1833.)

mit ihm kein Wort verloren ging und er im Zusammenhange blieb. Das war furchtbar anstrengend, zumal wenn der Berichterstatter nicht sehr deutlich sprach. Kam dann M. aus der Sitzung zu Hause, so war er sehr gereizt und konnte über die größte Kleinigkeit außer sich gerathen. Wenn er heftig geworden, ließ er sich schwer besänftigen. Gewöhnlich erfolgte bei Tische ein Donnerwetter. Ich war deshalb an allen Sitzungstagen (Mittwoch) zum Mittagsessen eingeladen und nannte mich selbst den Blitzableiter. So wie ein Gewitter losbrach, verhielt sich Alles ruhig. Wenn dann M. genug geblitzt und gedonnert hatte und ich bemerkte nur ein Stückchen blauen Himmel, dann gelang es mir gewöhnlich mit einem Worte, das gar keine Beziehung auf den Gegenstand seines Zornes hatte, den Frieden wieder herzustellen. Er war dann wieder sanft wie ein Kind, der allerliebenswürdigste Mann von der Welt, und wußte auch bei mir, wenn auch ich mein Theil Schelte bekommen hatte, Alles wieder gut zu machen. Wir rauchten dann eine Friedenspfeife.

Meine Ruhe kam mir sehr zu statten, noch mehr aber, daß ich ihn in seinem ganzen Wesen erkannt hatte. Wir blieben immer die besten Freunde, ich liebte seinen Humor, ich ließ mir seine Neckereien und Sticheleien gefallen, ich ehrte seine vielseitigen Kenntnisse und Forschungen, und gab ihm Beweise, wie sehr ich ihn liebte und hochschätzte.

Das Alles wußte er aber auch und ebendeshalb konnte er auf seine Weise recht frei und behaglich mit mir verkehren.

Ich theilte ihm von Zeit zu Zeit Manches mit was ich hier und da in Berlin auftrieb. Es freute ihn jedesmal und doch schrieb er mir eines schönen Tags: 'Ich muß Sie dringend bitten, die ꝛc. abzuholen, da mir sonst der Raum in der

Stube zu enge wird vor Ihren erbärmlichen Zuſchleppungen.' Das ſtörte mich gar nicht, ich fuhr fort mit meinen erbärmlichen Zuſchleppungen.

Wenn ich zuweilen zwei- oder dreimal in der Woche bei M. zu Mittag geſpeiſt hatte und er mich dann in der Nacht mit dem Lichte und dem Hausſchlüſſel in der Hand begleitete und hinausließ, ſo erinnerte ich ihn an die Geſchichte von dem alten Herrn Vetter und dem jungen Herrn Vetter. Der alte pflegte immer beim Abſchied zu ſagen: 'Kommen Sie bald wieder, Herr Vetter!' Als nun der junge auch einmal öfter hinter einander bei dem alten geweſen war und dieſer wieder ſein: 'Kommen Sie bald wieder, Herr Vetter!' ſchließlich ſagte, fragte der junge: 'Morgen, Herr Vetter?' da antwortete der alte: 'Morgen juſte nicht!' — Obſchon M. auch ſagte: 'Kommen Sie bald wieder!' und meine Frage: 'Morgen?' jedesmal beantwortete: 'Morgen juſte nicht!', ſo erfolgte doch oft den andern Morgen eine mündliche oder ſchriftliche Einladung. Letztere pflegte gewöhnlich einige Pickles zu enthalten, z. B.

'Sie haben mir zwar geſtern wenig Schmeichelhaftes geſagt, noch weniger gethan; doch könnten Sie heute hier eſſen.

Gerne dien' ich den Freunden ꝛc.

Da iſt kein anderer Rath; Du mußt es machen wie Hoffmann, Ihnen nur dienen in dem, was einzig Neigung nur Dir.'

Ferner:

'Sr. Hochwohlgeboren

des Herrn H. von Fallersleben.

Apropos! warum baten Sie nicht, da Sie geadelt wurden, das Diplom lieber auf Ihren Herrn Vater auszuſtellen als auf Sie? Dann hätte doch auch Ihr Herr Bruder etwas davon; und brauchte nicht von Ihrem Fette mitzuzehren, das Ihnen auf Briefaufſchriften zuträuft, oder zu warten bis er auch ein

Geheimer Ober wird wie ich, daher ich bitten möchte an mich immer doppelt

Sr. Hochwohlgeboren
Sr. Hochwohlgeboren

zu schreiben, ut in litteris.'

In einer früheren Einladung aus dem Frühjahre waren mir siebenerlei Gelegenheiten zu allerlei Dingen eröffnet, wenn ich zähme, die letzte war 'dem Unterzeichneten von Zeit zu Zeit zu schmeicheln.'

Dazu bedurfte es eigentlich nie einer besonderen Gelegenheit, denn die war immer vorhanden. Ich erfuhr ja immer etwas Neues aus seinen eigenen Forschungen so wie aus den Schätzen seiner Bibliothek. Das Schmeicheln nahm er übrigens in sehr weitem Sinne: dazu gehörte nicht allein die beifällige Freude an seinen Mittheilungen, sondern auch die Bereitwilligkeit, ihm etwas Liebes und Werthes zu verehren. Da mir nach und nach meine Quellen versiegten, so dachte ich nun darau, auf andere Weise seine Sammlungen zu bereichern. Ich veranstaltete ein Liederbüchlein und ging damit zu Zürngibl. Ich verlangte als Honorar nur ein paar Exemplare auf besserem Papiere. Wir wurden Handels einig. Das Büchlein erschien unter dem Titel:

Die Schöneberger Nachtigall. Das ist: lauter schöne neue Lieder für die lieben Landleute alt und jung, die lustigen Handwerksburschen, für die braven Soldaten und Herren Studenten gleichermaßen. Berlin, zu haben in der Zürngiblschen Buchdruckerei, Haakschen Markt No. 2.

M. erhielt ein Prachtexemplar und freute sich über das Büchlein so wie über die Art, wie ich bedacht war, seine Sammlungen zu vermehren.

M.s Liederschatz war damals schon sehr bedeutend und

wuchs zusehends. Wo fliegende Blätter mit alten Liedern irgend auftauchten, da warf er seine Angeln aus und war beinahe immer glücklich. Er ließ es sich freilich viel, sehr viel kosten, bei Versteigerungen mußte für ihn immer der letzte Preis geboten werden. Eines Abends erhielt ich noch spät eine Einladung zu ihm. Als ich in sein Zimmer trat, sah ich alle Tische mit alten fliegenden Blättern belegt — es war seine jüngste Erwerbung.

Diese Beziehungen zum Meusebachschen Hause füllten so sehr meine freie Zeit aus, daß ich zum Verkehre mit anderen Leuten kein rechtes Bedürfniß fühlte. Ich machte gegen Beginn des Winters nur noch wenig Bekanntschaften und vernachlässigte sogar die bereits gemachten.

Zwei liebe Universitätsfreunde waren gerade um die Zeit in Berlin: Dr. Runge und Dr. Friedrich Hoffmann, beide Privatdocenten, die mit einander in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehre standen.

Zuerst besuchte ich Runge.*) Er hatte sich mit seinem Landsmann Poggendorff eine Wohnung gemiethet, beide führten eine echte Junggesellenwirthschaft. Die Stube war bei den allerlei chemischen Versuchen fürchterlich zugerichtet: auf dem Fußboden, an den Wänden, an den Fensterscheiben zeigten sich Spuren von allerlei Farben und schmutzigen Überresten. Runge, seines Zeichens ein Apotheker, hatte Medicin studiert, war dann Chemiker geworden, und mußte, um Privatdocent zu werden, erst noch den philosophischen Doctorgrad erlangen. Er hatte de pigmento indico (über den Indigo) eine lateinische Abhandlung geschrieben und lateinisch vertheidigt.

*) Friedlieb Ferdinand Runge, geb. 8. Febr. 1795 zu Billwerder bei Hamburg.

Die Promotion soll eine der komischsten gewesen sein, die wol auf deutschen Universitäten vorgenommen wurde. Runge, der sich auf Lateinsprechen nie eingelassen hatte, sprach mit genialer Frechheit, warf mit gewissen Redensarten um sich und wenn er gar nicht wußte, was er sagen sollte, nahm er zu einem Sprichwort seine Zuflucht: Practica est multiplex — Plenus venter non studet libenter — Post nubila Phoebus — Errare humanum est etc. Er hielt Vorlesungen über technische Chemie und fand vielen Zuspruch. Ewig mit neuen Versuchen beschäftigt, war er glücklich Vieles zu finden und freigebig mit seinen Entdeckungen. Er freute sich, wenn er einem Fabricanten oder Handwerker damit nützlich sein konnte.

Neben dem lebendigen, unruhigen Runge beschäftigte sich ein stiller, bedächtiger Landsmann Poggendorff, früher auch Apotheker, meist mit Physik.

Mit ihm hatte Friedrich Hoffmann, der sich auch öfter hier einfand, noch mehr Beziehungen als mit Runge. Hoffmann lud uns öfter zu sich ein. Er wohnte im Hinterhause seines Vaters, des Staatsraths. Da gab es für uns denn immer gemüthliche Abende. Obschon ich mich unter lauter Naturforschern befand, zu denen sich auch noch Chamisso, der Botaniker v. Schlechtendal und der sehr junge Astronom Jacob Wilh. Heinrich Lehmann gesellten, so war doch die Unterhaltung durchaus nicht einseitig. Sehr ergötzten wir uns, wenn Chamisso, den ich hier erst kennen lernte, von seiner Reise um die Welt erzählte. Er wußte durch sein Hand- und Geberdenspiel und seine mitunter unbeholfene Sprache die unbedeutendste Geschichte interessant zu machen.

Später war ich auch in Chamisso's Hause und verlebte dort einige schöne Abende. Frau v. Ch. war eine hübsche an-

muthige Frau und im Bewußtsein ihres Glückes blickte sie so recht liebeselig in die Welt hinein. Sie konnte sehr naiv sein — sie selbst, die Zeugin der überschwänglichen Liebe ihres Mannes, meinte, als ich einige Liebeslieder las: 'Wie kann man aber auch so verliebt sein!' Dagegen meinte ihr Mann, dem das Volksthümliche über Alles ging und der fast immer vergebens danach strebte: 'Der singt wie der Vogel singt.' — Eines Abends war auch Joseph von Eichendorff zugegen. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, wir brachen erst um Mitternacht auf. Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeitlang spazieren in den langen stillen Straßen Berlins, wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei.

Außerdem lernte ich noch im Laufe des Sommers kennen: Köpke, Bernhard Klein und Pölchau.

Den Professor Friedrich Karl Köpke*) hatte ich aufgesucht wegen seiner altdeutschen Studien. Leider hatte er bald nach seiner Ausgabe des Barlaam und Josaphat sich wieder ganz der einem Schulmanne näher liegenden griechischen und lateinischen Philologie zugewendet. Ich besuchte ihn öfter, er war immer sehr freundlich und theilnehmend.

Bernhard Klein lernte ich nur von seiner schwächsten Seite kennen, nämlich als Bibliothecar einer Sammlung alter Musicalien, die unter seiner, des Universitäts-Musikdirectors Aufsicht stand, oder vielmehr lag. Klein kümmerte sich wenig darum, war aber äußerst gefällig, ich konnte besehen und benutzen was ich wollte. Die Sammlung ist nachher der kön. Bibliothek einverleibt worden.

Eben so kurz war meine Bekanntschaft mit Georg Pölchau.

*) Seit 1817 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.

Er hatte eine bedeutende Sammlung musicalischer Werke, namentlich älterer Meister. Ich hoffte bei ihm Liederbücher des 16. und 17. Jahrhunderts zu finden. Doch dafür hatte er entweder keinen Sinn oder keine Gelegenheit gehabt sie zu erwerben. Seine Bibliothek wurde nach seinem Tode (1836) von der königlichen Bibliothek angekauft.

Auch machte ich noch die Bekanntschaft des Hofraths Karl von Reinhard, der damals in Berlin lebte. Ich hatte durchaus nicht die Absicht den 'kaiserl. gekrönten Poeten' kennen zu lernen, denn der Mann war damals schon nicht mehr durch die Herausgabe seiner eigenen, sondern nur noch der Gedichte Anderer bekannt, namentlich seines Freundes Bürger. Man hatte mir gesagt, Reinhard besitze altdeutsche Bücher und wichtige Autographa. Das trieb mich zu ihm hin. Jene mochte er besessen haben, von diesen bekam ich nur zu sehen Bürger's Handschrift der Nachtfeier der Venus. Dabei erzählte Reinhard, Bürger habe nur Änderungen an seinen Gedichten vornehmen können, wenn er sie abgeschrieben, und so fänden sich denn von der Nachtfeier der Venus 12 Reinschriften, deren jede kleine Änderungen enthielte.

Noch muß ich eines Ereignisses gedenken, das für den Augenblick sehr unangenehm war und für die Zukunft zu größerer Vorsicht mahnte. An einem heißen Sommertage kam ich von Neusebach wie gewöhnlich sehr spät nach Hause. In unserm Wohnzimmer stand ein Fenster des oberen Flügels offen. Weil es noch sehr warm im Zimmer war, so schloß ich dies Fenster nicht. Als wir am Morgen die Glasthür öffneten, die unser Schlafgemach von der Stube trennte, wurden wir sehr überrascht: die untern Fenster standen offen, alle meine

Kleider, von meines Bruders die besten aus dem Schranke, das lose Geld, die Uhr, die Schlüssel zum Schreibtisch, Alles war gestohlen. Mein Bruder pflegte vor dem Schlafengehen nämlich solche Sachen auf den Tisch zu legen. Der Schreibtisch war geöffnet und alle Wäsche war ebenfalls fort, nur das Geld darin hatten die Diebe nicht gefunden. Ich hatte nichts behalten als das Hemde am Leibe, meine Bücher und Handschriften waren unberührt geblieben. Mein Bruder scherzte: 'Da kannst Du sehen, daß das Zeug nicht viel werth ist!' — Ich schrieb sofort an meine Bekannten und bat, mir einen Anzug zu leihen. Dr. Kaathoven von Leiden, den ich nebst seinem Freunde Thorbeke erst neulich kennen gelernt hatte, schickte, aber Nichts paßte. Dann schickte F. Hoffmann und Alles paßte prächtig. Ich ging sofort zu Meusebach und erzählte was uns begegnet. Er meinte, es wäre doch hübsch, daß ich so schnell wieder in Hoffmann'schen Kleidern einhergehen könnte. — Das Unangenehmste war, daß wir nach einigen Wochen auf dem Gerichte erscheinen und unsere Sachen als die unsrigen anerkennen mußten. Dann vergingen wieder mehrere Wochen, ehe wir den größten Theil des Gestohlenen wieder erhielten, es war aber in einem Zustande, daß wir nichts mehr gebrauchen konnten. Künftig verließen wir uns nicht mehr auf die Nähe von des Königs Palais und schlossen unsere Fenster schon in der Dämmerung.

Das Weihnachtsfest kam heran. Ich war bei Meusebach's eingeladen. In heiterster Stimmung traten wir in das Bescherungszimmer. Der Tannenbaum mit seinen vielen bunten brennenden Lichtern, goldenen und silbernen Äpfeln und Nüssen, beglänzte die Geschenke, die wir uns wechselseitig bescherten. Es

manches Sinnreiche darunter: so hatte Frau v. M. ein Buch vom Conditor bereiten lassen, das sehr täuschend aussah, es hatte die zierliche Aufschrift einer der Fischartschen Schriften, die M. noch fehlten.

Am Silvesterabend hielten wir eine Nachfeier. Wir waren wieder sehr heiter. Die Familie zog sich zurück, ehe das neue Jahr anhub. Ich blieb mit M. allein und wir ließen es herkommen. Etwa eine Stunde später trete ich zufällig ans Fenster und sehe unten auf der Straße einen Mann, der wunderliche Bewegungen macht. Ich sage M.: 'Ich weiß gar nicht was der Mensch will, er winkt immerzu.' — 'Nun, meint M., wir wollen sehen', und öffnet das Fenster. Da ruft es herauf: 'Lassen Sie mich doch ein! ich bin der Geh. Rath Schulze.' — 'Dem Mann kann geholfen werden', meint M., nimmt den Hausschlüssel und geht; ich begleite ihn, er öffnet, und der Herr Geh. Rath Johannes Schulze tritt ein. Er kam aus einer Gesellschaft, wo man eben nicht trockenen Mundes gesessen hatte. Kaum hat er auf dem Sopha Platz genommen, so erscheint Frau v. M. Schulze entschuldigt sich in Einem fort, daß er es gewagt habe, so spät einzukehren. 'Sehen Sie, Herr Geh. Rath, beginnt darauf M., was mir meine Frau zu Weihnachten beschert hat' — und überreicht das nachgemachte Buch. Schulze nimmt es 'Allerliebst! allerliebst!' will es drehen und — zerbricht es: 'Bitte tausendmal um Entschuldigung! Nein, daß mir auch so was passieren muß! solch Kunststück zu zerbrechen!' Er ist gar nicht wieder zu beruhigen und bittet immer tausendmal um Entschuldigung. Unter solchen Umständen scheint es denn doch dem Herrn Geheimen Rath am gerathensten sich zu empfehlen. Wie ich das merke, rede ich mich an ihn: 'Erlauben Sie Herr Geheimer Rath,

daß ich Sie begleiten darf?' — 'Mit dem größten Vergnügen!'

Ich faſſe ihn unter und wir gehen Arm in Arm zum Döhnhofsplatz. Die friſche Luft wirkt beruhigend und ich benutze die gute Gelegenheit, mich gegen den Herrn vortragenden Rath im hohen Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten auszuſprechen.

Ich. Iſt es denn gar nicht möglich, daß ich im preußiſchen Staate eine Anſtellung finden kann?

Sch. Keine Ausſicht, gar keine Ausſicht, Alles beſetzt.

Ich. Wenn nun auch an hieſiger Bibliothek keine Stelle offen, ſo findet ſich wol ſonſtwo eine.

Sch. In Breslau will der jetzige Cuſtos abgehen, aber zu viel Entſchädigung haben — Alles in weitem Felde. Wenn er aber auch abgeht, da ſind ſchon ſo viele vorgeſchlagen, ſo viele, viele haben ſich gemeldet —

Ich. Wenn ich mich nun auch meldete —

Sch. Hilft Ihnen nichts, gar nichts.

Ich. Wenn Sie dann mein Geſuch unterſtützen wollten, Herr Geh. Rath!

Sch. Liebes Kind, wenn ich das auch thäte — hilft nichts. Die Sache iſt nicht reif. Zuviel Schwierigkeiten noch.

Unterdeſſen hatten wir ſein Haus erreicht: 'Herr Geh. Rath, ich wünſche Ihnen nochmals ein fröhliches Neujahr und bitte um Ihr ferneres gütiges Wohlwollen.' — 'Was an mir liegt, werde Alles thun — kommt Alles auf den Miniſter an. Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!'

Noch in der Nacht erzählte ich meinem Bruder mein Abenteuer. Er meinte, ich müſſe ſofort ein Bittgeſuch um die Cuſtodenſtelle in Breslau an den Miniſter einreichen.

Am andern Morgen machte mir mein Bruder die Eingabe, ich schrieb sie ab und trug sie ins Ministerium.

1823.

Ich hegte die beste Hoffnung und wartete sehnsuchtsvoll. Nach vierzehen Tagen hielt ich es doch für gerathen, ein neues Gesuch an den Minister zu richten. Es war wieder der 14. Januar, an dem ich vor einem Jahre an den Minister schrieb. Ich legte mehrere meiner Arbeiten bei, unter anderen eine Übersicht der mittelniederländischen Dichtungen, die später als Pars I. der Horae belgicae erschien.

Ich lebte nun in banger Erwartung. Wenn ich mitunter traurig gestimmt war, daß auch diesmal wieder eine abschlägige Antwort erfolgen könnte, so ging ich zu Meusebach's und fand dort immer die freundlichste Theilnahme und vergaß in dem traulichen Familienkreise Alles was mich heimlich quälte.

Karolina war noch ein Kind, aber es war ein Bedürfniß meines Herzens, sie als meine künftige Geliebte zu betrachten. Ich liebte und sang von Liebe und durfte doch niemandem sagen, wen ich mit Rosegilge und Arlikona meinte. Darum konnte ich zu ihrem Geburtstage (7. Febr. 23) nur sagen:

Was soll ich zum Geburtstag schenken?
Wär' ein geschriebner Wunsch genug,
So schrieb' ich Dir zum Angedenken
Voll Wünsche wol ein ganzes Buch.

Und dennoch läßt sich das nicht schreiben
Was einem recht zu Herzen geht —
Drum mag dann ungeschrieben bleiben
Was besser sich von selbst versteht.

Daß sie einst eine Quelle meiner unerfüllten Sehnsucht, eines nachhaltigen Schmerzens werden würde, hatte ich schon

im vorigen Sommer geahndet. Aus dem Juni 22. stammt das einst viel gesungene Lied nach der schönen Weise von Curschmann:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt Du nicht, die reinen,
Die Du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freu'n, und möchte weinen,
So hast Du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich Dein Glück, Du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Loos ist Dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst Du in Deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh,
Und bab' in meinen schönsten Tagen
Nur Einen Wunsch: lebt' ich wie Du!

Und ich sollte bald von ihr scheiden und von Allem scheiden was mir lieb und theuer war in Berlin. Am 4. März wurde ich vom Minister v. Altenstein 'bei der Central-Bibliothek in Breslau als Custos vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr gegen eine Remuneration von 300 ℛ' angestellt und erhielt 25 ℛ Reisegeld.

Ich war herzlich froh, der liebevollen Fürsorge meines Bruders enthoben und selbständig geworden zu sein. Wenn auch das 'vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr' meine Zukunft noch in Zweifel stellte, auch ich keine angenehmen Dienstverhältnisse mir versprechen durfte, indem ich der Willkür des

Curators und des Bibliothecars völlig preisgegeben war, so fühlte ich mich doch stark genug, allen Intriguen gewachsen zu sein.

Schlesien kannte ich noch gar nicht. Was ich davon wußte, hatte ich aus Büchern erfahren und aus den Erzählungen meiner Freunde. Es war mir eigentlich von Deutschland zu fern und nun von Holland, mit dem ich noch immer in lebhaftem freundschaftlichen Verkehre stand, erst recht fern. Meine Mutter weinte, als ich nach Bonn ging; wie sie hörte ich müsse nach Breslau, weinte sie nicht mehr, das lag ihr außer der Welt.

Hatte ich mich im Briefwechsel bisher sehr mäßigen müssen, so stand mir jetzt in Sicht, daß das nun noch mehr der Fall werden würde. Das Porto wurde nach Entfernungen berechnet und Breslau war eben von allen Orten fern wohin ich künftig schreiben mußte oder möchte. Also der briefliche Verkehr war mir erschwert und der persönliche vorläufig unmöglich. Durch die weitere Entfernung war das Reisen kostspieliger geworden. Die Fahrposten waren schlecht und langsam, die eben eingerichteten Schnellposten unser einem zu theuer, obschon sie viel Bequemlichkeit und schnelle Beförderung boten.

Der Gedanke an die Ferne und die Fremde machte mir den Abschied erst recht schwer, es war mir, als ob ich ein unsicheres angenehmes Leben gegen ein sicheres unangenehmes vertauscht hätte.

Kurz vor meiner Abreise nahm ich auch Abschied vom Herrn v. Nagler. Ich hatte ihn letzten Sommer öfter besucht, um seine Sammlungen kennen zu lernen. Er war jetzt Generalpostmeister und bewilligte mir auf meine Bitte freie Fahrpost bis Breslau.

Anhang.

Beilage zu Seite 84.

Album Alumnorum

primi ordinis Catharinei.

Post examen autumnale a. 1811 ad primum ordinem ex secundo adscenderunt:

362. Carolus Fridericus Theodorus Lachmann, n. d. 2. Dec. 1800. Brunovici.	Indefessa industria ingenioque alacri inter paucos bene excultus m. Maio 1816 in Carolinum transiit.
366. Georgius Ewaldus zum Berge, n. d. 28. Dec. 1796. Jehmkii prope Fallerslebiam.	Musis invitis natus, autumno 1812 scholas nostras reliquit, artem, ut audio, chirurgicam sequutus.

Post examen vernum a. 1812:

372. Carolus Georgius Henricus Lentz, n. d. 23. Jul. 1798. Watzumi, prope Schepenstadiam.	Ingenio promtus, diligentia commendatus m. Oct. 1816 in Carolinum transiit.
375. Fridericus Antonius Praël, n. d. 14. Maii 1796. Liebenburgi.	Ingenio, diligentia, moribus inter paucos insignis m. sept. 1815 anatomicis medicorum praelectionibus operam dedit.

Post examen autumnale a. 1812 ex secundo ordine traducti:

379. Carolus Georgius Henricus Eduardus Köchy, n. d. 26. Oct. 1799. Brunsvigae.	Circa finem a. 1815 Carolinis accessit.

81. Elias Fridericus Bernhardus Bussius, n. d. 11. Aug. 1799. Brunsvicensis. Vere 1816 in Carolinum transiit. Laudabilis.

Mense aprili a. 1813 ex ordine secundo ad primum adscenderunt:

86. Augustus Gothofredus Skerl, n. 20. Sept. 1799. Brunsvigae. Ingenii dotibus ac diligentia multos antecedens, m. Oct. 1816 citius ad Carolinianos accessit.

86. Fridericus Guilielmus Conradus Zachariae, n. 28. Febr. 1798. Hoymia-Bernburgicus. m. Mart. 1816 Halam petiit, ICtorum futurus auditor. Laude dignus.

89. Augustus Henricus Reitecke, n. 8. Jan. 1798. Wahrstediae prope Oebisfeldam. 1815 in acad. Rostochiens. transiit.

91. Wilh. Ferdinandus Fritsch, n. 23. Febr. Magna Winnigstedia-Brunsvicensis.

Aliunde accessere sub idem tempus:

85 Fridericus Gehrich, n. d. 24. Aprilis 1796. Goslariae. Mediocris; fratri certe impar, vere 1816 Carolinus.

Post examen autumnale a. 1813 ex ordine secundo traducti:

88. Carolus Henricus Seifert, n. 17. Maii 1798. Brunovici. m. Maio 1815 Vecheldanae scholae doctor et discipulus simul. 1816 ad nos redierat. Vere Carolinianis accessit.

91. Fridericus Theodorus Sandvoss, n. 13. Aug. 1795. Goslariae. m. Maio 1816 Carolinus.

92. Ludovicus Philippus Ernestus Kramer, n. d. 25. Jul. 1797. Harlingerodanus. Moribus minus probatus, autumno 1815 in Carolinum properavit.

Mense aprili anni 1814 inter primanos recepti sunt:

94. Heinrich Wilhelm Ludolph Lachmann, n. d. 22. Nov. 1801. Brunovici. post vernum examen 1817 patre volente Carolinis iam accessit.

405. Statius Thedel Julius Ericus ab Unger, n. d. 10. Febr. 1799. Gitterae ad salinas Julias. — ineunte Jul. 1815 ad Martineum transiit.

406. Augustus Henricus Hoffmann, n. d. 2. April. 1798. Fallerslebiae. — Ingenio praestanti. Sed citius vere 1816 ad academiam transvolat.

407. Augustus Wilh. Schlaefke, n. d. 25. Dec. 1797. Wernigerodae. — m. Maio 1816 Carolinus.

412. Fridericus Davides Eduardus Lochte, n. 18. Nov. 1800. Brunovici. — Laudabilis ingenio et industria. Post examen autumnale 1817 in Carolinum transiit.

413. Antonius Guilielmus Eberhardus de Campen, n. 2. Mart. 1799. Kirchbergae prope Seesumenses. — 16. April. 1815 ad militiam contra Napoleontem a Borussis evocatus.

416. Fridericus Carolus Guilielmus Köllsch, n. d. 11. Jun. 1801. Lehrae, pago Brunsvicensi. — Bonus ac diligens; post examen autumnale 1817 Carolinus.

417. Otto Gotthardus Ferdinandus Carolus Josephus Klenze, n. d. 14. Mart. 1800. Liebenburgi. — Paucos menses noster.

Ineunte Aprili a. 1815 ex secundanis nostris traducti sunt:

419. Friedr. Wilhelm Pockels, geb. d. 23. Januar 1800. Northeim. — Post examen vernum 1817 ad Carolinos transiit.

420. Daniel Christianus Ferdinandus Maevers, n. d. 14. Jun. 1800. Osterodae. — Bene moratus, phthisi decessit 1818.

Sub idem tempus e Blancoburgensi schola accessit:

422. Carolus Fridericus Ludovicus Henneberg, n. d. 26. Dec. 1797. Blancoburgi. — Vere 1816 Carolinus; laudabili ingenio.

et ex Helmstadiensi:

423. Henricus Fridericus Caspari, n. 28. Jan. 1798. Siegerslebia-Magdeburgicus. Post examen vernum 1817 Carolinus.

424. Carolus Augustus Theodorus Blume, n. 11. Decemb. 1799. Gardelegia-Brandenburgicus. Diligentia et moribus laudabilis, ingenio mediocri, m. Mart. 1819 Halam abiturus, ut theologorum scholas frequentaret; publice scholae valedixit.

Mense Augusto 1815 recipitur:

425. Fridericus Adolfus ab Oeynhausen, n. 13. Aug. 1800. Bardorfiae prope Obisfeldam. Post examen vernum 1817 Carolinus nimis cito.

Post examen autumnale 1815 ex ordine secundo traducti:

426. Carolus Guilielmus Otto ab Uslar, n. 15. Febr. 1801 zur Ockerhütte prope Goslariam. ut praecedens.

427. Christ. Ludovicus Friedemann, n. d. 6. Sept. 1800. Brunsvici. ut praecedentes.

428. Joannes Henricus Augustus Alburg, n. d. 17. Mai 1800. Secklenburgae prope Luneburgum. ut praecedentes.

Vere 1816 ex paedagogio Helmstadiensi accessit:

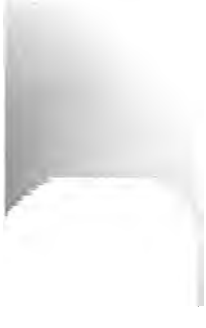
431. Carolus Schuppe, n. d. 19. Maji 1800. Obisfeldae. Octobri 1816 Carolinus.

Seite 250 nach Zeile 4 einzuſchalten:

Dies, mein erſtes wiſſenſchaftliches Buch erſchien unter dem Titel:

Bonner Bruchstücke vom Otfried nebst andern deutschen Sprachdenkmälern. Herausgegeben durch H. Hoffmann von Fallersleben. (Mit Schriftproben.) Bonn 1821. Bei C. vom Bruck. 4°. XXII. 23 SS.

Mein Leben.



Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zweiter Band.

BIBLIOTHECA

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Den 21. März, alſo mit Frühlingsanfang reiſte ich ab. Der Packpoſtwagen ſtimmte genau überein mit allen den Berichten, wie ſie damals häufig in Reiſebeſchreibungen und Romanen zu leſen waren. Meine Reiſegefährten, ein Mann und ſeine Frau, Auswanderer nach der Walachei, machten auf der preußiſchen Poſt eine gute Vorſchule durch für die Weiterreiſe. In jedem Orte, ja an jedem einzeln liegenden Wirthshauſe wurde ſtill gehalten, in den Städten dauerte der Aufenthalt mehrere Stunden.

Als wir vor Croſſen ankamen, war ich ſehr überraſcht, eine ſo hübſche Gegend zu finden. Wie ſchön wird es erſt in Schleſien ſein! dachte ich mir. Auf dem ganzen Wege bis Breslau hin kam aber keine hübſche Gegend weiter als die um Grünberg. Das Rieſengebirge und ſelbſt den Zobten ſieht man nur aus der Ferne.

Nach zwei Tagen und drei Nächten kamen wir in Breslau an. Ich war ſehr ermattet, an allen Gliedern wie gelähmt.

Breslau hatte etwas Fremdes für mich, es machte auf mich gar nicht den Eindruck einer deutſchen Stadt. In den zwar geraden, aber ſchmalen Straßen, zwiſchen hohen, finſteren Häuſern bewegte ſich langſam eine wühlige Volksmenge, darunter Kerle in ſchmierigen Schafpelzen, in alten Schlafröcken, Bettler in zerlumpten Kleidern, nur hin und wieder Mädchen in ſauberem, nettem Anzuge. Die öffentlichen Plätze ſind viel

zu klein, als daß ſie ſonderlichen Eindruck machen könnten; der ſchönſte iſt von unanſehnlichen Häuſern umgeben. Der Raum um den Ring war an der Oſt- und Südſeite mit grundfeſten Bauden beſetzt und ſo verunſtaltet. Die Kirchen, zwar keine Kunſtwerke, aber doch von bedeutendem Umfange, traten nicht recht zum Vorſchein, ſie waren meiſt durch ſchlechte Anbaue entſtellt. Von den großen öffentlichen Gebäuden gewährte mir nur die Univerſität von der Oderbrücke geſehen einen großartigen Anblick.

Ich war in einen beſcheidenen Gaſthof eingekehrt, da ich ja ſelbſt nur beſcheidene Anſprüche machen konnte, doch auch ſolchen genügte nicht ein längerer Aufenthalt. Nach acht Tagen war es mir ſo unheimlich, daß ich Alles aufbot, eine eigene Wohnung zu erlangen.

Mein erſter Beſuch galt dem Profeſſor der Rechte, Dr. Förſter, zweitem Cuſtos der kön. und Univerſitäts-Bibliothek. Ich ſollte vorläufig ſein Stellvertreter und ſpäter ſein Nachfolger werden. Er hatte ſeine Entlaſſung nachgeſucht, um ſeiner Profeſſur und ſeinen Rechtsſtudien ganz leben zu können, er wollte jedoch vollſtändig entſchädigt ſein. Er ſchien nicht angenehm über meine Ankunft überraſcht zu ſein, er hatte nicht geahndet, daß ſo ſchnell in ſeiner Angelegenheit etwas geſchehen würde, und was nun geſchehen, entſprach nicht ſeinen Erwartungen; er ſchien zu glauben, daß ſich eine für ihn günſtige Entſcheidung lange hinziehen könnte. Wir ſprachen erſt über gleichgültige Dinge und kamen dann auf die Bibliothek zu ſprechen. 'Wie man mir in Berlin ſagte, ſoll ſie ja noch ſehr in Unordnung ſein —', ſo etwas äußerte ich ganz harmlos, gar nicht als meine Anſicht. Dieſe Worte, die freilich wahr, aber gar nicht böſe gemeint waren, galten für eine Kriegs-

erklärung. Förster sagte sie brühwarm seinem vertrautesten Freunde Unterholzner sofort wieder und dieser empört darüber kam sofort um seinen Abschied ein. Der Krieg gegen mich war begonnen und dauerte von diesem Augenblicke an bei der Bibliothek fort, nur durch längere und kürzere Waffenstillstände unterbrochen.

Ich besuchte dann den Bibliothecar Prof. Unterholzner. An ihn war ich durch das Ministerialrescript verwiesen worden. Er empfing mich recht freundlich. Nach kurzer Unterhaltung schied er mich zum anderen Tage auf die Bibliothek.

Ich war sehr überrascht, ein so stattliches Gebäude zu finden, das zwar früher zu einem anderen Zwecke gebaut*), zu einer Bibliothek wie geschaffen war: viele, nicht zu große, nicht zu hohe Zimmer, mit breiten Wandflächen, mit den gehörigen Durchgängen, und nach allen Seiten hin hell. Im zweiten und dritten Stocke lange Corridore, an beiden Seiten mit Büchergestellen.

Unterholzner kam und führte mich durch die einzelnen Säle und machte mich flüchtig mit der Aufstellung bekannt. Dann zeigte er mir die verschiedenen Kataloge im Arbeitszimmer, sprach kurz über ihre Einrichtung und wies mir in einem abgelegenen Zimmer eine Arbeit zu: das Ordnen und Verzeichnen der Ordensgeschichte (Historia Sodalitiorum), und — überließ mich meinem Schicksale.

Ordensgeschichte! ich hatte mich bisher gar nicht darum bekümmert und niemand dachte wol damals, daß die Mönche einmals wieder eine Bedeutung erlangen würden. Die Bücher waren einmal da und mußten geordnet und verzeichnet werden.

*) Stiftsgebäude der Augustiner Chorherren, aufgehoben 1810.

Es war eine ziemliche Masse, ganz erklärlich: unsere Bibliothek hatte alle Bücher der aufgehobenen schlesischen Klöster in sich aufgenommen, und jedes Kloster hatte was seinen Orden betraf fleißig gesammelt. Es gruppierte sich Alles leicht nach den vier Hauptregeln der vier Heiligen, des heil. Augustinus, Benedictus, Franciscus und Ignatius. Am meisten Schwierigkeit machte die Ermittelung des ersten Erscheinens eines Werkes, da manche nur in sehr späten Auflagen vorhanden waren.

Das Personal der Bibliothek war nach dem Tode des Oberbibliothecars Prof. Johann Gottlob Schneider Saxo († 12. Januar 1822):

Bibliothecar: Dominicus Unterholzner seit 1815, nachdem er schon zuvor mit dem Beginn seiner Professur bei der Bibliothek thätig gewesen war. Bis zu Wachler's Anstellung vertrat er den Oberbibliothecar.

Erster Custos: Johann Christoph Friedrich, Dr. Phil., ein Theologe, 1811 als Gehülfe, 1812 als Custos angestellt. Er führte das Ausleihebuch.

Zweiter Custos: Prof. August Wilhelm Förster, war sehr kränklich, kam nur dann und wann auf die Bibliothek, und seit er 1824 Rector der Universität war, gar nicht.

Canzlist: Müller, nachher Secretär, ein fleißiger, unverdrossener Arbeiter, schrieb eine gute Hand, wußte gut Bescheid in der Bibliothek und war gegen jedermann freundlich und gefällig.

Außerdem arbeitete noch als Freiwilliger der nachher durch seine theologischen Schriften sehr bekannt gewordene Dr. Anton Theiner. Er hatte sich Hoffnung gemacht, Förster's Nachfolger zu werden, er war von Unterholzner und dem Curator dazu sehr warm empfohlen worden. Er besaß theologische und sprach-

liche Kenntniſſe und wurde für das Fach der Theologie ver-
wendet. Übrigens war er ſehr kurzſichtig und ſchrieb keine
ſonderliche Hand.

Seit Gründung der Bibliothek im J. 1811 waren ſehr
viele Beamte, Gehülfen und Freiwillige dabei thätig geweſen,
anfangs ſogar zwei Oberbibliothecare, Schneider und Bredow,
und doch war noch kein Alles umfaſſender alphabetiſcher Katalog
vorhanden. Der jetzige beſtand aus vier beſonderen, und jeder
derſelben war nach anderen Grundſätzen angelegt. Der hiſtoriſche
beſtand aus zwei Abtheilungen, die erſte umfaßte die Verfaſſer
nach dem Alphabet, die zweite die anonymen Schriften unter
ſachlichen Rubriken; im juriſtiſch-theologiſchen ging beides durch-
einander, aber das Anonyme war unter lateiniſche Wörter
gebracht; der ſchlechteſte war der ſogenannte phyſicaliſche, worin
die Naturwiſſenſchaften, voll Verſtößen gegen das Alphabet, ſo
daß er zu vielen Doubletten verführte; der beſte, der ſogenannte
neue Katalog, von Unterholzner erſt geſchaffen, enthielt die
Philologie, die Neulateiner, und die neuen Sprachen und
Literaturen. Die philologiſchen Artikel, von U. ſelbſt ausge-
arbeitet und zierlich geſchrieben, waren muſterhaft.

Real- oder wie wir ſie nannten Stand-Kataloge waren
nicht von allen Fächern vorhanden und die vorhandenen zum
Theil ſehr ſchlecht. Bei der Leidenſchaft Unterholzner's Alles
neu und beſſer zu ordnen, ſtand auch mir eine Fülle von Arbeiten
in Sicht.

Ich hatte mir eine Wohnung ganz in der Nähe der Biblio-
thek gemiethet und konnte von dort aus mit wenigen Schritten
hinüberkommen. Ich hatte zwei Stuben, wozwiſchen noch eine
Schlafkammer. Ich zahlte dafür jährlich 48 ℛ, für Bedienung
monatlich $1/2$ ℛ und dem Stiefelputzer monatlich 1 ℛ. Die

Aussicht war ganz hübsch: ich sah bis zur Dombrücke, und wenn ich das Fenster öffnete, links nach der Mühlen- und rechts nach der Sandbrücke. Die vordere Stube war zu geräuschvoll, ich bezog die nach dem Hofe hinausliegende, um ungestört arbeiten zu können.

Auf der Bibliothek schien sich Alles für mich gut zu gestalten. Zu Anfange Julis schrieb ich meinem Bruder:

'Die ersten Unannehmlichkeiten verschwanden bald. So viel Neid sich hie und da regte, eben so viel Wohlwollen zeigte sich überall. Mein Eifer für die Bibliothek ward bald ruchtbar, und wo man nichts von mir wußte, hatte man doch schon von einem unermüdlichen Bücherwurm gehört, dessen einsames, anspruchloses Leben eher Mitleiden, Theilnahme und Aufmunterung verdiene als irgend eine kränkende Behandlung. Mußte ich letztere auch anfangs erfahren, so war ich durchaus nicht Schuld daran, sondern nur mein plötzliches Erscheinen und das Unerwartete meiner Anstellung. Beides konnte nicht lange währen, und man mußte bald einsehen, daß man Unrecht thäte, mich als die Ursache des Mißfallens festzuhalten. — Unterholzner ist, seit er mich sah, mir gewogen und immer und überall so freundschaftlich, daß ich das Verhältniß der Untergebenheit nie drückend gefühlt habe. Wir arbeiten oft gemeinschaftlich, berathen das Beste der Bibliothek und sind in unseren Ansichten und Wünschen einstimmig.'

Durch Unterholzner's Vermittelung erhielt ich endlich auch die mir bisher verweigerten Bibliotheksschlüssel. Ich konnte nun die lange Tageszeit freier benutzen, ich blieb länger auf der Bibliothek, suchte nach und nach alle einzelnen Fächer kennen zu lernen und machte bei der Gelegenheit hübsche Entdeckungen.

Unter den Handschriftbruchstücken, womit meist die alten Bücherdeckel inwendig beklebt waren, entdeckte ich manches

richtige, so unter anderen Bruchstücke aus den verloren gegangenen Stücken von Maerlant's Spieghel historiael.*)

Mein geselliger und wissenschaftlicher Verkehr war bisher gering. Von der Hagen und Büsching, mit denen ich früher schon in Briefwechsel stand, hatte ich persönlich kennen gelernt. Beiden gebührt das Verdienst, in der traurigsten Zeit Deutschlands auf das Altdeutsche aufmerksam gemacht zu haben.

Büsching war ein langweiliger, philisterhafter Gesellschafter und trockener Professor, der durchaus nicht litt an Überfluß geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse. Er hatte den besten Willen etwas Gutes zu leisten, war aber trotzdem und bei allem Fleiße gehemmt durch die Unzulänglichkeit seines Geschickes und den Mangel an Geschmack. Seine Angst, daß ich ihm einmal Nebenerwerb (Concurrenz) machen könnte, ließ ihn immer unmitteilender und kälter gegen mich werden, und wie ich das merkte, suchte ich seinen Umgang nicht weiter.

Von der Hagen dagegen konnte, so ledern er auch in seinen Schriften war, doch im Verkehre recht lebendig, mitunter sogar geistreich sein. Er war begabt, fleißig und strebsam, und suchte den bisherigen Mangel an gründlichen grammatischen Kenntnissen im Altdeutschen zu tilgen und den Anforderungen mehr und mehr zu genügen, welche man seit Grimm's Forschungen an jeden Germanisten machen konnte, zumal an einen Herausgeber altdeutscher Dichtungen. Er hatte eine reiche Bibliothek und sich aus aller Welt Enden Abschriften alter Handschriften und Drucke zu verschaffen gewußt. Ich war gerne bei ihm.

Er war fast immer zu Hause. Er hatte Freunde genug,

*) Horae belg. P. 1. ed. 2. p. 80.

ſie beſuchten ihn aber nicht und konnten es auch nicht gut: ſeine Frau ſtand in ſo übelem Rufe, daß man es mir, der ich doch nicht verheirathet war, ſogar verdachte, in ſein Haus zu gehen. Während er in ſeinem Zimmer an der Minne Triſtans zu Iſolde ſich ergötzte, ging der Buchhändler Schön mit Frau v. d. Hagen als ſeiner Iſolde ſpazieren.

V. d. Hagen gab damals Gottfrieds von Straßburg Werke heraus in zweitem Druck, der erſte war zu ſeinem doppelten Vortheil abgebrannt: er bezog die dem Drucker eigentlich gebührenden Entſchädigungskoſten und konnte zugleich ſein Buch jetzt in beſſerer Geſtalt veröffentlichen. Ich überließ ihm dazu meine Bruchſtücke von Eilhart; ſie wurden dem 2. Th. S. 313—321 angehängt.

Von Henriette hatte ich ſeit Jahr und Tag nichts erfahren. Ich wollte und konnte ihr nicht ſchreiben. Was ſollte ich mir Hoffnungen erwecken, die nie in Erfüllung gehen ſollten? Sie wußte nicht was aus mir geworden war. Sie hatte mich nicht vergeſſen und ſuchte ihr Andenken zu erneuen durch ſehr liebe werthvolle Geſchenke, die bei meinem Bruder in Berlin abgegeben waren. Ich erhielt ſie erſt Anfang Julis, ihr Brief war vom 8. Mai:

'Nehmen Sie beigelegte Kleinigkeiten als Erinnerungen von der Freundin aus dem ſtillen Thale an; unendliche Freude habe ich bei den kleinen Handarbeiten empfunden, ſie liegen ſchon ſo lange Zeit da, mir fehlte bisher der Muth ſie Ihnen zu ſchicken. Laſſen Sie mich hoffen, daß Sie meine kleinen Sachen nicht verſchmähn. Ihre Lieder machten mir ſo unendlich viele Freude, daß es mich ſchmerzt, Ihnen nichts Beſſeres geben zu können — ſo mag denn der Reichere die Gaben der Ärmeren, die nichts anderes zu ſchaffen weiß, gütig annehmen — — Ich ſcheide mit

wehmüthigem Herzen, und wende dabei noch einmal einen Blick zur Vergangenheit.'

Ich war sehr überrascht, und wehmüthig gestimmt; auch mein Blick wendete sich zur Vergangenheit, und doch fühlte ich mich frei von aller Schuld, daß dieser Vergangenheit keine ihr entsprechende Zukunft folgte.

Ich hatte in meinen bisherigen freien Stunden im April und Mai den ersten Theil meiner Horae belgicae vollendet. Ich machte nun eine saubere Abschrift und fügte eine Zueignung an die Universität zu Leiden hinzu und schickte mein Werk an dieselbe ein.

Darauf hin hatte schon den 14. Juni die Universität zu Leiden mich zum Doctor ernannt, ich erhielt das Diplom, auf Pergament geschrieben und mit dem großen Universitäts-Siegel versiegelt, erst den 25. Juli. Diese glänzende Ehrenbezeigung erfreute mich und alle meine Freunde gar sehr. Das Diplom lautet:

RECTOR & SENATUS UNIVERSITATIS LUGDUNO-BATAVÆ LECTORIBUS SALUTEM.

Honorum omnium, tum civilium tum literariorum illud inprimis consilium esse, ut qui aliquo genere meritorum aliis antecellant, novam ab illis honoribus commendationem habeant, acceptâque laude ad præclara quævis incitentur, communis omnium sermo est. Neque tamen hanc solam aut præcipuam esse illorum honorum præstantiam, merito semper judicarunt majores. Incipientes præmiis incitare præclarum est et jucundum, sed præclarius sane et jucundius est, honoribus illos ornare, qui sine tali incitamento ad eximiam eruditionis laudem pervenerunt, cum et in se multum inde splen-

Ik denk, gij zult mijn Nederduitsch
Nog [illegible] verstaan.

Ik ook verleden menig jaar
En menig vrolijk uur.
Ik [illegible] nog, denk ik aan mijn jeugd,
In 't hart een [illegible] vuur.

Ik drink met u den rijnschen wijn
En maar op 't [illegible].
En wandel op de [illegible],
Als in 't van dag nog zij.

Wat wonder, 'k zag den lieven man,
Uw vriend van Amsterdam.
Zoo uit den verre vaderland
Nog u begroeten kwam.

Ik wensch u eenen blijden moed
En voorspoed [illegible].
En dat gij ook op jaar en dag
Zoo [illegible] nog zijt.

Drink nu, drink nu dit glasje wijn!
't Is heden uw verjaringsfeest*).
Maar wel nu trek ik vrolijk heen —
'k Ben ja bij u geweest.

Anfang Septembers bekam ich ein rheumatisches Fieber, erst heftige Hals-, dann Brustschmerzen. Vierzehn Tage lag ich im Bette, ich litt viel, die Nächte waren mir ganz schrecklich. Es war kein Wunder: der lange Aufenthalt auf der Bibliothek, Tag für Tag sieben bis acht Stunden, war mir nachtheilig geworden; dies ewige Einathmen der feuchtkalten Luft und Einschlucken des hundertjährigen moderigen Bücherstaubes hätte auch einer kräftigeren Natur als der meinigen

*) Den 29. August 1823 wurde der Gefeierte 75 Jahr alt.

haben müssen. Ich war so matt geworden, so erschöpft, daß ich bei meinem ersten Spaziergange unterwegs zusammensank und langsam geführt nach Hause geleitet werden mußte.

Der Arzt hatte mir warmes Wasser mit Wein und Zucker verordnet. Und siehe da, der Wein kam wie gerufen. Eines Nachmittags klopft's, ich öffne, ein Mann steht draußen mit drei Körben voll Mosel-, Rhein- und anderen Weinen und überreicht mir ein sehr freundliches Danksagungsschreiben des Herrn Friedrich Wilhelm Pfeiffer. Mein kleiner Scherz hatte so große Freude verbreitet, und diese frohe Kunde war mir mir so lieb wie die beifolgende gerade jetzt mir höchst willkommene Gabe.

Als ich mich einigermaßen wieder wohl fühlte, setzte ich meine Bibliotheks-Arbeiten mit Lust wieder fort, aber ich hatte eine wunderbare Sehnsucht in die Welt hinaus. Ich bat um Urlaub zu einer Reise und er wurde mir unter den jetzigen Umständen leicht gewährt. Ich reiste nach Berlin. Um recht schnell und bequemer hinüber zu kommen, benutzte ich die eben neu eingerichtete Schnellpost, welche damals, den 12. October, zum ersten Male fuhr und nur drei Personen beförderte.

Kurz vorher hatte ich noch nach Leiden mein Danksagungsschreiben besorgt.

Academia, quam orbis literarius merae eruditionis Athenas, almam ingeniorum nutricem per secula vidit, quodieque non nisi summa observantia colit, benevolentiae erga me monumentum praeclarum fundavit. Grato animo tales honores, quibus me dignum agnovit, suscipio, et spero, quod amor et fervor, quo studium vernaculae linguae amplector magis dignum me vestris praemiis faciant. Magna est enim spes, quum vestra

ita magna sint praemia. Deus bene vertat, ut oti mea patriae nostrae dedicata, fructus prolixiores pr ducant. Procul a vobis, Viri celeberrimi, copia ver exigua librorum et manuscriptorum haud sufficit a unumquodque studium, aliis autem auxiliis privatu his contentus in animo mihi est lexicon linguae be gicae sec. XIV. et XV. conficere, haustum e fonti bus, quos perlegere et eo consilio perscrutari *incepi* quae vero mihi sunt in promtu vobiscum indies com municabo.

Cum viris de linguae cultura eiusque historia ben meritis et ego ausus sum, neglecto ut mihi videtu studio operam et diligentiam adhibere. Cuius voti *me* compos, honore simul gaudeo, quem Vos, Viri amplissim et summe venerandi, benevolenter mihi tribuistis, *qui* autem magis in studium meum redundat, cui nescio quae omnia beneficia debeo.

Valete et favete! Serius haec vobis acclamo quam speraveram, morbus enim gravis me oppressit quo autem iam defunctus laeto et grato animo plura addere *po*tuissem. Nihil pulchrius autem mihi incidit in mentem, quam illud quod Franciscus Junius in Observationibus in Willeramum sec. XVII. dixit quodque ego quoque repetere possum:

'Novi acria vegetaque Belgarum ingenia, scio quanti sint amatores nitoris omniumque elegantiarum, explo-ratum quoque habeo quanto communis patriae patriique sermonis amore flagrent; atque adeo in spem maximam, et, quemadmodum confido, verissimam adducor, nun-quam defore nostratium ingenia quae Teutonicam iuxta

necum ad pristinae authoritatis maiestatisque gloriam ita virium suarum contentione revocare satagent.'

In insula quae vocatur
Arena prope Vratislaviam.
Pridie Calendas Octobres
MDCCCXXIII.

Der Aufenthalt in Berlin that mir sehr wohl: ich wurde im Neusebach'schen Hause und im Verkehre mit alten Freunden und Bekannten wieder recht heiter und frisch.

Dem Minister machte ich meine Aufwartung so wie auch den geheimen Räthen. So freundlich der Minister und der alte Nicolovius waren, so unfreundlich bewies sich der grämliche Süvern. Ich ärgerte mich dermaßen über diesen Mann, daß ich mir gelobte, ihn nie wieder zu besuchen. Als ich ihm erzählte, daß ich schwer krank gewesen sei und nur diese Reise zu meiner Erholung unternommen habe, fragte er mich so recht teilnahmlos: 'Mußten Sie deshalb nach Berlin kommen?' Ja, er trachte sogar mich auszuforschen, ob ich mich nicht in Bonn in geheimen Umtrieben betheiligt hätte!

Nach meiner Rückkehr zu Anfange Novembers gab es wieder in der Bibliothek Arbeit vollauf. Unterholzner, immer wissenschaftlich und unaufhaltsam im Auflösen, Ordnen, Neugestalten, hatte mir ein heizbares Zimmer neben den Arbeitszimmern einrichten lassen. Darin wurde nun nach unserm gemeinschaftlichen Plane die Litteraturgeschichte umgearbeitet und verzeichnet. Dann wurde ein neues Fach gegründet: Biographia; bis jetzt standen die Lebensbeschreibungen zerstreut in allen Fächern.

Gegen den Schluß des Jahres trieb ich stark das Altschwedische. Ich arbeitete fleißig an einer Übersicht der ahd.

schätzung an und meinte, ich betrachtete ihn nur als einen Lie haber, den man mit solchem Schund befriedigen könne u. d Ich war sehr ärgerlich darüber und nahm die Vorwürfe s hin. Ich wußte, daß er bald sein Unrecht einsehen und wied gut werden würde. So war es auch. M. hatte ein weiche wohlwollendes Gemüth, das nie lange zu zürnen vermocht wenn in ihm die Überzeugung fortlebte, daß man nie die A sicht haben könnte, ihn zu beleidigen oder auch nur zu kränke Er war nicht allein liebenswürdig, er konnte auch liebevo sein. In seinen Briefen finden sich rührende Züge davon w in seinem geselligen Verkehre. Im Frühjahr hatte mein Brud geäußert, über's Jahr müßte ich mal herüber kommen. M schrieb mir in Bezug darauf: 'Ich kann nicht läugnen, da mir über einen solchen Bruder die hellen Thränen in die Auge traten; denn es ist (falls Sie nach meinem Tode ein Mah aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel aus zuarbeiten) ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt als der Anblick der Liebe eines An dern zu einem Andern.'

Mein geselliger Verkehr beschränkte sich nur auf wenige Familien.

Den Oberlandesgerichts-Rath Carl von Winterfeld hatte ich schon im vorigen Jahre kennen gelernt. Er beschäftigte sich eifrig mit der Musik der Italiener und Deutschen im 16. un 17. Jahrhundert*). Er hatte früher in Italien Studien dafü gemacht und viel gesammelt, und seitdem viel geforscht. D Anfängen unsers evangelischen Kirchengesanges spürte er eifr

*) Kurze Lebensnachrichten über ihn und ein Verzeichniß seine Schriften in Carl Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins (Ber 1861) S. 648. 649.

...s. Als Vorsteher des Instituts für Kirchenmusik hatte er Mittel und Gelegenheit, die Studien mit Erfolg fortzusetzen. Jeden Freitagabend waren bei ihm Sänger und Sängerinnen versammelt, es wurden dann Choräle und geistliche Lieder nach ...n Compositionen alter Meister vorgetragen. Winterfeld ...te das Ganze, seine Frau, mit einer reinen lieblichen Stimme begabt, sang die Hauptpartien. Ich war zu diesen ...ingvorträgen eingeladen, hatte große Freude daran und ...te die Mitglieder des kleinen Kreises zum Theil näher ...nen.

Da Winterfeld nicht gerne die Bibliothek besuchte, so be... ich ihm was ich für seine Forschungen finden konnte. ...durch blieben wir in fortwährender Beziehung, und nach ... nach gestaltete sich ein recht freundschaftliches Verhältniß. ...on ein Jahr vorher, als Winterfeld in Berlin war und ... Neusebach besucht hatte, schrieb mir dieser: 'Unter an... kam auch das Gespräch auf den jungen Freund, von ... ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben gemeldet, und H. ... gestand, daß derselbe Anfangs allerdings etwas stürmisch ... den Anfang eben) eingedrungen sey; man habe aber bald ... Wohlmeynen seines Eifers erkennen können und ihm von ... gut werden müssen; die Bekanntschaft dieses jungen ...nes habe ihm rechte Freude gemacht.'

Da ich nun einmal in Schlesien war und aller Wahr...lichkeit nach länger bleiben mußte, so wollte ich es auch ...er kennen lernen. Ich beschäftigte mich zunächst mit der ...schen Mundart. Alles in den schlesischen Provinzialblättern ...ni Bezügliche las ich und schrieb es aus so weit es mir ...em schlesischen Idiotikon zu gehören schien. Nach einiger ...schnitt ich die einzelnen Wörter, ordnete sie alphabetisch

schätzung an und meinte, ich betrachtete ihn nur als einen Liebhaber, den man mit solchem Schund befriedigen könne u. dgl. Ich war sehr ärgerlich darüber und nahm die Vorwürfe still hin. Ich wußte, daß er bald sein Unrecht einsehen und wieder gut werden würde. So war es auch. M. hatte ein weiches, wohlwollendes Gemüth, das nie lange zu zürnen vermochte, wenn in ihm die Überzeugung fortlebte, daß man nie die Absicht haben könnte, ihn zu beleidigen oder auch nur zu kränken. Er war nicht allein liebenswürdig, er konnte auch liebevoll sein. In seinen Briefen finden sich rührende Züge davon wie in seinem geselligen Verkehre. Im Frühjahr hatte mein Bruder geäußert, über's Jahr müßte ich mal herüber kommen. M. schrieb mir in Bezug darauf: 'Ich kann nicht läugnen, daß mir über einen solchen Bruder die hellen Thränen in die Augen traten; denn es ist (falls Sie nach meinem Tode ein Mal aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel auszuarbeiten) ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt als der Anblick der Liebe eines Andern zu einem Andern.'

Mein geselliger Verkehr beschränkte sich nur auf wenige Familien.

Den Oberlandesgerichts-Rath Carl von Winterfeld hatte ich schon im vorigen Jahre kennen gelernt. Er beschäftigte sich eifrig mit der Musik der Italiener und Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert*). Er hatte früher in Italien Studien darüber gemacht und viel gesammelt, und seitdem viel geforscht. Der Anfängen unsers evangelischen Kirchengesanges spürte er eifrig

*) Kurze Lebensnachrichten über ihn und ein Verzeichniß seiner Schriften in Carl Freih. v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins (Berl. 1861) S. 648. 649.

stelle und so manche Curiositäten gaben ihr ein unheimliches Ansehen. Morgenbesser, Rector der Bürgerschule zu St. Bernhardin, war Bibliothecar und erhielt für dies Nebenamt eine Kleinigkeit, während doch seine Gewissenhaftigkeit und Gefälligkeit gar nicht genug belohnt werden konnten.

Die Magdalenen-Bibliothek machte einen ungleich besseren Eindruck. Sie stand in einem freundlichen langen Raume über der Sacristei. Der alte Professor Vogel führte mich hin so oft er Zeit hatte. Was ich in den alten Katalogen Sehenswerthes bemerkte, sah ich mir näher an und bekam es auch gehoben. Vogel war ein freundlicher Mann, der seine Bibliothek lieb hatte und im Stillen dafür thätig war. In einem Bücherkrette fand ich ein blechernes Behältniß in Buchform: 'Was ist denn das für ein Buch?' — 'Sehen Sie, erwiederte er lächelnd, wenn ich denn hier so alleine bin und mich eingeschlossen habe, dann hole ich mein Tabakskästchen hervor und rauche eine Pfeife gegen die kalte Luft.'

Die Elisabeth- oder Rehdiger'sche Bibliothek in der Elisabethkirche, die reichste und bedeutendste städtische Bibliothek, stand unter Beaufsichtigung und Verwaltung des Prorectors Karl Adolf Menzel. Ihre Benutzung war sehr erschwert: von den Büchern war gar kein Verzeichniß, von den Handschriften nur ein sehr ungenügendes vorhanden, und der Herr Prorector wußte zwar viel und mancherlei, von seiner Bibliothek aber sehr wenig. Der Mann that aber so als ob er Alles wisse und litt durchaus nicht, daß man viel selbst suchte. Nur mit Bitten und Betteln erlangte ich die Benutzung des Arletiusschen Vermächtnisses und dessen was mir bei flüchtigem Durchblick der Bücherreihen als beachtenswerth begegnete. Der Mann konnte recht unfreundlich sein. Schon seine krankhaft gerade

Haltung, als ob er einen Stock verſchluckt hätte den er nich
los werden konnte, ſein aſchgraues, wenig Wohlwollen ver
rathendes Geſicht machten einen ſo unangenehmen Eindruck
daß man ſich ſcheute, ihn um irgend eine Gefälligkeit anzu
ſprechen. Das nächſte Jahr (1825) wurde er Conſiſtorial
und Schulrath, hatte ſich aber vom Magiſtrat die Oberleitung
der Bibliothek erbeten, die ihm natürlich gewährt wurde. Daß
er die bisherigen Beziehungen nicht aufgab, geſchah lediglich, um
die ihm unangenehmen Perſönlichkeiten nach wie vor von der
Benutzung fern zu halten und hinfort dieſe öffentliche Bibliothek
als ſeine Privatbibliothek zu verwerthen. Sein nächſter Collega
wurde ſein Nachfolger im Schulamte und zugleich ſein beſoldeter
Beamter bei der Bibliothek, und zeichnete ſich durch Unwiſſen-
heit und Ungeſchicklichkeit aus; ein gewöhnlicher Hausknecht hätte
mit mehr Kenntniſſen dieſen Poſten vorgefunden.

Nach Jahr und Tag war ich bereits Cuſtos 'vorläufig
[illegible] auf ein Jahr.' Eine Entſcheidung des Mini-
[illegible] gemacht von Unterholzner's Berichte
[illegible] erklärt 'niemals über mich zu berichten'. Zwei-
[illegible] vom Curatorium dazu aufgefordert und jedesmal
[illegible] ablehnend geantwortet, und das dritte Mal legte er
[illegible] Mahnungsſchreiben ad acta.

Der Bericht war alſo dem künftigen Oberbibliothecar
[illegible]laſſen und mein Schickſal in deſſen Hände gegeben.

Wachler war 1815 einem Rufe nach Breslau gefolgt als
Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität und Conſiſtorial-
und Schulrath bei der Breslauer Regierung. Durch den An-
theil, den er an den Turnſtreitigkeiten ſeines Schwiegerſohnes
Franz Paſſow mit Menzel und Genoſſen genommen hatte,
mehr aber noch durch ſeinen bedeutenden Einfluß auf das höhere

Schulwesen Schlesiens und seine theologischen Annalen war er mißliebig geworden und wurde als regierungsfeindlich gezwungen, seine Stellung bei der Regierung und seine Annalen aufzugeben. Er bezog seinen Gehalt aus der Regierungscasse noch fort, hatte aber gar keine amtliche Thätigkeit mehr. Die Regierung drang höheren Orts darauf, die wichtige Stelle wieder zu besetzen, zumal sie immer den Gehalt dafür ausbezahlte. Wachler mußte entschädigt werden und das Ministerium fand kein anderes Mittel, als Wachler zum Oberbibliothecar zu ernennen mit 860 ℛ Gehalt, freier Wohnung und Benutzung eines Gartens. Im Mai 1824 trat Wachler sein neues Amt an. Unterholzner war lange zweifelhaft gewesen, ob er bleiben sollte. Er hatte kurz vorher in einem Briefe an Savigny, den er offen auf seinem Schreibtische in der Bibliothek liegen ließ — doch gewiß in der Absicht, daß wir ihn lesen sollten —, sich dagegen ausgesprochen, als ob es wol möglich wäre, daß er seine Beziehungen zur Bibliothek aufgeben könnte. Unterholzner blieb, Wachler hätte ihn gerne beseitigt gesehen und gab mir zu verstehn, daß wir gegen ihn zusammenhalten müßten. Ich ging auf nichts ein. Ich hatte Unterholzner zu lieb und ehrte zu sehr seine bibliothecarische Tüchtigkeit und Thätigkeit als daß ich mich zu irgend etwas gegen ihn hätte verleiten lassen können. Die Folge davon war: Wachler und Unterholzner, die sich einander fürchteten und endlich verständigten, wirkten bald mit und neben einander gegen mich.

Wachler war damals 57 Jahr alt, sah aber aus wie ein siebzigjähriger Greis. Der große Kopf mit den grauen Haaren und den großen Augen neigte nach vorn hin, sein Gang war langsam und unsicher, seine Sprache ruhig. Man glaubte einen besonnenen, friedliebenden, aller Welt gewogenen Mann vor

ſich zu ſehen. Und doch war er leidenſchaftlich durch und durch, und parteiiſch in allen Beziehungen des Lebens. Er polterte wie ein Renommiſt über die größten Kleinigkeiten und lobte oder billigte oder beſchönigte wenigſtens Alles was ſeine Partei- und Geſinnungsgenoſſen thaten. Er führte Deutſchheit, Biederkeit, Humanität im Munde, und war der Intrigue gegen ſeine Collegen und Untergebenen dennoch fähig. Er konnte ſehr beſcheiden thun, und doch verdroß es ihn ſehr, wenn er zweifelte, daß man ihn nicht für den größten Gelehrten ſeiner Zeit hielt. Als ich ihm eines Tages erzählte, daß die Franzoſen von ſeiner Litteraturgeſchichte ganz entzückt wären und ſich nicht genug wundern könnten, daß ein einziger Mann Alles das geleſen hätte — und ich über dieſe franzöſiſche Fanfaronnade lachte, da wurde er ſehr ernſt und ſchien es mir nicht wenig übel zu nehmen, daß ich ſo etwas lächerlich fand. Er hatte nie tief eindringende Studien gemacht, nie recht ein ſelbſtändiges Urtheil ſich bilden können, nie die Maſſe des Wiſſens zu beherrſchen gelernt, aber er beſaß eine große Beleſenheit, ein ſtarkes Gedächtniß und das beneidenswerthe Geſchick, das Geſammelte zu verarbeiten und jedem Dinge einen gewiſſen Anſtrich zu geben. Er war unermüdlich fleißig und las viel, ſehr viel, manchen Tag mehr als deſſelben Tags wol die halbe philoſophiſche Facultät, er las Neues und Altes, Romane, Geſchichtliches, Zeitſchriften, die große franzöſiſche Memoirenſammlung von Petitot verſchlang er. Dennoch aber konnte ich mich nie überzeugen, daß er die Acta Sanctorum durchgeleſen hatte, obſchon immer ein dicker Foliant davon auf ſeinem Pulte aufgeſchlagen lag.

Kaum hatte Wachler ſein neues Amt angetreten, ſo ſtellte ſich ſchon heraus, daß er ſich in unſere Anordnungen nicht

finden konnte und daß sein Schematismus der Wissenschaften sich auf eine große Bibliothek, die der Neuzeit angehörte, nicht mehr anwenden ließe. Er war in Rinteln und Marburg weiland Bibliothecar gewesen, aber diese Bibliotheken waren unbedeutend und erhoben sich nicht über das Bedürfniß der vier Facultäten. Was dort und in jener Zeit gut gewesen sein mochte, paßte hier nicht. Daß es bibliothecarische Gesichtspunkte geben könne, welche zweckmäßiger in ihrer Anwendung wären als die bisherigen wissenschaftlichen, wollte Wachler'n nicht einleuchten. So sollte durchaus die Heiligengeschichte bestehen. Uns kümmerte nicht, ob der Papst diesen oder jenen canonisiert hatte, wir ließen den Heiligen von heute da stehen wo er gestern als Nichtheiliger stand, und setzten die Acta Sanctorum zu den biographischen Sammlungen. Solcher Dinge gab es viele. Wenn dann Manches zur Sprache kam zwischen ihm und mir, so that dann Unterholzner, als ob er keinen Theil daran gehabt hätte und ich mußte der Sündenbock sein. Einmal gab es auch so etwas was Wachler'n nicht gefiel. Zufällig trat Unterholzner dazu, ich sah ihn an und grüßte. 'Ja, sagte W., sehen Sie den nur an, der wird Ihnen auch nicht helfen!' — 'Nun, meinte ich, irgendwohin muß ich doch sehen!'

Trotzdem war mein Verhältniß zu Wachler ein ganz leidliches: er machte ein günstiges Gutachten über meine bisherige Thätigkeit, die er doch nur wenig kannte, und ich wurde vom Minister von Altenstein unterm 8. August 1824 definitiv zum Custos mit 300 ℳ Gehalt angestellt.

Meine freie Zeit benutzte ich den Sommer über meist mit dem Studium der ahd. Glossen und des Willeram. Der alte Druck der Glossae Salomonis in unserer Bibliothek gab mir

Veranlassung zu einer Abhandlung über diese Glossen, sie wurde mit einer Zueignung an E. G. Graff gedruckt. Ich nahm getreue Abschrift von der Rehdiger'schen Handschrift des Willeram, welche mir der Breslauer Magistrat zur Benutzung gestattet hatte, und verglich die Ebersberger Hs. nach einer Abschrift des Münchener Oberbibliothecars Dr. Scherer, die mir durch Vermittelung unsers Ministeriums besorgt war. Vorläufig kündigte ich meine Ausgabe des Willeram auf Subscription an.

Von dem Gedichte auf den heil. Georg veranstaltete ich eine neue Ausgabe und widmete sie Georg Friedrich Benecke, Bernhard Joseph Docen und Jacob Grimm. Sie erschien unter dem Titel:

Hymnus theotiscus in Sanctum Georgium. Ad fidem Codicis Vaticani edidit et supplevit A. H. Hoffmann, Fallerslebensis. Vratislaviae cIↃ IↃ ccc xxiiij. 8°.

An diesen Arbeiten hatte ich große Freude. Auch wurde ich gerade jetzt noch mehr dazu ermuntert, da sich eine Aussicht für mich bei der Universität eröffnete. Durch v. d. Hagen's Versetzung an die Berliner Universität war die hiesige Professur für deutsche Sprache und Litteratur erledigt worden. Die Facultät hatte Grimm, Lachmann und mich vorgeschlagen. Ich dachte schon daran, mich zu habilitieren. Bald aber gab ich die Sache auf. Büsching, seit 1817 außerordentlicher Professor, wurde 1823 ordentlicher und beanspruchte Zulage. Er und andere bekamen dieselbe aus dem Hagen'schen Gehalte, es blieb wenig übrig. Da wünschte nun Büsching nicht länger mehr Archivar zu sein — als solcher bezog er den Hauptgehalt —, wollte aber volle Entschädigung; seinem Wunsche gemäß wurde ihm 1825 dieselbe, und zwar wieder aus dem Hagen'schen Gehalte, so daß nun nichts mehr für einen anderen übrig blieb.

Vorläufig hatte ich also bei meinem Custodiatsgehalt von 300 ℛ weiter keine Aussicht. Herr GR. Joh. Schulze schrieb den 11. Oct. 24: 'Für jetzt war es unmöglich, Ihre Besoldung zu erhöhen, es fehlte an Fonds und ich mußte, da Herr Neumann Ihre Anstellung eben nicht für nothwendig erklärt hatte, schon zufrieden seyn, Sie für jetzt nur zu fixieren. Mit der Zeit wird sich auch wohl das Andere finden, besonders wenn Sie, wie ich nicht zweifle, fortfahren Sich bei der dortigen Bibliothek unentbehrlich zu machen. Herr Wachler giebt Ihnen das beste Zeugniß.'

Erst den 11. November erhielt ich jedoch diese meine am 7. August bereits ausgefertigte Bestallung. Der kön. außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte und Curator der Universität hatte sie also ein volles Vierteljahr zurückgehalten und dagegen remonstriert! Einen engherzigeren, mißgünstigeren, falscheren Regierungsmenschen habe ich nie kennen lernen. Unter dem Scheine eines Wohlwollenden versprach er dies und jenes und beantragte hinterdrein gerade das Gegentheil, wie ich es denn später oft genug erleben mußte. Damit ich mich von seinem herrlichen Wohlwollen überzeugt hielte, begleitete er meine Bestallung 'mit der Eröffnung: daß in Rücksicht auf Ihr beyfallswurdiges Bestreben, die Benutzung der Bibliothek zu befördern und zu erleichtern und dadurch ein Haupt-Erforderniß eines Bibliothek-Custos zu erfüllen, die Bestallung mit Ausnahme des gesetzlichen Stempels gebührenfrey ausgefertiget worden.' Ach welche Großmuth! die muß ich loben.

Als Weihnachtsbescherung bereitete mir Meusebach eine Überraschung. Am 22. December meldete er mir, daß Ebert Wolfenbüttel wieder mit Dresden vertauschte, ich sollte mich nun sofort an die braunschweigische Regierung wenden und um

die Übertragung der durch Ebert's Fortgang erledigten Bibliothecar-Stelle einkommen, Ebert, den ich um seine Empfehlung brieflich ansprechen müsse, sei mir nicht ungeneigt gesinnt u. s. w.

Ich bekam M.'s Brief erst den 28. December. So dringend er mich bat, sofort die nöthigen Schritte zu thun, so ließ mich mein Zweifel nicht dazu kommen: die Hoffnung — das Morgenroth, welches mir M. vormalte — war zu schön. Ich schrieb noch erst an M. Der war aber sehr böse, daß ich die schöne Zeit hatte verstreichen lassen. Ich wendete mich nun den 11. Januar 25 an Ebert und zugleich an das braunschweigische Ministerium. Ich erhielt von beiden nie Antwort. Nur den 31. Januar hatte ich noch die Freude von Meusebach's Hand zu lesen: 'Es wird nun, mein bester Henricus Custos, ein angenehmer Brief von Wolfenbüttel in Ihren Händen seyn und Ihnen gesagt haben, daß mein *Morgenroth* nicht gelogen war; und der Himmel gebe nun, daß dasselbe auch nicht lügen werde.' Ebert verließ Wolfenbüttel und kümmerte sich nie mehr um die dortige Bibliothek. Die Regierung zog seine 900 ℛ ein und wußte später billiger die Stelle zu besetzen.

So begann das neue Jahr mit einer getäuschten Hoffnung. Meusebach war recht ärgerlich gewesen, hatte sich aber doch über meine Weihnachtsbescherung recht gefreut. Es war dabei ein gedrucktes Doppeloctavblatt:

Poema vetustum theotiscum Kazungalii nomine olim et nunc quoque passim circumlatum in usum nobilissimi viri Caroli Gregorii Hartwigi Myorrhoi amplissimam carminum germanicorum collectionem instituri ioci causa edidit Henricus Custos. Cum Privilegio Jacobi Caesaris Grammaticorum. Typis Hausfreundianis impressum anno magnis ventorum flatibus intempestivo.

Am Schluſſe eines Briefes, den ich den 12. Januar erhielt, heißt es: 'Antwort auf das Übrige und Dank für Bild, Bücher und Erzeugniß Ihrer Schnellpreſſe nächſtens. — Und wenn ich Sie tauſig Mohl ausputze wie nichts guts, ſo haben Sie doch keinen wärmern und treuern Freund als den Myorrhous.'

Mit Frühlingsanfang reiſte ich zu meinem Bruder nach Berlin. Ich blieb vier Wochen dort. Ich war oft allein, oft auch mit meinem Bruder zu Meuſebach eingeladen. Der alte traulich freundſchaftliche und wiſſenſchaftliche Verkehr wurde fortgeſetzt.

Eines Tages war auch Wilhelm Müller eingeladen. Er wurde mir und den übrigen Gäſten als Geh. Rath Spanknabe vorgeſtellt. Unter dieſem Namen wurde oft im Meuſebach'ſchen Hauſe ein Fremder vorgeführt und den übrigen blieb es überlaſſen, das Rechte herauszufinden. Diesmal wurden nun aber auch die Bekannten dem Fremden unter falſchen Namen, Ämtern und Würden vorgeſtellt. M. hatte ſeinen Spaß daran, wenn die Entwickelung möglichſt lange ausblieb und allerlei verfängliche Fragen gethan und Geſpräche geführt wurden. Ein gefährlicher Scherz, der immer gut ablief. So fragte mich M., was ich von Wilhelm Müller's Gedichten hielte? Die Antwort fiel natürlich ſo günſtig aus, daß ſich der Herr Geh. Rath Spanknabe nur freuen konnte. Noch bei Tiſche löſte ſich Alles in Wohlgefallen auf und wir tranken auf das Wohl unſers ſchelmiſchen Wirthes*).

Den 21. April kehrte ich nach Breslau zurück.

*) S. Wilh. Müller's Brief und meine Erläuterungen dazu in meinen Findlingen S. 211—214.

Trotzdem, daß ich so sehr durch die Bibliotheksgeschäfte und wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen wurde, so suchte ich doch Zeit zu gewinnen zum Dichten.

Es war ein Bedürfniß für mich, die liebste Erholung, eine wahre Herzerquickung. Ich dichtete oft und gern, wie wenig ich auch von außen Anregung und Aufmunterung fand. Auf meinen einsamen Spaziergängen und selbst in der stillen Öde der Bibliothek sang ich mir ein Lied, das ich dann lange mit mir herumtrug, bis es mir fertig schien und ich es aufschrieb. Am Sonntagmorgen, wenn mich nichts an die Bibliothek mahnte und die Kirchenglocken rings um mich läuteten, überfah ich dann mein Heft und die Freude daran rief neue Lieder hervor.

In den Pfingstferien besuchte ich mit dem Maler Bräuer seine Eltern in Öls. Es war schönes Wetter, wir lustwandelten viel umher. Während er im Walde seine Studien machte, Baumgruppen und Bäume zeichnete, lag ich im Grase und dichtete. Es entstanden damals die Eintagschönchen (Gedichte 1834. 2. Th. S. 17).

Später gerieth ich in das Leben der Landsknechte und schwärmte für Georg von Frundsberg.

Mein Gehalt verbesserte sich unterdessen. Im Mai wurde Förster von seinem Custodenamte erlöst und ich erhielt die von ihm inne gehabte Wohnung. Mit Genehmigung des Ministeriums vermiethete ich sie ihm um 160 ℛ. Leider erfreute ich mich dieses schönen Zuschusses nicht lange: den 27. Nov. des folgenden Jahres (1826) starb Förster, die Wohnung wurde getheilt, die eine Hälfte, die größere, wurde zur Aufbewahrung der Handschriften eingerichtet, die andere blieb mir. Ich erhielt 60 ℛ Entschädigung und die Erlaubniß, meine Wohnung zu vermiethen.

Im Laufe des Sommers ward mir noch ein sehr lästiges Amt auf der Bibliothek zuertheilt, freilich durch meine Schuld. Bisher hatte mein College Dr. Friedrich das Ausleihejournal geführt, aber auf eine Weise, daß ich mich ärgerte so oft ich das Buch ansah. Kleckse über Kleckse, und die Namen der Ausleiher und die der Verfasser so undeutlich, daß sie kaum zu enträthseln waren. Flüchtig und nachlässig wie seine Schreiberei war auch die Annahme der Bücher: er sah sich kaum eins an, es war ihm völlig gleichgültig, in welchem Zustande es zurückkam. Auch verlieh er ohne Ansehn der Person und des Faches u. s. w. Ich hatte mich darüber mehrmals mißbilligend ausgesprochen. Man sah es ein, wagte ihn aber nicht zu bestrafen. Endlich nachdem ich ihn einmal vertreten, behielt ich das Ausleiheamt. Durch meine Gefälligkeit, allen und jedem zu nutzen, hatte ich mir die Sache sehr erschwert: es gab bald so viel Zettel einzutragen, daß ich die Masse oft kaum in einer Stunde bewältigen konnte. Doch nicht allein das Ausleihen, auch die Annahme der zurückgelieferten Bücher fand zu gleicher Zeit statt. Die Bibliothek war geöffnet Mittwoch und Samstag von 2—4 Uhr, an den übrigen Tagen von 11—12. In dieser Zeit konnte jeder Bücher zur Ansicht und nach Hause bekommen und Bücher abgeben. Da unsere Amanuensen oft nur das Gewöhnliche finden konnten, so mußte ich oft selbst Bücher herbeiholen. Die Benutzung der Bibliothek nahm von Jahr zu Jahr zu.

Meine schriftstellerische Thätigkeit war dies Jahr unbedeutend. Im Herbste wurde im Rectoratsprogramm von Förster von mir gedruckt Glossarium latino-germanicum e Codice Trevirensi. Dann lieferte ich Recensionen zu Seebode's Neuer kritischer Bibliothek 1825: S. 106—116.

Von v. d. Hagen's Denkmalen des Mittelalters, und S. 545—552. von Maßmann's Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet. Den 7. December vollendete ich eine Abhandlung 'Über Otfrid. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Sprachforschung'. Sie erschien später in den Fundgruben 1, 38—47.

Zu den Recensionen trieb mich allerdings ein wissenschaftliches Interesse, dann aber auch die Absicht, gewissen Herren zu zeigen, daß unser eins auch etwas gelernt hatte. Daß beide von mir waren, blieb kein Geheimniß.

Das Neue Jahr (1826) begann ich mit der frohen Hoffnung, daß ich meine Arbeiten im Althochdeutschen bald vollenden würde und herausgeben könnte.

Den 7. Februar 1826 schrieb ich die Vorrede zu meiner Glossensammlung, die bald darauf unter dem Titel erschien:

Althochdeutsche Glossen, gesammelt und herausgegeben von A. H. Hoffmann. Erste Sammlung, nebst einer litterarischen Uebersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen. Breslau, Grass, Barth u. C. 1826. 4°.

Jac. Grimm hatte mir dazu einige früher von ihm selbst gesammelte Glossen freundlichst überlassen, Lachmann verdankte ich einige hübsche Beiträge zu meiner Übersicht.

Lachmann's bisherige Gefälligkeit hatte mich ermuthigt: ich wendete mich vertrauensvoll an ihn mit der Bitte, mir mein eben vollendetes Wörterbuch zum Willeram durchzusehen. Schon den 27. April sendete er mir meine Arbeit zurück mit einem freundlichen Briefe, er hatte meine Bitte erfüllt.

Den Sommer wollte ich eine litterarische Reise machen nach Wien und in die österreichischen Klöster. Ich hatte bereits

Nachrichten über letztere gesammelt und meinen Reiseplan entworfen. Wachler dachte anders: Urlaub wollte er mir schon erteilen, aber nur zu einer Reise in die Heimat. Was sollte ich machen? Lieber also nach Haus als gar nicht reisen.

In der Mitte Juni traf ich in Fallersleben ein. Die Meinigen waren mir entgegen gegangen, und schienen etwas verwundert über mich zu sein. Meine Schwester Minna schrieb an meinen Bruder: 'Sein großer Mantel, sein langes Haar geben ihm ein phantastisches Ansehn; er war sehr von der Reise angegriffen, und ich kann wol sagen, daß ich etwas erschrak, denn er kam mir recht mager vor. Als er aber einige Tage hier war, erholte er sich sehr und ist jetzt so wohl wie nur ein Mensch sein kann, obgleich er sich zuweilen eine Krankheit einbildet.'

So gerne ich bei den Meinigen war, so reuete mich doch die lange Zeit und das viele Geld, das mir die Reise kostete, denn das Reisen war damals sehr kostspielig. Ich hätte lieber Bibliotheken durchstöbert und für meine altdeutschen Studien neuen Stoff gewonnen. Nun ging ich hier fast den ganzen Tag im Garten spazieren und spielte mit den Kindern. Das war freilich recht hübsch. Wenn ich mich beklagte, daß ich so viel versäumte, so glaubten die Meinigen, es gefiele mir bei ihnen nicht. Ich wußte recht gut was mir entging. Graff hatte längst seine Reise zum Behuf seines 'Sprachschatzes' angetreten, Österreich aber noch nicht abgestreift. Jetzt wäre es noch Zeit gewesen, dort zu erndten, später bliebe mir nur die Nachlese. Und die Folge bestätigte das.

Meine Mutter war wieder in Winsen, wohin auch ich mich begab. Den nächsten Sonntag, 18. Juni war dort ein Familienfest: mein Neffe wurde getauft und mir zum ersten

Male die Ehre zu Theil Gevatter zu ſtehen. Als der Superintendent die Pathen herkömmlicher Weiſe fragte und ſo auch mich, flüſterte mir die Hebamme, die mich für einen Neuling in derlei Dingen hielt, wohlmeinend zu: ja! ja! ſo daß nicht viel fehlte und ich wäre aus meinem kirchlichen Ernſte in ein ſehr unkirchliches Lachen gerathen. Mein Taufpathe, der von mir den Namen Otfried erhielt, ſtarb bald, und der Name behielt für mich ſpäter nur eine litterariſche Bedeutung.

Um nicht ganz unthätig zu ſein, hatte ich eine Ausgabe meiner allemanniſchen Lieder veranſtaltet. Ich ließ ſie auf meine Koſten in Celle drucken. Sie erſchienen ohne meinen Namen:

Allemannische Lieder. Erste Auflage. Fallersleben M.D.CCC.XXVJ. 64 SS. in 16⁰.

Schon den 4. Juli ſandten mir die Herren Schweiger und Pick die ganze Auflage, 140 Exemplare.

Endlich machte ich doch noch eine kleine Ausbeute: ich war einige Tage in Wolfenbüttel und ſchrieb mir einige kleinere ahd. Stücke ab, um ſie ſpäter herauszugeben.

Den 1. Auguſt war ich wieder in Breslau und gleich darauf in dem alten Arbeitsgleiſe.

Das Bedürfniß nach einem gemüthlichen geſelligen Verkehre hatte ich bis jetzt weniger gefühlt: ich ſah auf der Bibliothek Leute genug, und fand ſelten Zeit und Luſt, Beſuche zu machen. Nach und nach ſtellte ſich jedoch dies Bedürfniß ein. Die Breslauer geſchloſſenen Geſellſchaften, die ich kennen gelernt hatte, ſagten mir durchaus nicht zu. Freimaurer zu werden, fiel mir im Traume nicht ein: ich hatte ſchon genug daran, daß es mein Bruder war.

trug lange den Plan mit mir herum, einen Verein

zu gründen, der mir und Gleichgesinnten genügen könnte. Ich machte einigen Freunden und Bekannten Mittheilung davon, und so gründete ich am 2. September 26 die 'Zwecklose Gesellschaft.'

Wir wollten keinen Zweck nach außen verfolgen, nur nach innen, uns selbst Zweck sein. Wir waren junge Gelehrte und Künstler oder Kunstfreunde, die ein gemeinsames Bedürfniß zusammen führte und hielt. Wir fühlten uns von einem reinen und begeisterten Streben beseelt, den Menschen, sein Wissen und Können verstehen zu lernen und zu würdigen, sich so zu erheitern und anzuregen und weiter zu fördern in allem Wahren, Guten und Schönen. Hat auch selten eine Gesellschaft sich und anderen, zumeist aber sich so viel Freude und Verdruß gemacht, wie diese, so hat ihr doch jeder Einzelne viel zu verdanken. Ich wenigstens habe das immer dankbar anerkannt: ich konnte dort mich über Alles frei aussprechen, meine Ansichten entwickeln, durch Widerspruch von anderer Seite läutern, erweitern und befestigen. Auch konnte ich meine Kenntnisse vermehren, denn unsere Gespräche und Mittheilungen beschränkten sich nicht auf einzelne Fächer der Wissenschaft und gewisse Leistungen und Richtungen der Kunst.

Mitglieder der Zwecklosen Gesellschaft waren bei ihrer Gründung: Maler Carl Bräuer, Bildhauer Mächtig, Fabricant Carl Milde, Lieutenant Nicky, Privatdocent Dr. Friedlieb Ferdinand Runge, Musiker Immanuel Sauermann, und Maler Carl Schwindt. Später trat dazu im Januar 1827 Carl Geisheim, Schulcollege beim Elisabeth-Gymnasium, 1828 Maler Carl Herrmann und im Herbst desselben Jahrs Wilhelm Wackernagel, und im Herbst 1829 Maler Albert Höcker.

Um dieselbe Zeit entstand ein Singverein unter dem Namen:

'Die kleine Breslauer Liedertafel', urſprünglich nur vier Mitglieder, die ein Geſangquartett bildeten.

Ich wurde Ehrenmitglied. Zweck war: eigene Compoſitionen zu liefern und zu ſingen, dann dieſe ſelbſt und den Vortrag zu beſprechen. Die vier Mitglieder waren der Seminarlehrer Ernſt Richter, der Muſiklehrer Immanuel Sauermann, der Organiſt Fiſcher und der Lehrer Dauber. Später traten dazu der Oberorganiſt Freudenberg und der Muſiklehrer Eduard Philipp. Ich lieferte fleißig Texte und hatte dann das Vergnügen, einen und denſelben drei- oder viermal componiert ſingen zu hören. Die Beſprechung der Compoſition und des Textes war für den Dichter wie für die Muſiker ſehr lehrreich.

Durch dieſen Singverein und die Zweckloſe Geſellſchaft fand ich willkommenen Anlaß und Anregung zum Dichten. Der Vorrath meiner Gedichte hatte ſich ſehr vermehrt. Bald bewährte ſich auch an mir das bekannte Goethe'ſche

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.

Ich durchmuſterte meinen Vorrath, wählte aus, ſchrieb ab, ordnete und ein Bändchen war fertig. Ich übergab es der Buchhandlung Grüſon und Comp. (die Comp. war der als Treumund Welp ſpäter ſehr bekannt gewordene Eduard Pelz). Schon den 14. Oct. 26 war das Büchlein fertig und erſchien unter dem Titel:

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Breslau. 1827. 12°.

Einige Wochen vorher war in demſelben Verlage die 2. Aufl. meiner 'Allemanniſchen Lieder' herausgekommen.

Ich hatte wenig Freude an dieſer Sammlung meiner Gedichte. Die Ausſtattung war nicht ſonderlich, das Format nicht gefällig, und die Verlagshandlung ſtand gar nicht in dem

Ansehn, daß sich die Buchhändler sonderlich für sie interessierten. Der Absatz war und blieb gering, und nach einigen Jahren war ich froh, daß ich durch Übereinkunft des Druckers (Graß, Barth u. C.) mit dem Verleger den Rest der Auflage erhielt und vernichten konnte. Der schlechte Erfolg hatte mich nicht im Mindesten muthlos gemacht, eben so wenig als die Kritik, die Manches daran auszusetzen fand: ich dichtete fröhlich und wohlgemuth weiter fort.

Noch zu Weihnachten ließ ich ein kleines Opus von Stapel:

Maikäferiade, oder: Lieben, Lust und Leben der Maikäfer vor Einführung des Philisterthums. Zum erstenmale bekannt gemacht aus der einzigvorhandenen Handschrift durch Dr. A. H. Hoffmann, Custos der Kön. u. Univ. Bibliothek zu Breslau. Breslau, gedruckt bei Graß, Barth und Comp., aber weder da, noch sonstwo zu haben. 8°.

So schwirrte ich als singender Maikäfer in das kalte Neue Jahr hinein, als ob es ein Frühling wäre.

Die Zwecklose Gesellschaft erfreute sich eines fröhlichen Gedeihens. Wir kamen jeden Samstagabend zusammen. Nachdem wir gespeist hatten, eröffnete der Präsident die Sitzung. Zunächst wurde das Protocoll vom vorigen Samstag vorgelesen. Dann theilte jeder mit was er des Mittheilens werth hielt, Eigenes und Fremdes, Gedichte, Aphorismen, Witze, Auszüge aus alten und neuen Büchern. Alles wurde besprochen, und das gab dann wieder Stoff zu neuen Erzeugnissen für den nächsten Samstag. Zuweilen wurde auch etwas gelesen: der Finkenritter, Schelmufskys wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande, die Schildbürger u. dgl. Auch wurden Kupferstiche, Holzschnitte, Steindrücke

beſehen und beſprochen. Mitunter ſangen wir auch ein Lied, verfaßten auch eins gemeinſchaftlich, wenn Anlaß und Stimmung dazu trieb. So machten wir auch Epigramme und Knittelverſe gegen alle die uns anfeindeten und gegen Alles was uns zuwider war. Obſchon wir keine öffentlichen Sitzungen hielten, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß unſer Thun und Treiben bald öffentlich beſprochen wurde, weil wir doch zuweilen einen heimiſchen Gaſt unter uns hatten.

In unſerm ganzen Glanze zeigten wir uns jedoch, wenn wir einen Geburtstag feierten. Dann wurde ein großer Bogen gedruckt, wozu alle Künſte mitwirken mußten: Poeſie, Malerei und Muſik. Die erſte Seite enthielt eine Lobeserhebung des Gefeierten in Proſa oder Verſen, worin aber oft eben ſo viel Lob als Spott. Dann pflegte ein Lied mit der Melodie in Notendruck zu kommen, woran ſich dann Gedichte und Aphorismen anreihten. Die meiſten Bogen ſind mit Bildern eigener Erfindung geziert oder mit alten Druckerſtöcken, die ſich noch in der Druckerei aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts vorfanden.

Wenn der Geburtstagsbogen vorgetragen und die Geſundheit des Neugeborenen ausgebracht war, dann hatte noch jeder etwas Bezügliches oder Anzügliches vorzuleſen. Zuletzt wurden die freien Künſte entwickelt: da gab es noch lebende Bilder, Verkleidungen, Pantomimen, Schattenſpiel u. dgl. Im ſteten Wechſel von Ernſt und Scherz, wie der Abend begonnen, endete er und die Mitternacht trennte uns erſt.

Bisher waren wir immer auf uns beſchränkt geblieben und im vollen Sinne des Wortes zwecklos, bald aber traten wir aus unſeren vier Pfählen heraus und betheiligten uns an einer ſehr zweckvollen Thätigkeit.

Schwindt hatte schon öfter die Idee eines Breslauer Künstlervereins zur Sprache gebracht. Wir hatten ihm immer entgegnet, daß in Breslau dafür gerade die Hauptsache fehle, nämlich die Künstler; ein Künstlerverein ohne Künstler sei ein Unding, die ausgezeichnetsten schlesischen Künstler seien in der Ferne: Carl Lessing, Julius Hübner, August von Klöber, Florian Grospietsch, Mücke, Heinrich Kramsta, Emil Ebers u. a., keiner von ihnen sehne sich nach Schlesien zurück, aus den wenigen hier vorhandenen, dem Namen und der That nach wahrhaften Künstlern lasse sich kein Verein schaffen. Schwindt aber ließ sich nicht irre machen, gewann allerlei Leute, Kunstfreuner und Kunstliebhaber dafür, und richtig, am 20. Mai, zu Albert Dürer's Geburtstage wurde ein 'Breslauer Künstlerverein' gestiftet.

Um recht große Theilnahme zu erzielen, war das Wort Künstler in sehr weitem Sinne genommen. Die später erst gedruckten Statuten stellten den Zweck des Vereins also auf:

§. 1. Vereinigung der in Breslau lebenden Künstler zur gemeinsamen Thätigkeit, und durch diese Förderung der hohen Zwecke der Kunst, so weit es irgend die Umstände gestatten, ist der nächste Zweck des Breslauer Künstlervereins.

§. 2. Hiedurch, und durch die nach außen wirkende Thätigkeit des Vereins, wird nicht allein eine regere Theilnahme des Publicums an künstlerischen Leistungen und somit der Kunstsinn belebt werden, sondern selbst die Stellung der Künstler zu dem Publicum sich würdiger und ihrem Wirken mehr förderlich gestalten, während die Künstler selbst einander freundlich näher treten, sich ihren geistigen Bedürfnissen gemäß, gegenseitig aneinander anschließen, und

durch Ideenaustauſch und geſelligen Verkehr einem heitern friſchen Kunſtleben ſich hingeben können, das jeden Einzelnen in der Ausübung ſeiner Kunſt Muth und Ausdauer verleiht, und ihn vor Einſeitigkeit bewahrt.

Von den 57 §§. der Statuten mögen hier nur noch die beiden über die Mitglieder mitgetheilt werden:

§. 3. Der Verein umfaßt alle Kunſtfächer und beſteht vorzugsweiſe aus den in Breslau lebenden Künſtlern, denen er Fähigkeit und guten Willen bei dem Streben nach einem gemeinſamen Ziele zutraut.

§. 4. Die Mitglieder theilen ſich in 4 Abtheilungen:

1. Abtheilung für bildende Kunſt (Maler, Bildhauer, Architekten, Schauſpieler).
2. Abtheilung für redende Kunſt (Litteratur).
3. Abtheilung für tönende Kunſt (Muſiker jeder Gattung).
4. Abtheilung für Gewerbe, welche ſich auf einen künſtleriſchen Standpunkt erhoben haben.

Seit dem Beſtehen der Zweckloſen Geſellſchaft und des Künſtlervereins fehlte es mir nicht an Geſelligkeit. Mein Familienverkehr hatte ſich nicht erweitert. Ich war des Sonntags zum Mittagseſſen in der Ohlauer Vorſtadt bei Milde, des Sonntagsabends bei Prof. Müller — ſeine Frau war die Nichte Gotthold Ephraim Leſſings. In der Woche pflegte ich einmal des Abends zu ſein bei G. P. Aderholz, und ſo auch bei v. Winterfeld.

Das Verhältniß zu letzterem war ein vertrauteres geworden, er hatte mich ſogar zu Gevatter gebeten zu ſeinem Sohne Sigismund. Der Frau Gevatterin hatte ich einige Wiegenlieder verehrt, die ich dann gedruckt ihr überreichte:

Siebengestirn gevatterlicher Wiegen-Lieder für Frau Minna von Winterfeld. Polnisch-Neudorf, 20. Rosenmonds 1827. Gedruckt und verlegt von Forster, Hochheimer und Comp. zu den 4 Thürmen. 10 SS. 8°.*)

Es war so meine Liebhaberei, von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit drucken zu lassen und meine Freunde damit zu beschenken. So hatte ich kurz vorher an sie vertheilt:

Kirchhofslieder der Zwecklosen Gesellschaft gewidmet. Aschermittwoch 1827. 16 SS. 8°.

Zu meinem Geburtstage überraschten mich die Zwecklosen mit einem großen Bogen Aphorismen. Geisheim hatte dazu das Gedicht verfaßt und Immanuel Sauermann sang es nach seiner Composition. Es enthält lauter Beziehungen auf meine Gedichte:

Die Gratulanten, zu deutsch Liebesboten.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so stürmt, wer so schmettert durch's Haus!
Ein Landsknecht einen Eichenast
Hat draußen an das Thor gehangen;
Und lustig ist der tolle Gast
Fürbaß ins Land gegangen.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, sieh hinaus,
Wer so singt, wer so schnurret durch's Haus!
Ein fahrender Schüler singt sein Lied
Voll Lieb' und Sehnsucht, gar erbaulich.
Die Frauen sind, wohin er zieht,
Ihm hülfreich und vertraulich.
Er singt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

*) Drei Lieder davon: Alles still in süßer Ruh — So schlaf in Ruh — Die liebe Sonne sinket nieder — componierte W. sehr hübsch und ließ sie lithographieren.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, ſieh hinaus,
Wer ſo lacht, wer ſo ſchäkert durch's Haus!
Ein Gärtner ſtellt uns eine Flur
Von Blumen hin zur Frühlingsgabe,
Die Liebesgrüße der Natur
Bringt uns der Blumenknabe.
Er ſingt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's brummt, Peter, 's ſummt, ſieh hinaus,
Wer ſo ſchwirrt, wer ſo girret durch's Haus!
Maikäferſchwärme, ziehn herbei,
Sie kümmert nicht April, nicht Winter,
Mit Nachtigallen folgt der Mai
Stets reich und froh dahinter.
Er ſingt und klingt den Weg entlang,
Und weckt das Volk zu Sang und Klang.

Peter, 's klopft, Peter, 's klopft, ſieh hinaus,
Wer ſo grölt, wer ſo läutet durch's Haus!
Ein Küfer einen Korb voll Wein
Nebſt andern guten Alimenten
Trug ſchmunzelnd in das Haus hinein
Für unſern Präſidenten,
Daß er ſoll ſingen lebenslang
Und wecken uns zu Sang und Klang.

Meuſebach erhielt von Zeit zu Zeit meine kleinen Druckſachen, beklagte ſich aber, daß er mit dem kleinen Zeuge nichts anfangen könnte, ſie ließen ſich nicht recht binden. Trotzdem widmete ich ihm zu ſeinem Gebutstage, 6. Juni, wieder etwas Kleines:

Althochdeutsches aus wolfenbüttler Handschriften herausgegeben von Dr. A. H. Hoffmann. Breslau 1827. 8° xxviij SS.

Es enthielt meine vorjährige Wolfenbütteler Ausbeute.

Meine Bibliothekſtellung hatte ſich unterdeſſen nicht beſſer geſtaltet. Mir war allerdings eine jährliche Entſchädigung von

[illegible] für den abgetretenen Theil meiner Dienstwohnung vom Ministerium bewilligt, aber sonst nichts geschehen, der Willkür des Oberbibliothecars war keine Schranke gesetzt worden.

Ich freute mich unendlich, daß ich einmal aus der Bibliothek herauskam: der Minister hatte mir unterm 27. April bereits Urlaub zur Reise ins Ausland bewilligt und sogar eine Unterstützung von 100 ℛ gewährt. Den 26. Juni reiste ich ab, zunächst nach Wien.

Meine Reisegefährten waren der Tonkünstler Heinrich Panofka, Kaufmann Reimann aus dem schlesischen Gebirge, Apotheker Wocke aus Breslau und Provisor Hiltemann.

Wir wurden bald alle mit einander befreundet und in heiterste Stimmung versetzt. Jeder wußte was zu erzählen und Jeder fand immer sein dankbares Publicum. Unter Lachen und Scherzen verging der lange Tag und die kurze Nacht, und so erreichten wir den folgenden Morgen Ratibor.

Die Stadt und Alles darin machte einen so unangenehmen Eindruck auf uns, daß wir nicht die mindeste Lust verspürten, dort bis zum andern Nachmittage auszuharren, denn dann ging die Post erst wieder ab und schloß sich an die Troppauer nach Wien. Ich schlug meinen beiden Reisegefährten Panofka und Reimann vor, lieber doch in Troppau überzuliegen. Sie gingen auf den Vorschlag ein und wir fuhren mit Extrapost nach Troppau.

Nach einigen Stunden waren wir in einer schöneren Gegend und an einem freundlicheren Orte. Wir spazierten in den Anlagen um die Stadt und durch den schönen großen Park, und hörten uns schließlich noch ein Ständchen mit an, das die Musikbande dem Herrn Obristen brachte.

Des Abends spät stellte sich Panofka ans offene Fenster

und phantasierte auf seiner Geige so wunderschön, daß al
Spaziergänger auf dem Marktplatze stehen blieben und andächt
zuhörten.

Den folgenden Tag machten wir mit dem Maler Reinha
einen lustigen Ausflug nach dem freundlichen Grätz, einer fürs
lich Lichnowsky'schen Besitzung. Abends 8 Uhr fuhren wir m
dem Eilwagen ab und kamen erst am dritten Tage Morgen
7 Uhr in Wien an.

Ich besuchte sofort meinen Landsmann, den Kunsthändle
H. F. Müller am Kohlmarkt Nr. 1147. Ein stattlicher Her
im Morgenjäckel vor seinem Arbeitspulte mit der langen Pfei
heißt mich freundlich willkommen. Ich kannte ihn aus meine
Kindheit, ich sah ihn zuweilen wenn er seine Verwandten be
suchte und dann auch in unser Haus kam, und hörte später o
seine Lebensgeschichte erzählen. Er war der Sohn arme
Bauersleute in dem Dorfe Sülfeld bei Fallersleben, und hatt
es, besonders durch den Unterricht meines Schwiegervaters zu
Berge so weit gebracht, daß er sich in der Spehr'schen Musik
handlung in Braunschweig zu einem tüchtigen Geschäftsmann
ausbilden konnte. Im Auftrage seines Hauses mußte er nac
Wien reisen, lernte dort eine wohlhabende Wienerin kennen,
heirathete sie und gründete im J. 1811 die jetzt noch bestehend
Müller'sche Kunst- und Musikhandlung. Er war außerordentlich
thätig und glücklich in seinem Geschäfte, er sann und grübelte
fortwährend, etwas Neues, Ansprechendes ins Publicum zu
bringen. Von ihm stammt das immer noch beliebte Spiel
'Glocke und Hammer'. Seine geschmackvollen, oft recht
sinnigen Neujahrswünsche waren einst sehr beliebt und gesucht.

Müller ist recht freundlich, bewahrt aber seine ruhige
[illegible]ltung, spricht langsam und bedächtig und verleugnet so

wenig seine hannoversche Natur, daß ich bei ihm vergesse, in Wien zu sein. Wir unterhalten uns viel über unsere Heimat, frühstücken dann und trinken in der größten Seelenruhe eine Flasche ungarischen Schaumweins. Dann besorgt er mir eine Aufenthaltskarte. Die Polizei verzichtet aber doch nicht auf die Ehre meiner Bekanntschaft, ich muß mich persönlich bei ihr einfinden. So empfehle ich mich denn und gehe zur Polizei.

Der Polizeibeamte thut als ob er sich nur mit mir unterhalten wolle und erkundigt sich, wie es mir in Wien gefalle und was denn eigentlich der Zweck meines Hierseins sei. Nachdem er mit meinen Äußerungen zufrieden scheint, verlangt er von mir Empfehlungen an ein Handelshaus. Ich zeige das Schreiben des Ministers, worin mir außer dem Urlaub noch [illegible] bewilligt werden. Er macht ein bedenkliches Gesicht, als ob ihm mein schönes kön. pr. Ministerialschreiben noch lange nicht gleich wäre einer Empfehlung an ein k. k. Wiener Handelshaus. 'Nun, sage ich etwas ärgerlich, wenn Ihnen das nicht genügt, dann weiß ich nicht was Sie noch wollen. Empfehlungen brauche ich nicht, ich habe Geld genug.'

Damit schloß die amtliche Vernehmung und ich empfahl mich. Obschon ich von der Polizei nie wieder behelligt wurde, muß ich ihr doch sehr verdächtig erschienen sein: eine lange Zeit sah ich täglich einen Vertrauten mir auf allen Wegen und Schritten nachgehen.

Um 3 Uhr finde ich mich bei Müller wieder ein, er führt mich auf die Hofbibliothek. Kopitar empfängt mich sehr freundlich; wir gehen Arm in Arm auf und ab und reden über unsere Freuden und Leiden, wie sie nur Bibliothekbeamte haben und nachfühlen können. Er zeigt sich heiter, offen,

theilnehmend, ich fühle mich heimisch in der Fremde und vo der Hoffnung beseelt, daß ich Wien nicht unbefriedigt verlasse werde.

Er führt mich zu Graff, der eben noch auf der Bibliothe arbeitet. Ein unerfreuliches Zusammentreffen, das mir abe am Ende doch lieb war, weil ich vor einem fruchtlosen Schwelge in süßen Hoffnungen bewahrt wurde. Graff erzählt mir, da er schon 14 Wochen in Wien sei und die Bibliothek benutz habe; er werde zunächst den Otfrid herausgeben. 'Den Ot frid?' frage ich. — 'Ja, erwiedert er, das ist nothwendig für meinen Sprachschatz.' — Ich schweige. — Er führt mich in seine Wohnung: Breunerstraße neben dem Taroni'schen Kaffeehause. Ich werde sein Nachfolger: ich miethe die Wohnung bis zum 3. August.

Den folgenden Morgen, Sonntag 1. Juli, gehe ich wieder zu ihm. Wir sprechen wieder über Otfrid, ich erzähle ihm, daß ich mich schon seit Jahren damit beschäftige und jetzt zunächst in Wien sei, um die Vergleichung der Wiener Handschrift vorzunehmen, dazu habe mir das Ministerium auch Urlaub und Unterstützung gewährt. Das rührt ihn Alles nicht, er bleibt bei seinem gestrigen Ausspruch: 'Für meinen Sprachschatz ist meine Ausgabe des Otfrid nothwendig.' Den Hauptzweck meiner Reise sehe ich also gescheitert. Jetzt klage ich ihm meine Noth, ich erzähle von meinen Bibliotheksangelegenheiten, von meinen vielen Arbeiten und dem geringen Gehalte u. dgl. Auch er weiß viel zu klagen, als ob es ihm Gott weiß wie schlecht gehe, doch kommt es mir sonderbar vor, daß er sich einen ganz neuen schönen Wiener Wagen gekauft hat. Ein Professor, der nur das Altdeutsche treibt, reist in seiner eigenen Kutsche! Wir gehen in die Leopoldstadt zu dem Wagenbauer

und fahren Probe durch den Prater und zurück in die Stadt, speisen dann im goldenen Lamm, wo ich wohne, und spazieren nach Tische im Prater umher. Wir sprechen viel und lange über Leben und Wissenschaft. Graff ist sehr verstimmt und ich werde es durch ihn auch. Er empfiehlt mir Ruhe, und als ich ihm von meiner fünfjährigen Ruhe bei so mancher Unbill, die ich ertragen mußte, erzähle, meint er, es sei hart, aber ich könne mit Ruhe dennoch Alles erreichen. Wir nehmen Abschied und sehen uns nie wieder*).

Meine Erinnerung an ihn ist keine angenehme. So kurz mein Verkehr war, so schien er mir doch genügend, meinen Mitbewerber kennen zu lernen. Ich hielt ihn für selbstsüchtig, mißgünstig, fleißig ohne Freude und Genuß, kränklich, grämlich und unzufrieden mit seinem Schicksale, lebensmüde. Letzteres schien er selbst zu bestätigen durch die Äußerung: 'Hätte ich nicht Frau und Kinder, so wäre ich Mönch geworden auf dieser Reise, wozu ich mehrmals Gelegenheit und Veranlassung hatte.'

Den 2. Juli begann ich meine Arbeiten auf der Hofbibliothek und war von diesem Tage an bis zu meiner Abreise jeden Tag dort so lange die öffentlichen Stunden währten, Vormittags von 9—12, Nachmittags von 3—6 Uhr.

Kopitar führte mich ein in seine Tischgesellschaft zum weißen Wolfen. Wir speisten dort jeden Mittag und Abend. Das Essen war nicht sonderlich, der Wein und die Tischgesellschaft ausgezeichnet. Wir trafen dort sehr oft Vuk Stephanowitsch Karadschitsch, zuweilen Hormayr, Endlicher, Ponofka, fast

*) Er starb zu Berlin 18. October 1841. Preuß. Staatszeitung 1841. Nr. 357, wiederholt im Neuen Nekrolog der Deutschen 1841. S. 992—996.

immer Professor Jenko, und dann und wann diejenigen fremden Gelehrten, besonders Slaven, welche sich an Kopitar anschlossen.

Wenn die Bibliothek um 6 Uhr geschlossen war, machte ich mit Kopitar regelmäßig einen großen Spaziergang: wir gingen durch das Burgthor über das Glacis, durch Belvedere und dann die Linie entlang bis zum rothen Thurm und so in den weißen Wolf. Stunden lang unterhielten wir uns, der Stoff ging nie aus. Kamen wir dann in den Wolf, so setzten wir das Gespräch oft fort oder fingen nun ein neues an, woran auch die anderen theilnahmen. Unvergeßlich sind mir die Mittheilungen Wuk's aus seinem Leben, über das Thun und Treiben der Serbier, über Miloſch, die Räuber und ihre Lieder, über die Griechen, Armenier und Albanesen. Interessant war auch was Hormayr von Andreas Hofer erzählte und der damaligen Zeit. Die Unterhaltung wurde meist deutsch geführt, doch kamen mitunter auch andere Sprachen zum Vorschein, wie sich das in Wien kaum vermeiden läßt. Wenn Wuk mit Kopitar etwas zu reden hatte was die anderen nicht wissen sollten, so sprach er serbisch und Kopitar antwortete deutsch. Die Wiener Volkssprache und das ungarische Deutsch und Latein spielten eine große Rolle, weil darin die meisten Geschichten erzählt wurden.

Um unserm Freunde Kopitar, der uns zusammengebracht hatte und zusammenhielt, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, feierten wir im weißen Wolf seinen Namenstag, den 23. August. Ich überreichte ihm ein Lied, das wir nach Panofka's Composition sangen. Warum wir als 'Efferdinger' darin auftreten, weiß ich nicht mehr. Die Benennung muß sich wahrscheinlich auf eine schnurrige Geschichte beziehen, die in Efferdingen spielte. Es war ein heiterer Abend. Die Festcantate lautete also:

Beſcheidener, aber doch ſehr wohlgemeinter Willkomm unſerem lieben Freunde Bartholomäus Kopitar zum Bartholomäus-Tage dargebracht von ſämmtlichen Efferdingern zum Wolfen. In höchſteigener Melodei.

Zum Wolfen wächst ein guter Wein,
Drum bleiben wir auch drinnen.
Zum Wolfen! ſoll die Loſung ſein,
Wenn wir was Rechts beginnen.
Friſch auf, ihr wackern Leute!
Was Rechts begeh'n wir heute
Im Wolfen.

Friſch auf, ihr Herrn von Efferding,
Ihr wilden und ihr zahmen!
Mit Sing und Sang, mit Klang und Kling
Dem Mann und Seinem Namen —
Ihr wißt ſchon, wen ich meine,
Er ſitzt mit uns bei'm Weine
Im Wolfen.

Zwar ſitzt er heute ſchüchtern da
Und kann es ſich nicht deuten,
Was für ein Wunder doch geſchah,
Des wir uns freu'n und freuten.
So wiſſ' Er's dann, wir kamen
Zu feiern Seinen Namen
Im Wolfen.

Sein Nam' iſt weit und breit geehrt
Und lebt in Aller Munde,
So lange Treu' und Wahrheit währt
Von Laibach bis zum Sunde;
Am liebſten und am beſten
Iſt er bekannt den Gäſten
Im Wolfen.

So ſingt und trinkt und ſtoßet an
Und wünſcht im Sauſ' und Sange:

Hoch lebe dieſer Biedermann!
Hoch leb' Er! lang' und lange!
Der Fremden Freudeſpender!
Der Freunde Kummerwender
Im Wolfen!

Jetzt ſtill, ſtill, Harf- und Saitenklang!
Wo ſo viel Herzen ſchlagen,
Da wär' auch Nachtigallenſang
Nur eitel Leid und Klagen.
Im Auge ſteht's geſchrieben,
Wie wir Dich alle lieben
Im Wolfen und überall.

Mit Panofka ſtand ich fortwährend im Verkehr. Wir beſuchten uns gegenſeitig. Er trug mir, wenn ich bei ihm war, ſeine Compoſitionen meiner Lieder vor, von denen auch ſpäter einige erſchienen. Gewöhnlich verbrachten wir die Sonntage mit Spaziergängen und Ausflügen. An Langerweile litten wir auch nicht einen Augenblick, dafür ſorgten ſchon die guten Wiener in ihrem genußwüthigen, oft gar poſſierlichen Weſen und Treiben. Wir geriethen oft in ein ſo lautes, faſt unanſtändiges Lachen, das man uns anderswo ſchwerlich als reinen Herzenserguß hätte hingehen laſſen. Schon mehrmals hatte ich gegen Panofka den Wunſch geäußert, wie gern ich Franz Schubert kennen lernen möchte. 'Gut, ſagt P., dann wollen wir nach Dornbach hinaus, dort iſt Schubert den Sommer über ſehr viel und es iſt auch beſſer, wenn wir ihm dort begegnen.'

Wir fahren mit dem Stellwagen eines Samſtags gegen Abend hinüber. Bei unſerem Eintritt zur Kaiſerin von Öſterreich iſt unſere erſte Frage nach Schubert. Da heißt es denn: 'Der kommt ſchon lange nicht mehr nach Dornbach — er

müßte ſich denn des Sonntags mal einfinden.' — Alſo etwas Troſt doch auf morgen. Was Dornbach gewährt, genießen wir: wir ſpeiſen im Freien, trinken unſer Seidel und begeben uns zu Bette.

Den anderen Morgen gehen wir in den Wald zum Jägerhaus, freuen uns an dem ſchönen Grün, luſtwandeln oder liegen auf dem Raſen, frühſtücken und kehren zu unſerer Kaiſerin zurück. Nirgend ein Schubert. Wir ſpeiſen zu Mittag, ſetzen uns dann auf den Stellwagen und fahren in ſo argem Staube heim, wie ich ihn noch nie erlebte. Als ich zu Hauſe eintreffe, iſt mein Rock dermaßen mit Staub überzogen, daß ich darauf ſchreiben kann.

Wir verſuchen nun einen anderen Weg an Schubert zu gelangen. Wir laden ihn freundlichſt ein in den Weißen Wolf. Der Platz iſt für ihn belegt, wir und der Wein warten auf ihn. Er kommt nicht und wir trinken ſeinen Wein.

Vierzehen Tage ſpäter iſt gerade Mariä Himmelfahrt und die Bibliothek geſchloſſen. Um 2 Uhr fahre ich mit Panofka im Stellwagen nach Nußdorf. Wir fahnden auf Schubert, vergebens. Im Kaffeehaus Alles ſchlecht: erbärmlicher Kaffee, verſtopfte Pfeifen, Federkiel um einen Kreuzer, Kipfel ſchon acht Tage alt, hart zum Kopfzerſchlagen, ſchlechte Ausſicht auf die breite, flachuferige Donau. Wir wandern weiter nach Heiligenſtadt. Unterwegs hübſche Wirthshäuſer mit ſchattigen Gärten, überall Muſik, wenn auch nur eine Geige von der Gitarre oder auch noch vom Geſang begleitet. Wir ſchlendern weiter bis Grinzing und kehren tief im Dorfe ein. Der Wein ſchlecht, aber es ſitzt ſich gut im Garten. Ein alter Fiedler ſpielt aus Mozart und dreht ſich nach allen Weltgegenden, damit jeder etwas zu hören bekomme. Als ihm von Einer

Seite zugerufen wird: ''s ist genug!' da wendet er sich nach einer anderen und murmelt: 'Wenn die Herren auch nichts hören wollen, so gibt es doch hier noch Verehrer der Musik.' — Es ist viel Zuzug und wir ergötzen uns sehr an dem bunten Menschengewühle. Plötzlich ruft Panofka aus: 'Da ist er!' und eilt fort zu Schubert, der eben von mehreren Fräulein umgeben sich einen Platz sucht. Panofka bringt ihn zu mir. Freudig überrascht begrüße ich ihn, erwähne flüchtig, wie viel Mühe wir uns gegeben hätten ihn zu finden, wie sehr ich mich freute, ihn persönlich kennen zu lernen ꝛc. Schubert steht verlegen vor mir, weiß nicht recht was er antworten soll, und nach wenigen Worten empfiehlt er sich und — läßt sich nicht wieder blicken. 'Nein, sage ich erstaunt zu Panofka, das ist denn doch ein bischen zu stark! Nun wäre mir wahrlich lieber gewesen, ich hätte ihn nie gesehen, ich hätte dann bei dem Schöpfer so seelenvoller Melodien nie an einen gewöhnlichen, gleichgültigen oder gar unartigen Menschen denken können. So aber abgesehen von seinem heutigen Benehmen unterscheidet sich der Mann ja gar nicht von jedem anderen Wiener, er spricht Wienerisch, hat wie jeder Wiener feine Wäsche, einen sauberen Rock, einen blanken Hut, und in seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen nichts was meinem Schubert ähnlich sieht.'

Ich spreche mich noch stark aus über die Wiener Künstler und Gelehrten, und dann verlassen wir die wirklich reizende Gegend mit ihren mannigfaltigen Aussichten.

Franz Schubert, damals erst etwas über 30 Jahr alt, schien mir eine recht gesunde, lebenskräftige Wiener Natur zu sein. Um so mehr mußte mich das Jahr darauf die Trauerkunde überraschen, daß diesem bedeutenden Künstler nur ein so kurzes Leben beschieden war: er starb den 19. November 1828.

Da ich von jetzt an keinen Versuch mehr machte, irgend einen Wiener noch kennen zu lernen, so ließ ich es bei den bisherigen Bekanntschaften bewenden.

Mein erster Besuch galt dem Herausgeber der österreichischen Volkslieder Franz Ziska, oder wie er sich später germanisierte oder eigentlich barbarisierte: Tschischka. Nach mehreren mißlungenen Versuchen traf ich ihn endlich. Er war sehr erfreut und zeigte mir seinen reichen Vorrath österreichischer Volkslieder, woraus er wol noch ein Bändchen liefern könnte. Er hatte sich damals der Kunstgeschichte Österreichs zugewendet und dachte erst später wieder an die Volkslieder zu gehen, die er denn auch im Jahre 1844 in einer zweiten Auflage ohne Schottky herausgab.

Dann besuchte ich Castelli. Er wohnte in Hütteldorf. Ich fuhr mit Müller zu ihm hinaus. Als wir uns anmelden ließen, hieß es er läge im Bette, würde aber später meinen Wunsch erfüllen, ich sollte manches seltene Stück aus seiner Sammlung alter Schauspiele sehen. Castelli war bald wieder gesund, hielt es aber nicht der Mühe werth sich weiter um mich zu kümmern; Gegenbesuche schienen für Wiener Gelehrte und Künstler noch nicht erfunden und patentiert zu sein. Ich sah weder ihn noch seine Schauspiele.

Dagegen war der Buchhändler Kuppitsch höchst liebenswürdig. Er holte mich eines Sonntagsmorgens zu sich ab und zeigte mir dann seine mit Fleiß und Liebe gesammelten Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Er war ganz glücklich, daß ich mich daran so sehr erfreute. Ich mußte bei ihm zu Mittag speisen. Nach Tische setzten wir unsere Durchmusterung fort und das dauerte dann bis in den Abend. Ich machte manche hübsche Ausbeute. Kuppitsch war ein sehr rühriger und

gefälliger Antiquar, der später mir und unserer Bibliothek manches Werk besorgt hat, das anderswo schwer oder gar nicht zu erlangen war. Der altdeutschen Litteratur hat er manchen Dienst geleistet. Er starb 14. Mai 1849.

Sehr gerne hätte ich noch Primisser, den Custos der Ambraser Sammlung kennen lernen. Er war mir als gefällig und mittheilend geschildert worden. Leider war er bei meiner Ankunft schon sehr krank und starb schon den 25. Juli.

Unvergeßlich und wichtig für die Zukunft ward mir die Bekanntschaft mit Stephan Endlicher. Erst in letzter Zeit traten wir uns näher und wurden dann recht vertraut mit einander. Er war ein rüstiger, liebenswürdiger junger Mann von 23 Jahren. Sein Vater, Arzt zu Preßburg, hatte gewünscht, daß sich dieser sein zweiter Sohn dem geistlichen Stande widmete. Stephan hatte bereits seine geistlichen Studien beendigt und sogar die ersten Weihen empfangen, da starb sein Bruder. Der Vater wollte nun, daß sein einziger Sohn zu einem weltlichen Berufe zurückkehrte. Das ging schwer, wurde aber doch aus Rücksicht auf den alten Vater erreicht. Der jetzt weltliche Stephan kam nach Wien, erhielt eine Beschäftigung bei der Hofbibliothek und wurde dem Herrn von Eichenfeld, dem Custos über die Handschriften beigesellt und später selbst Scriptor.

Endlicher war von einem glühenden Eifer beseelt für Kunst und Wissenschaft, und für beide wie für seine Freunde jedes Opfers fähig. Seine vielseitigen Kenntnisse kamen der Anstalt sehr zu Statten. So groß seine Neigung für Sprache und Geschichte war, so blieb doch die für Naturwissenschaften, namentlich Botanik, die überwiegende, wie er denn auch 1840

Professor der Botanik ward und zugleich Director des botanischen Gartens.

Der August ging zu Ende und mit ihm mein Urlaub. Die Vergleichung des Otfrid hatte ich vollendet, die Monseer Glossen abgeschrieben und manche ahd. und mhd. Gebete, Predigten und Gedichte. Meine Ausbeute war größer als ich nach dem Zusammentreffen mit Graff erwartet hatte.

Den letzten Abend hatte uns Kopitar in den weißen Wolf eingeladen. Wir waren alle recht vergnügt. Ich nahm Abschied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. Den folgenden Morgen, 28. August, verließ ich Wien.

Die Nacht blieb ich in Krems und fuhr den anderen Morgen hinauf nach der berühmten Benedictiner-Abtei Göttweih. Ich wurde auf die freundlichste Weise empfangen und erhielt das schönste Gastzimmer mit der Aussicht auf die Donau angewiesen. Mein erster Gang war in die prachtvolle Bibliothek. Ich sah mir jede Handschrift an und legte mir mehrere heraus zu weiterer Benutzung. Am Nachmittag arbeitete ich bereits in meinem Zimmer.

Ich wurde mit allen Professoren bekannt und unterhielt mich viel mit ihnen. Ich war erstaunt über die hohe wissenschaftliche Bildung. Diese Männer, die auf sich und ihr Kloster beschränkt in der Einsamkeit lebten, waren genau von allem Thun und Treiben in der Wissenschaft und Politik unterrichtet und sprachen sich freimüthig über Alles aus. Hier erst lernte ich die österreichischen Klöster kennen, ihre Stellung zum Staate und zur Kirche, ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen und ihre finanziellen Verhältnisse. Der Abt, ein höchst liebenswürdiger Mann, hatte die philosophischen Systeme aller Zeiten gründlich studiert, er war eben bei Hegel angelangt und

ließ ſich, weil ſchon damals ſeine Augen ſehr ſchwach waren, alle Schriften deſſelben vorleſen.

Das Kloſterleben in Göttweih war mir etwas Neues, Überraſchendes, Erquickliches. Der viertägige Aufenthalt blieb mir eine der ſchönſten Erinnerungen meiner Reiſe. Mit innigem Danke für alles Liebe und Gute nahm ich Abſchied.

Ich begab mich von da nach der Ciſtercienſer-Abtei Zwettl. Auch hier wurde ich ſehr freundlich empfangen und aufgenommen. Obſchon ich nicht ſolche wiſſenſchaftliche Bildung traf wie in Göttweih, ſo vermißte ich doch nicht den Sinn für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen und man erwies ſich äußerſt gefällig. Ich fand gar Manches und war fünf Tage ſehr beſchäftigt mit Abſchreiben und Aufzeichnen. Ich führte ein ſehr behagliches Leben. Wenn ich nicht mehr arbeiten mochte, ſo ſpazierte ich mit Pater Heinrich in der Umgegend umher.

Ich reiſte nun von dort nach Böhmen. In Wittingau wartete ich die Poſt ab; ſie war beſetzt und ich mußte anderthalb Tage dort bleiben. In dem Fürſtl. Schwarzenbergſchen Archive, welches mir der Archivar Häusler zeigte, fand ich ein Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Leider war ich zu unruhig, ich nahm mir keine Zeit, etwas daraus aufzuzeichnen.

Mit Hauderern erreichte ich endlich den 10. Sept. Prag. Den folgenden Tag beſuchte ich Hanka auf dem Hradſchin. Er führte mich in die Bibliothek des böhmiſchen Muſeums und ich ſah mehrere böhmiſche Handſchriften, auch die Glossæ Salomonis.

Mit Mühe und Noth erlangte ich einen Wagen, der mich bis Landeshut brachte. Von dort fuhr ich mit der Poſt weiter und kam den 14. September in Breslau an.

Mit meiner litterarischen Ausbeute war ich sehr zufrieden, und auch noch in anderer Hinsicht konnte ich es sein: ich hatte wieder ein gut Stück Deutschlands kennen gelernt und die Deutsch-Österreicher lieb gewonnen. Leider blieb es mir ein trauriger und entsetzlicher Gedanke, daß ein so herrliches Volk nun schon seit Jahrhunderten unter politischem und religiösem Drucke leben mußte. So gutmüthig und gemüthlich mir die Leute erschienen, so ließ sich doch bald wahrnehmen, daß jeder einzelne mehr oder weniger durch die Polizeiwirthschaft und das Spionierwesen verdummt und entsittlicht war und daß auch in den besten ein großer Hang zum Sinnlichen vorherrschte. Eben weil nur in sinnlichen Genüssen Freiheit gestattet wurde, darum ergab sich ihnen Vornehm und Gering, und die Künste und Gewerbe kannten kein anderes Ziel, als dem Volke diese Genüsse zu verschaffen, zu erleichtern und zu erhöhen. Das Volk kannte keine geistigen Genüsse und sollte auch keine kennen lernen. Die Regierung suchte es durch Censur und Bücherverbote, schlechtes Schulwesen davor zu bewahren. Daß es noch irgend einen gescheidten Mann in Österreich gab, war zu verwundern. Wenn ich die schönen Gegenden, dies wirklich gesegnete Land betrachtete, wurde ich wehmüthig gestimmt und doch auch wieder empört über die Habsburgische Hauspolitik, daß ich in demselben Augenblicke, wenn ich versetzt worden wäre in die wüsteste Gegend der Mark Brandenburg, einen schwarzweiß angestrichenen Wegweiser hätte umarmen können wie einen Boten des Himmels.

Bei aller Lustigkeit des Volks im Prater, am Annerltage in der Brigittenau, in den vielen Vergnügungsörtern um Wien herum kam einem immer das Gefühl als ob das nur die Lustigkeit des Blödsinns oder der Verzweiflung war, und damals war noch Wien etwas das alte Wien.

Die Regierung hatte den geistigen Erzeugnissen gegenüber nicht das mindeste Schamgefühl, sie trieb ihr Censorgeschäft mit beharrlicher Frechheit fort, und ließ sich nicht irren, wenn sie auch täglich, ja stündlich sich lächerlich machte. Die Gelehrten und Künstler fanden nur Gnade, wenn sie sich hielten auf der k. k. wagerechten Fläche (niveau).

Dennoch suchte sich die Regierung das Ansehn zu geben, als ob sie Künste und Wissenschaften eifrig unterstützte, beförderte und pflegte, und die Augsb. Allg. Zeitung, die bausbackige k. k. Heroldin, mußte dann das Geringe als etwas Großes ausposaunen.

Zuweilen schien es dann wol, als ob eine neue Bahn eingeschlagen werden sollte. Die Wiener Jahrbücher der Litteratur, die seit 1818 herauskamen, ließen eine Zeit lang das Beste hoffen. Die Censur wirthschaftete aber bald dermaßen darin, daß die meisten Mitarbeiter es satt bekamen und sich zurückzogen.

Zuweilen unterstützten dann die Censur noch andere Mächte, wie das bei der vortrefflichen Recension Jacob Grimm's *) von Bruder Berthold's Predigten, herausgegeben von Klinge, der Fall war. Die Censur hatte sehr viel darin gestrichen. Die eine Hälfte war bereits gesetzt. Da kam der Leopoldstag. Die Druckerei feierte. Den Abend vorher verschloß der Setzer sein Manuscript sorgfältig in seinen Schrank. Als er am dritten Tage seine Arbeit fortsetzen wollte, hatten die Mäuse das ganze Manuscript aufgefressen. Ob Grimm von dieser neuen Art österreichischer Censur etwas erfuhr, weiß ich nicht;

*) Wiener Jahrbücher 32. Bd. (1825) S. 194—257.

daß er aber angegangen wurde, einen neuen Schluß zu liefern und auch lieferte, ſteht feſt.

Schon wenige Tage nach meiner Rückkehr brach der Krieg zwiſchen mir und Wachler, dem Oberbibliothecar aus. Ich gab über die Zahl meiner Amtsſtunden eine Erklärung ab. Wachler nahm darüber ein Protocoll auf. Sie lautete: 'Ich erkläre hiemit, daß ich Montag, Dinſtag, Donnerſtag und Freitag 3, Mittwoch und Sonnabend 5 Stunden der Königl. und Univ.-Bibliothek nur widmen kann.' Wachler fuhr dann fort: 'Auf die weiter vorgelegte Frage, wie ſich dieſe Erklärung mit der unter dem 18. März 1823 vom Curatorio aufgeſtellten Forderung (welche jedoch der Oberbibliothecar ſelbſt für zu hart und unausführbar hält und daher unbedenklich ermäßigt hat) täglich 7 Stunden zu arbeiten, vereinbaren laſſe, erklärte derſelbe weiter: daß dieſe 7 Stunden nur eine willkürliche Beſtimmung des Hrn. Geh. Raths Neumann ſeien, daß er (Dr. Hoffmann) auch 1½ Jahr dieſe Beſtimmung beobachtet habe, ſeitdem er aber zum wirklichen Cuſtos ernannt worden ſei, ſich nicht mehr verpflichtet halte, dieſer Beſtimmung nachzukommen, indem diejenige, die in dem Bibliotheks-Reglement enthalten iſt, ganz anders laute.'

Dies Protocoll wurde vom Oberbibliothecar an das Miniſterium eingeſchickt. Den 30. November jedoch beſchwerte ich mich deshalb beim Miniſterium. Da auch meine Wohnungsangelegenheit immer noch nicht in Ordnung war, ſo wendete ich mich zugleich in einem zweiten Schreiben ebendahin, bat um Erledigung, und ſprach mich zu freimüthig über den Herrn Curator aus:

'Kaum war ich nach Breslau zurückgekehrt, ſo erfuhr ich

was ich eigentlich schon seit beinahe fünf Jahren weiß, daß nämlich der Herr GR. Neumann sich geflissentlich bemüht, alles Wohlwollen eines Hohen Ministerii gegen mich zu bedingen, ja geradezu zu schmälern, daß der Herr GR. Neumann sich allerlei erlaubt, um meine nicht eben glänzende Lage mir zu verbittern und die jedem selbstthätigen Manne nothwendige Ruhe zu zerstören, und darauf hinzuarbeiten scheint, daß ich meinen Abschied je eher je lieber nehme.' Und gegen den Schluß: 'Ich habe nur noch den unterthänigen innigen Wunsch hinzuzufügen, daß mich ein Hohes Ministerium hinfort gegen jede Willkürlichkeit, zumal aber die des Hrn. GR. Neumann sicher stellen wolle, damit ich meine Ruhe und meinen Frieden zu edleren Gegenständen verwenden kann als solchen Beschwerden, die mir in der Seele zuwider sind und wovon sich nie in dem Archive eines Hohen Ministerii eine Zeile vorfände, wenn ich nicht gleichsam dazu gezwungen wäre.'

Das Ministerium ließ auf die Entscheidung warten, der Curator war aber so frei mir unter dem 14. December zu schreiben:

'Ich fordere Sie einstweilen hiemit amtlich auf, täglich 6 Arbeitsstunden den Bibliotheks-Geschäften pünktlich zu widmen.'

Der Amtsstunden wurden immer mehr. Ich hatte mich zu wöchentlich 22 bereit erklärt, das waren des Jahres mit Ausschluß der Sonn- und Festtage schon 1100. Wachler schien täglich 5 zu beantragen, also wöchentlich 30, das wären jährlich 1500 gewesen. Jetzt kam nun Neumann mit 6, wöchentlich 36, jährlich also 1800, und wenn er seine frühere Bestimmung festgehalten hätte mit den 7 täglichen Stunden, so hätte ich jährlich 2100 Stunden auf die Bibliothek verwenden müssen.

Ja, und unter dieser 7 war ursprünglich eine 8, wie sie noch ziemlich deutlich hervorschimmerte: täglich 8 Stunden, das wäre so recht nach dem Sinne des menschenfreundlichen Geheimen Raths gewesen — jährlich 2400 Amtsstunden!

So sehr mich diese Bibliothekshändel verstimmten, so fand ich doch Trost, Beruhigung und Erheiterung in meiner wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigung, und nebenbei hatte ich immer Gelegenheit, mich gegen meine Freunde gehörig auszusprechen.

Der Williram war unterdessen erschienen:

Williram's Uebersetzung und Auslegung des Hohenliedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handschrift herausgegeben und mit einem vollständigen Wörterbuche versehen von Dr. H. Hoffmann. Hiebei ein Facsimile der Bresl. Hs. Breslau 1827. Grass, Barth u. C. 8°.

Was Lachmann gewünscht hatte, was Andere jetzt vielleicht noch vermissen: die lateinische poetische Paraphrase, die richtigsten Lesarten anderer Handschriften u. dgl., wollte ich später liefern. Ich kam nicht dazu. Damals konnte und mochte ich es nicht. Mit Recht schloß ich den 18. Oct. 27 meine Vorrede: 'Doch kann dies Alles erst dann geschehen, wenn meine äußere Ruhe nicht so befehdet mehr ist, wie eben jetzt und leider! wol noch längere Zeit.'

Die Zwecklose Gesellschaft bestand nun schon seit Jahr und Tag und hatte eben so viel Aufmerksamkeit und Beifall als Neid und Haß sich erworben. Wir hatten uns schon lange vorgenommen, unsere einzelnen Geburtstags-Bogen als ein besonderes Büchlein erscheinen zu lassen. Jetzt führten wir dies Vornehmen aus. Ende des Jahrs erschien das erste Heft als 'Societäts-Schriften I.' unter dem Titel:

Zweckloſes Leben und Treiben,
Wer's nicht leſen will, läßt es bleiben.
Das iſt:

Vernünftige Gedanken

in
Geburtstags-Glückwünſchen
der
Zweckloſen Geſellſchaft
zu
Breslau.
Der zweckvollen Welt
zum erſten Mal
an's Licht geſtellt.

Breslau, 1828.
Verlag von J. D. Grüſon und Comp.
☛ Liber rarus.

Auf dem Umſchlage noch die Bemerkung:
☛ Aufgeſchnittene Exemplare werden mit Vergnügen zurückgenommen.

Wir hatten nicht auf den Beifall der Kritik gerechnet; wir wußten, daß viel Ärgerliches, Wunderliches, viel uns nur Verſtändliches darin war. Wir wollten uns und unſere Freunde ergötzen, und unſere Feinde nebenbei ein bischen ärgern, und das hatten wir vollſtändig erreicht. Wie das aber bei ſolchen Dingen geht — uns warden Anſpielungen und Sticheleien auf Perſönlichkeiten ſchuldgegeben, an die wir nie gedacht hatten; Mancher, den wir nur dem Namen nach kannten, fühlte ſich beleidigt und ſchimpfte weidlich auf die Zweckloſen.

Unſere Societätsſchriften waren am Ende weniger der Gegenſtand des Ärgers. Seit man wußte, daß der eigentliche

Heerd der Bestrebungen für den Künstlerverein und den Kunstverein in unserer Gesellschaft war, galt diese nun für den Störenfried des bisherigen ruhigen, unangefochtenen Treibens der Kunstsection der vaterländischen Gesellschaft und aller philisterhaften Gemüthlichkeit.

Eine unüberlegte Äußerung des Prof. Büsching in den Schles. Provinzialblättern gab Veranlassung, daß wir in den Zeitungen gegen ihn zu Felde zogen für den beleidigten Künstlerverein.

Büsching hätte gern einen Injurienprozeß gegen mich anhängig gemacht, fand es aber schließlich doch gerathener sich zu beruhigen.

Daß ich in einem öffentlichen Breslauer Blatte einen öffentlichen ordentlichen Professor angegriffen hatte, einen Mann, der Gesellschaften mitmachte und gab, mit Geheimen und Commerzräthen seine Partie spielte und unter den Philistern für einen großen Gelehrten, tüchtigen Kunst- und Alterthumskenner galt — das wurde mir nicht verziehen und mußte gerächt werden. Da man mir nicht anders beikommen konnte als in meinem Bibliotheksverhältnisse — denn das war und blieb meine Achilles-Ferse —, so ergab sich dazu schon in den nächsten Tagen die schönste Gelegenheit.

Den 2. Januar 1828 antwortete ich dem Herrn Curator auf sein Schreiben vom 14. Dec. v. J. unter anderem: 'Wenn übrigens Ew. Hochwohlg. auf eine Undankbarkeit meiner Seits hindeuten, so erkläre ich Ew. Hochw. hiemit, daß ich mich gegen Ew. Hochw. nicht im Mindesten auch nur **für das Geringste** zur Dankbarkeit verpflichtet fühle, indem Ew. Hochw. vom Anfange meines Hierseins an, also von Ostern 1823 bis jetzt

Zweckloſes Leben und Treiben,
Wer's nicht leſen will, läßt es bleiben.
Das iſt:

Vernünftige Gedanken

in
Geburtstags-Glückwünſchen
der
Zweckloſen Geſellſchaft
zu
Breslau.
Der zweckvollen Welt
zum erſten Mal
an's Licht geſtellt.

Breslau, 1828.
Verlag von J. D. Grüſon und Comp.
☞ Liber rarus.

Auf dem Umſchlage noch die Bemerkung:
☞ Aufgeſchnittene Exemplare werden mit Vergnügen zurückgenommen.

Wir hatten nicht auf den Beifall der Kritik gerechnet; wir wußten, daß viel Ärgerliches, Wunderliches, viel uns nur Verſtändliches darin war. Wir wollten uns und unſere Freunde ergötzen, und unſere Feinde nebenbei ein bischen ärgern, und das hatten wir vollſtändig erreicht. Wie das aber bei ſolchen Dingen geht — uns wurden Anſpielungen und Sticheleien auf Perſönlichkeiten ſchuldgegeben, an die wir nie gedacht hatten; Mancher, den wir nur dem Namen nach kannten, fühlte ſich beleidigt und ſchimpfte weidlich auf die Zweckloſen.

Unſere Societätsſchriften waren am Ende weniger der Gegenſtand des Ärgers. Seit man wußte, daß der eigentliche

Heerd der Bestrebungen für den Künstlerverein und den Kunstverein in unserer Gesellschaft war, galt diese nun für den Störenfried des bisherigen ruhigen, unangefochtenen Treibens der Kunstsection der vaterländischen Gesellschaft und aller philisterhaften Gemüthlichkeit.

Eine unüberlegte Äußerung des Prof. Büsching in den Schles. Provinzialblättern gab Veranlassung, daß wir in den Zeitungen gegen ihn zu Felde zogen für den beleidigten Künstlerverein.

Büsching hätte gern einen Injurienprozeß gegen mich anhängig gemacht, fand es aber schließlich doch gerathener sich zu beruhigen.

Daß ich in einem öffentlichen Breslauer Blatte einen öffentlichen ordentlichen Professor angegriffen hatte, einen Mann, der Gesellschaften mitmachte und gab, mit Geheimen und Commerzräthen seine Partie spielte und unter den Philistern für einen großen Gelehrten, tüchtigen Kunst- und Alterthumskenner galt — das wurde mir nicht verziehen und mußte gerächt werden. Da man mir nicht anders beikommen konnte als in meinem Bibliotheksverhältnisse — denn das war und blieb meine Achilles-Ferse —, so ergab sich dazu schon in den nächsten Tagen die schönste Gelegenheit.

Den 2. Januar 1828 antwortete ich dem Herrn Curator auf sein Schreiben vom 14. Dec. v. J. unter anderem: 'Wenn übrigens Ew. Hochwohlg. auf eine Undankbarkeit meiner Seits deuten, so erkläre ich Ew. Hochw. hiemit, daß ich mich gegen Ew. Hochw. nicht im Mindesten auch nur **für das Geringste** zur Dankbarkeit verpflichtet fühle, indem Ew. Hochw. vom Anfange meines Hierseins an, also von Ostern 1823 bis jetzt

1828 nur darauf bedacht gewesen sind, mir in meinen ökonomischen Verhältnissen zu schaden und mein Leben zu verbittern, wozu ich bereits die actenmäßigen Belege an ein Hohes Ministerium eingesendet habe. — Übrigens steht es auch Ew. Hochw. frei, dies Schreiben an ein Hohes Ministerium einzusenden, und es wird mir sogar sehr angenehm sein, wenn Ew. Hochw. es mit allen den Sachen gegen mich, die Ew. Hochw. schon lange in Bereitschaft liegen haben, sobald als möglich einsenden, damit ein Hohes Ministerium auch von Ew. Hochw. Seite endlich sieht, auf welche Weise ich hier behandelt werde'.

Ein Mann von noch geringerer geistiger Begabung als der Herr Geh. Rath Neumann hätte auf den ersten Blick merken müssen, daß ich unter dem vielen Hochwohlg. nur meine viele tiefe Verachtung verbarg. Er wird es denn auch wol gemerkt haben, da mein Schluß ihm keinen weiteren Zweifel übrig lassen konnte: 'Ew. Hochw. ersterbe ich in tiefster Hochachtung und Verehrung unterthänigster Diener'.

Ende Januars sendete mir das Ministerium meine Eingabe zurück und ertheilte mir einen tüchtigen Verweis:*)

'Die Fassung Ihrer Vorstellung ist eben so anmaßend wie subordinationswidrig, so daß solche nur ein mißfälliges Befremden hat erwecken können und das Ministerium Sie warnen muß, bei Vermeidung empfindlicherer Maßregeln für die Folge in Ihren amtlichen Vorstellungen die Rücksichten nicht zu vergessen, welche Sie den Ihnen vorgesetzten Behörden und Personen unter allen Umständen schuldig sind'.

*) Das Schreiben ist vom 12. Januar, ich erhielt es erst den 29., es scheint also doch nicht sofort die genehmigende Unterschrift des Ministers erhalten zu haben.

'Es müßte für Sie die unangenehmsten Folgen haben, wenn Ihre Vorstellungen wie es der Dienstgang erfordert, Ihren Vorgesetzten mitgetheilt würden. Ein solcher anmaßender und subordinationswidriger Ton ist nicht nur straffällig, sondern überhaupt der Würde gebildeter Männer nicht angemessen. Die natürliche Folge von solcher Verletzung der Sitte und des Anstandes ist Erbitterung, wodurch jedes Verhältniß aufgelöst werden muß. Das Ministerium glaubt annehmen zu dürfen, daß Ihr Benehmen bloß eine Folge der Unbekanntschaft mit dem Geschäftsgange ist, da Sie selbst die Nothwendigkeit eines guten Vernehmens des Personals einer Anstalt, wie die Bibliothek und wohl auch die Universität, in Ihren Vorstellungen anerkennen.'

Ich hätte viel darauf entgegnen können, namentlich über das 'was der Würde gebildeter Männer nicht angemessen'. Ich wurde von den Herren wie ein Hausknecht behandelt, von Wachler mündlich, von Neumann schriftlich. Doch was hätte mir ein fernerer Widerstand genützt? Ich durfte als der Untergebene den Oberen gegenüber nie Recht bekommen: das war damals der feststehende Regierungsgrundsatz.

Dennoch beruhigte ich mich noch nicht, ich schrieb an den GR. Johannes Schulze, der doch wahrscheinlich jenes Schreiben verfaßt hatte, und suchte so auf traulichem Wege zu erreichen, was mir auf amtlichem mißlungen war. Ich bemerkte in meinem langen Schreiben vom 28. Januar unter anderem:

'Ja, und was kann der Mensch nicht ertragen, wenn er nur Hoffnung hat, sich um etwas seinem Ziele zu nähern? Wo ist aber Hoffnung? Was bin ich? was habe ich jetzt? Ich bin nichts als ein Büchertitel-Schreiber Jahr ein Jahr aus, ein gemeiner Canzellist, der auch so behandelt wird und sich

am Ende noch mehr gefallen lassen soll; ich habe ferner nichts, weil mir alle Aussicht für die Zukunft fehlt, die Aussicht, auch nur ein Glück im gewöhnlichen Sinne des Worts zu erlangen.' Ferner:

'Ich kann unmöglich in dieser Lage länger bleiben, wenn ich nicht die feste Zusicherung einer besseren Stellung erhalte. Soll ich einmal untergehen, so will ich wenigstens auf eine mir genügendere, interessantere Art untergehen; kann ich fliegen, warum soll ich wie der Vogel an der Leimruthe flattern und zappeln? Um Geld ist mir's im Leben nie zu thun gewesen; Geld ist immer das letzte, was ich gewollt, aber einen Wirkungskreis als Bibliothecar, wofür ich mich einmal gebildet, wofür ich Geschick gezeigt und Erfahrung genug erworben habe; nicht dies ewige Einerlei höchst untergeordneter, durchaus geisttödtender, körperlich erschlaffender Arbeiten — und dann nur so viel Zeit und äußere Ruhe, daß ich die Arbeiten, wofür ich zwölf Jahre gesammelt und aufgespeichert habe, vollenden kann ꝛc.'

Unter diesen ärgerlichen Bibliothekhändeln war ich fortwährend wissenschaftlich beschäftigt, ja, ich machte sogar umfassende Vorarbeiten zu einer schlesischen Zeitschrift. Schon im October 1824 hatte ich ein ähnliches Unternehmen mit Dr. Pinzger ins Leben rufen wollen. Der Plan war entworfen und der Buchhändler Max schien dafür gewonnen zu sein, er ließ ohne unser Wissen und Willen eine Ankündigung drucken und erklärte hinterdrein, daß er 'nicht entschlossen war das Unternehmen zu wagen'. Die Bestimmung des 'Schlesischen Museums', wie wir unsere Zeitschrift nannten, sollte sein: 'Durch Mittheilungen aus Schlesiens Vorzeit und Gegenwart den Freunden vaterländischer Wissenschaft und Sitte einen Vereinigungspunkt dar-

gubieten und das Intereſſe an vaterländiſchen Gegenſtänden allgemein zu verbreiten und zu einem regeren Leben zu erwecken.'

Als mit Neujahr 1827 die ſchleſiſchen Provinzial-Blätter an Büſching übergegangen waren, machte uns Max den Antrag, ein ähnliches Blatt zu gründen. Ich theilte das Dr. Pinzger mit, der unterdeſſen College am Eliſabethan geworden war. Er lehnte jede Betheiligung ab, da er mit Amts- und gelehrten Arbeiten bereits zu überhäuft ſei. Allein hatte ich keine Luſt zu einem ſo zeitraubenden und zerſtreuenden Unternehmen.

Ende des Jahres 27 nahm ich jedoch den alten Plan wieder auf, einigte mich mit Graß, Barth u. C. und erließ ſchon den 17. December eine Ankündigung meiner 'Monatſchrift von und für Schleſien.'

Meine Vorarbeiten waren noch nicht ſo weit gediehen, daß ich ohne Unterbrechung meine Zeitſchrift hätte fortſetzen können, die erſten 3 oder 4 Hefte ſollten wenigſtens geſichert ſein. Auf meine Mitarbeiter konnte ich mich wenig verlaſſen. Im Januar 27 hatte ich bereits ein Schema zu einem 'gelehrten Schleſien' drucken laſſen. Von den vielen hundert verſendeten Blättern kamen nur wenige, und auch dieſe oft ungenügend ausgefüllt zurück.

Da nun auch dieſe Mittheilungen, die ich für die Monatſchrift verwenden wollte, ſo ſpärlich ausfielen, ſo fand ich es gerathener, die Monatſchrift auf das Jahr 1829 zu vertagen.

Unſere 'Societätsſchriften' luſtwandelten unterdeſſen in der Welt umher. Hin und wieder fanden ſie Beachtung. Wackernagel berichtete im Januar ſchon Folgendes darüber: 'Was die Leute dazu meinen? Lachmann war der Erſte, dem ichs zeigte. Er lachte über Einiges, meinte aber doch: Hoffmann thut Unrecht ſich auf ſo viel dgl. Sachen einzulaſſen. Meuſe-

bach habe ich seitdem noch nicht gesprochen. Mein Bruder und Freunde jubeln; ich kann ihnen mancherley erklären. Leuten aber, die alle die Beziehungen nicht kennen, gefällt nicht Alles.'

Die Berliner Staffette von Julius Curtius 1828. Nr. 150. ließ sich also darüber vernehmen:

Die zwecklose Gesellschaft zu Breslau hat sich deswegen so genannt, weil sie keine von jenen Societäten für Sprache und für Kunst und für Litteratur und für wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Kritik u. s. w. seyn will, die so zwecktoll und -voll sind, daß sie, ohne je das Geschütz anders zu richten, immer fort in einer und derselben Richtung Jahrzehende und ihr Leben lang schießen, aber nicht merken, daß die Kugel nichts mehr trifft, weil das Zweck, das Centrum der Zielscheibe schon längst durch und ausgeschossen ist, jene Kugeln also nur in den hinten aufgeworfenen Sand fahren können, um darin zu verenden und matt zu verrauchen. Die zwecklose Gesellschaft dagegen mag ihr Societätsauge, ihr Seh- und ihr Schießrohr richten, wohin sie will, überall findet sie ihr und ihren Zweck. Sie lacht mit den Fröhlichen und ist ernst mit den Ernsten; sie kann in wohlgesetzter Prosa sitzen und gehn und läuft dann wieder auf so viel Versfüßen, als du nur verlangst; für zahmes Gethier hat sie ihre zahmen, für Wild wilde Xenien; jetzt rührt sie die Saiten und hebt eine schöne Weise; liebst du philosophische Wahrsagungen: sie auch; verlangst du artige Bilder: sie giebt sie. Kurz, hier hast du einen Pallast mit unzählichen Pforten: klopfe nur an: jede öffnet sich, jede führt zu neuen Schätzen, neuem Glanz, neuen Tönen.

Der 20. Mai rückte heran und nahm meine Thätigkeit sehr in Anspruch. Es war der Geburtstag Albrecht Dürer's und zugleich der Stiftungstag unseres Künstlervereins. Er

wurde diesmal vom Künstler- und Kunstvereine zugleich gefeiert. Der Gefreierſche Saal war ſchön geſchmückt: den beiden Tafeln gegenüber war Dürer's Bild aufgeſtellt, lebensgroß, mit Siegert's Hülfe von Herrmann gezeichnet, an der einen Wand hing Dürer's Bildniß, ein Basrelief von Mächtig nach Dürer's von ihm ſelbſt gemaltem, in Wien befindlichem Bilde. Es hatten ſich einige hundert Mitglieder beider Vereine nebſt einigen Ehrengäſten eingefunden. Ich eröffnete das Feſt mit einer Rede. Nach den Worten: 'Dann hat der heutige Tag ſeine Bedeutung, dann dürfen wir ſingen —' fielen das Orcheſter und die Sänger ein mit einer vom Capellmeiſter Schnabel componierten, von mir gedichteten Cantate, nach deren wahrhaft begeiſterndem Schluß lauter Beifall ertönte. Es war ein ſchönes, glänzendes Feſt, das dem Vereine die Achtung und Liebe vieler befeſtigte, noch mehrerer erwarb. Mit Recht konnte der Berichterſtatter der Breslauer Zeitung ſeinen Bericht ſchließen: 'Keine Freude an einer wahrhaft guten und förderungswerthen und in ihrem Beginn ſchon ſo höchſt erfreulich geförderten Sache, einiger, wohlmeinender und lebendiger Sinn und zweckmäßige Anordnung machten das Feſt zu einem ganz ausgezeichnet frohen und belebten, anregenden und hoffnungsreichen. Möge es oft und nach immer günſtigeren Erfolgen wiederkehren! Und das wird nicht fehlen, wenn in Erfüllung geht, was der Toaſtſprecher dem Verein ausſprach:

Es halte fein
Auf Kunſt und Eintracht der Künſtlerverein.
Wer Künſtler hier heißet, der ſtreb' es zu ſein,
Dann hemmt keine Mißgunſt das heitre Gedeihn.
So ſterbe der Schein,
Es lebe das Sein,
Und blühend und wachſend der Künſtlerverein!'

Die Cantate lautet:*)

Der Frühling kommt, der Frühling kommt
In alle deutsche Lande,
Er sprengt des Winters eisige Fesseln
Und schreitet frei und wohlgemuth einher
In eigener Würde, eigener Kraft.
Wo nur sein Odem weht,
Da streckt der Baum hoffend seine Händ' empor,
Da schaut die Blume zuversichtlich gen Himmel auf,
Schmetterlinge gaukeln wie Liebesträume,
Vögel singen wie Sehnsuchtsseufzer,
Johanniswürmchen weben wie leuchtende Gedanken.
Die alte Welt, sie ist nicht mehr!
Und eine neue hat uns Gott geschenkt.

Ein solcher Frühling warst auch Du,
Du großer Meister!
Auf jedes Feld der Kunst gingst
Sicheren Schrittes Du, selbstständig,
Frei von fremdem Regelzwange,
Und säetest Deines Geistes geheimste Gedanken,
Deines Herzens tiefsten, wonnigsten Träume,
Wie der Sämann freudig seinen Samen,
Freudig wie der Sämann, voll Zuversicht
Auf Gott, der auch mit Dir war!
Und Blumen, die schönsten, sproßten auf und blühten. —
Da stehn sie nun und blühn Jahrhunderte
Unverwelklich in ewiger Pracht,
Den Fremden zur Bewunderung,
Zu Ruhm und Ehre dem Vaterlande,
Dem Vaterlande zur Freude.

O sei auch uns ein Frühling!
Leit' uns aus des Winters Dürftigkeit
In Deine reiche, herrliche Welt!
Laß uns nicht suchen fern in der Fremde,

*) Sie wurde nachträglich in der Breslauer Zeitung 1828. Nr. 124. nebst meiner Rede mitgetheilt.

Sklaven unerquicklicher Nachahmung,
Götzendiener des Alterthums,
Was Du auf heimischem Boden gefunden
Frei und edel, mit deutscher Beharrlichkeit!
Laß Deine Blüthen unsere Hoffnungen sein,
Auf diesem Boden, hier, hier, wo Du gewandelt!
Stärke den Glauben an eigenes Schaffen in uns!
In uns belebe den Trieb nach Vollendung!
Heilige Du unser ganzes Streben,
Unser ganzes Wollen und Thun!
Deiner würdiger singen wir dann,
Freuen uns, jubeln, singen fröhlicher:
Der Frühling kommt, der Frühling kommt
In alle deutsche Lande!
Zu uns auch kommt der Frühling!
Heute feiern wir, heute
Albrecht Dürers Geburtstag!

Die Composition war meisterhaft. Die Partitur und die ausgeschriebenen Stimmen verehrte der alte liebenswürdige Meister*) dem Vereine. Dieser wollte sich erkenntlich erweisen und beschloß, Schnabel's Büste durch Mächtig anfertigen zu lassen und aufzustellen. Ich war beauftragt, diesen Beschluß des Vereines nebst unserm innigen Danke Schnabel mitzutheilen. Er hörte sich Alles ruhig an, als ich aber das Wort: in Erz gegossen, aussprach, da lächelte er: 'Ach nein! das verdiene ich nicht!' und lehnte Alles ab. Ich wiederholte jedoch in späterer Zeit noch mehrmals meine Bitte, bis er mir denn endlich versprach, er würde eines Nachmittags sich bei Mächtig einfinden. Dieser hatte Alles vorbereitet, auch Kaffee und Streuselkuchen besorgt. Schnabel erschien, ahndete aber gar nicht, daß er

*) Joseph Ignaz Schnabel, zu Naumburg in Schlesien 24. Mai 1767 geboren, war seit 1805 Dom-Capellmeister und starb 16. Juni 1831.

ſitzen ſollte; er entſchuldigte ſich, er habe ſchon Kaffee getrunken und müſſe jetzt zu einer Muſikprobe. Wir ſahen uns erſtaunt an und überzeugten uns, daß wir den beſcheidenen Mann nie dazu bringen würden, zu ſeiner Büſte zu ſitzen. Mir that das für beide Künſtler leid und auch für den Verein.

Von unſerem Feſte wurde noch lange geſprochen. Eines Vorfalls muß ich noch gedenken, der bald die Runde machte und wenigſtens heimlich, ſich eines großen Beifalls zu erfreuen hatte. Se. Excellenz der Herr von Merckel war als Oberpräſident der Provinz eingeladen, nicht als Beförderer der Künſte, denn in letzterer Eigenſchaft hatten wir bisher nichts von ihm verſpürt. Wir wußten nur, daß er in ſeiner Jugend Verſe gemacht — aber welcher junge Schleſier von Bildung hätte das nicht? Er war eine durchaus proſaiſche Natur, für die eine gute Verwaltung als Endziel alles irdiſchen Lebens und Strebens galt.

Zwei ältere Herren vom Vorſtande hatten ihn im Namen des Vereins eingeladen und ausdrücklich bemerkt, daß um 1 Uhr das Feſt ſeinen Anfang nähme. Es war längſt 1 Uhr. Se. Excellenz kam nicht. Wir warteten ehrfurchtsvoll. Nach einer halben Stunde etwa wurden die Sänger und Muſiker ungeduldig. Letztere, die für uns umſonſt ſpielten, mußten um 2 Uhr als Brotkünſtler ſchon wieder bei einem Leichenbegängniß ſpielen: 'Jeſus meine Zuverſicht'. Ich war in größter Verlegenheit. Es blieb mir nichts übrig, ich mußte beginnen. Mitten in der Cantate kommt Excellenz vorgefahren. Es iſt niemand da, ihn zu empfangen: die beiden Herren vom Künſtlerverein, die ihn erwarten ſollten, ſind hinauf gegangen, um auch etwas von der Muſik zu hören. Excellenz läßt umwenden und fährt nach Hauſe. Bei vielen hochgeſtellten Leuten galt es

damals noch für vornehm, immer zu spät zu kommen. Ich erinnere mich, daß wir einmal beim Stiftungsfeste der vaterländischen Gesellschaft über eine Stunde auf Se. Excellenz warten mußten, ehe wir für unsern Thaler zum Essen kamen.

Den 10. Juni sendete ich dem Minister von Altenstein meine Gedichte, die beim Stiftungsfeste des Künstlervereins vertheilt und gesungen wurden. Er schrieb darüber dem Oberpräsidirector Schwürz: 'Herzlichst danke ich Ihnen mein Werthester für die freundlichen Zeilen vom 10ten d. M. mit welchen Sie die Übersendung des Schreibens von Herrn Dr. Hoffmann begleitet und mir einige seiner Arbeiten mitgetheilt haben. Ich freue mich der frischen Lebenskraft in dessen Gedichten, und seines Wirkens für Kunst. Ich hoffe ihn für Breslau zu erhalten. Er wird sich immer mehr in sein Verhältniß finden und ich werde endlich doch auch seine allerdings nicht glänzende Lage etwas verbessern können. Nur ist zu wünschen, daß er sich in einer bedeutenden Arbeit so auszeichnet, daß seine Verdienste auch ganz allgemein anerkannt werden.'

Also sich auszeichnen! Das war auch das ewige Lied des GR. Schulze: 'Er muß sich auszeichnen, muß sich auszeichnen!' Wie ist das möglich, wenn einem täglich die schönste Zeit und die beste Kraft vorweggenommen und obendrein noch die Lust zum Arbeiten vergällt wird? Haben doch auch Andere darüber schon genug geklagt, Andere selbst in einer besseren, freieren Bibliotheksstellung. Johannes v. Müller schreibt an J. Tohm (Mainz 29. Aug. 1786):*) '— auch der Zeitmangel, die Besorgung der Bibliothek kostet mir täglich die besten fünf

*) Werke 16, 260, 261.

Stunden, die Blüthe der Kraft. — Es giebt aber todte Geschäfte, welche den Geist endlich auch tödten.'

Von so etwas hatte das Hohe Ministerium keine Ahndung, es überließ mich sogar noch der Willkür zweier Leute, die weiter keinen Zweck hatten, als täglich zu zeigen, daß sie meine Vorgesetzten wären und mit mir machen könnten was sie wollten.

Schon im vorigen Herbste hatte der Druck der Fundgruben begonnen. Er schritt langsam voran, der Satz war schwierig, die Correctur machte mir viel zu schaffen, die Vollendung der einzelnen Abschnitte erforderte die größte Sorgfalt und viel Zeit.

Mit dem Sich auszeichnen ging es also so schnell nicht.

Tröstlich war es allerdings für mich, daß ich mich des Wohlwollens des Ministers versichert halten durfte. Auch mein Bruder meldete mir: 'Der Minister hat sich vortheilhaft über Dich geäußert. Er wird Dich gewiß nicht sinken lassen; wenn Du nur etwas schreiben wolltest, hat er geäußert, damit er desto eher Gelegenheit hätte, sich Deiner anzunehmen. Beharre deshalb ruhig auf Deinem Posten und suche durch nichts Deine Vorgesetzten zu reizen, dann wird am Ende doch Alles gut werden.'

Um diese Zeit begannen meine Bibliothekhändel von neuem. Zuerst war es meine Wohnungsangelegenheit. Ich sollte die Wohnung durchaus nicht aftervermiethen, sondern selbst hineinziehen. Ich hatte nie auf ebener Erde gewohnt und nie ohne Aussicht, ich konnte den Straßenlärm und das ewige Wagengefahre nicht vertragen, und sollte nun meine helle stille Wohnung mit einer geräuschvollen und aussichtslosen vertauschen. Ich erklärte also dem Oberbibliothecar, daß ich nicht hineinziehen

rurde, von meinen 420 Thalern könnte ich keinen eigenen Dienstboten erhalten, und rechnete ihm vor, daß so einer an Lohn, Wochengeld, Jahrmarkts- und Weihnachtsgeschenken und Lehnbette 132 ℛ 25 Sgr. kostete und für mich dann nur noch 287 ℛ 5 Sgr. übrigblieben.

Auch die Amtsstundenfrage war noch immer nicht erledigt. Buchler hatte sich deshalb auf eine des großen Litterarhistorikers nicht würdige Weise an den Minister gewendet und für Mittwoch und Samstag je 6 Stunden, für die übrigen Tage je 4 beantragt: 'Es sind dies wöchentlich 28 öffentliche Arbeitsstunden, welche gar keine Kopfanstrengung erfordern und die Rückkehr zu ernsten Arbeiten im häuslichen Leben eigentlich würzen. Wie ich glaube, hat sich daher Dr. H. über amtliche Beengung seiner Zeit nicht zu beschweren und er muß auch wirklich keinen Zeitmangel fühlen, da er sich freiwillig, ihm an sich fremdartigen Geschäften unterzieht, die ihm durchaus nichts einbringen, eher noch Kosten verursachen, wie bey dem Antheile an dem Künstlervereine unleugbar der Fall ist; auch muß es ihm an Muße zu kleinen dichterischen Spielereyen, die eben so wenig eintragen und oft Auslagen verursachen, nicht fehlen. Da er auf der Bibliothek zwar genau und sorgfältig, aber äußerst langsam arbeitet, so kann, wenn die Arbeit einigen sichtbaren Fortgang haben soll, von den ihr gewidmeten Stunden nichts abgedrungen werden. Zu eigentlich litterärischen Beschäftigungen, von welchen hohe Gediegenheit und Nutzbarkeit vorausgesetzt, einige Vermehrung seiner allerdings jetzt schwachen Geldeinnahmen erwartet werden kann, bleiben ihm 4 Tage wenigstens 9 Stunden und 2 Tage 7 Stunden täglich unbeeinträchtigt, in welchen viel beschafft werden kann.'

'Ich rechne auf Dr. H. Fügsamkeit und Gutmüthigkeit,

wenn ihm der Wahn einer ihm unziemlichen Autonomie in amtlichen Verhältniſſen durch eine bündige Höchſte Zurechtweiſung benommen und er zur Erneuerung der vordem bewieſenen Liebe für ſeine dermalige Amtsthätigkeit ermuntert wird; um ſo mehr, da was er jetzt thut, ihm ſelbſt in folgenden Jahren eine erwünſchte Verminderung der täglichen Amtsarbeiten vorbereitet.'

Hohes Miniſterium entſchied natürlich bei allem Wohlwollen für mich doch wider mich. Den 1. Auguſt ward die von Wachler beantragte Stundenzahl mir kundgethan und ich ſchrieb nur darunter: 'Geleſen.' Das Einzige was ich vorläufig erreicht hatte war die Aftervermiethung meiner Amtswohnung.

Meinem Bruder ſchrieb ich die ganze Geſchichte:

'Ich bearbeitete eben damals die Kriegswiſſenſchaft (Militaria); Unterholzner, der ſich ſonſt gar nicht bei mir blicken ließ, war (und gewiß abſichtlich) eben bei mir. Ich zeigte ihm den Wiſch wie ich das Schreiben hieß und ſchimpfte mit einer ſolchen Wuth, daß er ganz verlegen ward. 'Ach, ſagte er, das iſt ja nur vom Neumann; aber ich kann es nicht billigen, daß Sie nur Ruhe in der Welt haben wollen.' Ich aber erwiederte: Hätte ich vor ſieben Jahren ſo etwas ahnden können, ſo würde ich geſagt haben: Hole doch alle Bibliotheken der Teufel dreitauſendmal! Er aber verſchwand und begab ſich zum Wachler. Am andern Morgen übergab ihm unſer Canzliſt das Schreiben, er ſah's kaum an und ſagte: ad acta. Ich aber gehe und komme nach wie vor und laſſe mir auch vom Miniſterium keine willkürliche Zulage an Stunden gefallen, und, da man mir 40 ℔ abgeknapſt, erſt eben gar nicht, oder — das Reglement, worauf ich bei meiner Anſtellung angewieſen bin, muß umgeändert werden.'

Es ist eine kurzsichtige, lächerliche Ansicht, wenn man glaubt, durch eine Masse Amtsstunden am besten für die Verwaltung einer Bibliothek gesorgt zu haben. Einen gewöhnlichen Schreiber kann man 6—7 Stunden des Tags mit Abschreiben beschäftigen, sein Körper wird allerdings vom Sitzen ermüden, aber sonst wird er selbst bei dieser mechanischen Arbeit nicht weiter zu leiden haben und jeden Tag wieder dasselbe Geschäft wohlgemuth beginnen können. Der wirkliche Bibliotheksbeamte ist zwar meist nur ein Schreiber, aber ein wissenschaftlich gebildeter, ein Gelehrter, der im Besitze von sprachlichen, litterarhistorischen, bibliographischen, encyclopädischen Kenntnissen sein muß, der jeden Augenblick Anlaß haben kann, etwas der Art gebrauchen zu müssen, der immer sein Nachdenken und sein Gedächtniß anstrengen muß für die Anstalt und für jeden Besucher, der durch mechanische Arbeiten und tausenderlei andere in Anspruch genommen wird, Arbeiten, die niemand bestimmen, niemand vorhersehen kann. Wenn man einem solchen tägliche 7 Arbeitsstunden auferlegt, so wird er bei aller Fähigkeit und Lust dermaßen abgestumpft, daß er in den sechs Stunden für die Bibliothek nicht zu leisten befähigt ist, was jemand bei frischen Kräften in einer Stunde leisten wird. Das Bibliothekswesen läßt sich nun einmal nicht wie ein gewöhnliches Staatsamt behandeln, es beruht dabei Alles auf der Fähigkeit und dem guten Willen des Einzelnen; es läßt sich nicht commandieren, daß einer in jedem Fache Bescheid wisse, jedes Buch richtig einordne, jedes finden könne, jedermann gefällig sei, jedes litterarische Unternehmen unterstützen möge, den wissenschaftlichen Werth der Werke, ihre Preise und dgl. kenne.

Wachler hatte gar falsche Ansichten von dem was ich that und thun mußte, wenn er sagt, daß meine Amtsstunden mit

keiner Kopfanstrengung verbunden wären. Freilich, wenn man so schlechte Kataloge machen wollte, wie er selber einen über die Künste geliefert hat, von dem sein eigener Sohn sagte: 'Damit kann sich mein Vater auspfeifen lassen' — so darf man den Kopf nicht sehr anstrengen; auch dann nicht, wenn man bloß Titel abschreibt, oder aus einem Saale in den andern läuft, Bücher hin und her trägt, Bücher einstellt, Bücher in den Fächern aufsucht, in den Katalogen nachschlägt, Signaturen einschreibt und einklebt ꝛc. Wer aber ordnet, jeden Schriftsteller nach dem Jahre wann er zuerst aufgetreten einreihen, die Namen, den wahren Namen, die erste Ausgabe u. s. w. ermitteln und nach dem Inhalte jedes Buch gehörig unterbringen soll — ich dächte, daß man dazu schon den Kopf brauchen muß.

Noch ehe der amtliche Bescheid mir über meine Amtsstunden geworden war, besuchte mich mein Bruder. Es war sehr ergötzlich, wie er eines Tages mit dem großen Schnellpostwagen bei meiner bescheidenen Wohnung angefahren kam.

Wir verlebten einige frohe Tage zusammen. Dann begleitete ich mit Dr. Runge ihn in das schlesische Gebirge. Ohne allen Plan reisten wir frisch darauf los und ich muß sagen, daß mir nicht leicht eine Reise so viel Genuß bereitet hat. Von Schmiedeberg aus bestiegen wir die Koppe. Ein Unwetter hüllte die Aussicht und uns in dicke nasse Nebel. So gingen wir weiter und gelangten bis zur Wiesenbaude. Hier übernachteten wir. Den anderen Morgen zogen wir weiter, den Kamm entlang bis Schreibershau. Den dritten Tag kehrten wir nach Schmiedeberg zurück. Hier trennten wir uns: mein Bruder ging nach Prag und wir suchten so schnell als möglich Breslau zu erreichen.

Mein Humor war noch nicht ertödtet: ich konnte sehr froh, mitunter ausgelassen lustig sein und lachte über die ernsten, würdevollen, nur Respect und Subordination verlangenden hochwohlahrten Amtsphilister.

Der Wachler'schen Denunciation zum Trotz ließ ich schon wieder eine 'poetische Spielerei' drucken und zwar zum Besten des Dürerdenkmals:

Nuckiade oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod. Nebst einem Anhange. Alles aus dem Archive der Zwecklosen Gesellschaft zu Breslau. Der Ertrag ist für das Dürerdenkmal zu Nürnberg. Breslau, 1828. Gedruckt und verlegt bei Graß, Barth und Comp. (Preis 10 Sgr.) 30 SS. 8°.

Wir nahmen 30 ₰ dafür ein und schickten sie mit noch 30 ₰ von Seiten des Künstlervereins nach Nürnberg.

Um dieselbe Zeit erschienen:

Jägerlieder mit Melodien. Herausgegeben von H. Hoffmann von Fallersleben. Breslau bei G. P. Aderholz 1828. 8°. nebst Melodieen .... gesammelt und zum Theil mit Hornbegleitung von A. Fuhrmann.

Unter diesen Liedern sind viele, die damals erst entstanden waren und zwar durch die Ausflüge der Kleinen Liedertafel.

Ich nahm jedesmal Theil daran. An einem schönen Sonnenmorgen gingen wir mit unseren Liederbüchern unter die schattigen Bäume von Morgenau oder Alt-Scheitnig. Nach Art der Breslauer, wenn sie in die 'Gärte' gehen, kauften wir uns in der Stadt ein Loth gemalenen Kaffees und etwas Zucker, auch wol Semmel und Kuchen, gaben dann dem Wirthe den Kaffee, erhielten eine Marke mit einer Nummer und dann dagegen den Kaffee gekocht zurück mit einer Kanne Milch und zahlten dafür eine Kleinigkeit. Nachdem wir im Freien gefrühstückt hatten, begann der Gesang. Obschon wir durchaus

nur für uns ſingen wollten, ſo fanden ſich doch bald Spaz-
gänger ein und bildeten ein aufmerkſames, dankbares Publicum.
Die Stille des Morgens, der Geſang der Vögel, das dun-
Grün, die friſche erquickende Luft, die eigene und fremde Freu-
an unſerem Geſange, alles das wirkte ſo belebend auf m-
Gemüth, daß ich in Erinnerung alles deſſen leicht den alt-
Liedern neue hinzufügen konnte, die dann wieder componir-
und geſungen mir und den anderen neue Freude bereiteten.

Der Vorrath eigener Compoſitionen unſerer Mitglied-
hatte ſich bereits ſehr vermehrt. Durch meine Vermittelu-
war im vorigen Jahre bereits bei G. P. Aderholz ein H-
mit 6 vierſtimmigen Geſängen erſchienen unter dem Titel:

Die kleine Liedertafel zu Breslau. 1. Lieferung.

Es war doch unter uns ein friſches, ſelbſtändiges Streb-
während die große Liedertafel unter Leitung des Muſikdirecto-
Moſewius ſich mit fremden Compoſitionen begnügte, w-
eigentlich nur ein Abklatſch der Zelter'ſchen Liedertafel w-
deren beſte Sachen ſie ſich angeeignet hatte und am meiſt-
und liebſten ſang. Da ich nicht wußte, was ich darin ſoll-
ſo ſchied ich wieder aus und verlor nichts dabei.

In unſerer Zweckloſen Geſellſchaft waren wir den Somm-
über recht luſtig und thätig geweſen. Wir hatten ein Diplo-
verfaßt. Ein großer Bogen enthält oberhalb eine Zeichnu-
von Bräuer, zehn kleine Bilder aus dem deutſchen Volksleb-
in der Mitte derſelben den Platz für den Namen des M-
glieds. Alles dies iſt lithographiert und rings herum m-
allerlei gedruckten Sprüchen u. dgl. als Rahmen eingef-
Dieſer Rahmen, künſtlich gedruckt, wurde von mir und Ra-
geliefert. Am 1. October hatte der Polizeipräſident das Im-
primatur ertheilt. Der Text lautet:

Erſt Examen! und dann Amen! d. h. erſt prüfe und dann ſag ja. — Lerne nachdenken, dann kannſt du weiter denken! — Sei kein Schlagbaum für das fortſtrebende Genie, ſondern ſei ein Webebaum genialer Hirngeſpinſte! — Steure dem gemeinen Sinn, und belebe den Gemeinſinn! — Sei keine Landſtraße für Landſtreicher, ſondern eine Milchſtraße für Gedankenſonnen! — Laß deine Gedanken nicht gleichen dem Blitzſtrahle, der blendet und zerſtört, ſondern dem Sonnenſtrahle, der leuchtet und wohlthätig wirkt! — Gleiche nicht der gewöhnlichen Haut, die dich von der Welt abſchließt, ſondern gleiche der Netzhaut, die eine ganze Welt in dich hineinſpiegelt! — Sei keine Vogelfeder, die ſaft- und kraftlos von unten wächſt, ſondern ſei eine Uhrfeder, die mit dem großen Chronometer der Welt ſympathiſiert! — Beſchreibe deine Bahn nicht wie ein Luftball, in unbeſtimmter Richtung vom Winde getrieben, ſondern vollende ſie ſicheren Schrittes um einen erhabenen, glänzenden Mittelpunkt, wie der Erdball! — Sei kein Nachtſchatten, der narkotiſche Vergiftungen bedingt, ſondern ſei ein Schlagſchatten, der das Nichte noch mehr hervorhebt! — Sei keine Nadelſpitze kleinlichen Krittelgeiſtes, ſondern eine Bergſpitze himmelanſtrebender Ideen! — Dein Verſtand ſei eine Meßruthe für das Sinnlichwahrnehmbare am Menſchen; dein Gemüth aber eine Wünſchelruthe für das tiefvergrabene Edlere in demſelben! — Gleiche nicht dem Alpe, der den Menſchen niederdrückt, ſondern der Alpe, die ihn dem Himmel näher rückt! — Sei kein Felleiſen für allen möglichen gelehrten Plunder, ſondern ein Magneteiſen, das nur das Höherbegeiſtete (Magnetiſierte) ſich aneignet! — Sei kein Stammbaum für eingebildete Verdienſte, ſondern ein Erkenntnißbaum für wahre Vorzüge! — Miß nicht die Verdienſte nach dem Verdienſt! — Wolle nicht Alles, ſondern nur

Eines! und das Eine sei nichts Gemeines, sondern was Edles, Schönes und Reines! — Sei ein Nachahmer, aber geschickt und eigenthümlich, wie der Frühling, der den Schneeball dem Winter aus der Hand nimmt und ihn als Blüthendolde an grünbelaubte Zweige hängt! — Sei stets ein guter Prosaiker, und doch nie prosaisch! — Hasse das Schale und wird's dir auch in einer Kristallschale geboten! — Welchen Zweig der Kunst und des Wissens du ergreifst, suche nur fein bald auf einen grünen Zweig zu kommen! — Lerneſt du nicht Häuser erbauen zum Nutzen der Menschen, so erbaue menschliche Herzen zur Ehre Gottes! — Suche nicht im Kunstleben die Lebenskunst und in der Tonwelt den Weltton! — Jedes Erlebniß sei kein Begebniß von einem fremden Streben, sondern ein Ergebniß von Erhebniß in deinem eigenen Leben! — Sei recht und schlecht, aber handle nur recht! — Laß ab von Sünden ist der beste Ablaß für Sünden! — Wende dich dem Bösen ab und dem Guten zu, aber zu keinem wende dich ab und zu! — Sei nicht ein Stammbaum voll von Zweigen mit edlen Ahnen, sondern ein Baumstamm voll von Zweigen mit edlen Früchten! — Du brauchst in keinem Stande zu sein, um Gutes zu thun; aber im Stande mußt du immer sein! — Dein Herz sei kein Glückshafen, an dem nur der Geldreiche Antheil hat, sondern ein Freihafen, wo Arm und Reich einlaufen kann! — Sei ein Hausvater dem kindlichen und ein Vaterhaus dem verirrten Gemüth! — Versink nicht in Kummer, sondern versenke ihn! — Sei kein physischer Hebel, der nur körperliche Lasten bewegt und fortschafft, sondern sei ein allemannischer Hebel, der das Gemüth von seinen Lasten und Beschwerden befreit! — Gleiche nicht dem Trauermantel, der nur an Vergänglichkeit erinnert, sondern dem Trauermantel, der uns als flatternde Frühlings-

blume zur Herbſtzeit den Frühling erneut! — Sei kein Glücksjäger, der nicht ſucht was er findet, und nicht findet was er ſucht, ſondern ein glücklicher Jäger, der da findet was er ſucht, und trifft was er gefunden hat! — Sei kein Waſſerſtoff, der leicht entzündlich ſelbſt brennt, und ſo flüchtig iſt, daß er als Luftball aufſteigt, ſondern ſei wie der Sauerſtoff, der anderes entzündet und in Feuer und Flammen ſetzt! — Gleiche nicht dem Kalkſtein, der erſt der Hitze ausgeſetzt werden muß, um Hitze zu entwickeln, ſondern gleiche dem Flintenſtein, der durch inneres Feuer Stahl zum Erglühen bringt! — Gleiche nicht den heuchleriſchen Fenſterſcheiben, die im Winter an der äußeren kalten Seite glatt und ſpiegelblank erſcheinen, an der innern warmen aber rauh und mit Eis bedeckt; ſondern gleiche den Honigſcheiben, die Fleiß und Ausdauer aus der Blüthenwelt zuſammengetragen! — Gleiche nicht den Schuhſohlen, die man mit Füßen tritt, ſondern gleiche den Salzſohlen, die Kochſalz, aber auch Bitterſalz enthalten! — Das Blau deines Auges gleiche nicht dem gefährlichen Bergblau, ſondern dem unſchuldigen Himmelblau! — Sei kein Lebemann, ſondern ein Strebemann! — Gleiche nicht den Tannen, die, wenn ſie den Wipfelſchoß verloren haben, verkrüppeln, ſondern gleiche der Eiche, die einen neuen treibt, und ungehindert vorwärts wächſt! — In gleichgültigen Dingen ſei ein Mitlauter, aber in wichtigen Angelegenheiten ein Selbſtlauter, d. h. lauter Selbſt! — Handle nach eigenem Sinne, aber ſei nie eigenſinnig! — Sei keine Nachthaube, ſondern eine Pickelhaube, die die Schläge des Schickſals ſtandhaft auffängt und abhält! — Willſt du einmal faul ſein, ſo ſei lieber ein Faulbaum als ein fauler Baum! — Trage nicht nach, wie ein falſcher Menſch, der das verziehene Böſe nicht vergeſſen kann, und immer zur Rache geneigt und

bereit ist, sondern trag nach wie ein guter Schriftsteller der sein Werk und sich selbst durch die Erfahrungen und Berichtigungen anderer vervollkommnet! — Trage nicht auf beiden Achseln, ausgenommen dein Unglück, damit es dich weniger drücke! — Hilf jedem auf die Beine, aber mach ihm keine Beine! gieb niemandem was auf den Fuß, sondern unter den Fuß! stelle niemandem ein Bein, sondern greif ihn unter die Arme! drücke jedem die Hand, aber krümme niemandem einen Finger! halte jedem den Daumen, nur nicht auf's Auge! — Besser: glückauf! als: auf Glück! — Kannst du nicht ländlich sein, so sei ländisch, aber dann nur vaterländisch! — Sei ein spanisch Rohr für die Gemeinheit, die sich aufdringt, aber ein Fernrohr für Größen, die sich in bescheidener Ferne halten! — Sei kein Knotenstock, andre zu züchtigen, sondern ein Weinstock, andre zu erfreuen! — Willst du was sein, sei niemals halb, auch nicht einmal meinethalb! — Gebiete der Leiden- und gehorche der Wissenschaft! — Gleiche nicht den Seifenblasen, die mit farbigem Prunk umherfliegen, und verdorbene Luft enthalten, sondern gleiche den Schweinsblasen, die den Wein dadurch veredeln und verstärken, daß sie das Wäßrige abscheiden und verflüchtigen! — Sei ein Besenreis dem Ungeschliffenen, und ein Milchreis dem Hungrigen! — In manchem Falle ist man schlimm daran, aber in jeder Falle doch am schlimmsten. — Maulsperre ist schlimmer als Thorsperre, aber die schlimmste Sperre ist der Sparren, er ist Gedankensperre. — Führe den Pinsel, aber sei keiner! — Führe den Grabstichel, aber stichle nicht! — Renne über den Schlendrian, aber renn' ihn nicht über; denn der Schlendrian ist ein Grobian! — Auf deiner Lebensstraße führe kein Straßenleben! — Sei kein Flügel, der nom Thiere bewegt, klanglos die Luft zerschlägt, sondern ein

Flügel, der vom Menſchen betaſtet, ihn ſeiner Sorgen entlaſtet! — Gleiche nicht den Haſenfüßen, die der Furchtſamkeit dienen; ſondern gleiche den Teleskopenfüßen, die das Auge in die unermeßlichen Räume der Welten tragen! — Des Guten gedenken, iſt das beſte Denken, und das beſte Schenken bleibt immer noch das Einſchenken. — Beiß dich durch, aber verbeiß dich nicht! — Zeige dich niemals als Wiederſchall deiner Leidenſchaften, ſondern immer als General-Feldmarſchall derſelben! — Sei ein Schalk, aber nicht ein Erzſchalk, ſondern ein Gottſchalk! — Dichte was du willſt! nur laß deine Liebeslieder immer liebe Lieder ſein, und deine Lehrgedichte niemals leere Gedichte! Jedes Klagelied von dir ſei kein klägliches Lied und bringe dir Klageleid; und durch dein Ehrengedicht werd' ein andrer geehrt und deine eigene Ehre gemehrt! Mach kein Klinggedicht, was nichts iſt als Klingklang, und dein Sinngedicht ſei allzeit ein ſinniger Sang! Zum Dichten nimm dir Zeit und jede Zeit mach zur Dichtzeit, nur zur Gelegenheit ſprich: ich habe nicht Zeit; ſonſt wird leicht dein Lied alle Tage ein Alltagslied und der ſchönſten Gabe Nießbrauch machſt du zum Mißbrauch. Soll gelten deine Kunſt, ſing' auch nicht um Geld und Gunſt! Eigner Werth wird ſtets geehrt, aus eignem Triebe kommt fremde Liebe. Dichte für jeden Stand, dichte für Stadt und Land, für Kind und Greis, Mann und Weib, für Edelmann, Bürger und Bauer, aber niemals Gaſſenhauer! Denn das Schönſte kann werden allgemein, aber gemein darf es niemals ſein. Sieh! aber wie? ſieh dich vor, ſieh dich um! überſieh, was häßlich iſt und dumm! erſieh, was gerad' iſt und krumm! ſieh nach, ob's Tag iſt und Licht! ſieh ein, was dir fehlt und gebricht! und verſieh dich nicht! ſondern verſieh deine Pflicht! ſieh nieder voll Entſagung auf die Welt!

ſieh empor voll Hoffnung zum Himmelszelt! ſieh zu, wo du findeſt Ruh!

Das Jahr 1828, das bisher ſo reich an Ereigniſſen für mich geweſen war, brachte mir ſchließlich noch ein ſehr erfreuliches.

Im October kam Wilhelm Wackernagel nach Breslau: 22 Jahr alt, jugendlich friſch und kräftig, voll Ehrgeiz und Unternehmungsgeiſt, ſprachgewandt, poetiſch productiv, kenntnißreich, gründlich und fleißig in ſeinen Studien.

Ich hatte ihn bereits im Sommer des vorigen Jahres kennen gelernt. Ich theilte ihm aus meiner Bruchſtückſammlung Einiges mit, das er unter dem Titel Spiritalia theotisca (Vrat. 1827. 8°.) herausgab. v. d. Hagen lieferte eine Beurtheilung in der Literariſchen Beilage zu den ſchleſ. Provinzial-Blättern 11. Stück 1828 und beginnt alſo: 'Der Herausgeber dieſer geiſtlichen Überbleibſel altdeutſcher Zunge, welchen Breslau gegenwärtig zu ſeinen gelehrten Inſaſſen zählt, hat dies Büchlein auf einer Durchreiſe nach Wilun, wo er das Archiv für den Grafen Raczynski zu unterſuchen hatte, als Gaſtgeſchenk zurückgelaſſen und daraus zugleich ein Angebinde für den warmen Freund und Kenner ſolcher Reliquien, den Hrn. Geheimrath von Meuſebach in Berlin, gemacht. Es iſt um ſo füglicher, den neuen Gaſt, der ſchon manches andere, größere und kleinere, dieſer Art auf ähnliche Weiſe ans Licht geſtellet hat, mit der Anzeige dieſes Büchleins zu bewillkommnen, als daſſelbe aus Pergamenten des Herrn Bibl. Cuſtos Hoffmann herrührt, welcher bekanntlich mit dem Eifer eines Püterich von Reicherzhauſen, wenn auch nicht Altdeutſche Codices, die ſeitdem ſeltener geworden, doch Bruchſtücke davon ſammelt.'

Seit unſerer erſten Bekanntſchaft lebte Wackernagel wieder

in Berlin und zwar in sehr drückenden Verhältnissen: er schrieb alte Handschriften ab für die kön. Bibliothek und Gelehrte, ertheilte Unterricht und konnte wenig zu eigenen Arbeiten gelangen. Nebenbei hatte er kein Glück und Uhland's schöne Romanze vom Unstern konnte er ganz gut auf sich anwenden. Im Herbst 27 wurde ihm ein Antrag vom Grafen Raczynski gemacht, bei seinem Bruder Geheimsecretär, und später Gouverneur von dessen Sohne zu werden, mit einem vorläufigen Jahrgehalte von 200 ℛ — die Sache zerschlug sich. Bald darauf wurde er Wilken empfohlen, dieser war auch geneigt ihn anzustellen, aber dabei blieb's. Wackernagel spricht sich über seine damalige Lage brieflich an mich (16. Sept. 27) also aus:

'Endlich zu Ostern kam ich hinter das Hinderniß. Der Bürgermeister von Bärensprung wollte mich bei der Gewerbeschule als Lehrer der deutschen Sprache in den obersten Classen anstellen (jetzt hat Heyse die Stelle), unterließ es aber, weil Hr. v. Kamptz mich ihm als einen in politischer Rücksicht verdächtigen und unsichern Menschen mißempfohlen hatte. Also hier lag es. Natürlich schickte ich gleich einen Purificationsbrief mit dem spiritall. und dem Wessobr. Gebet an v. K., gieng zu ihm und ward, wie es dann Sitte ist, zu Gnaden und Gunst aufgenommen. Unterdessen war aber ein neuer Anstellungstermin vorübergegangen, und Wilken konnte nur, wiewol zuversichtlicher, vertrösten. Was konnte ich nun diese ganze Zeit ohne festes Einkommen thun? Um zu leben mußte ich wieder wie sonst auch jetzt abschreiben und immer abschreiben. Zum Arbeiten blieb keine Zeit. Und jetzt, da ich nichts der Art habe, leide ich auch wieder Noth, größere als seit langer Zeit. Was soll ich nun thun? Ehe ich nicht angestellt bin (hoffentlich geschiehts bald), kann ich an kein Dissertieren, Disputieren, Promovieren, Habilitieren denken, und wenn mir auf die Weise die ersehnte

Ruheſtatt in Breslau entgeht, kann ich nur meine Armuth anklagen. Ja ſelbſt, wäre ich nicht genöthigt alle Zeit dem leidigen und dürftigen Gelderwerbe zu geben, ich könnte doch vor kommendem Jahre nicht aus Berlin — ich muß vom September an wieder bei Nagler arbeiten. Eben die Sclaverey des Armen! Ich dächte, wenn man es ſo in ohnmächtiger Geduld mit anſehn muß, wie man aus Armuth ihretwegen immer tiefer in Armuth hinein geräth und das ſchönſte Glück wie aus Verdammniß verliert, ſo iſt das Grund genug um muthlos zu werden und auf Alles Verzicht zu leiſten. Ich darf gar nicht mehr hoffen je aus der Tagelöhnerey heraus zu kommen. Ein andrer würde ſich in andrer Geduld als in ſo verzweifelter darein ergeben; ich bin leider Gottes zu ſtolz und zu empfindlich. — Werden Sie, theuerſter Freund, mich nun bedauern oder noch Vorwürfe machen? Ich weiß nicht, was aus mir werden ſoll, wenn dieſe ſtäte Noth nicht bald auf die eine oder andere Weiſe ein Ende nimmt.'

Das dauerte mich allerdings ſehr. Ich hätte gerne geholfen und wußte nicht wie. Schon früher hatte ich Wackernagel dringend gebeten, ſich in Breslau für deutſche Sprache und Litteratur zu habilitieren. Es ſchien aber, als ob er ganz muthlos geworden wäre. Im Februar 28 ſchrieb er jedoch: 'Ich hoffe, daß ich nach einiger Zeit wieder mit Freude an den ſchönen Plan wegen der Breslauer Profeſſur (lieber Hoffmann, ich danke Ihnen unendlich für Ihren ſo theilnahmevollen, damahls auch erweckenden Brief) werde denken können.'

Runge war unterdeſſen in Berlin geweſen und hatte Wackernagel's Lage kennen gelernt und ſich von ſeiner Neigung überzeugt, auf meinen Vorſchlag einzugehen, alſo ſich in Breslau zu habilitieren. Wir beſprachen die Sache und einigten uns über den Koſtenpunkt: ich verſprach den Miethsbetrag meiner Amtswohnung als Unterſtützung, das Übrige wollte Runge

tragen. So lud ich denn Wackernagel ein. Er nahm das Anerbieten an und kam im October herüber.

Schon zu Anfang Novembers war er Protocollant der Zwecklosen Gesellschaft und betheiligte sich an dem zweiten Jahrgange unserer Societätsschriften, die wir eben vom Stapel ließen. Zu Neujahr ward er Mitglied des Künstlervereins.

Mein Briefwechsel war seit meiner Wiener Reise sehr in Stocken gerathen. Was sollte ich auch den Verwandten und Freunden melden? Das Unerfreuliche, was sich täglich wiederholte, minderte sich nicht, wenn ich es anderen meldete. Überdem zwang mich schon das hohe Porto zur Mäßigung im Briefschreiben — Breslau war von der Welt fern, mit der ich eben briefwechseln mochte und mußte.

Auch Meusebach hatte fast ein ganzes Jahr warten müssen und sich gegen meinen Bruder sehr beklagt. Trotzdem schrieb er mir gegen Weihnachten sehr humoristisch und machte mich zu seinem Fischartritter: 'in der Anlage habe ich die Ehre Ihnen den Fischartorden zweyter Klasse zu ertheilen, er wird getragen wie jeder andere Ordensstern auf der Brust, aber nicht auf dem Rocke, sondern unter dem Rocke, verborgen wie das stille bescheidene Verdienst, für welches er verliehen wird, sich nun schon mehrere Jahre lang vor meinen Augen verborgen hat.' Eine lederne Brieftasche, worauf schön gepreßt das Bild Fischart's wie es in seinem Ehezuchtbüchlein zu finden, mit der Unterschrift:

HIER AVSSEN MENTZERS BILD, HIER INNEN
DES MENTZERS GEIST VND KLVGE SINNEN

Inwendig H. V. F. R. D. F. O. II. Kl.

Der schöne Orden war viele Jahre mein täglicher Be-

gleiter, im J. 1848 wurde er mir mit seinem werthvollen Inhalte in Berlin gestolen.

Nachträglich erfuhr ich noch Einiges in Bezug auf meine Bibliotheks-Angelegenheit. Meusebach bemerkte beiläufig:

'Denn für mich brauch' ich den HS. nicht mehr einzuladen — meine Frau ist ganz mit dem Hause zerfallen — nur wenn sie verreist ist, lasse ich ihm sagen, die Luft wäre rein, ich hätte einen frischen Braten und Sie wären werth Oberbibliothecar zu werden.'

Das war also die Einladung, von der mein Bruder schreibt: 'Meusebach hat mir während der Seinigen Abwesenheit das Vergnügen verschafft, mit Schulze eines Sonntags bei ihm zu speisen. Da ist denn viel über Deine Angelegenheiten gesprochen und zwar mit Würde*). — Schulze behauptete, Du wärest sehr grob gewesen, er hätte dagegen sehr glimpflich geantwortet; er allein würde Dich halten und Alles für Dich thun. Ich entgegnete ihm, daß Du nun schon 6 Jahre lang mit kärglichen 300 ℛ arbeiten müßtest, ferner keine Aussicht hättest, Bibliothecar zu werden, da nach den Statuten nur ein Professor diese Stelle bekleiden könne. Er in vollem Eifer entgegnete mir, daß er allein zeigen wollte, was ein Bibliothecar jetzt leisten müsse, daß dies eine der wichtigsten Stellen sey und daß die jüngeren Custoden mit der Zeit die Bibliothecarstellen bekleiden müßten. 'Ich stoße die Statuten um, lassen Sie mich nur machen, ich sorge für ihn, wenn er nur jetzt sein Verhältniß mit Wachler nicht unvorsichtig ganz verwirrt.' — Thue mir daher nur die Liebe und mach wegen der einen Stunde, die Du ja auf andere Weise wieder einholen kannst, keine Weiterungen mehr und sey klug in Deinem Benehmen gegen Wachler. Schulze

*) Lieblingsausdruck des GR. Schulze.

…ent es gewiß herzlich gut, und Meuſebach iſt mit mir auch …verſtanden.'

Ich antwortete meinem Bruder den 5. December:

'Für mein hieſiges amtliches Verhältniß darfſt Du nicht …ter fürchten. W. hatte mich nach ſeiner Rückkehr drei Tage …g ignoriert, dann ging ich zu ihm, nach $1\frac{1}{2}$ Jahren zum …m Male; er fand darin einen Verſöhnungsverſuch, that als …nie etwas zwiſchen uns vorgefallen wäre, und — wir ſind …: wenigſtens äußerlich gute Freunde. Obſchon er in ſeinen …ſlich traulichen Mittheilungen über ſeine Reiſe und namentlich …en Aufenthalt in Berlin nie des Namens Schulze erwähnte …: doch drei Stunden mich unterhielt, ſo fand ich doch ſchnell …us, daß eben Schulze den größten Antheil hat an Wachler's …ger Geſinnung gegen mich.'

Ich war damals in einer ſehr aufgeregten trübſeligen …mmung, wie aus demſelben Briefe an meinen Bruder vom …Dec. erhellt:

'Warum ich bis heute mit meiner Antwort gewartet habe, …mir eben ſo unerklärlich, als wenn ich mich zuweilen frage: …rum ich überhaupt noch lebe?'

'Wenig feſſelt mich noch hier auf der Welt und dies …nige iſt ein ſo zweifelhaftes Beſitzthum, daß ich ſein ſelten …t froh werde.'

'Geſtern Abend nach 10 Uhr ſitze ich ruhig an meinem …che, auf Einmal höre ich von draußen: Feuer! Ich ſehe einen …blitzenden Schein, ſtürze zur Thür hinaus ans Vorſaalfenſter …d rufe: wo iſt's denn? — 'In unſerm Hauſe im dritten …ock brennt's!' Schon war ich bereit, nichts zu retten, und …nderte ſchon die Einwohnerſchaft auf den Boden zum Löſchen, …s plötzlich die Nachricht einlief: 'Es iſt ſchon aus!'

'So etwas ist ein Zwischenspiel in dem Einerlei meines Daseins, was sonst wochenlang wie eine Maschine sich umdreht.'

'Um was Neues zu beginnen, bin ich zu alt geworden, und wenn ich bedenke, daß ich Ostern schon 6 Jahr hier lebe, so kann ich mir sehr leicht denken, daß ich in diesem Zustande noch 20 Jahr hier lebe, ohne daß ein Hahn nach mir kräht. Was ist Docen geworden? Er ward Custos der Kön. Hof- und Central-Bibliothek zu München und sein Lebelang weiter nichts. Gestern lese ich seinen Tod.'

'Glaub mir sicher, daß gewisse Menschen mit den entschiedensten Talenten für ein bestimmtes Fach und mit dem besten Streben nie zu etwas kommen, sie mögen es anfangen, wie sie wollen. Ich habe genug gethan, um bekannt zu werden und rühmlich bekannt zu werden — hilft Alles nichts!'

'Ich schreibe jetzt an meinem Leben, nur da finde ich Trost, Beruhigung und Erheiterung. Leider ist mir aus der merkwürdigsten Zeit nichts übrig geblieben als das Gefühl von guten und schlimmen Tagen, und nur, wenn ich eine Zeitlang daran hafte, wird Manches wieder sichtbar.'

'Was Sch. da spricht vom Umstoßen der Statuten und so, ist gewiß sehr gut gemeint, aber weiter nichts. Ich will noch einen Versuch machen, ob man mich als Bibliothecar in Berlin haben will? Du sollst erleben, es schlägt fehl, und Alles was ich daran anknüpfe, ebenfalls. Es ist einmal vorbei mit mir. Weiß ich erst, daß man mich zu weiter nichts brauchen will und kann als zu einem hiesigen Handlanger, dann darf ich nie auf K.'s Hand rechnen . . . . .'

'O diese unaussprechliche Sehnsucht, diese Angst! Ich schlafe oft mehrere Nächte hinter einander nicht, und da ich nun des Tags auf der Bibliothek, dann für meine Monatschrift und Fundgruben arbeiten muß, so kannst Du denken, daß ich oft ein

rahres Traumleben führe, in einem Zuſtande zwiſchen Schlafen nd Wachen mich umhertreibe.

Mit dem Jahre 1829 begann meine eigentliche ſchleſiſche iterariſche Thätigkeit und nahm mich ein ganzes Jahr ſehr in Anſpruch. Zu den nächſten Heften meiner 'Monatſchrift von nd für Schleſien' hatte ich zwar Stoff genug, mußte jedoch n eine Mannigfaltigkeit des Inhalts zu erzielen viele Leute : Breslau und in der Provinz um Beiträge bitten. Des Briefſchreibens und Laufens war kein Ende. Verſprechungen folgten genug, wenige wurden erfüllt. Es liefen Beiträge ein, des Brauchbaren jedoch wenig, ich mußte alſo immer Rath ſchaffen. Bald fühlte ich das Läſtige, wenn man einen Arbeiten an eine beſtimmte Zeit gebunden iſt: mit m erſten jedes Monats mußte ein Heft erſcheinen, wenn die ſchrift in Gang kommen und im Gange bleiben ſollte.

Unterdeſſen war das zweite Heft unſerer Societätsſchriften erſchienen. Die zweckloſe Schriftſtellerei ergötzte uns ſehr — nun war Faſtnacht da, ſo ließen wir ein unſinniges Ding los:

Schlagſchatten.
Ein zweckloſes Faſtnachtbüchlein
Worin allerhand Curioſa
In Reimen und in Proſa.
Zum Beſten der hieſigen Erziehungsanſtalt
für ſittlich verwahrloſete Kinder.
Breslau, bei Grüſon und Comp. 1829.

Bei allen Faſchingsſcherzen in unſerer Geſellſchaft war mir doch wehmüthig zu Muthe. Ich litt ſeit Jahren an einer Sehnſucht, die ich niemandem offenbaren konnte, ſie war nach nd nach zu einer wahren Qual geworden. Ich fragte mich: darfſt du jetzt, darfſt du überhaupt um ihre Hand anhalten?

iſt ſie noch frei? wird ſie dir je werden? — Um ein Ende dieſer qualvollen Lage herbeizuführen, entſchloß ich mich endlich, mich frei gegen Arlikonas Vater auszuſprechen. Ich wußte es nicht anders als durch ein Stück Lebensgeſchichte: 'Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Hrn. Schlichtegroll.'*) Dieſer kurzen Geſchichte meiner langen heimlichen Liebe hatte ich ein 'Buch der Chronica' hinzugefügt, für jedes Jahr ein Lied, worin ich mein Sehnen, mein Hoffen, mein Leid einſt ausſprach.

1822.

Nach dieſen trüben Tagen,
Wie iſt ſo hell das Feld!
Zerriſſne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt.

Und Keim und Knoſpe mühet
Sich an das Licht hervor,
Und manche Blume blühet
Zum Himmel ſtill empor.

Ja auch ſogar die Eichen
Und Reben werden grün:
O Herz, das ſei dein Zeichen!
Herz, werde froh und kühn!

1823.

Grün iſt das Feld, belaubt der Hag,
Beblümt ſind Au'n und Weiden,
Uns aber iſt's noch Martinstag,
Ade! wir müſſen ſcheiden.

Der Frühling wandelt um uns her,
Macht aber fröhlich keinen;
Das Herz iſt uns doch gar zu ſchwer,
Wir ſeh'n uns an und weinen.

*) 2—4. Febr. 29.

Doch Blümlein ſchau'n uns freundlich an,
Als wollten ſie uns ſagen:
Ei, Frühling iſt's für jedermann!
Was wollt ihr denn nun klagen?

Dem, der ſein Lieb verloren hat,
Muß alle Luſt vergehen;
Er wandelt weiter früh und ſpat,
Mag gar kein Blümlein ſehen.

1824.

Was ich denke, dacht' und dächte,
Halle wie Geſang dahin,
Singen will ich Tag und Nächte,
Bis ich ſelbſt ein Lied nur bin.

Ja, ein Lied was dir zu Herzen
Still und leiſe, wonnebang
Seine Freuden, ſeine Schmerzen
Singet all ſein Lebelang.

1825.

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knoſp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht's halt ſein,
Und ſchläft drum ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt ſie jeden Morgen wach,
Er koſt mit ihr von früh bis ſpat,
Bis ſie ihr Herz geöffnet hat,
Und ſeine heiße Sehnſucht ſtillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

1826.

Ich habe ſingend mich geſchwungen
Vom Rheine bis zur Oder hin.

Kein Lied ward gern mir nachgeſungen,
Nicht Kuß, noch Thräne mein Gewinn.

Nur um der Liebe Kranz zu werben,
War meines Lebens ſtill Bemüh'n.
Gern will ich ruhmlos morgen ſterben,
Wenn heute mir nur Roſen blüh'n.

O weh! verrauſchen und verwehen
Wird meiner Sehnſucht Wiederklang.
Du hörſt — und willſt ſie nicht verſtehen —
Die Lieder, die ich Dir nur ſang.

1827.

So viel Flocken als da flimmern
Auf dem ſchneebedeckten Feld,
So viel Sternlein als da ſchimmern
An dem blauen Himmelszelt:
So viel Träume und Gedanken
Weben um mich her und wanken —
Das iſt aller Liebe Luſt,
Die ſich rechter Treu bewußt.

So viel Blumen als da ſprießen
Um die ſchöne Frühlingszeit,
So viel Bächlein als da fließen
In den Thälern weit und breit:
So viel Blicke will ich ſenden,
So viel Thränen will ich ſpenden —
Das iſt aller Liebe Loos,
Die da liebet hoffnungslos.

1828.

Sieben Jahre ſind vergangen!
Ach! und Du biſt doch nicht mein!
Sieben Jahre voll Verlangen,
Heißer Sehnſucht, Gram und Pein,
Ach! und wär' ich mit vergangen!
Was wird einſt doch übrig ſein,

Wenn ich so in Angst und Bangen,
Ohne Trost und Hoffnungsschein
Abermals nach sieben langen
Trüben Jahren bin — allein?

Zwei Tage vor meinem Geburtstage erfuhr ich, daß Arlikona bereits einem Anderen Herz und Hand bestimmt hatte. Ein schöner Traum war ausgeträumt, die Poesie meiner Liebe, sie hatte mir nichts gelassen als meinen Schmerz und eine Handvoll Lieder.

Noch denselben Tag, den 31. März, sprach ich mich gegen einen Freund aus, der Schluß meines Briefes lautet:

'Seit gestern stellt sich hier der Frühling ein, wir haben das erste milde Wetter; gestern war mir noch so wohlig, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Gesundheit bewußt. Welchem Frühlinge gehe ich heute entgegen? Was soll ich nun den Blumen, wenn sie mich anlächeln, erzählen? was soll ich den Waldvögeln, wenn sie mich singend fragen, erwiedern?

Wenn auch meine Wangen blühen,
Wenn auch meine Lippen glühen,
Meine Augen feurig blinken,
Meine Wimpern freudig winken —
Nur ein Frühling über'm Grabe
Sind die Freuden, die ich habe —
Unten tief in meinem Herzen
Winternacht voll herber Schmerzen!
Keine Antwort meinen Fragen,
Keine Thräne meinen Klagen,
Und kein Mitleid meinen Leiden —
Ewig lieben! ewig meiden!

In dieser Zeit der schmerzlichsten Gemüthsbewegung mußte es mir sehr willkommen sein, daß ich nach außen hin vielseitig beschäftigt ward. Zunächst waren es die Vorarbeiten zum zweiten Stiftungsfeste des Künstlervereins. Ich mußte einen

Bericht liefern über die Leistungen des Künstlervereins und die Verwaltung des Kunstvereins. Damit eröffnete ich am 20. Mai das Fest*). Wie im vorigen Jahre so fiel es auch dies Jahr ganz nach Wunsch aus. Schnabel's Cantate erwarb sich wieder den freudigsten Beifall. Die vielen Tafellieder und Trinksprüche erhöhten die heitere Stimmung, womit das Fest begann und zu Ende ging.

Meine traurige Stimmung war sehr nachhaltig. Als ich am 25. Mai meinen Bruder zu seinem Geburtstage beglückwünschte, kam ich wieder auf die letzte Vergangenheit zurück: 'Es war eine schreckliche Vorfeier meines Geburtstages! Ich bin seit der Zeit so milde geworden, so ruhig in den wenigen Ansprüchen, die ich noch an das Leben habe, daß Du Dich wundern solltest, wenn Du jetzt um mich und mit mir lebtest. Doch — es mußte so kommen, ich wäre ja sonst zu glücklich gewesen und glücklich sein scheint nun einmal nicht zu meinem Leben gehören zu sollen.' Zum Schlusse fügte ich noch folgendes Lied hinzu:

Die Sonne weckte mich
Zu manchen Freuden heute;
Doch eh' sie noch entwich,
Entfloh was mich erfreute.

Ja, wie der Strahl des Lichts
Am Wolkensaum verschwebet,
So kehrt in Nacht und Nichts
Was glänzend hat gelebet.

Ein Traum nur wieget sich
Auf der Erinnrung Welle.
Es wird so abendlich
In meines Herzens Zelle.

*) Gedruckt in meiner Monatschrift von und für Schlesien 1829. S. 394—403.

Auch da, wo ich jemandem eine Freude bereiten wollte, machte ſich meine Traurigkeit geltend. So war es bei Meuſebach's Geburtstag den 6. Juni.

Da ich ihm nichts Altes zu ſchenken hatte, ſo ließ ich meine Aufſätze über Samuel v. Butſchky in meiner Monatſchrift zuſammenfügen zu einem Büchlein, das dann mit Titel und Vorrede verſehen wurde. Der Titel lautet:

Samuel von Butſchky als Geburtstags-Gratulant zum ſechsten Juni 1829. Dillenburg*), in der Univerſitäts-Druckerei.

Darauf folgten zwei Seiten Vorrede:

'O daß unſre ſchönſten Stunden
Immer ſchöner ſind als wir!
Und warum ſind ſie verſchwunden?
Und warum ſind wir noch hier?'

'So ſollen Sie, lieber Freund, heute zumal, nicht ſagen und überhaupt nie; aber ich muß es, ich kann es nicht anders. Ich ſtehe ja nicht mehr vor Ihrem Wunderſchränkel und ſehe kein einziges Buch mehr an Ihrer Hand heraus- und hineinexpedieren, komme weder mit neuen Lebens- und dergl. Plänen zu Ihnen, noch mit neuen Entdeckungen, Zweifeln und Meinungen, gieße keine Blumen mehr und rauche auch nicht mehr aus Ihrer Pfeife. — Schon in das ſiebente Jahr bin ich Cuſtos, da ich weiter nichts zu hüten habe, als eine Handvoll Freuden der Erinnerung, und mir noch unbedeutender erſcheine als mein Vorlege auf der Blattſeite, denn ich weiß von der nächſtfolgenden Zeile meines Lebens gar nichts.'

'Demungeachtet ſoll mich das heute gar nicht kümmern;

*) Meuſebach hatte in Dillenburg gewohnt und beſaß auch dort noch ſein Haus. Maßmann hatte das erfahren und wendete ſich eines Tages an den Handſchriften der dort. Univerſitäts-Bibliothek, Dillenburg mit Dillingen verwechſelnd, an Meuſebach.

ich will thun als ob der Fiſchartorden alle meine Leiden zugedeckt hätte, vor der ganzen Welt mein Thun und Treiben rechtfertigte und wie ein Verdienſtorden reichlich belohnte. Nur ſo werde ich einer Zeit froh, wo ich heißhungrig nach Liedern des 16. Jahrhunderts umherwitterte und haſchte, unter Ihrer Anleitung den erſten Grund zu ernſter litterariſcher Forſchung legte, wo Sie mich von einem furchtbaren Widerwillen gegen die Alexandriner des dreißigjährigen Krieges heilten, und von mancher ſonſtigen einſeitigen Richtung; und mir Koch's Compendium durch Ihre Bibliothek verkörperten und durch die Fundgrube Ihres Herzens und Geiſtes beſeelten.'

'Ja, jetzt bin ich wieder recht von Herzen froh; könnte ich nur auch in dem Maße dankbar ſeyn, und eben heute, an einem ſo ſchönen feſtlichen Tage! Doch wie ſoll ich das anfangen? Ich kann nur drucken laſſen, daß ich es ſeyn wollte; denn ſehe ich auf Ihre Bibliothek mit allen ihren Koſtbarkeiten und den Kleinodien unabläſſigen Mühens und Forſchens, ſo erſcheine ich mir gar zu ärmlich und zu traurig, und ich könnte mich un glücklich fühlen, dürfte ich nicht auch auf Ihr Herz blicken, doch das eben macht mich reich und glücklich. Drum wenn auch kein Hahn nach Samuel von Butſchky kräht, ſo ſollen Sie doch heute ſagen, wenn Sie alle die frohen Augen ſehen, die mich nur traurig machen: auch er hat Dein gedacht!'

'Nicht wie Verliebte bei dem Abſchied ſagen:
Gedenke mein!
Nicht wie verſchmähter Liebe Seufzer klagen:
Gedenke mein!
Es ſey das Wort ein froher Gruß uns Beiden,
Bei allem, was wir freudig thun, ertön' es:
Gedenke mein!
Und alles was wir noch hienieden wollen,
Der frohe Gruß beleb' es und verſchön' es:
Gedenke mein!

Ein Schlachtruf ſey's, zu kämpfen und zu ſtreiten
Mit allem Niedern, Schlechten und Gemeinen:
Gedenke mein!
Es ſey ein Glockenklang und Siegesjubel
Am Ziele des Erhab'nen, Edlen, Reinen:
Gedenke mein!
Das Leben mag ſich trüben, mag ſich heitern,
Und noch ſo bunt und wunderlich geſtalten:
Gedenke mein!
Der Ruf und ſeine Deutung ſoll auf ewig
Trotz Welt und Zeit und Teufel Recht behalten:
Gedenke mein!'

Wie meine damalige Stimmung war, läßt ſich auch aus einer Aufzeichnung vom 9. Juni ermeſſen:

'Nichts ſtimmt mehr zu meinem jetzigen Zuſtande als eine gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt. Es genügt mir, daß ich die Menſchen von meinem Zimmer aus auf der Straße ſehe, daß ich die Uhr ſchlagen höre, wonach ſie ſich drehen und tummeln. Ich habe nie geglaubt, daß ein trauriges Ereigniß ſo nachhaltig ſein, uns ſo ganz und gar durchtrüben und verſtimmen könne. Ich habe einen wahren Ekel an Allem was mich mahnt zu leben. Meine Bücher und Papiere, ſelbſt die kleinſten Zettelchen liegen juſt heute noch wie vor acht Tagen. Was ich ſeit der Zeit gethan habe, mußte ich mir als Ehrenſache aufdisputieren; ſelbſt zu dem Weintrinken, dieſer leidlichſten Widerwärtigkeit, habe ich mich jedesmal ordentlich bedenken müſſen, was mir wahrhaftig kein Menſch glaubt.'

Es war ein drückendes Gefühl für mich, daß ich mich gegen niemanden ausſprechen konnte: ich war das allen Betheiligten ſchuldig. Und doch war es mir, als ob ich mich ausſprechen müßte. Ich ſchrieb demnach vom 12—17. Juli ein kleines Drama, worin ich als Fremder und unglücklicher

ich will thun als ob der Fiſchartorden alle meine Leiden zugedeckt hätte, vor der ganzen Welt mein Thun und Treiben rechtfertigte und wie ein Verdienſtorden reichlich belohnte. Nur ſo werde ich einer Zeit froh, wo ich heißhungrig nach Liedern des 16. Jahrhunderts umherwitterte und haſchte, unter Ihrer Anleitung den erſten Grund zu ernſter litterariſcher Forſchung legte, wo Sie mich von einem furchtbaren Widerwillen gegen die Alexandriner des dreißigjährigen Krieges heilten, und von mancher ſonſtigen einſeitigen Richtung; und mir Koch's Compendium durch Ihre Bibliothek verkörperten und durch die Fundgrube Ihres Herzens und Geiſtes beſeelten.'

'Ja, jetzt bin ich wieder recht von Herzen froh; könnte ich nur auch in dem Maße dankbar ſeyn, und eben heute, an einem ſo ſchönen feſtlichen Tage! Doch wie ſoll ich das anfangen? Ich kann nur drucken laſſen, daß ich es ſeyn wollte; denn ſehe ich auf Ihre Bibliothek mit allen ihren Koſtbarkeiten und der Kleinodien unabläſſigen Mühens und Forſchens, ſo erſcheine ich mir gar zu ärmlich und zu traurig, und ich könnte mich nie glücklich fühlen, dürfte ich nicht auch auf Ihr Herz blicken, doch das eben macht mich reich und glücklich. Drum wenn auch der Hahn nach Samuel von Butſchky kräht, ſo ſollen Sie doch dennoch ſagen, wenn Sie alle die frohen Augen ſehen, die mich nur traurig machen: auch er hat Dein gedacht!'

'Nicht wie Verliebte bei dem Abſchied ſagen:
Gedenke mein!
Nicht wie verſchmähter Liebe Seufzer klagen:
Gedenke mein!
Es ſey das Wort ein froher Gruß uns Beiden,
Bei allem, was wir freudig thun, ertön' es:
Gedenke mein!
Und alles was wir noch hienieden wollen,
Der frohe Gruß beleb' es und verſchön' es:
Gedenke mein!

hiesige philosophische Facultät zu dieser Lehrstelle gar nicht geeignet und zwar notorisch mit vollem Recht, denn er hat weder den hierzu nöthigen tief eindringenden philosophischen Geist, noch die ernste Studien-Assiduität, noch Vorlesungs-Gabe.'

Obschon die philosophische Facultät von allen diesen drei Eigenschaften nichts wußte und auch nichts wissen konnte, so erreichte sie doch ihren Zweck: es blieb Alles beim Alten.

Den Sommer über arbeitete ich in den freien vier Nachmittagen sehr fleißig mit Wackernagel an einem 'Glossar für das 12—14. Jahrhundert.' Wir lasen dazu viele Gedichte, Predigten, Rechtsbücher, Glossen u. dgl. Es erschien am Schlusse des 1. Theils der Fundgruben S. 347—400. In einem kurzen Vorwort sprachen wir uns über unser Wörterbuch also aus: 'es sucht einzig und allein seine Bedeutung und seinen Werth in der Absicht, aus der es entstanden ist: 1. wollten wir eine Sammlung von solchen Wörtern liefern, die in allen Wörterbüchern fehlen; 2. von seltenen, deren Form, Bedeutung und Vorkommen bisher zweifelhaft war, und 3. für eine Menge Wörter ihr erstes Vorkommen feststellen und zugleich in mehreren Quellen und dann in verschiedenen späteren Zeiten nachweisen. Diese letzte Rücksicht scheint uns die nächste, nothwendigste und heilsamste Arbeit, wenn unsere deutsche Lexicographie einen festen Grund und Boden bekommen soll.'

Die Arbeit war mühsam, mitunter langweilig, die Nachmittagshitze oft lästig, ein seltenes Wort aber und die Ermittelung seiner wahren Bedeutung ließ uns die Mühsale schnell vergessen und wir setzten wohlgemuth unsere Arbeit fort.

So verbrachten wir manche Stunde in der Woche und gewiß in recht 'ernster Studien-Assiduität'. Dafür gönnten wir uns dann zwei Abende, Mittwoch im Künstlerverein und

Liebender auftrete unter den Zweckloſen, deren jedem Witz, Sprüche, Lieder zugetheilt ſind, wie ſie eben ſeiner Eigenthümlichkeit entſprechen. Es war ein Gemiſch von Ernſt, Humor, Sticheleien und Anzüglichkeiten. Als ich es eines Abends vorgeleſen hatte, war mir wirklich, als ob ich mein Herz erleichtert hätte, und weiter wollte ich ja nichts.

So hatte ich freilich gedichtet, es war aber mehr ein unfreiwilliges Geſchäft. Denkſprüche, Xenien, wilde und zahme entſtanden wol, aber ſelten ein Lied. Zu Liedern fand ich nie die rechte Stimmung in mir. Meine Unruhe, meine Unzufriedenheit mit mir und der Welt ließen mich ſelten zu einem heiteren Schaffen gelangen. Von den Gedichten dieſer Zeit iſt überdem wenig übrig geblieben, ich habe ſpäter die meiſten vernichtet.

In meinen amtlichen Verhältniſſen hatte ſich nichts geändert. Der Miniſter war mir ſehr wohlwollend geſinnt, er dachte ernſtlich an eine Verbeſſerung meiner Lage, es ergab ſich nur keine Gelegenheit dazu. Jetzt im Beginne des Sommers trat ſolche ein. Büſching war am 6. Mai geſtorben und dadurch ein bedeutender Gehalt verfügbar geworden. Wenn auch ältere Zulageverſprechungen davon erfüllt würden, ſo mußte doch noch immer etwas übrig bleiben. Der Miniſter wußte mir nicht anders zu helfen, als wenn er mich zum Profeſſor machte und ſo auf den Univerſitäts-Etat brächte. Dieſe Abſicht hatte er, wollte jedoch durch die philoſophiſche Facultät dazu veranlaßt werden und forderte deshalb dieſelbe zur Begutachtung über mich auf, in der Hoffnung, daß ſelbige ſeinen Wünſchen entgegen kommen würde. Nicht alſo! Die Facultät erwiederte, hauptſächlich wol auf Wachler's Antrieb, am 25. Juli:

'Den hieſigen Bibliotheks-Cuſtos Dr. Hoffmann hält die

Aus deinem Becher, den du leerſt,
Feſt deine Hände faſſen,
Den du bei deinem Scheiden erſt
Willſt, greiſer König, laſſen.

Dann liegt im tiefen Meeresſand
Der Schatz des alten Fürſten;
Wir ſtehen an des Ufers Rand
Und ſchau'n hinab und dürſten.

Als der Trinkſpruch auf den 'König des Feſtes' ausgebracht war, ſprach ich auch einige Worte in Bezug auf das ſchön ausgeführte Diplom, wodurch wir Göthe zum Ehrenmitgliede machten, 'ihn den größten lebenden Dichter, weniger um ihm eine Ehre zu erweiſen, als um uns ſelbſt zu ehren'.

Bei den vielen Anfeindungen und Verläumdungen, welchen die Zweckloſe Geſellſchaft in der Philiſterwelt fortwährend ausgeſetzt war, behielten wir, die Zweckloſen, immer unſern guten Humor, ja es ſchien oft, als ob derſelbe dadurch an neuer Lebenskraft gewänne. Seit wir auf der Weißgerbergaſſe in der geräumigen Wohnung bei unſerm Mitgliede Sauermann unſere Sitzungen hielten, ſangen wir jedesmal ein zeitgemäßes Lied von Geisheim, das wegen ſeiner mancherlei Beziehungen uns jedesmal ſehr ergötzte.

Weißgerberlied.

Allezeit wir Weißgerbergeſellen
Haben viel zu thun mit Schaffellen,
Gerben mit Allaun,
Um es gar zu ſchau'n
Müſſen wir walken, ſalzen und beizen.

Wißt ihr irgendwo ein Hammelfell,
Bringt es uns nur immer her zur Stell,
Und wär's noch ſo dumm,
Wir doch kriegen's krumm,
Aber freilich 's koſtet Zeit und Courage.

Zwar bedenkt man ſich das Ding ſehr wohl,
Dann die Gerberei der Teufel hol!
Gerbt man auch das Schaf
Noch ſo derb und brav,
's Iſt und bleibt doch immer nur ein Leder.

Handſchuhmacher machen Handſchuh draus,
Hoſen oder ſonſt was Guts für's Haus.
Nichts man davon hat
Als es ſpricht die Stadt:
'Das thaten halter die Weißgerbergeſellen.'

Doch dieweil das Schaf iſt beſtimmt,
Daß ſein Fell man in die Beize nimmt,
Darum gerbt und gerbt,
Wenn ihr nichts erwerbt,
Machen ihr das Leder doch geſchmeidig.

Endlich wird das Schafleder ſich
Schmiegen, fügen, beugen ſicherlich,
Wird es euch nicht thun,
Wird viel lieber ruh'n,
Als ſich unter der Gerber zu begeben.

Doch wir weihen heut in Weißgerbergaß
Ein durch dieſes volle runde Glas.
Unſerm Bunde treu
Sagen wir aufs Neu,
Daß wir wollen getreue Gerber bleiben.

Unſerm Herbergsvater ſei
Immer lieb die alte Kumpanei
So lang es Schaffell hat
Hier in dieſer Stadt,
Wollen wir ſie uns zur Luſt hier gerben.

Laſſen uns dann Hoſen machen draus,
Die wir luſtig ziehen an und aus,
Und käm' Einer her,
Dem nicht recht es wär,
Nun dann wünſchen wir ihm wohl zu ſpeiſen.

Im Herbste feierte die Zwecklose Gesellschaft eines Samstags Geisheim's Geburtstag. G. hatte im Laufe der Woche die für den Tag bestimmte Nummer seines Hausfreundes drucken lassen und wollte sich dieselbe, ehe er zu uns kam, noch einmal ansehen. Er fängt an zu lesen, liest und liest, und staunt, daß ja gar nicht ein einziges Wort von ihm darin vorkommt. Endlich merkt er denn, daß wir ihm diese Nummer, natürlich im vollen Einverständnisse mit dem Verleger, untergeschoben. Ein prächtiger Spaß. Er freut sich sehr, daß er nun seine fertige Nummer für die nächste Woche verwerthen kann, der Druck ist nämlich stehen geblieben. Aber ein Streich ist ihm doch gespielt: es ist eine kleine Novelle darin begonnen, die er nun fortsetzen muß.

So zwecklos wir für uns waren und sein wollten, so zweckvoll wurden wir mitunter für andere. Hatten wir zu Fastnacht die sittlich verwahrloseten Kinder und im vorigen Jahre das Dürerdenkmal bedacht, so mahnte uns jetzt die Noth der durch Überschwemmung Leidenden, auch für sie etwas zu thun. Unsere 'Ars potatoria experimentalis' erschien in neuer, vermehrter Auflage unter dem Titel:

Weinbüchlein. Zum Besten der wasserbeschädigten Schlesier herausgegeben von der Zwecklosen Gesellschaft. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1829. 12°. 42 SS. 5 Sgr.*)

Die Buchhandlung ließ davon 300 Exemplare drucken und bestimmte die ganze Auflage ohne Abzug der Kosten für den angegebenen milden Zweck. Die ganze Auflage war bald vergriffen.

So lange sich unsere zwecklose Schriftstellerei in poetischer

*) Eine kurze Anzeige erschien in meiner Monatschrift S. 705—711.

Form bewegte, war die Zahl unserer Widersacher gering, vermehrte sich aber bedeutend, als wir als Kritiker auftraten.

Zuerst nahmen wir vor den

'Schlesischen Musen-Almanach 1829.
Herausgegeben von Theodor Brand'

und lieferten eine Recension in einzelnen Paragraphen:*) §. 1. Das Wörtlein schlesisch. 2. Gelegenheitsdichterei. 3. Mißbrauch gangbarer Melodien. 4. Reminiscenzen und Nachahmungen. 5. Balladen und Romanzen. 6. Falsche Ansicht des Komischen und der Travestie. 7. Merkwürdigkeiten. 8. Sünden gegen die Metrik. 9. Sünden gegen den Reim. 10. Schöne Redensarten, Unsinn u. dgl. 11. Gute Gedichte. Zur Probe §. 1. das Wörtlein schlesisch. 'Als Recensentin das Büchlein in die Hand nahm, fragte sie sich: was heißt schlesischer Musenalmanach? und sie antwortete sich selbst Folgendes:

Schlesisch heißt erstlich alles, was in Schlesien entsteht oder erzeugt wird, daher: schlesische Leinwand, schlesische Wolle, *schlesisches Tuch; zweitens alles das, was irgend etwas Eigenthümliches, auf Schlesien Bezügliches an sich hat, etwas, wodurch es sich von allem* Übrigen unterscheidet: schlesische Mohnkuchen, *schlesische* Redensart (so gerne!), schlesischer Gruß (wohlgespeist *zu haben!)* ꝛc., kurzum alles, was in dem Grade schlesisch ist, *wie etwas* brandenburgisch, pommersch, sächsisch, schwäbisch ꝛc. *genannt* zu werden pflegt. Beide Bedeutungen passen auf *unseren* Musenalmanach: Poeten*) und Poesien beide schlesisch!

*) Monatschrift S. 179—190.

*) 'Karl Barbarina, Kannegießer und Kapf sind vielleicht die einzigen, die nicht in Schlesien geboren sind; die anderen können alle auch durch ihre Geburt darthun, daß sie ein Recht an dieses Nationalwerk haben.'

Wenn man aber unter jenen Beiſpielen nur Sachen findet, die eben ſo wie dieſelben Sachen in anderen Ländern, bald gut, bald ſchlecht ſein können, ſo ſollte man in der Kunſt, namentlich in der Poeſie, unter dieſer Bedeutung nichts geben, was mittelmäßig oder ſchlecht iſt, weil die Kunſt einer Provinz kein kaufmänniſches Product, kein Nürnberger Tand ſein, noch von einem gewiſſen Schlendrian und von herkömmlicher Unbefangenheit abhängig erſcheinen darf, weil überhaupt jede Kunſt durch Kritik befähigt ſein ſoll, wenn nicht etwas Vollendetes, doch immer etwas Tadelloſes zu veröffentlichen. — Schleſier im Auslande haben ſich nicht genug wundern können, daß ihre Landsleute ſo manches unter ſchleſiſcher Flagge in die Welt geſchickt haben, was von jenen bei dem beſten Willen nicht gerechtfertigt, geſchweige denn gelobt werden konnte. — Anders verhielte es ſich, wenn nur gerade ſo viel Exemplare abgedruckt wären, als eben Subſcribenten dazu vorhanden waren; dann dürfte man doch noch ſagen: wir ſind hier unter uns, und was wir machen, das gefällt uns und geht ſonſt niemanden in der Welt was an, natürlich alſo auch nicht die unterzeichnete Zw. Geſellſchaft.'

Der ganze ſchleſiſche Parnaß war zum Veſuvius geworden und ſpie Feuer und Flammen gegen uns. Wir blieben aber unverſehrt, höchſtens daß uns etwas kalte Aſche beſtäubte.

Später verſuchte die Zw. Geſellſchaft, die 'Gedichte von Karl Ludwig Kannegießer. 1. 2. Bdch. (Breslau 1824. 1827)' einer gründlichen Beurtheilung zu unterziehen. Das Ganze iſt eingetheilt in 7 §§. und zwar 1. Ob Herr K. poetiſche Eigenthümlichkeit beſitze? 2. Von der proſaiſchen Eigenthümlichkeit dieſes Dichters. 3. Herr K. als denkender Dichter. 4. Herr K. als poetiſcher Styliſt: gewählte Ausdrücke; Redensarten;

[illegible]: Sprachfehler. 5. Fehler gegen die Verstand. 6. Die zwei guten Gedichte des Hrn. K. 7. Wie danach [illegible] lobt.

Die ganze wurde gedruckt in meiner Monatsschr. S. 349–361.

Diese gründliche, witzige, mitunter bissige Recension erregte Angst und Schrecken in den Reihen der Breslauer Poeten und gemüthlichen Schriftsteller, und fand allgemeine Mißbilligung bei den hochgestellten Philistern. Letztere meinten, es sei unrecht von uns, einen Gymnasialdirector so anzugreifen, wir untergrüben seine Autorität, verleiteten die Schüler zur Insubordination u. dgl. Allerdings hatten die Primaner hören wol großen Respect vor dem Übersetzer des Dante gehabt, — denn gewiß hatte ihn keiner gelesen — jetzt machten sie sich lustig über ihn. Doch hatten wir ja nicht den Director des Friedrichsgymnasiums angegriffen, sondern den Poeten, der nebenbei auch Director war.

Wir ließen die Leute reden und trösteten uns mit den unsterblichen Versen Kannegießer's (Gedichte 1. Bdch. S. 142):

Wie ist das liebe Leben doch
Zum größten Theil so spröde!
Verrinnt nicht manche ganze Woch'
Prosaisch, wüst und öde?

Nach diesen Vorgängen zeigte sich bald, was man uns alles zutraute.

Am 10. November sollte das Schillerfest gefeiert werden. Der Stadtsecretär Wagner und der Regierungs-Secretär Brand hatten dazu eingeladen. 105 Verehrer Schillers fanden sich im Zwingersaale zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen ein. Wir nahmen auch Theil. Baron von Biedenfeld führte den

Vorſitz. Der Saal war kalt, wir fühlten uns ſehr unbehaglich und zogen unſere Mäntel an, andere thaten daſſelbe. Da hielt ein alter Herr eine lange Rede — ich weiß nicht mehr, wer — er ſprach ſehr ſchwach, wir hörten faſt nichts. Da erſcholl es an unſerem Tiſche einige Male: 'lauter!' Das galt für eine abſichtliche Störung. Plötzlich rief eine Stimme: 'Das ſind wieder die Zweckloſen!' Es kam nun zu Erörterungen, ein Duell ſtand in Ausſicht, es folgte eine große Verſtimmung. Obſchon ich ſelber ganz unbetheiligt war, ſo hatte ich mich doch ſehr geärgert. Den andern Tag löſte ſich jedoch Alles in Wohlgefallen auf, aber vorläufig gab es keine Wiederholung der Schillerfeier.

Um dieſelbe Zeit erſchien W. Wackernagel's Recenſion von 'Norica, das ſind Nürnbergiſche Novellen aus alter Zeit.' Der Herausgeber, Profeſſor Auguſt Hagen hatte als ſeine Quelle angegeben eine von ihm entdeckte Handſchrift der Königsberger Univerſitäts-Bibliothek. Wackernagel bewies gründlichſt: 'Die Königsberger Handſchrift der nürnbergiſchen Novellen iſt eine Fiction; Hr. Aug. Hagen iſt nicht Herausgeber, ſondern ſelbſt der Verfaſſer.' W. fügt dann mit Recht hinzu: 'Ob man einem Schriftſteller Dank wiſſen dürfe, der in die ohnehin ſehr verwirrte Geſchichte der altdeutſchen Kunſt durch eine Myſtification noch größere Verwirrung zu bringen ſucht, das zu bedenken, ſtellen wir unſern Leſern anheim und führen ihnen die einzelnen Mißtrauen erregenden Puncte und diejenigen vor, welche unſere Behauptung unumſtößlich beweiſen.' Die noch heute ſehr leſenswerthe Beurtheilung ſteht gedruckt in meiner Monatſchrift S. 711—727.

Dem Verleger, Herrn Joſef Max, war eine ſolche Enthüllung ſehr unangenehm und er ſchrieb, ich weiß nicht was, in

Incorrectheit; Sprachfehler. 5. Fehler gegen die Verskunst. 6. Die zwei guten Gedichte des Hrn. K. 7. Wie dennoch Herr K. sich selbst lobt.

Das Ganze wurde gedruckt in meiner Monatschrift S. 639—661.

Diese gründliche, witzige, mitunter bissige Recension verbreitete Angst und Schrecken in den Reihen der Breslauer Poeten und gemüthlichen Schriftsteller, und fand allgemeine Mißbilligung bei den hochgestellten Philistern. Letztere meinten, es sei unrecht von uns, einen Gymnasialdirector so anzugreifen, wir untergrüben seine Autorität, verleiteten die Schüler zur Insubordination u. dgl. Allerdings hatten die Primaner bisher wol großen Respect vor dem Übersetzer des Dante gehabt, — denn gewiß hatte ihn keiner gelesen — jetzt machten sie sich lustig über ihn. Doch hatten wir ja nicht den Director des Friedrichsgymnasiums angegriffen, sondern den Poeten, der nebenbei auch Director war.

Wir ließen die Leute reden und trösteten uns mit den unsterblichen Versen Kannegießer's (Gedichte 1. Bdch. S. 142):

Wie ist das liebe Leben doch
Zum größten Theil so spröde!
Verrinnt nicht manche ganze Woch'
Prosaisch, wüst und öde?

Nach diesen Vorgängen zeigte sich bald, was man uns alles zutraute.

Am 10. November sollte das Schillerfest gefeiert werden. Der Stadtsecretär Wagner und der Regierungs-Secretär Brand hatten dazu eingeladen. 105 Verehrer Schillers fanden sich im Zwingersaale zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen ein. Wir nahmen auch Theil. Baron von Biedenfeld führte den

einmal zu sehen. Alle Bemühungen waren umsonst. Ich wurde sehr mißtrauisch, doch konnte ich mir immer noch nicht denken, daß Koch selbst der Rothgerber Valentin Gierth wäre. Ich theilte Freunden und Bekannten meine Zweifel mit. Endlich redete ich diese und wir fuhren nach Brieg hinüber: Prof. Stenzel, Dr. Bredow, Dr. Geyder und ich. Wir suchten Koch, er blieb aber unsichtbar wie das Tagebuch und wir reisten vergnügt wie wir gekommen wieder heim.

Koch gab im J. 1832 die in meiner Monatschrift gedruckten Auszüge mit anderen vermehrt als besonderes Büchlein heraus: 'Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Dorothea Sibylla', dann Brieg 1838 erschien 'Nach Originalquellen bearbeitet von Carl August Schmidt. Zweite durchweg vermehrte und verbesserte Auflage.' Koch starb in demselben Jahre (17. Juli 1838) und zu gleicher Zeit trat nun einer meiner Schüler auf und bewies unwiderleglich, daß Koch jenes Tagebuch selbst gemacht habe:*)

Über das Haus- und Tagebuch Valentin Gierth's und die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg. Eine Untersuchung von Heinrich Wuttke. Breslau, Friedländer 1838. 8°.

Die schönen Hoffnungen, mit denen ich die 'Monatschrift von und für Schlesien' begann, waren im Laufe des Jahres immer geringer geworden, auch die letzten blieben unerfüllt, nämlich die, wenigstens so viel Theilnahme zu finden, daß sich ohne große Opfer an Geld und Zeit das Unternehmen fortsetzen ließe. Es war darum gut, daß ich mich rasch entschloß, das Ganze aufzugeben. In Schlesien hätte ich mir doch kein

*) Es giebt aber immer noch Leute, die sich davon nicht überzeugen können und wollen, z. B. K. F. Schönwälder, Die Piasten zum Briege 3. Bdch. (Brieg 1856) S. 7—15.

der Zeitung dawider. Ich hätte das Zeug laufen laſſen ſollen, glaubte aber darauf antworten zu müſſen, weil ich nicht mich ſondern Wackernagel mit Unrecht angegriffen glaubte. In meiner Entgegnung fand der Verleger eine Beleidigung gegen ſich und verklagte mich. Alle Welt, die Juriſten mit einbegriffen, behauptete, Max könne unmöglich den Proceß gewinnen, und ſiehe da, nach Jahr und Tag hatte er ihn doch gewonnen. Man rieth mir zwar, mich nicht damit zu begnügen, in zweiter Inſtanz würde ich doch gewinnen müſſen, ich hatte aber an einer für immer genug. Die Nürnberger Novellen wurden mir das theuerſte Buch, welches ich bisher kennen gelernt hatte.

Es war ein wunderliches Spiel des Zufalls, daß dieſelbe Zeitſchrift, welche ein Nürnberger Tagebuch des 16. Jahrh. als Machwerk des 19. Jahrh. aufdeckte, die Verbreiterin von Mittheilungen aus einem Tagebuche des 17. Jahrh. wurde, deſſen Unechtheit ſich erſt ſpäter herausſtellte.

Koch, Syndicus und Archivar der Stadt Brieg, hatte mir aus einem Tagebuche des Rothgerbers Valentin Gierth die herrlichſten Auszüge über die Herzogin Dorothea Sibylla († 1625), eine brandenburgiſche Princeſſin, mitgetheilt. Die Sachen waren ſo hübſch und anziehend, daß ſie überall gerne geleſen wurden. Ich beſtürmte den Einſender mit Bitten, doch eine Fortſetzung zu ſchicken. Ich mußte warten, war aber doch noch ſo glücklich Einiges zu erhalten. Die Theilnahme wurde nun immer größer, die Kunde von dem merkwürdigen Tagebuche drang ſogar in die höchſten Kreiſe Berlins.

Nachdem die Monatſchrift eingegangen war, hatte ich das ſehnlichſte Verlangen, dies Tagebuch zu erwerben oder abzuſchreiben, um es vollſtändig herauszugeben, oder wenigſtens es ſelbſt

keine Aussicht, das Feuer im Ofen verglommen, Handvoll Asche und weiter nichts.'

Wackernagel's Lage machte mir vielen Kummer. Er hatte sich nach und nach seine Breslauer Zukunft fast noch mehr verdorben als ich. Er war dermaßen in das Theaterwesen hineingerathen, daß er davon nicht lassen konnte und wollte. Er machte den Theaterrecensenten für Karl Schall, den Herausgeber der Breslauer Zeitung. Diesem war das natürlich sehr bequem und angenehm; selbst ewig in Geldverlegenheit konnte er niemanden für so etwas honorieren und Wackernagel war zufrieden, wenn er nur ein Freibillet bekam und seine Kritiken schnell gedruckt sah. Er war sehr scharf in seinen Beurtheilungen. Das Publicum theilte sich, die einen waren gegen ihn, die andern für ihn, so auch natürlich die Schauspieler: die von ihm gelobten, liebten und verehrten ihn, die getadelten wurden wüthend und sannen auf Rache. Ich hatte mich nie um das Theater gekümmert und ärgerte mich, daß einer der Unseren sich so tief damit eingelassen hatte, ich sah voraus, daß das schlecht enden würde. Wackernagel verlor seine Zeit, zerstreute sich, hatte Unannehmlichkeiten in Masse, und bekam zuletzt von Schall nicht einmal mehr ein Freibillet. Der Schauspieler Paul, der am ärgsten mitgenommen wurde, hatte schon lange den Vorsatz gefaßt, Wackernagel durchzuprügeln. Eines Abends nach dem Theater wollte er seinen Vorsatz ausführen: Wackernagel bekam einen Faustschlag auf den Rücken und machte sich eilig davon. Jetzt sollte die ganze Zwecklose Gesellschaft ins Feld rücken. Nicht also! ich lachte darob: wer sich ohne meinen Rath und Willen etwas einbrockt, mag es selbst ausessen.

Runge war übrigens hauptsächlich mit daran Schuld, daß W. seine Theaterkritiken nicht aufgab. Runge fand es hübsch,

[illegible], [illegible], daß [illegible] die Bretter, welche die Welt be-
[illegible] [illegible].

Der [illegible] war bis jetzt noch nie unter uns zur
Sprache [illegible]. Ich hatte bisher gegeben was ich ver-
[illegible]. Wenn aber zwei leben wollen und nichts verdienen,
[illegible] das [illegible] Ding. Ich sollte Geld schaffen und
[illegible]. Runge kündigte mir seine Freundschaft auf und
[illegible] mit mir ab, und so auch nach unan-
[illegible] Wackernagel.

Daß [illegible] nicht ohne Rückwirkung auf die Zw.
[illegible] konnte, verstand sich von selbst. Eine Ge-
[illegible] durch das innigste Freundschaftsverhältniß sich
[illegible] und zusammengehalten wurde, mußte bei dem
[illegible] einiger Mitglieder leiden. Sollte sie fortbestehen,
[illegible] ich ausscheiden, oder Runge und Wackernagel. Ich
[illegible] mich zu sehr in meinem Rechte als daß ich weichen
[illegible], beide bekamen die weiße Karte: das war eben unser
[illegible].

So schloß für mich das Jahr 1829.

Die Anregung, welche mir die Zwecklose Gesellschaft ge-
währte zum Dichten und Denken, war mir sehr willkommen:
ich hatte vielfachen Anlaß und häufige Gelegenheit mich über
allerlei auszusprechen.

Wir machten es nicht wie die Mittwochs-Gesellschaft in
Berlin, bei der es Gesetz war, nichts Eigenes vorzutragen.
Im Gegentheil, das Eigene hatte bei uns den Vorrang, und
nur wenn unser Vorrath erschöpft war und wir noch etwas
hören wollten, gingen wir zum Vortrage fremder Sachen über.
Wir scheuten uns nicht das auszusprechen:

Schon recht! Ihr leſ't von Euch nie eine Zeile
In Eurem litterariſchen Verein,
Sonſt würde ja der lieben Langenweile
Kein Ende ſein.

Uns aber macht's ein groß Vergnügen,
Uns ſelbſt zu hören überall,
Wir wollen uns auch nie verfügen
Mit jedem gleich in Einen Stall.

Um die geiſtige Regſamkeit im Gange zu erhalten, wurden in jeder Sitzung außer den neueſten Gedichten noch Aphorismen, Sprüche und Epigramme vorgetragen, woraus dann ſpäter eine Auswahl in die Geburtstagsbogen überging. Daß ſich jeder recht frei und ungebunden, auch in gebundener Rede, ausſprach, läßt ſich denken: wir ſchonten uns ſelber nicht, und jeder trat für ſeine Anſichten und Beſtrebungen in die Schranken ſo gut er es eben konnte. Wenn es dann augenblickliche Verſtimmungen gab, ſo ging es das nächſte Mal noch ärger her, ſo daß ich mich nach einer neuen Reihe von Aphorismen und Xenien veranlaßt fühlte zu erklären:

Wenn ihr wollt, daß ich mich nicht äußern darf,
Da ſchwör' ich euch, ich bin noch mal ſo ſcharf.

und wieder ein anderes Mal:

Hier geht mein Papier zu Ende!
Aber ich habe noch Füß' und Hände,
Und eine Zunge, ein ſchneidige,
Womit ich die Wahrheit vertheidige.

Am 11. Oct. 28 machte ich den Vorſchlag, auch einmal ſo ein 'Hiſtoriſches Abc' zu verſuchen wie in Ernſt Wagner's Werken, Bd. 10. Wir wählten 24 Wörter aus, über jedes einzelne Wort ſollte jeder etwas aufzeichnen und es zur nächſten Sitzung mitbringen.

Dieſe neue Art ſich ſchriftlich auszuſprechen hatte den Vortheil, daß nun jeder ſich daran betheiligte und ſein Scherflein zur Unterhaltung beitragen konnte. So brachte denn der eine ein Lied, der andere eine Aphorisme, der dritte eine Geſchichte u. ſ. w.

Es hatte für mich einen beſonderen Reiz, an jedem Worte etwas aufzufinden, woran ſich auch Andere ergötzen könnten. Ich überſchlug kein Wort und ſelbſt das Wörtlein und zog ich in den Kreis meiner Betrachtungen. Es lag nahe, ein Räthſel darauf zu machen: Und iſt nämlich ein kleiner Ort zwiſchen Krems und Stein an der Donau, ich verſchmähte es und ſagte lieber:

Das Wörtlein und iſt die heilige Copulation, für jeden Augenblick, nicht etwa eine Priesterhand, ſondern der ewige Geiſt Gottes in dem ſterblichen Menſchen vollzieht.

Obſchon in damaliger Zeit ſich alle Welt mit Charaden und Räthſeln befaßte, ſo wollte doch dieſe Liebhaberei unter uns nicht recht Anklang finden. Ich namentlich hatte für dieſe Gattung der Poeſie weder Sinn noch Geſchick und wie wenig ich überhaupt davon hielt, ſprach ich in einer Charade aus:

Mein Erſtes iſt ein Stock, mein Zweites ein Fiſch, und wer's Ganze kennt, iſt ein Stockfiſch.

Nachdem ich einen Theil meiner Aphorismen vorgetragen hatte, hielt ich es für angemeſſen, Folgendes als Einleitung hinzuzufügen:

Wenn Dir, lieber Leſer, dies oder jenes aus meinem Leben, was ich hier aufgezeichnet habe, nicht gefällt, ſo glaube nur ja nicht, daß es deshalb minder wahr ſei; bedenke nur, ich ſchrieb das Ergebniß meiner Erfahrung, und ſolche Wahrheit ſollte billig immer gefallen. Du vernimmſt hinundwieder eine warnende Stimme, aber auch eine tröſtende, eine belebende und erbauende.

Willst Du Dir einen sichern Weg durch die Welt vorbereiten, so erfährst Du manches Neue; hast Du ihn schon gewandelt, so kannst Du diese Zeilen wie eine Landkarte lieb haben, worauf Du Dir keinen Fuß mehr vertrittst.

Der Gewinn bei diesen geistigen Wettkämpfen war zunächst ein persönlicher: wir wurden darauf geführt, uns mit uns selbst zu beschäftigen, uns über uns klar zu werden, über unsere Bestrebungen und Ziele, über unsere Stellung zur Kunst und Wissenschaft und zu unseren Freunden und Gegnern. Namentlich kann ich diesen Gewinn nicht zu gering anschlagen. Viele meiner damaligen Aufzeichnungen geben das Streben zu erkennen, zu größerer Klarheit, Entschiedenheit und Selbständigkeit zu gelangen. Dahin gehören z. B. folgende:

Wenn ich etwas Schlechtes geschrieben habe, und ich finde es bald selbst, oder werde aufmerksam gemacht, oder beim Vertheidigen überzeugt, daß es wirklich schlecht ist, so gewährt es mir eine große Freude, daß meine Schwachheit meine eigene geblieben ist. Ebenso kann es mich aber verdrießen, wenn irgend ein Gedanke oder auch nur eine Ansicht mit Beistimmung meiner kritischen Freunde in die Welt gelangt ist und hinterdrein bei denselben Mißbilligung und Tadel findet. Es verdrießt mich nämlich weniger, daß ich mich irrte als daß sie sich irren konnten. Der Freund darf nicht allein, sondern er muß sogar in solchem Falle sich seiner eigenen Subjectivität um des Freundes willen begeben, um zu möglichst objectiver Anschauung zu gelangen und schonungslos sein Richteramt zu üben. Aber man ist oft zu faul für sich, geschweige denn für Andere zu denken.

Ein sehnsüchtiger Drang, mein besseres Ich mit meinen Anschauungen in Einklang zu bringen, ist die Quelle meiner

größten Freuden von jeher gewesen, aber auch meiner größten Leiden. Ich konnte es oft in persönlichen Beziehungen zu einzelnen Menschen Jahre lang nicht verschmerzen, ja nicht einmal vergessen, daß mein Herz sich getäuscht hatte, daß der Born meiner Poesie in den unabsehbaren Sandflächen unempfänglicher Naturen versiegen mußte!

Das ist eben der [illegible] zwischen mir und vielen Anderen. Während [illegible] Göttliche aus seinem Himmel [illegible] und sich mit ihm befreunden [illegible] den Ägyptiern, die ihren Anubis [illegible] ich das Geringste [illegible] aus Allem was Gott ge[illegible]

[illegible] an dieser meiner [illegible] Hoffnungen [illegible] von meiner [illegible] Reise 1827 [illegible] zum ersten Mal wieder in unserer [illegible], hielt ich eine Anrede, [illegible] Überschwäng[illegible] einfach darthat, daß unser Gesellschaft lebens[illegible] und bleiben würde. Es war nur ein Bruchstück [illegible] konnte bei meiner damaligen Stimmung nicht mehr sein:

Wir haben uns nicht ängstlich gesucht, und wir fanden uns; kein Rang, kein Stand, kein Geld, kein Ruhm, nichts von Allem lockte den einen zum andern, und wir kamen uns selbst entgegen; kein Zweck, keine Rücksicht, kein Wissen, kein Können, kein Talent, kein Genie konnte uns zusammenhalten, aber Wohlwollen, Offenherzigkeit und jede höhere Theilnahme fesselte uns. Ein Jahr ist vergangen, aber in diesem Jahre liegen die schönsten Tage vieler Jahre, denn wir haben nicht wie ein einzelner Mensch, sondern

wie einer in allen gelebt. Und nur ein ſolches Leben iſt des Wunſches, iſt des Strebens werth! Und mit dieſem Gedanken und mit dem feſten Willen, dies Leben nun und nimmermehr aufzugeben, werden wir uns gegen die Nüchternheit, gegen das engherzige Thun und Treiben aller jener zweckvollen, wohlerwägenden und wohlberechnenden Leute, gegen alle dieſe werden wir uns behaupten und allezeit eher ihren Neid und ihren Reſpect als ihr Mitleiden oder ihre Geneigtheit zu verdienen ſuchen. Ja, das können wir, das wollen wir, denn wir feiern unſere Geburtstage, weil wir einer durch den andern und jeder immer wieder für das Beſſere und Höhere geboren werden und werden wollen.

Mein Antheil an Allem was 1826—29 in der Zweckloſen Geſellſchaft vorgetragen wurde, war ziemlich bedeutend, nur ein kleiner Theil iſt gedruckt und jetzt längſt von dem Büchermarkte verſchwunden. Es mag darum eine Auswahl aus meinen Zweckloſen Leiſtungen eine ihrem früheren Zwecke entſprechende willkommene Beigabe ſein!

---

1. Das Unbegreifliche des Menſchen iſt eben das Intereſſanteſte am Menſchen. Könnte ihn die Philoſophie mehr als jede andere Wiſſenſchaft dahin bringen, daß er ſich ſelbſt begriffe, ſo würde er allen Wohlgefallen an ſich verlieren. Der Himmel aber hat gut dafür geſorgt, daß es ihm nie gelingt, und ſelbſt wenn die Philoſophie ihm ſeine Neugierde befriedigen möchte, ſo hält ſie im ſelben Augenblicke zwei Dinge in Bereitſchaft, jeden Anlauf zum Ziele zu vereiteln: Skepticismus und Myſticismus.

2. Der Menſch iſt ein wandelnder Baum: ſeine Füße berühren wie die Wurzel das Irdiſche, während ſein Haupt wie der Wipfel in luftiger Höhe ſchwebt; aber wie die Zweige des Baumes nur im Frühlinge, ſo ſtreben ſeine Hände nur in Leiden und Freuden gen Himmel empor.

5. [illegible] man auf der See an Wasser oft Mangel leidet, ist be[illegible] [illegible] will's recht glauben, daß einem im scheinbarsten [illegible] gar viel Glück fehlt.

[illegible] [illegible] giebt man sich viel Mühe, sie zur Bewunde[illegible] [illegible] — wenn man das Alles mit den Men[illegible] [illegible] es da erst für Wunderthiere geben?

[illegible] [illegible] sagen, daß sie glücklicher waren, als sie [illegible] jemand, daß er besser war, als er [illegible] gut sein bei vielen Menschen nicht [illegible]

[illegible] der Sitten und Gesundheit des [illegible] Volk Verjüngung erwarten kann.

[illegible] der Strom, der sich ins Meer der [illegible] aber die Sprache der [illegible] der dunklen Erinnerungen an die [illegible] der jener Strom in seinem Bette [illegible]

[illegible] immer seine schönste Seite der [illegible] an den Licht[illegible] [illegible]

[illegible] Tochter des [illegible] das [illegible], die aber gewöhnlich [illegible] die [illegible]

[illegible] fromm als Fromm[illegible]

[illegible] weder durch Glück, [illegible] gehet, sie geht aus einem [illegible] und dem festen Glauben an [illegible] [illegible] hervor, sie muß die [illegible] seyn, wenn er seine schönste [illegible] die [illegible]

[illegible] hat wie der Sperling seine Heimath überall [illegible] Zeit des Jahres, aber das Herz macht [illegible] ihr Nest nur im Frühlinge der [illegible] wieder von hinnen.

[illegible] über die Berge geschwommen, so erwacht auch [illegible] Himmel bleibt, bleibt auch der klare [illegible] Dämmerung, Abend und Nacht, [illegible]

14. Troſt und Almoſen iſt das Geſchrei verzagter und armer Menſchen, Selbſtvertrauen und Muth aber das Kampf- und Sterbelied ſtarker und ritterlicher Herzen.

15. Der Schlag der Uhr zeigt mir nur die gegenwärtige Zeit an, aber der Schlag meines Herzens auch die vergangene und zukünftige.

16. Die dankbare Erinnerung an die Vergangenheit iſt das ſchönſte Dankgebet für die Freuden der Gegenwart.

17. Wir ſehen den Regenbogen nie über unſerm Haupte, immer nur vor uns; ach! und ſo will oft nur erſt die Zukunft die Finſterniß unſerer Gegenwart mit den bunten Farben des Glücks erheitern.

18. Der blaue Himmel auf dem Waſſer verrinnt nicht mit dem Waſſer, und die ſchönen und großen Thaten der Menſchen vergehen nicht mit dem Menſchen.

19. Wenn das Land der Gegenwart nur ein abgeernteter Herbſt noch iſt, wenn unſere Zukunft wie ein Winter herb' und rauh an den fernen Bergen wartet, dann ſollten wir muthig hinüber wandern und dahinter den Frühling der Vergangenheit wiederſuchen! aber Wehmuth und Sehnſucht iſt dann oft nur unſer ganze Muth, und unſere Thaten ſind nur Thränen.

20. Muth und Beharrlichkeit ſind das Thema des Lebens, worauf ſich die meiſten Variationen ſpielen laſſen.

21. Wo die Sonne untergeht, geht ſie nicht wieder auf, aber ſie geht immer wieder auf: und das ſoll auch der Menſch auf den Trümmern ſeiner Hoffnungen und Wünſche.

22. Die Gedanken an die Heimat ſind für einen gefühlvollen Menſchen die Strahlen der untergehenden Sonne, welche noch den umwölkten Himmel der Fremde tröſtend mit Purpurſchimmer ſchmücken.

23. Das Beſtändigſte am Menſchen iſt ſein ewiges Ringen und Streben nach dem was er ſein Glück nennt.

24. Der Frühling der Erde und die Jugend des Menſchen, — iſt nicht beides ein Traum? die Erde träumt ihn jedes Jahr, ach! aber der Menſch nur Einmal.

25. Das weiße Haar des Greiſes erſcheint mir immer wie der Schnee, denn unter dieſem Schnee liegt auch ein Frühling von Hoffnungen und Freuden begraben.

26. Die Fröhlichkeit des Greiſes iſt ein Kind, was über Gräbern ſpielt.

27. Frühes Unglück lohnt ſpät: ſo bricht man dem jungen Baume ſeine Blüthen ab, damit er im Alter Früchte trägt.

28. Der Verluſt des äußern Glückes ruft ein inneres hervor. Darum wollte Chriſtus, daß ſeine Jünger und Anhänger den äußern Gütern entſagen ſollten, weil ſie nur ſo der himmliſchen theilhaftig werden könnten: Matth. 6, 19. Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden. 10, 9. Ihr ſollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben. 19, 23. Wahrlich, ich ſage euch, ein Reicher wird ſchwerlich ins Himmelreich kommen.

29. Wenn wir getäuſcht ſind und traurig daſtehen, ſo ſehen wir in jeder Thränenperle der Theilnahme die Wiedergeburt einer tröſtenden Hoffnung.

30. Wie die Thautropfen auf den Blumen, ſind die Thränen in einem ſchönen Auge über die Leiden und Freuden anderer Menſchen.

31. Unſere Schwächen und Fehler ſind der Schatten der Seele; wir können ohne ſie eben ſo wenig wandeln, als ohne unſern ſichtbaren Schatten im Sonnenſcheine: laßt uns dann danach trachten, daß ſie wenigſtens ſo unſchuldig werden als eben dieſer Schatten!

32. Jener zu großen Gutmüthigkeit ergeht es am Ende wie dem Zwergapfelbaume im Topfe; der weiß auch nicht, was er alles thun ſoll, er kümmert ſich an keine Jahrszeit, blüht im Frühlinge und im Herbſte, aber ſeine Blüthe iſt ſeine einzige Frucht.

33. Nil admirari im Kopfe iſt beinahe ſo, als ob man den Teufel zum Cicisbeo an der Hand hat.

34. Das iſt fürwahr ein recht thörichtes Unglück, was ſich der Menſch aus der Zukunft holt.

35. Der Gedanke an den Tod iſt die einzige Pille gegen den Magen-Krampf des Hochmuths.

36. Die meiſten Menſchen ſind nur dann erleuchtet und reden recht intereſſant, wenn ſie brav getrunken haben: ſo wie der Olm (caries arborum) nur dann leuchtet, wenn er recht naß geworden iſt.

37. Mach dir nur gewiſſe Leute um dich her nicht zu poetiſch, es iſt ein vergebliches Mühen: du beſtreichſt einen kupfernen Pfennig mit Mützenpulver, ſteckſt ihn für eine Silbermünze ein und holſt ihn nach wenigen Tagen als kupfernen Pfennig wieder aus der Taſche hervor.

38. Es wird nicht beſſer in der Welt, als bis es nur noch eine einzige Race von Knechten giebt: Stiefelknechte.

39. Wenn man für jeden Schritt, den man für einen guten Zweck thut, kämpfen muß, wenn die Begeiſterung einem ihr ewiges Vorwärts zuruft, und man kämpft und kommt nicht vorwärts, ſieht kein Ende noch Ziel — ha! da möchte man wie ein Soldat hineinſtürzen in den feind-

lichen Kugelregen, um nur gleich getroffen zu werden und todt hinzustürzen.

40. Nichts thun, und wenn etwas geschieht, zum Hemmen geneigt! — Seid ihr nicht, wie die Hunde, die nicht zugeben wollen, daß ohne ihren Willen der Wagen vorüberrollt, und eben darum bellend ins Rad beißen?

41. Des Undankes ist auch noch nicht so viel in der Welt, wie man immer davon schreit. Sei uneigennützig, sei unbefangen und anspruchslos in deinem ganzen Wesen! thue Alles, wolle Nichts dafür! und — du wirst gewiß nur selten sagen können: Undank ist der Welt Lohn.

42. Erbärmliche Menschen wollen das Gefühl der Dankbarkeit durch Schmeichelei, Gleichsinnigkeit und Beistimmung gegen sich ausgesprochen wissen; edlen Naturen erscheint die Dankbarkeit im redlichen Streben, etwas Eigenes zu sein, mehr zu sein als eine Wohlthat, und wenigstens ihrem Geber gleich zu sein.

43. Wenn ich mir etwas verspreche, so ist das so gut, als ob ich es dir oder euch oder überhaupt jemandem verspreche. Die meisten Menschen aber nehmen das nicht so, eben weil sie sich selbst für so schlecht halten, daß sie sich selbst gar nicht Wort zu halten brauchen.

44. Heiterkeit ist das Hauptbedingniß aller Tugend. Möchtet ihr doch, ihr guten Eltern, Lehrer und Erzieher, diesen einen Satz recht erwägen und täglich bei der Unterweisung der Kinder in Anwendung bringen! Ihr würdet den Leichtsinn der Jugend nicht so häufig strafen, vielmehr stets darauf bedacht sein, ihn zu veredeln. In jedem ernsten, in jedem stillen, tuckmäuserartigen Wesen der Kinder liegen die Keime zur Trägheit, zum Ungehorsam, zur Abneigung gegen alles Lernen und zur Verdrossenheit in allen Geschäften. Laßt also die Heiterkeit einen Engel sein, der das Kind jeden Abend in den Schlaf singt, und jeden Morgen wieder daraus weckt!

45. Lehren und lernen sind die einzigen Wege zum würdigen Genusse des Lebens. Du lernst, wenn du dich bemühst, das Leben und die Welt zu verstehen; du lehrst, wenn du das Verstandene in Wort und Beispiel darzustellen suchst.

46. Lehre ist trockenes Brot, aber Beispiel Muttermilch.

47. Das Johanniswürmchen leuchtet mit dem After: so glänzt mancher in der Welt durch Afterwitz (faux-brillant).

48. Wunderkinder sind gleich den Judenkirschen: diese blühen früher als alle übrigen Bäume; man sieht's ihnen aber an, daß die Natur mit

ihnen nur einen Scherz treibt und ſonſt nichts Sonderliches vorhat, denn ſie blühen ohne Blätter und bringen ihre Früchte am allerſpäteſten zur Reife.

49. Ein Brauſekopf und eine Mispel ſind erſt dann genießbar, wenn die Zeit beide mürbe gemacht hat.

50. Der Verſtand vieler Menſchen bildet einen ſtumpfen, ihr Gefühl einen ſpitzen Winkel. Wer ſie treffen will, thut wohl, daß er nur auf den Verſtand zielt.

51. Wie gut iſt doch auch unſere ſchlimme Zeit wieder in mancher Hinſicht! Man kann ſo ruhig hinleben, ohne erſt zu leſen, wer hier und dort katholiſch, dort und hier evangeliſch geworden, und warum dies? warum das? Aber als unſere Väter in unſerem Alter waren, da hätte ich keinem rathen wollen, ohne Zopf zum Fenſter mal hinauszuſchauen!

52. Der Scherz hat überall ſeine Gränzen. Das Leben lehrt dieſe Gränzen durch Sitte und Anſtand, die Wiſſenſchaft durch Achtung vor ihrem Werthe und ihrer Würde, und die Kunſt durch die reine Liebe zu dem Schönen und Erhabenen.

53. Complimente ſind in der Regel ſpaniſche Wände, die man vorſchiebt, um gewiſſe Dinge zu verbergen.

54. Ohne Freund, ohne Geliebte, und doch in einer Welt voll der ſchönſten Ideale leben und mit einem warmen Herzen, mit einem geſunden Verſtande — da biſt du ein Einſiedler auf einer Inſel im Weltmeer, ein armer Mann in der reichſten Natur voll ewigen Frühlingsſchmuckes, die aber auf keine deiner Fragen antwortet.

55. Was gehört dazu, wenn das entſtehen ſoll, was man Langeweile nennt? Antwort: eine Scheu oder gar ein Abſcheu vor allem Denken, vor allem Thun; eine theilnahmloſe Faulheit im Hören, Sehen und Beobachten; Krankheit des Leibes und der Seele, oder endlich gar ein verdorrtes Herz gegen Gott und Menſchen.

56. Die meiſten Menſchen machen alle philoſophiſchen Syſteme durch, und nicht eben in der Philoſophie, ſondern in der Liebe: zuerſt Myſtiker, dann Idealiſten, dann Pantheiſten, endlich Realiſten oder Skeptiker, oder ſie ſind mit anderen Worten: Jünglinge in den Flegeljahren, junge Herren von Herz und Geiſt, Heirathsluſtige, Ehemänner oder Hageſtolze.

57. Liebe — giebt es ein ſchöneres Wort dafür in anderen Sprachen?

58. Die erſte Liebe iſt das erſte Veilchen im Frühlinge unſers Lebens, wir vergeſſen es nie, auch dann nicht, wenn der Mai alle Dornen um uns mit Roſen behängt.

59. Die erwachende Liebe und die aufgehende Sonne — wer bebte nicht vor ihnen in entzückendem Schauder?

60. Voreilige Liebeserklärungen ſind voreilige Sonnenblicke auf eine Blume im März; die Sonne hat ſich offenbar verrechnet, denn ſie dachte nicht an den April der Elterngeſinnung.

61. Die Sehnſucht iſt der Heiligenſchein der Liebe.

62. Das Aufblühen der Blume iſt das ſehnſüchtige Äugeln einer Jungfrau nach ihrem Bräutigam, nach dem Sonnenblicke des Morgens.

63. Die Liebe bedarf keiner Uhr, denn ſie weiß an dem Sonnenzeiger des Herzens, den rollenden Augenſternen immer, wieviel es geſchlagen hat.

64. Veilchen, wählte dich darum der Frühling zu ſeiner Vorbotin, weil du die Farbe der Liebe und Treue trägſt?

65. Bleib eine Roſenknoſpe, meine Liebe! denn wie erblühen ſchöner iſt als blühen, ſo iſt Sehnſucht ſchöner als Erfüllung.

66. Wer da rein liebt, der hat auch wie Franklin einen Blitzableiter erfunden, woran die Leidenſchaft und jedes Ungethüm mit ihr abgeleitet wird.

67. In Liebesangelegenheiten bleibt auch der geſcheidteſte Menſch immer unmündig, und doch iſt nirgends ein Vormund ſo am unrechten Orte als eben in Liebesangelegenheiten.

68. Die Liebe iſt ein Traum, an dem die meiſten Menſchen länger zu träumen haben, als ſie ſonſt zu ſchlafen pflegen.

69. Wer in der Liebe betrogen werden kann, iſt wenigſtens nicht als ein Liebender betrogen, denn die wahre Liebe ſteht über allem Betruge.

70. Amor vincit omnia, nur ſich ſelbſt nicht.

71. Die Liebe iſt etwas Endliches; ſie nimmt zu mit der Entwickelung der geiſtigen und körperlichen Kräfte, wie der Tag mit dem Frühlinge, und nimmt ab mit der Ehe, wie der Tag mit dem Herbſte; es giebt aber eine Liebe, die ſich auf unſere Erde nur verirrt zu haben ſcheint: ſie ſchmiegt ſich an das Herz des ſchönſten und beſten Mädchens und ruft doch aus: wie bin ich ſo arm! ja, ſie flieht den Frühling des Lebens und wirft ſich in die Arme des Todes und ruft auch da noch aus: wo kann ich vergehen?

72. Treue Liebe ist und bleibt immer nur ein und dieselbe Liebe: wie der Morgenstern, der später als Abendstern wiederkehrt, immer nur ein und derselbe Stern ist.

73. Die Poesie ist Hylons Jungbrunnen: wenn ein Liebender sich darin badet, so wird er von allen Wunden und Brestен geheilt.

74. Der Mensch altert, aber seine schönsten Gefühle bleiben jung; ja selbst in der Thräne des Greises, wenn er nun schon so vieles verloren hat, glänzt noch die warme Erinnerung an seine Heimat und Jugendliebe, so wie die Strahlen des Abendroths am längsten und schönsten auf den Eis- und Schneehöhen der Alpen verweilen.

75. Zwei Liebende ohne Sehnsucht, zwei Eheleute ohne Erinnerung, sind vier Menschen ohne Poesie.

76. Die Liebe ist ein Traum, den jeder Mensch einmal träumen muß, dieser Traum läßt sich weder gebieten noch verbieten, weder erzwingen noch verhüten, weder verjagen noch fesseln ꝛc.; es ist halt ein Traum, aber niemand träumt ihn schöner, als wer nach seiner Erfüllung sich sein ganzes Leben hindurch sehnt.

77. Die Hoffnungen und Wünsche des Jünglings kreisen wie die Planeten um die Sonne herum, und diese Sonne ist — die Geliebte.

78. Sehnsucht ist die Thräne, die nur im deutschen Gemüthe zur Perle verwandelt, und nur von dem Golde der deutschen Sprache eingefaßt werden konnte; kein Volk hat ein Wort dafür.

79. Das Bild der Geliebten ist dem unglücklich Liebenden ein Regenbogen, denn wie diesen auf der dunkeln Regenwolke die ferne glänzende Sonne hervorzaubert, so bricht sich das ferne unerreichbare Sonnenbild der Geliebten in den Thränen des Liebenden, und schimmert auf dem dunkeln Grunde seines Gemüthes.

80. Ein liebendes Paar wird leicht ein Gegenstand der Unterhaltung, diese aber ist nur da eine wirklich würdige, wo jeder gleichsam sich selbst betheiligt glaubt, sich selbst liebend und geliebt zu erblicken denkt, und den längst vergangenen schöneren Theil seines eigenen Lebens, den Traum seiner Liebe in fremden Herzen noch einmal träumen muß.

81. Liebe gleicht nur dem Frühlinge, die Ehe allen Jahreszeiten; Vater und Mutter werden alt, aber ihr Herbst sind ihre Kinder, und diese Kinder sind wieder der Frühling, woran der elterliche Winter einen Sommer und Herbst zu erleben hoffen darf.

82. Die Liebe ist die Sonne, die Ehe der Mond, das Leben aber ist die Erde, welche oft den Mond verfinstert, wie der Mond die Sonne.

83. Auch der Eheſtand will, wie jedes andere Verhältniß, was auf wechſelſeitige Achtung und Liebe ſich gründet, eine gewiſſe Ferne, ein körperliches Geſchiedenſein, wenn auch nur durch eine Glasthür und einige Morgen- und Nachmittags-Stunden. — Wo Ferne iſt, da iſt Sehnſucht, und jede Sehnſucht iſt wieder eine Hoffnung, und jede Erfüllung ein Kuß neuer Liebe und ein Briefträger neuen häuslichen Glückes.

84. Junge Eheleute fahren auf dem Schiffe „die Flitterwochen“ genannt, in die offene See, ſie brauchen nichts, ſie haben ja Alles an Bord, nämlich ſich ſelbſt. Das Schiff aber verwandelt ſich nach einiger Zeit und verliert ſeinen Namen, ſo wie die Mannſchaft ihre Selbſtgenügſamkeit. Da ruft man: Land! Das Land aber iſt der geſellige Verkehr mit gleichgeſtimmten und gutgeſinnten Eltern, Verwandten und Freunden.

85. Eine unglückliche Ehe iſt eine gutgelungene Traveſtie eines ſchönen Liebesgedichts.

86. Die Liebe der meiſten Menſchen iſt eine römiſche Girandola; tanzende Raketen ſteigen auf Einmal empor und verſchwinden dann für immer.

87. Nachgiebigkeit iſt unter den Tugenden eigentlich nur eine Null, aber in der Ehe kann ſie als Null eben die Bedeutung erhalten wie ſie im Rechnen; es kommt nämlich nur darauf an, wo ſie angebracht wird.

88. Nur in einer Religion, wo alle Liebe heilig iſt, nur in der chriſtlichen, kann auch die eheliche Liebe etwas Heiliges ſein.

89. Der Liebe treueſte Gefährtin iſt die Erinnerung; wo einſt die Liebe gewandelt, wo ſie gehofft und geduldet, geweint und gelächelt, das heißt Alles die Erinnerung. Sie blickt uns an aus dem heiteren Blau des Himmels, aus ſeinem funkelnden Sternenkranze, aus ſeinem Morgen- und Abendroth, ſie ſäuſelt um uns aus des Frühlings Blüthendolden, und läßt ſich vernehmen in dem Gewitter-Sturme des Herbſtes, ſie ſingt uns zu mit der Stimme der Nachtigall und verſtummt vor uns wie der Schnee auf der weiten Erde, ſie trauert mit uns in den verwelkten Kränzen auf den Gräbern, und freut ſich mit uns in dem erſten Veilchen der lebendigen Natur. Ja, was iſt nicht alles die Erinnerung! und wer hat ſie nicht ſchon einſt in ſeinem Leben mit der Liebe ſelbſt verwechſelt!

90. Als das Leben und der Tod ſich einmal vermählten, da ward ein Traum von ihnen erzeugt und geboren, und die Menſchen nannten ihn — Liebe.

und woher soll beides kommen, wenn man tausend Freunde hat, und bei keinem sagen kann: wir kennen uns?

99. Die Jugendfreundschaft ist ein Most, bei dem man Furcht und Hoffnung zugleich hat, weil aus ihm ein guter Wein sowol als ein schlechter werden kann; aber die Freundschaft des Mannes ist ein ausgegohrener Wein, wobei man statt aller Hoffnung nur die einzige Furcht hat, daß ihn der Tod für uns austrinkt.

100. Ein treuer Freund ist uns auf unserer Lebensfahrt ein Leuchtthurm am Meere: erst im Unglück lernen wir seinen Werth recht kennen.

101. Mag es Charakter sein, sich gegen alle Menschen auf gleiche Weise freundlich und wohlwollend zu zeigen, Freundschaft ist das nicht; Freundschaft wählt, sondert und bevorzugt.

102. Ein Adelicher muß recht viel hinter sich haben, wenn er etwas gelten soll; bei einem Bürgerlichen darf nur etwas dahinter sein, und er gilt schon viel.

103. Wäre nicht Hochmuth immer männlichen und Demuth weiblichen Geschlechts gewesen, so sollte man glauben, sie wären es jetzt erst geworden, weil beide im Gemüthe unserer heutigen Welt so gern Hochzeit halten.

104. Eitelkeit ist die Mistel am Menschen; sie grünet und blühet und bringt ihre Früchte zur Reife Jahr ein, Jahr aus, auch dann noch wann der Ast schon längst entblättert ist.

105. Die sogenannte schwache Seite der meisten Menschen ist die Eitelkeit. Küß ihr die Hand und sie reicht dir den Mund.

106. Die Eitelkeit schwimmt nicht in jedem Charakter wie Öl oben auf; oft ist sie die Hefe, die von unten auf den ganzen Kerl wie Brotteig oder Maische aufbläht.

107. Reißt man den Faden Eitelkeit an manchem Menschen ab, so geht's ihm wie einem papierenen Hanswurste, er ist von Stund an — unbeweglich.

108. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode ist den meisten Menschen etwas höchst gleichgültiges; geht's ihnen gut, nun, dann wünschen sie sich nichts vom Jenseits und sich am wenigsten selbst hin; geht's ihnen schlecht, so setzen sie ihre Hoffnung immer eher auf diese Welt als jene, auch währt der schlechte Zustand gewöhnlich nicht so lange, daß sie sich ohne einen Beichtvater mit ruhigem Bewußtsein in einer andern Welt ansiedeln könnten. Wer aber sind denn die übrigen, die wenigen, die fest an eine Unsterblichkeit der Seele glauben? Es sind diejenigen,

deren ganzes Leben und Wirken hienieden keine rechte Heimat fand, die sich hinaus sehnen aus einer Welt, wo sie nichts vollenden konnten, was sie redlich begonnen hatten, oder nichts beginnen konnten, was den Drang ihres Herzens befriedigte; ihnen ist dieser Glaube ein Bedürfniß, ja sie würden ohne ihn unglücklich sein in dieser Welt, weil sie ja erst in jener zu leben anfangen wollen.

109. „Aber doch keine Unsterblichkeit! Was einmal einen Anfang nahm, nimmt auch ein Ende.“ — Aber ist denn das nicht eben Unsterblichkeit, dieses ewige Werden, diese verkörperten Gedanken, diese verwirklichten Träume und Ahnungen, die doch alle wiederum Einem, Einem einzigen Wesen angehören? — Ist es nicht Lohn genug für dich, o Mensch, daß du ein Gedanke dieses Wesens — und wohl dir, wenn ein schöner! — warst? Und giebt es für dich, wenn du unsterblich bist, dann noch eine so hohe, so reine Liebe, als die ist, welche die göttliche Abstammung des menschlichen Daseins durch edle Gesinnung und schöne Thaten im Glück und Unglück hienieden ehrt, und sterbend auf den Lohn für alle Leiden und Mühen verzichtet, und sterbend verzichtet auf die Fortdauer ihrer Freuden in einer andern Welt, glücklich, daß sie, während ein Liebender der Geliebten, und ein Held für das Vaterland nur das Leben diesseits opfert, so der Idee der Gottheit ein zwiefaches Leben, auch das jenseitige hingeben konnte!

110. Der Mensch ohne Beziehung auf den Menschen ist nichts. — Wandere wohin, weile wo du willst, andere Menschen sind mit dir und um dich, sie werden dich als Worte, als Lieder, als Erinnerungen, als Thränen der Freude, des Mitleids und des Schmerzes, als Wünsche und Hoffnungen, als Bitten und Gebete, — immer begleiten.

111. Dummheit macht sich stets am breitsten
Hier in dieser engen Welt,
Sie erscheint auch am gescheidtsten
Immer noch der dummen Welt.
Aber was mir thut am leidsten
Auf der ganzen lieben Welt:
Dummheit, Dummheit kommt am weitsten
Endlich doch noch in der Welt.

112. Kunst und Wissenschaft ist für den Jüngling das Blümchen Jelängerjelieber und für den Greis das letzte Immergrün des Lebens.

113. Die wahre Seelenwandrung ist ein Fortzeugen des Wissens durch Wort und Schrift.

114. Die deutſche Philoſophie iſt eine Iſis: ſie hat ſo viele Brüſte, daß man nicht weiß, an welche man ſich gewöhnen ſoll.

115. Die ſchönſten Ideen ſind gleich in ihrer Geburt vollendete Weſen, wie die Schmetterlinge; die Zeit kann ſie nicht entwickeln, noch ausbilden, noch vollkommner machen, ſondern höchſtens nur zerſtören.

116. Der Ruhm auf Erden iſt ſelten ein Stern, aber häufig eine Stern-Schnuppe.

117. Große Geiſter ſind Cometen, die nie ohne einen großen Schwanz von Nachtretern ihre Bahn vollenden können.

118. Die Fehler und Mängel großer Geiſter gleichen den Herbſtnebeln, welche am Fuße des Berges lagern, während oben auf ſeinem Gipfel doch die Sonne ſcheint.

119. Glückliche Nachahmer ſind wie die einzelnen Sterne, die den Saturnus umkreiſen; aber ſo glänzend ihr Ring, dieſe ihre Feſſel iſt, ſie können ihn doch nie überſchreiten.

120. Ein Polyhiſtor unſerer Zeit wäre derjenige, der das wirklich ausführte, was von Philadelphia nur erzählt wird, daß er nämlich zu einer und derſelben Zeit zu allen Thoren Berlins hinausgefahren ſei.

121. Ein Leben ohne Geſang iſt ein freudenarmes, eine Pflanze ohne Blume; ein Leben ohne Sprache — ein freudenloſes Leben, eine Pflanze ohne Blätter.

122. Die ſchönſten Ideen des Dichters gleichen der Herbſtzeitloſe: ſie blühen ehe ſie Blätter getrieben haben.

123. Die Poeſie iſt dem wahren Dichter die Kunſt, gediegenes Gold mit einem ſchönen Gepräge zu verſehen, während der falſche Dichter ſein unedles Metall auch ausprägt, aber wie ein Falſchmünzer es nur durch Nützenpulver in Curs zu ſetzen vermag.

124. Der Frühling der Dichtkunſt wage ſich nicht in die Nähe der Höfe, den Winter der Diplomatik, ſondern mache es hübſch wie die Erde, die nur in der Sonnenferne ihr Sang- und Blüthen-Feſt feiert.

125. Wenn die Poeſie oben auf dem Berge ihren Sonntag feiert, Frühlingsdüfte athmet, und auf den Flügeln des Sonnenlichts die grünen und blühenden Eilande ihrer Träume und Erinnerungen auf der weiten Erde wiederfindet — dann begeht unten die Spießbürgerwelt ihren blauen Montag, erlabt ſich an Knaſter und Braunbier, Schnaps und Würſten, und hält ein Schweinausſchieben.

126. In der Naſe ſoll nach Oken der Sitz der Phantaſie ſein. Iſt das wirklich ſo, dann müſſen wol die meiſten Menſchen zeitlebens den Stockſchnupfen haben.

127. Sie wiſſen nicht, warum's Januar war,
Und ſind ſie auch längſt im Februar zwar,
So denken ſie doch auf keinen Märzſcherz
Und ahnen nimmer, was der Aprill will,
Und was ein liebeblühender Mai ſei.
Drum frag danach im Juni und Juli ſie,
Und frag danach im September,
October, November, December,
Sie haben nun einmal Poeſie nie.

128. Die Lyrik iſt der Morgen, die Zeit der Andacht, der ſtillen Sehnſucht und Erwartung, die Dramatik iſt der Mittag, die Zeit der Thätigkeit nach außen, ein Zuſammenwirken vieler Kräfte, ein Tummelplatz der Leidenſchaften und Begierden; die Epik iſt der Abend, die Zeit der Ruhe und Selbſtgenügſamkeit, wo die Ergebniſſe unſeres Strebens und Wollens, und unſere Leiden und Freuden wie Erinnerungen an unſerer Seele langſam vorüberziehen und das Vergangene uns vergegenwärtigen; die Didaktik iſt die Nacht, wir ruhen eine wahre ascetiſche Ruhe, und unſere Träume und Herzensergüſſe ſind die eines moraliſierenden Alten — nichts als Ermahnungen und Lehren.

129. Nur der Dichter muß ſich ſein Haus ſelbſt bauen; darum hält er auch ſich ſelbſt einen Zimmermannsſpruch und trinkt ſich ſelbſt den Bauherrntrunk zu.

130. Der Dichter, deſſen Verdienſt nur in dem metriſchen Theile ſeiner Erzeugniſſe beſteht, iſt eine arbeitſame aber flügelloſe Ameiſe, die ſich mit allen Füßen doch nicht emporſchwingen kann.

131. Der reichſte Garten der Poeſie iſt die Ferne, aber nur dann, wenn Hoffnung und Sehnſucht ihre Gärtnerinnen ſein wollen.

132. Wenn der Dichter nicht ſelbſt einen Auferſtehungstag hat, ſo wird die Welt an ihm keinen Pfingſttag erleben.

133. Alle Poeſie iſt nur eine Form, ein Gefäß jener himmliſchen Liebe, womit Gott unſer Herz geſegnet hat; ſie iſt eben ſo wenig wie dieſe Liebe ſelbſt ſich allein Zweck, ſie will, wenn ſie ſchöpferiſch aus ihrem ſtillen Kämmerlein hervortritt, nur eine Freude ſein, die ohne eine andere Freude nicht leben kann, nicht gedacht werden ſoll. Wer der Poeſie dieſe Bedingung, unter der ſie nur wahrhaft zu leben vermag, raubt, betrübt ſie und bringt ſie zum Schweigen. Und ſo findet denn der Dichter, im Beſitze aller Kunſtfertigkeit und Geheimniſſe, endlich keine Worte mehr, er hat ſich, wie's die alten Meiſterſänger nannten, verſungen und muß vom Stuhle herabſteigen.

134. Der Lyriker ist der Frühling, er erzeugt Blüthen und Blätter, kennt nur eine Gegenwart. Der Dramatiker ist der Sommer, er entwickelt die Blüthe zur Frucht, zeigt in der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft. Der epische Dichter ist der Herbst, ein Darsteller der Vergangenheit, er kennt die Blüthen seiner Früchte, weiß wie sie aussehen, aber sieht sie nicht, weiß wie sie duften, aber riecht sie nicht. Der didactische Dichter ist der Winter, er bringt nichts hervor, und begnügt sich, an seinen Vorgängern und seinem Nachfolger zu zeigen, warum und wozu das Alles so ist.

135. Der Lyriker ist ein Bräutigam, der Dramatiker ein Ehemann, der Didactiker ein Hausvater, der Epiker ein Wittwer.

136. Dichter und Componist sind beide Kinder des Frühlings, und jener die Rose, dieser die Nachtigall; beide sehnen sich, nach der Sage des Morgenlandes, nach einander, beide lieben sich und wollen noch auf Erden ihr Hochzeit-Fest feiern.

137. Instrumentalmusik ist das Mitgefühl der unorganischen Natur an den Freuden und Leiden der Stimme des menschlichen Herzens.

138. Der Ton des Waldhorns ist das Echo des deutschen Gemüths.

139. Das wahre lyrische Dichten erscheint mir immer wie ein musikalisches Componieren mit Worten, wir schreiben statt der Töne Worte auf. Ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich beinahe nie dichte ohne zugleich zu singen.

140. Der Lyriker verwebt sein Ich, sucht es zu identificieren mit der Welt, aber nur am liebsten mit ihrer sichtlichen Oberfläche und dem Wechsel der Jahreszeiten auf ihr; der Humorist hingegen hält sein Ich gleichsam feindselig zurück, und läßt es da stehen, wie eine Voltaische Säule, um Allem, was er in seine Nähe zieht, electrische Schläge auszutheilen.

141. Der dramatische Dichter ist ein Ich, worin hundert andere eingeschachtelt sind; ist ein ewiger Jude, der in allen Ländern und zu allen Zeiten sich umhertreibt; ist ein sich selbst nach Belieben vervielfältigender Doppelgänger, der in vielerlei fremden Charakteren, in verschiedenen fremden Stimmungen und zu andern Tages- und Jahreszeiten als die seinigen, und unter andern Leiden und Freuden und immer mehreren und größeren als seine eigenen, immer ein und derselbe bleibt; er muß ein großes Herz haben, um viel zu lieben und zu hassen, und einen eben so großen Verstand, um viel zu erwägen und zu berechnen.

142. Ein deutscher Idyllendichter (von 1624 bis 1780) ist ein Mensch, der alle Berge und Thäler, alle Felsen und Klüfte in fruchtbares

Ackerland und fette Weideplätze, alle Thiere in Viehheerden, und alle Menschen in Kuh- und Ziegenhirten verwandeln möchte, und in jede Litteratur sein Arkadien einschwärzt ꝛc.

143. Ein didactischer Dichter ist ein poetischer Pedant und gleicht einem Liebenden, der gern seine Geliebte küssen möchte, aber immer bei sich denkt: es ist halt Sünde!

144. Der Alexandriner ist ein in's Jambische übersetzter Hexameter.

145. Der Alexandriner ist ein sechsspänniger Wagen auf einer Kunststraße, worin die französische Phantasie wie in einer Staatskutsche anständig und munter ihr Ziel erreicht, die deutsche aber wie auf einem breiträderigen Lastwagen im Sande in unerquicklichen Schlaf verfällt und erst aufwacht, wenn sie am Ziele ist.

146. Die deutsche Sprache des 17. Jahrhunderts ist zerhauen und zerfetzt wie die Brust, der sie angehört; jedes fremde Wort ist ein Stich und Hieb von einer fremden Hand.

147. Wen der 30jährige Krieg zu einem Gedichte begeistern kann, kann ein großer Dichter sein, ist aber auf jeden Fall ein schlechter Historiker.

148. Der 30jährige Krieg ist das größte Drama, welches die Jesuiten jemals aufgeführt haben.

149. Die Dichter zur Zeit des 30jährigen Krieges sind die Blumen in dem Leichenkranze, den sich Deutschland selbst wand.

150. Wieland giebt sich die große, für seine Zeit interessante Mühe, das Antike zu modernisieren und das Deutsche zu französieren; aber beides ist längst aus der Mode gekommen, so wie er selbst.

151. J. H. Voß übersetzt, als ob ein alter Grieche oder Römer bei oberflächlicher Kenntniß der deutschen Sprache Gedichte machte.

152. Johannes von Müller erscheint in seiner Sprache als ein großer Geist des Alterthums, der sich der neuen Welt zu Gefallen bequemt — deutsch zu schreiben.

153. Holty ist eine Aolsharfe, die nur bei dem leisen Wehen des Frühlings am lieblichsten tönt.

154. J. C. Jacobi ist eine Nachtigall, der man es anhört, daß sie ihre schönen Jugendtage in Frankreich verlebte.

155. Gerstenberg ist ein Adler, der zum Himmel flattert, aber immer wieder zur Erde zurückkehrt. Klopstock ist ein Paradiesvogel, der nirgend auf der Erde ruht, sondern im Himmel der Liebe und Religion seine Flügel schwingt.

156. In Faust's Mantel hüllte sich Göthe nur Einmal, nämlich in seinem Faust; dann verlor er ihn für immer, wie seine Helena und seine eigene Fortsetzung seines eigenen Fausts genugsam darthun.

157. Schiller hat oft mehr Worte als Gefühle; und darum sind in seinem Hörsaale mehr prosaische als poetische Naturen.

158. Winckelmann wurde katholisch wegen der heidnischen Kunst, Fr. Schlegel wegen seiner eigenen, und mancher andere wegen gar keiner.

159. Kosegarten's Sprache ist das Brausen und Branden der Seewellen, jede wirft etwas aus der Tiefe seiner Seele empor, zuweilen eine Perle, ein Stück Bernstein, meist aber nur Muscheln und Seegras.

160. Kosegarten geberdet sich wie der Acteur eines Helden in einem gewöhnlichen französischen Trauerspiele, der aber deutsch spricht.

161. Jean Paul's Werke sind ein gut unterhaltenes Lauffeuer, während andere höchstens pelotonweise zu feuern verstehen.

162. Jean Paul's Humor ist ein Kaleidoskop, das bei der leisesten Berührung aus den verschiedenartigsten Bruchstücken der Ober- und Unterwelt immer neue wunderbare ganze Bilder darstellt.

163. Lieber Graf von Platen-Hallermünde,
Ja, das Schelten ist zwar keine Sünde,
Wenn man hat wie du so gute Gründe.
Aber bist du es capabel,
Schenk was dir und uns gebricht,
Schenk uns was nach deinem Schnabel,
So ein schmackhaft fein Gericht,
Denn was soll uns eine Gabel,
Haben wir des Bratens nicht?

164. Müllner, steig aus deinem Grabe,
Tilge deine Schuld auf Erden!
Denn dein mitternächt'ger Rabe
Läßt sie immer größer werden.

165. Wolfgang Menzel, allzeit fertig,
Nur auf Metzler's Wink gewärtig,
Kann bald dies, bald das nicht leiden,
Greift zu lauter scharfen Messern,
Will mit Auf- und Kreuzquer-Schneiden
Unsre kranke Zeit verbessern;
Schneidet hier die Ehren ab,
Operiert Verdienst ins Grab,
Oculiert mit seinem Messer

Auf den Göthe magnifik,
Daß der Wildling werde beſſer,
Unſern Novelliſten Tieck;
Schneidet die Geſchichte zu,
Daß man ſie mit Luſt kann leſen,
Schneidet ſich zu ſeiner Ruh
Einen Recenſentenbeſen.
Doch nach ſolcher Schneiderei, —
Und ſo wird's ſich endlich ſchicken, —
Schneidet er ſich ſelbſt entzwei
Und kann ſich nicht wieder flicken.

166. Wo iſt doch Lafontaine geblieben?
Da wo auch Clauren nächſtens iſt
Und mancher andre Novelliſt.
Sie hatten für die Welt geſchrieben.
Was that die Welt? ſie las,
Doch that ſie mehr noch: ſie vergaß.

167. Bei Kotzebue hätte es nicht eines Sands bedurft, er wäre mit ſeinem litterariſchen Caper auch ohne Sand doch bald auf den Sand gerathen.

168. Je länger du ein vergoldetes Silberſtäbchen wie Draht ziehſt, je durchſichtiger wird die Vergoldung. Siehe unſere Romanenſchreiber! — Mach's umgekehrt!

169. Der wahre Proſaiker iſt immer offenherzig, ſagt Alles heraus, weil er nur ſo irgend einen Zweck in Bezug auf ſich und andere zu erreichen glaubt; der wahre Dichter aber iſt in demſelben Grade verſchwiegen, er winkt nur mit den Augen, um unſerer Sehnſucht und Ahnung, wie ein Liebender der Geliebten, den Weg zum Schönen, Erhabenen und Heiligen anzuzeigen.

170. Bei einem gründlichen ſtrengwiſſenſchaftlichen Werke, was in einem ſchönen Stile abgefaßt iſt, kann es einem ergehen wie bei der Schlingerdbeere, da weiß man nicht, was eigentlich Blüthe und Frucht iſt.

171. Nebel über einer ſchönen Gegend und ein ſchöner Gedanke in poetiſche Dunkelheit gehüllt — dazu mag man noch ſo hoch ſtehen, noch ſo ſcharf ſehen, man muß warten, bis die Zeit das Schöne zum Vorſcheine bringt.

172. Hänschen hinten, Hänschen vorn,
Hänschen unten, Hänschen oben,

Hänschen ohne Gall' und Zorn,
Hänschen *kann nur alle* loben.

173. Du bist ein großer Dichter jetzt,
Weil du den Dante übersetzt!
Doch größer wärst du ohne Wahn,
Wenn Dante das mit dir gethan.

174. Wie kam er doch so hoch empor?
Und steigt nun immer weiter!
Ich las ihm nur den Hegel vor,
Da braucht' er keine Leiter.

175. Ein litterarischer Verstand,
Der ist zu Allem nütze:
Er heckt in jedem Staub und Sand
Und laicht in jeder Pfütze.

176. Sieh den Litterator, den umsichtig waltenden,
Assimilierenden, vielfach gestaltenden!
Er fädelt an seinen Exclamationen
Die Bücher wie seine Puppen auf.
Und bringt sie dann geschaart in Schwadronen
Die nächste Ostermesse zu Kauf.

177. Eure große Encyclopädie
Ist doch auch nur eine Lotterie;
Kommt auch hier und da mal ein Gewinn,
Sind doch $^7/_8$ Nieten drin.

178. Die Kritik kann nicht Alles analysieren, sie muß sich dann und wann damit begnügen, nur darauf hinzuweisen, daß etwas schön ist. Es giebt ein höheres Schöne, was außer dem Gebiete des Sinnlich-wahrnehmbaren liegt, so wie jenseit der vielen Abstractionen des Verstandes, die man in den Kunstkanon der Ästhetik aufgenommen hat, ein Schönes, was sich nicht mit dem Zirkel bestimmen, noch auf Zahlenverhältnisse, noch auf philosophische Begriffe zurückführen läßt.

179. Der Humor ist ein Fernrohr, durch dessen eine Seite wir Alles vergrößert, und durch dessen andere Seite wir Alles verkleinert erblicken.

180. Mancher mag zu Manchem seinen Namen nicht hergeben, und denkt gar nicht daran, daß sich zu *seinem* Namen Manches auch nicht hergeben möchte.

181. Die Recenſenten ſind alte Jungfern, die nichts von Mutterfreuden ahnen, und jeder Braut auf ihrem Kirchgange lieber Häckſel als Blumen ſtreuen möchten.

182. Ein ſchlechter Recenſent und ein ſchlechter Schriftſteller ſind zwei Kerle, die ſich über dem Schnupftuche duellieren; ſie ſchießen ſich beide todt. Ein guter Recenſent und ein guter Schriftſteller ſind zwei Duellanten, welche die tödtenden Waffen ihrer Hände in Verſöhnungswaffen ihres Geiſtes, in ruhige Erörterungen ihres Streitpunktes umwandeln; ſie vertragen ſich bald, und die Sache endigt gewöhnlich damit, daß der Recenſent nächſtens zu Gevatter eingeladen wird bei einer zweiten verbeſſerten und vermehrten Auflage.

183. Recenſionen und Leichenpredigten haben meiſt ein und daſſelbe Schickſal: ſie begleiten die Leiche bis ans Grab und fallen unverſehens ſelbſt mit hinein.

184. Schimpft lange nur, da wächst das Honorar
Mit jeder Zeile.
Doch wer beim erſten Schritt ein Eſel war,
Der bleibt's auch nach der erſten Meile.

185. Laß nur dazu die Journaliſten ſchweigen!
Fahr fort, im beſten Lichte dich zu zeigen!
Was macht ſich denn der Glanz der Sonne draus,
Wenn Uhu flieht vor ihm und Fledermaus?

186. Die Kunſt muß eine Dienerin der Mode ſein, leider! und ſie läßt es ſich gefallen, weil ſie doch einmal weiß, daß ihr wahres Weſen zu keiner Zeit allgemein weder erfaßt noch verehrt worden; nun, dafür hat ſie ewig ihre offenbaren und heimlichen Freunde und Anbeter, die überall für ſie leben, wenn ſie auch nicht durch ſie leben können, die überall für ſie reden, wenn es auch gegen andere Leute iſt, und — wehe euch, ellenlangen Cravaten und ſeidenen Locken, wenn nächſtens auch über euch, wie über weiland Perücke, Zopf, Toupé und Reifrock Gericht gehalten wird! da hilft euch auch kein Louis XV.!

187. Je unzufriedener Canova bei ſeinen Kunſtſchöpfungen mit ſich ſelbſt ward, deſto zufriedener ward die Welt mit ihm.

188. Der Gelehrte wird etwas, der Künſtler iſt etwas.

189. Ausdauer iſt hart wie Schiffszwieback, aber man gewöhnt ſich bald an beides, wenn man die Inſel der Glücklichen erreichen will.

190. Wenn ein Maler ſeine Kunſt treibt,
Und dann nebenbei über die Kunſt ſchreibt,
Und thut als ob er's beſſer wüßte,

Und zeigt, wie's jeder machen müßte,
Dann aber endlich selber nichts macht,
Der wird wahrhaftig ausgelacht.

191. Viele Künstler haben Spinnennatur: sie machen Kunstwerke nur um des Erwerbs willen und sind allen ihren Kunstgenossen spinnefeind.

192. O hättet ihr wie jene Meister*)
So tief ins Himmelreich geschaut!
Ihr hättet Gott und alle Geister
Den irdischen Farben anvertraut;
Ihr würdet auch am Himmel hangen,
Nie nach der Erde heimverlangen,
Ihr hättet ja die Kunst empfangen
In eures Herzens Heiligthume,
Die Kunst wie eine Himmelsblume
Zu Gottes und des Menschen Ruhme!

193. Der Componist sollte immer ein guter Dolmetscher des Dichters sein, macht es aber oft noch schlimmer als Ney, der Napoleons Rede an die bei Jena gefangenen Sachsen: 'Mes chères Saxons', übersetzte: 'Meine Herren Sächser!'

194. Essen, trinken, singen,
Bleibt doch eine Dreiheit;
Und was kann gelingen
Bei der Vielerleiheit?

195. Der Glaube an die Eigenthümlichkeit unseres Volkes ist selbst bei uns gering und bei unsern Gelehrten sehr gering: sollte aber jemand gar nicht anders mehr denken können, als daß wir sammt und sonders von nun an bis in Ewigkeit von griechischer und römischer Bildung abhängig blieben und bleiben müßten, der verdiente, daß er schon vor Jahrtausenden als Sklave in Sparta oder Rom geboren und begraben wäre.

196. Der Deutsche ist immer eher bereit zum Denken als zum Handeln und vergißt gar leicht, wozu einem der liebe Gott Arme und Beine gegeben hat. Darum kann er aber auch leichter sich die geistige Eigenthümlichkeit als die äußere aneignen.

---

*) Giotto, van Eyk, Pinturicchio, Fiesole.

Aber kein Volk kann aus der Weltgeschichte seine Schwachheit und Erbärmlichkeit austilgen, oder es hört auf ein und dasselbe Volk zu sein. Denn die Völker sind nur potenzierte Einzelwesen und ebenso gut wie diese allen Gefahren, Fehlern und Leiden der menschlichen Natur unterworfen. Ebendarum lehrt die Weltgeschichte besser als unser eigenes Leben, und wohl dem, wer dafür allezeit den ruhigen Blick und ein empfängliches Gemüth behält!

210. Es kommt manch einer in eine große Bibliothek und erschrickt vor der ungeheueren Masse von Büchern. Ja, es ist auch wol schauderhaft, daß der menschliche Geist so seinen besonderen Hang hat, sich auf diese Weise zu verkörpern! Sagte doch schon der Prediger Salomo (12,12): 'Hüte dich mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende.' Aber wenn man nur erst ein bissel mit allen den Büchern auf einem vertrauteren Fuße lebt, da verliert sich das Staunen und Schaudern, man wird allgemach so gleichgültig gegen diese aufgestapelten Geistesüberbleibsel in Bibliotheken, wie in den Beinhäusern die Todtengräber bei den Menschenknochen.

211. Das ist für euch der klügste Mann,
Der Alles wendet zum Besten an!
Der nichts in der Welt weder thut noch treibt,
Begafft, betastet, beliest, beschreibt,
Nichts wünscht noch hofft, nichts hört noch sieht,
Wovon er nicht seinen Nutzen zieht!

212. Du mußt ein reiches Mädel frei'n,
Gern Wasser trinken, niemals Wein,
Mußt über schlechte Zeiten schrei'n
Und Geld verdienen hinterdrein,
Mußt nie und nirgend gehn allein,
Um abzuwenden bösen Schein,
Mußt meiden alle Gasterei'n
Und jeden lustigen Verein,
Dann fällt es wahrlich keinem ein,
Daß du nicht müßtest, Brüderlein,
Ein Mann von Ehr' und Ansehn sein.

213. Die Sonne beschien das Metall,
Draus wurde die Erde Knall und Fall;
Die Sonne beschien die Erde zuhand,
Woraus sodann die Pflanz' entstand;

Die Sonne beſchien die Pflanz', und plötzlich
Trat das Thier draus hervor ganz ergötzlich;
Die Sonne beſchien zuletzt das Thier,
Und ſo, meine Herren, wurden wir.
Daher kommt's denn, daß Menſch und Nachtigall
In der Stimme haben viel Metall,
Daß wir wie Blumen ſprießen und blühn,
Daß wir uns wie Ochſen und Eſel mühn,
Und all unſer Thun und Handeln
So gern in Metall und Papier verwandeln.

214. Gute Lebensregel
Iſt ein gutes Segel.
Spannſt du es zu rechter Zeit,
Fährſt du ſicher weit und breit.

215. Wenig gewünſcht und viel gethan,
Iſt der beſte Lebensplan.

216. Eile mit Weile — hat ſchon Mancher gedacht,
Und doch keine Zeile zu Stande gebracht.

217. Erfahren haben will Groß und Klein.
Aber alt will Niemand ſein.

218. Ehre kannſt du nirgend borgen,
Alſo mußt du ſelbſt dafür ſorgen.

219. Suchſt du Ehr' in *deinem* Thun und Leben,
Werden dir auch *Andre* Ehre geben.

220. Geh unbefangen in die Welt hinein:
Wenn *du* nicht ſtößeſt, ſtößet *dich* der Stein.

221. Mit der Finſternuß hub an die Welt:
Darum iſt es auch jetzunder
Eben noch kein großes Wunder,
Daß man drauf ſo große Stücke hält.

222. Herr von Ohnewitz
Hat den höchſten Sitz.

223. Reich und dumm
Hat auch ſein Publicum.

224. Das Dummſein gönnt man ihnen allen;
Dumm machen läßt ſich keiner gefallen.

225. Das Publicum iſt immer gut,
Wenn man nur ſeinen Willen thut.

226. Manch adliches junges Blut
Sich höchlich wundern thut,
Daß auch andre Leut' im Land
Fünf Finger haben an jeder Hand.

227. Mit manchem wäre nicht umzugehn,
Ließ' er nicht auch eine Schwäche ſehn.

228. Lob und gieb!
Dann biſt du Allen lieb.

229. Glück iſt dumm voll Selbſtbetrug,
Unglück macht ſich ſelber klug.

230. Was ſie ſelber nicht machen können,
Wollen ſie keinem andern gönnen;
Aber dennoch bleibt es gut,
Wenn es doch ein andrer thut.

231. Wirſt du auch ſtets belogen,
Der Wahrheit bleib gewogen.

232. Willſt du werden tugendhaft,
Lerne deine Schwäch' und Kraft.

233. Recht und ſchlecht, ehrlich und grade
Braucht keines Menſchen Gnade.

234. Mancher giebt gute Lehren mit auf den Weg,
Und kann doch ſelbſt nicht über den nächſten Steg.

235. Wer ſeine Fehler hören kann,
Verdient zum Freund den beſten Mann.

236. Willſt du wiſſen, was man auf dein Ich hält?
Verkehr auf Du und Du mit aller Welt.

237. Ein freundlich Geſicht, ein gutes Wort
Hilft manchem armen Geſellen fort.

238. Lerne von den guten Tagen
Auch die ſchlimmen zu ertragen.

239. Von innen mache hell dein Haus,
Dann ſieht's auch hell von außen aus.

240. Willſt du immer überſpringen
Andrer Freud' und Neigung,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Doch jung in alten Tagen ſein,
Das lerne dein Gemüth.

252. Das ſind doch die beſten Feſte,
Die man ſich zu Ehren giebt,
Wo ein Herz das andre liebt,
Eins dem andern wünſcht das Beſte.

253. Beharrlich ſei in deinem Streben,
Doch lerne, wie man lebt allein!
Denn willſt du mit der Maſſe leben,
Allein wirſt du ſchon morgen ſein.

254. Zerſtückle dich nach allen Seiten,
Da wirſt du dir Lob und Ehre bereiten.
Wer ſich immer als Ganzes zeigt,
Dem iſt die Welt nicht ſehr geneigt.

255. Bewahre dein biſſel Witz und Kraft
Zu deinen eigenen Sachen,
Da darfſt du nicht erſt Brüderſchaft
Mit Hinzen und Kunzen machen.

256. Schlag mit Kolben, hau mit Beilen,
Stich mit Spießen, ſchieß mit Pfeilen:
Wenn der Undank mit dir ficht —
Laß nur ab! du triffſt ihn nicht.

257. Wünſch' und Hoffnungen gehen weit,
Weiter geht Unbeſcheidenheit.

258. Wenn dir einmal auch etwas gelang,
So iſt es darum noch nicht von Belang.

259. Wirke frei und offen fort!
Dein Bewußtſein ſei dein Hort!

260. Panzer hinten, Panzer vorn umher!
Gut Gewiſſen ſchützt bei weitem mehr.

261. Neutral! neutral! ein ſchlimmes Wort
In großen Angelegenheiten!
Den Beſſern trieb's von jeher fort,
Für's Gute kühn zu ſtreiten.

262. Wir ſind in allen Dingen ſtets entſchieden,
Drum heißt's bei uns: Krieg oder Frieden.

263. Wiſſen müßt ihr, was ihr wollt!
Was ihr ſollt, das müßt ihr thun!
Und wenn auch der Himmel grollt,
Nur im Grab' erſt dürft ihr ruhn.

264. Mit Reden und Schwatzen iſt nichts gethan,
Bringſt du nicht ſelber was auf den Plan.

265. Ob du redeſt, denkſt und ſchreibſt,
Ob du trinkeſt, oder ſingſt,
Oder dies und jenes treibſt,
Wie du deine Zeit verbringſt —
Thuſt du deine Pflicht dabei,
Nun ſo iſt es einerlei.

266. Jedes Wort iſt ehrenwerth
Was da Recht und Wahrheit lehrt.

267. Schönheit da am längſten blüht,
Wo ſie wurzelt im Gemüth.

268. Aus guter Lehre
Sprießt Tugend und Ehre.

269. Tüchtig lehrſt du nur dein Kind,
Wenn du lernſt wie Kinder ſind.

270. Wer mit dem Blick erziehen kann,
Der greif die Ruthe niemals an.

271. An Gutes und Schönes dein Kind gewöhne,
Dann ſieht's noch im Alter das Gut' und Schöne.

272. Eh die Mutter was beginnt,
Soll ſie denken an ihr Kind.

273. Für ſeine eigenen Schwächen
Sucht Mancher ſich an meinen zu rächen.

274. Fremder Troſt iſt gut,
Beſſer iſt eigner Muth.

275. Das Haben und das Werden
Beſiegt das Sein auf Erden.

276. Ein redlich Wort in trauter Stunde,
Was Liebe denkt und Liebe ſpricht,
Iſt mehr als wenn aus jedem Munde
Mich laut umſchwirrt ein Lobgedicht.

277. Mancher läßt es ſich nicht verdrießen,
Tagelang keinen Haſen zu ſchießen.

278. Das Wiſſen zu gebrauchen, das Wie und Wann,
Das macht den echten gelehrten Mann.

279. Bleib mit deinen beſten Gaben
Ruhig hinterm Strauch!
Krüppel will den Vortanz haben:
Das iſt Weltgebrauch.

280. Wenn einer nicht tadeln kann
Und nicht loben will,
Thut er am beſten dran,
Er ſchweigt mäuschenſtill.

281. Was vor Zeiten iſt geſchehen,
Weit und breit man davon ſchreibt;
Aber um es zu verſtehen,
Siehe, wie die Welt es treibt.

282. Biſt du redlich von Geſinnung,
Und beſeelt von Muth und Kraft,
Brauchſt du keine Zunft und Innung,
Nicht Verein noch Brüderſchaft.

283. Nicht um geliebt, nur um beliebt zu werden,
Erduldet man gar mancherlei Beſchwerden.

284. Das noch viel zu thun iſt,
Lerne bei Zeiten, ohne Verzug!
Denn wie ſüß das Ruhn iſt,
Lehrt dich jede Zeit genug.

285. Bleibt's doch unſer Loos auf Erden,
Magſt es loben oder ſchelten:
Anders ſehn wir vieles werden,
Nur das Beſſre ſehn wir ſelten.

286. Sie können nur gebildet ſcheinen,
Der Anſtand iſt ihr Symbolum:
Bei ihrem Lachen, ihrem Weinen
Dreht ſich mein Herz im Leib' herum.

287. Willſt du in ein Weſpenneſt ſtechen,
Mußt du vor Pfuſchern die Wahrheit ſprechen.

288. Daß man lebt ſo kurze Zeit,
That mir eigentlich niemals leid:
Denk' ich aber, du lebſt zu lange —
Dann wird meinem Herzen bange.

289. Ach, für jede neue Luſt
Findet ſich ein neues Leid;
Und des Menſchen enge Bruſt
Iſt für's Schlimme ſtets zu weit.

290. Mußt dich muthig froh ergießen,
Wie ein Strom den Berg hinab!
Durch die Ebne mußt du fließen,
Und das Weltmeer ſei dein Grab!

291. Fremdlinge ſind wir, einer dem andern,
Lernen uns ſelten recht verſtehn.
Wenn wir beginnen zuſammen zu wandern,
Iſt's um die Wandrung oft ſchon geſchehn.

292. Gar wunderlich geht's in der Welt,
Und geht doch ſeinen Lauf;
Und wenn auch einer niederfällt,
So ſteht er wieder auf.

293. Verketzert nur nicht alle Welt!
Laßt jedem doch den Himmel offen!
Raum iſt ja unter dieſem Zelt
Genug zum Lieben und zum Hoffen.

294. Ungeſehen, ungekannt,
Wie das Gold in tiefer Grube,
Bleibt Verdienſt im Vaterland.
Darum wirk' in deiner Stube
So als wäre Thür' und Wand
Dir ein dankbar Vaterland.

295. „Dem Sohn des Friedens, warum gab
Man ihm den Siegeskranz ins Grab?“ —
Wie, war der Todte nicht ein Held
Auch ohne Schwert und Kriegeswunden?
Er hat das Trübſal dieſer Welt,
Hat jeglich Leiden überwunden.

296. So tritt heraus aus Raum und Zeit,
Und träume von der Ewigkeit,
Und ſchau empor zur blauen Nacht!
Und ſag, ob dieſe Sonnenheere,
Ob dieſe lichten Sternenmeere
Um deinetwillen ſind gemacht?
Da mußt du weinen, mußt du ſchweigen,
Stumm auf das Meer der Welten zeigen,
Du lebſt!
Sonſt haſt du nichts, das iſt dein eigen.

297. Haſt du nun genug gedacht,
Und gezweifelt und gemeint,
Und genug bei Tag und Nacht
Bald bejahet, bald verneint,
Und geſchlafen und gewacht,
Viel begonnen, viel vollbracht,
Haſt du dich nun ſatt geweint,
Haſt du müde dich gelacht —
Nun ſo ſag gern: gute Nacht!
Wenn dein letzter Tag erſcheint.

298. „Ohn' End' iſt Euer Stoff!“ — Das iſt er,
Ohn' Ende ſind auch die Philiſter.

299. Darum iſt der Pfeil ſo ſpitzig,
Daß er durch die Fläche dringt;
Darum ſind wir denn auch witzig,
Weil's mit Ernſt uns nicht gelingt.

300. Ihr könnt nicht bitter ſein, nicht ſüß noch ſauer,
Habt keine Liebe, keine Luſt noch Trauer;
Der Kugel gleich recht rund und glatt und eben
Schlüpft über jeden Stoff hin euer Leben.

301. Was hilft's? und ſchrei' ich wie ein Rohrdommel,
Es hallt nicht wieder eure Ohrtrommel.

302. Was wäre denn zu tadeln an ihnen?
Sie müſſen doch leben und Brot verdienen!

303. Ach! was iſt die Begeiſterung theuer
Hier zu Land!
So oft ich commandierte: friſch, gebt Feuer!
Hat's noch immer von der Pfanne gebrannt.

304. Auf Feuer auch der Philiſter was giebt,
Der arme Tropf:
Doch wißt ihr, wo er's am meiſten liebt?
Im Pfeifenkopf.

305. Mai ſucht ſich zu zeigen
Jetzt allerwärts:
Vertrockneten Zweigen
Bleibt's dennoch März.

306. Warum ſie ſich mühen, placken und plagen?
Das weiß ſich ſo eigentlich keiner zu ſagen.

307. Ach, ich kenne die Gelehrten,
Kenn' ihr Trachten, kenn' ihr Dichten!
Was wir liebten, was wir ehrten,
Werden ſie nur ſplitterrichten.

308. Komm nur mit keiner Elegie,
Sonſt wirſt du gleich verlieren.
Kommſt du einmal mit Poeſie,
So komm nur mit Satiren!

309. Nur Spott und Hohn,
Dann rühren ſie ſich ſchon.

310. Wenn du zielſt, ſo wiſſe: warum?
Denn der Pfeil kehrt nicht wieder um.

311. Nil admirari! lerne nie,
Wenn du was hältſt auf Poeſie.

312. „Wie kommt's, daß die Welt ſo quantitativ iſt,
Und auch die Poeten unſerer Zeit?"
Das lern' an dem Fluſſe, der niemals tief iſt,
Der macht ſich zu Zeiten gewaltig breit.

313. So viele Poeten ſind erſtanden
Von kleiner Art in allen Landen,
Daß es iſt ein wahres Feſt,
Wenn ein großer die Welt verläßt.

314. Nur wer in Proſa ſchreiben kann,
Iſt jetzt ein gar willkommner Mann,
Denn recht proſaiſch iſt die Welt,
Und — Gleich und Gleich ſich gern geſellt.

315. Die ſchönſte Dichtung iſt auf Erden:
Zu lieben und geliebt zu werden.

316. Macht die Gelegenheit poetiſcher,
Dann dichtet ihr äſthetiſcher!

317. Willſt du nach Wohlklang fragen,
Das Auge kann's nicht ſagen;
Der wird nur in den Ohren
Empfangen und geboren.

318. Mag dein Herz es nie vergeſſen,
Was dem Ohre lieblich klang.
Aus dem Zählen und dem Meſſen
Wird noch lange kein Geſang.

319. Ein Geheimniß iſt des Dichters Leben,
Ruhet tief in ſeines Herzens Grunde;
Jeglich Wort erſtürb' auf ſeinem Munde,
Gäbe nicht die Liebe für ihn Kunde.
Und wie Blumen nach dem Lichte ſtreben,
Aus dem dunklen Schoß der Erde ſprießen,
Muß auch ſein Geheimniß ſich erſchließen,
Sich in Liebestön' und Kläng' ergießen.

320. Was wollt ihr mit dem Griechenthum?
Ihr könnt ja doch nur damit flicken!
Wer will auf ſein modern Coſtum
So einen alten Fetzen ſticken?

321. Wenn ihr das Fremde von dem Eignen trennt,
Und dann das Eigne kritiſch ſichtet,
So lernet ihr, wie viel der Deutſche kennt,
Und ach! wie wenig er gedichtet.

322. Schnitzt euch Götzen morgen und heute!
Knieet demuthsvoll vor ihnen!
Zwinget nur nicht andre Leute
Eurem Götzenkram zu dienen!

323. Weh, o weh! der Herr Profeſſer
Hält es hier nicht aus!
Selbſt die Eſel ſind dort beſſer
Als bei uns zu Haus.

Nach Italien muß er gehn,
Seine Freunde wiederſehn!
Dahin, dahin,
Wo die Citronen blühn.

324. In Roms Latrinen weiß er gut Beſcheid,
Er kann euch jeden Winkel nennen;
Doch um ſein Vaterland zu kennen,
Fand er noch nie Gelegenheit.

325. Wenn ihr nach Italien geht,
Bitt' ich euch, gebt fleißig Acht,
Ob noch Alles beim Alten ſteht
Und wie man es jetzo macht.
Aber wenn ihr kehrt nach Haus,
Bitt' ich mir noch Eines aus:
Kehrt auch wirklich wieder nach Haus!

326. An die Scholle haben ſie
Alle Kunſt und Poeſie
Kritiſch angebunden.
Drum iſt auch chineſiſch ſchön,
Wenn es nur wird in Athen
Oder Rom gefunden.

327. Wenn Alles ſchwimmt mit Griechenland und Rom,
Ich nicht, ich ſchwimme gegen dieſen Strom,
Und ſchwimme gegen manchen andern,
Und werde doch nicht rückwärts wandern.

328. Sag, was kannſt du ſchildern,
Wenn nicht eine Welt
Voll von lebendigen Bildern
Dir den Buſen ſchwellt?

329. Willſt du mit dem Pöbel rechten,
Iſt's um deine Kunſt geſchehn!
Stellt der Herr ſich gleich den Knechten,
Muß der Herr zu Grunde gehn.

330. So geſchieht's euch eben recht!
Wer ſich macht zum gehorſamen Knecht,
Er mag nun ſingen oder dudeln,
Er muß ſich immer laſſen hudeln.

331. Können sie am Fremden hangen,
Werden sie nicht leicht marode;
Eignes mußt du nie verlangen,
Denn du quälst sie sonst zu Tode.

332. Laß nur dein Herz sich still entfalten
Der Blume gleich,
Dann bleibt an himmlischen Gestalten
Dein Leben reich.

333. Stellt sich schön von außen dar,
Was schon schön von innen war,
Sieh, dann ist das Kunstwerk fertig,
Dann erst sei des Lobs gewärtig.

334. Hat Gott das Schöne dir verliehn,
So laß nicht ab vom Schönen!
Die Menschen mußt du dafür erziehn
Und sie daran gewöhnen.

335. Geh vor in Meisterschaft
Still wirkend, meist verschwiegen!
Da wird der Schüler grübelhaft
Und sinnig und gediegen.

336. Nur darum gieb auf Andre Acht,
Zu sehen wie man's besser macht.

337. Wenn er dir weist die rechte Bahn,
Sei dankbar auch dem Grobian.

338. Wo sich nur das eigne Interesse rührt,
Gleich wird eine andere Sprache geführt;
Was gestern ein Topf war für die Frau Base,
Heut' ist es eine hetrurische Vase.

339. Viel begonnen, nichts vollendet:
So hat schon mancher Verein geendet.

340. Ihr sollt euch der Musik ergeben,
Damit ihr Tact bekommt für's Leben.

341. Dasselbe wird die Leute schwer erfreu'n,
Du mußt was Neues machen, nichts erneu'n.

342. Hier ist nicht die Rede von mir und dir!
Mein Freund, die Idee steht höher als wir.

343. Ich habe der Welt gezeigt,
Daß ich was kann.
Sind ſie mir nicht geneigt,
Was liegt mir dran?

344. Aber ſag, wie kannſt du's wagen,
Was zu wollen ohne ſie?
Ohne ſie einmal zu fragen? —
Das vergeben ſie dir nie.

345. Einen Feind weniger oder mehr!
„Viel Feind, viel Ehr!“
So hab' ich gedacht,
Und habe gelacht,
Und habe geſchimpft auf die Hallunken
Und nebenbei ihre Geſundheit getrunken.

346. Laßt mich in meiner Neigung,
Laßt mich in meiner Richtung!
Denn eure Gunſtbezeigung
Zerſtöret meine Dichtung.

347. Ich lebe noch der Poeſie,
Noch dicht' ich fort
Und gebe den Philiſtern nie
Ein gutes Wort.

348. Mögen ſie es übelnehmen
Und darob erſtaunen, ſchaudern:
Herz, du ſollſt dich niemals ſchämen,
Deine Meinung auszuplaudern;
Beichten ſollſt du aller Welt
Was du liebſt, was dir gefällt.

349. Wißt ihr, was mir macht ſo großen Schmerz,
Daß ich zerknirſchet ſchimpf' und ſchelte?
Ihr ſeid doch lauter Leute von Kopf und Herz,
Und habt mitunter ſo eiſige Kälte!

350. Laßt mich vergeſſen, wo ich bin,
Da ſollt ihr ſehn, wie froh ich bin!

351. Fragt mich nicht, warum ich ſo bin?
Voller Ernſt und ohne Frohſinn?

Sehet hier mein ganzes Wollen,
Sehet dort mein Publicum!
Läßt mich jenes begeistert tollen,
Macht mich dieses kalt und stumm.

352. Ich habe niemals recht getrieben,
Was ich gesollt;
Aber bei Allem bin ich geblieben,
Was ich gewollt.

353. Ständ' ich ihnen nur ferner,
Hörten sie mich gerner;
Denn sie sind einmal verwöhnt,
Wenn es ihnen nicht ertönt
Wie vom hohen Himmel her,
Glauben sie es nimmermehr.

354. Ihr habt euch viele Mühe gegeben,
Mich zu verneinen vor der Welt.
Verhöhnt mein Thun, bespöttelt mein Streben
Und haßt, woran mein Sinn sich hält!
Ihr sollt an mir noch mehr erleben
Was euch noch weniger gefällt.

355. Daß ich eurer Laune fröhnte,
Dazu hatt' ich oft Geduld.
Wenn ich mich nicht dran gewöhnte,
Da war meine Laune schuld.

356. Noch ist ja Trost vorhanden,
Weil sie mich nicht verstehn;
Denn hätten sie mich verstanden,
So müßt' ich vor Gram vergehn.

357. Auf der Fahne, die ich führe,
Steht gar manches liebe Wort;
Nur die Demuth, wie ich spüre,
Ist da nicht am rechten Ort.

358. Daß ich bin so wie ich bin,
Wollen sie mir nicht verzeih'n.
Thät' ich nur nach ihrem Sinn,
Dürft' ich dies und jenes sein.

359. Hab' ich jetzt mich losgewunden
Aus des Tages läst'ger Frohne,
Bieten mir die nächsten Stunden
Neue Plag' und Last zum Lohne.

360. Ich bin ein Bibliothecar
Nun schon seit manchem lieben Jahr:
Für jeden steig' ich auf die Leiter,
Ich aber komme niemals weiter,
Bin nach wie vor das was ich war,
Ich bleib' ein Bibliothecar.

361. Eintönig, ohne Fröhlichkeit, ohne Belebung
Und ohne Liebe, Begeistrung, ohn' Erhebung,
So stehn sie mir vorm Angesicht,
Versperren Aussicht, Wärm' und Licht —
Das ist eine Umgebung! das ist meine Umgebung!

362. Wo kämen meine Gedanken her,
Wenn Manches nicht wirklich vorhanden wär'?

363. Was hilft mein Trachten, was mein Bemühn?
Verdorrte Bäume, wer macht sie grün?

364. War ich mitunter stolz,
Konnt' ich sagen: ihr wollt's.
Spracht ihr von meiner bescheidnen Manier,
War ich nur minder stolz als ihr.

365. Wie glücklich, daß kein Kindlein klein
Ich jetzt noch bin auf Erden,
Sonst müßt' ich auch ein Schulmeisterlein
Wie andre Kinder werden!

366. Mancher hat mir nichts gethan,
Und doch möcht' ich ihn hinter die Ohren schla'n.

367. Manchem nicht sonderlich gefällt,
Daß ich aufrecht geh' in die Welt.
Wollt' ich gehn auf allen Vieren,
Ei, das würde die Leut' amüsieren!

368. Mein Träumen, Sehnen, Dichten, Sinnen,
Und all mein wunderlich Beginnen,
Es athmet auf nach Mitgefühl —
Kalt ist die Welt, das Wetter kühl.

369. Haßt man der Lilie stilles Blühn,
So werd' in deinem ganzen Dichten
Wie Disteln, so die Stacheln richten
Nach allen Seiten keck und kühn!

370. Wenn ich mich muß vertheidigen,
So nennt ihr das beleidigen?
Gut, wenn's nur trifft, wohin's gesollt,
Dann nennt es immer wie ihr wollt!

371. Das Füllhorn meiner Erfahrungen goß ich aus:
Jetzt winde sich jeder seinen Blumenstrauß.

372. Wählst du jedes Blümchen aus,
Was auch mir gefalle,
Wird's für dich und mich ein Strauß,
Aber nicht für alle.

Das Jahr 1830 begann. Mehr als je fühlte ich die Nothwendigkeit, etwas für mich zu thun wodurch ich eine bessere, sorgenfreie Stellung erreichte. Ich hatte jetzt niemanden gegen den ich mein Herz ausschütten konnte als Karl Milde; niemandem schenkte ich ein so unbedingtes Vertrauen als ihm; niemand aber verdiente es mehr als er, er war jederzeit bereit gewesen, mir mit Rath und That beizustehen.

Ich hatte im Mildeschen Hause schon viel Verkehr gehabt. Mutter Milde war eine sehr verständige, gute, wohlwollende, mildthätige Frau, die durch ihren Fleiß, ihre Umsicht und Geschäftskenntniß hauptsächlich ihren Mann zu dem gebracht hatte was er war und besaß. Dieser hatte sich von einem kleinen Cattundrucker allmählich zu einem der bedeutendsten Fabricanten emporgeschwungen und sich durch Verbesserungen in seinem Geschäfte und glückliche Unternehmungen ein großes Vermögen und eine achtungswerthe Stellung unter seinen Mitbürgern erworben. Die höhere Bildung, die ihm fehlte, suchte er für

seinen Sohn zu erreichen und gab ihm eine Erziehung, wie sie oft in höheren Kreisen nicht vorkommt. Karl wurde, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse zu weiterer Fortbildung besaß, auf Reisen geschickt und der Dr. Runge ihm als Begleiter beigegeben. Er reiste einige Jahre durch Deutschland, Italien, Schweiz, Frankreich und England. Er erweiterte die für seinen Beruf nothwendigen chemischen Kenntnisse, namentlich in Paris, wo sich herrliche Gelegenheit darbot, er brachte es zu großer Fertigkeit in der französischen und englischen Sprache und wußte sich die Art und Weise und Manieren der feineren Welt anzueignen. Mit einem Schatz von Kenntnissen, Erlebnissen und Erfahrungen kehrte er nach Jahren in das elterliche Haus zurück und sein treuer Begleiter Dr. Runge mit ihm, der nun fortan als Mitglied der Familie betrachtet dort seine chemischen Studien verfolgte und zum Besten der Fabrik Versuche machte und oftmals glücklich war in seinen Entdeckungen.

Karl sollte unter dem Vater das Geschäft betreiben. Bald schien ihm dies Verhältniß unbequem und die Fabrication, wie sie seit seiner Abreise geblieben war, veraltet und ungenügend, er sehnte sich hinaus und reiste abermals nach Paris. Der Vater meinte, er habe genug gethan für seines Sohnes Ausbildung, und rief ihn zurück. Dieser begab sich nach England. Der Alte war sehr ärgerlich darüber und schickte kein Geld mehr. Der Sohn, von allen Mitteln entblößt, begab sich nach Primrose und wurde Vorsteher einer Fabrik. Der Alte, der schon seinen einzigen Sohn enterben wollte, wurde jetzt weich gestimmt und täglich milder. Jahr und Tag dauerten die Verhandlungen, bis dann endlich der Vater nachgab und auf alle Wünsche seines Sohnes einging. Karl kehrte zurück, übernahm die Fabrik und wurde ganz selbständig: so löste sich Alles in

Wohlgefallen auf. Vorher aber hatte Runge, der für ſeinen Freund heftig Partei nahm, ſich mit dem Alten entzweit und das Mildeſche Haus verlaſſen.

Milde's Rückkehr war für die Zweckloſe Geſellſchaft ein erfreuliches Ereigniß, das ſie auf ihre Weiſe feierte. Milde jedoch fühlte ſich bald nicht recht heimiſch bei unſeren Scherzen und Witzen, wofür er keinen Sinn hatte, auch ſagte ihm überhaupt unſere ganze Richtung nicht zu gegen die Philiſterwelt, welcher er doch als reicher Kaufmann und Gemeindebürger angehören mußte und wollte, ja ſie ſchien ihm hinderlich um zu dem zu gelangen was er in der Geſellſchaft und im Stadtweſen ſein wollte: gegen Ende des Jahrs 1829 trat er aus. Trotzdem war mein Verhältniß zu ihm unberührt geblieben. Vertrauensvoll konnte ich mich nach wie vor an ihn wenden.

Ich theilte Milden meinen Plan mit. Die Fundgruben*) waren vollendet. Ich hatte ſie dem Miniſter**) gewidmet, und dieſer die Widmung angenommen. Ich wollte ſie ihm ſelbſt überreichen und bei der Gelegenheit zugleich meine Entlaſſung im Fall er meine Lage nicht zu verbeſſern vermöchte. Da ich keinen Urlaub zur Reiſe von Wachler erwarten durfte, wollte ich ohne Urlaub abreiſen. Milde ſtimmte ein und meinte, die Frankfurter Meſſe würde zu Anfange März für ihn vorbei ſein, dann könnte ich ja mit ihm nach Breslau zurückkehren.

*) Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur herausgegeben von Dr. Heinrich Hoffmann. 1. Theil. Breslau 1830 bei Graſs, Barth u. C. 8°. VIII. 400 SS.

**) Sr. Excellenz Herrn Freiherrn Stein von Altenſtein, dem großmüthigen Pfleger der Wiſſenſchaft und Kunſt als Denkmal der innigſten Dankbarkeit und Verehrung ehrerbietigſt gewidmet.

Ich hielt die Sache natürlich sehr geheim. Ich war mit meinen Vorarbeiten schnell fertig: alle Bibliotheksbücher lieferte ich ab, meldete Wachler und Neumann, daß ich in Familienangelegenheiten auf einige Zeit verreisen müßte, schickte ersterem die Bibliothekschlüssel und reiste am 19. Februar mit der Schnellpost nach Berlin. Mein Abschiedsgesuch hatte ich kurz vorher ins Reine geschrieben. Es lautete:

'Hochgeborener Freiherr!
Hochgebietender Herr Geheime Staats-Minister!

Mit einem schmerzlichen Gefühle, zugleich aber mit der bescheidenen Ruhe, welche aus einer langen Überlegung mit mir selbst erwuchs, wage ich an Ew. Excellenz die unterthänige Bitte, daß mich Hochdieselben von meiner gegenwärtigen amtlichen Stellung entbinden wollen. Der gänzliche Mangel an Aussicht in einer Laufbahn, wie die meinige, worin ich volle sieben Jahre keinen Schritt vorwärts thun durfte, ferner der im Verhältnisse zu meinen litterarischen Bedürfnissen unzureichende Gehalt, welcher statt erhöht, sogar vor einigen Jahren noch verringert ward, endlich noch die vielen litterarischen Hindernisse, welche durch den Mangel an Sinn für Kunst und Wissenschaft in Schlesien und durch die ungünstige Lage der Provinz für den Breslauer Buchhandel und litterarischen Verkehr herbeigeführt werden, alles das und noch mehrere andere Gründe veranlassen mich zu diesem Schritte, der nur ebendadurch bei dem bisherigen großen Wohlwollen und der bethätigten Theilnahme Ew. Excellenz Entschuldigung und Rechtfertigung finden kann.'

'Wenn ich einst fern von den vielen Kränkungen und Störungen, die ich in Breslau so lange Zeit erdulden mußte, in stiller Zurückgezogenheit mit neuerlangter Heiterkeit und erfolgreicherer Thätigkeit meinen litterarischen Bestrebungen leben darf, hoffe ich meine jetzt nothgedrungene Bitte um Entlassung mehr

noch rechtfertigen zu können, und ich hege den innigen Wunsch, daß ich erst dann vielfachere Gelegenheit finden werde, mich des hohen Vertrauens, welches mir Ew. Exc. bisher geschenkt haben, würdiger zu beweisen.'

Die Reise war langweilig und gefahrvoll. Bis Neumarkt hatten wir guten Weg, von da an lag aber der Schnee so hoch, daß der Postwagen fortwährend schwankte und umzustürzen drohte. In Parchwitz verlangten wir Schlitten. Die Post wollte uns keine geben. Ich entwarf eine Klage an das Oberpostamt, sämmtliche Reisegefährten unterzeichneten. Wir fuhren im Postwagen weiter. Vor Müncheberg lag mitten auf der Chaussee ein Frachtwagen. Wir konnten nicht anders ausweichen, als wenn wir auf's Feld fuhren. Im Graben blieb unser Wagen stecken, wir mußten zu Fuß eine halbe Stunde weit nach Müncheberg spazieren. Erst den dritten Tag um 4^1_2 Uhr Nachmittags kamen wir in Berlin an, 8 Stunden zu spät.

Da ich nun gerade über meinen Aufenthalt in Berlin vom 21. Februar bis 2. März ein Tagebuch habe, so will ich Einiges daraus mittheilen.

Montag den 22. Februar.

Meine Fundgruben werden von einem Freunde meines Bruders dem Minister überreicht.

Dinstag den 23. Februar.

Morgens um 9 Uhr besuche ich Herrn GR. Schulze. Er empfängt mich sehr freundlich und wir führen folgendes Gespräch:

Sch. Ich weiß, wir wissen nicht zu helfen — Allerdings ist Ihr Gehalt zu gering. Wie viel haben Sie?

Ich. 300 Thaler und eine Amtswohnung.

Sch. Dabei müſſen Sie verhungern. Wenn man nur wüßte zu helfen!

Ich. Warum hat man auf mich keine Rückſicht genommen bei Beſetzung der hieſigen (Berliner) Cuſtodenſtellen?

Sch. Die ſind auch unbedeutend: 400—500 ℛ, und — Wilken iſt gegen Sie.

Ich. Das dächte ich nicht.

Sch. Ja, ich habe mal auf den Buſch geklopft.

Ich. Er hat aber doch einen ſehr günſtigen Bericht über mich gemacht, von dem meine Anſtellung abhängig war!

Sch. Nun, ſehen Sie zu, ob er es will — es iſt noch eine Cuſtodenſtelle offen.

Ich. Herr GR., wenn Wilken mir abgeneigt iſt, ſo werde ich es ja gleich ſehen, ich werde ihn beſuchen, gegen ſeinen Willen möchte ich nie eine Stelle bei der kön. Bibliothek haben.

Unterdeſſen zeigte er mir ſeine Aldinen, lauter ſchöne reine Exemplare, einige ſogar prachtvoll gebunden — eine vortreffliche Sammlung. Ich überreichte ihm dann meine Fundgruben.

Sch. Danke ſchön! ich habe ſie geſehen beim Miniſter. Es iſt wol ein ſehr gutes Buch?

Ich. Drittehalb Jahre ward daran gedruckt.

Sch. (blättert darin) Ich werde es mir näher anſehen.

Wir kommen dann auf Breslau. Ich erkläre abermals, daß ich überhaupt nicht in Schleſien bleiben wolle und könne.

Sch. Was aber ſollen wir aus Ihnen machen? Der Miniſter ſagte mir, der Hoffmann hat mir das Buch gewidmet,

er ist hier und will nicht wieder weg. Sehen Sie zu, von Willen hangt es ab; will er's, gut, so mag ein anderer sich in Breslau versuchen.

Ich. Sehr wohl, Herr GR. Ich weiß übrigens auch nicht was ich aus mir machen soll, nur das weiß ich: in Breslau will ich nicht mehr bleiben.

Hier führte ich die Gründe an, die ich in meinem nicht eingereichten Entlassungsgesuche angegeben hatte, und fuhr dann fort:

Ich. Wol sehe ich ein, daß auch die leiseste Art von Drohung fortzugehen, höchst lächerlich ist — es finden sich genug, die solch eine Stelle gleich und sehr gerne übernehmen.

Sch. Allerdings — funfzig für einen.

Wir sprachen dann von der Universität. Ich bemerkte, daß die Professoren jedem tüchtigen, strebsamen jugendlichen Talente hinderlich in den Weg träten, und keins aufkommen lassen möchten ꝛc.

Sch. Ja, sie wollen keinen gescheidten Mann in Breslau haben.

Ich. Und dann verleumden sie einen auch noch so schrecklich. Wie habe ich das verdient?

Sch. Wenn auch nur Einer für Sie gesprochen hätte!

Ich. Ich weiß das — ich weiß, was die Facultät über mich berichtet hat.

Sch. Ja, es will keiner bei Ihnen Gevatter stehen.

Ich. Ich kann nur bei meinen Gründen stehen bleiben: ich mag nicht mehr dort sein. Obschon ich für Schlesien so Manches geleistet habe, so will ich doch weiter nichts damit zu

thun haben. Man mag herausgeben was man will, erſcheint es in Schleſien, ſo iſt und bleibt es todt. Hier ein Beweis. Da haben Sie das letzte Heft von Ebert. Sehen Sie, Herr GR., er hat meinen Williram nicht gekannt.

Sch. Ich habe nicht geglaubt, daß es ſo arg wäre. Daß Ihre Monatſchrift eingegangen iſt, thut mir ſehr leid, es war ein vortreffliches Unternehmen. Haben Sie dabei eingebüßt?

Ich. Allerdings, ich und der Verleger.

Sch. Aber die litterariſchen Hülfsmittel ſind doch bedeutend. Ihre Bibliothek iſt die erſte nach der Berliner.

Ich. Allerdings, wäre nur die Verwaltung der unſrigen beſſer, würde nur die Anſchaffung zweckmäßiger beſorgt.

Sch. Haben Sie Aufträge auf die Buttmannſche Bibliothek gegeben?

Ich. Ja, das beſorgt Alles der Wachler.

Sch. Das ſoll er nicht, das iſt nicht recht.

Ich. Herr GR., darüber mag ich gar nicht ſprechen, ich habe kein Intereſſe mehr für dieſe Anſtalt, für die ich doch einmal nichts leiſten kann, ich ſchweige lieber.

Er war ganz zutraulich geworden. Er empfahl mir nochmals, mit Wilken zu ſprechen und lud mich ein wiederzukommen.

Am Abend um 7 Uhr beſuchte ich Meuſebach. Er empfing mich ſehr liebevoll wie immer, und zeigte mir bald ſeine ſchönen Erwerbungen im Liederfache. Des Sehens und Bewunderns war kein Ende. Erſt Nachts 3 Uhr wanderte ich heim in die Brüderſtraße zu meinem Bruder.

Aſchermittwoch den 24. Februar.

Morgens um 9 Uhr beſuchte ich Wilken.

Ich. Ich habe an Sie, Herr Professor, eine große Bitte: ich wünsche für meine jetzige Arbeit, die Geschichte des deutschen Kirchenliedes, während meines hiesigen Aufenthalts einige Bücher aus der königlichen Bibliothek zu benutzen.

W. Recht gerne. Über Ihre Fundgruben habe ich mich recht gefreut, ich habe gestern Abend mit Vergnügen Manches darin gelesen. Wie steht's mit der Breslauer Bibliothek? Haben Sie sich mit Wachler vertragen?

Ich. Ich habe nichts mit ihm — natürlich vermeide ich jede Gelegenheit, mit ihm in unangenehme Berührung zu kommen.

W. Ja, es ist schwer mit ihm fertig zu werden, es ist ein zu leidenschaftlicher Mensch. Wie geht's mit dem Ordnen der Bibliothek?

Ich. Wir arbeiten immer um, kein Fach bleibt verschont, das Ortsgedächtniß leidet sehr darunter, die Kataloge gerathen in Verwirrung und die Bibliothek kann auf solche Weise mit der Zeit leicht unbrauchbar werden.

W. Mir ist es ganz einerlei, wo ein Buch steht; die Hauptsache bleibt, daß man es finden kann.

Nachdem er mir von seinen litterarischen Verbindungen in England, Frankreich und Italien erzählt und daß er nach letzterem Lande nächstens reisen werde, führt er mich in die Bibliothek und empfiehlt mich dem Hülfsarbeiter Dr. Förstemann. Dieser freut sich sehr, in mir den alten Meusebach'schen Freund kennen zu lernen.

Nach Durchsicht mehrerer Kataloge gehen wir in die Bibliotheksäle zu den Fächern der Musik, Liturgie und der Gesangbücher. Ich finde nur wenig.

Der Grundſatz: es iſt einerlei, wo das Buch ſteht, wenn man es nur finden kann — mag, wenn man nur Einzelnes haben will, ganz richtig ſein; will man aber in der Kürze das Zuſammengehörige überſehen, ſo läßt ſich eben ſo gut ſagen: es iſt nicht einerlei, wo ein Buch ſteht.

Die hieſige Bibliothek iſt nur maſſenartig geordnet und läßt im Einzelnen viel zu wünſchen übrig.

Gegen 1 Uhr will ich zur Wohnung des Miniſters gehen, um zu erfahren, wann Audienz iſt. Da komme ich in der Wilhelmſtraße bei Nr. 62 vorbei, wo Herr v. Kamptz wohnt. Ich trete ein. Ein Mann im blauen Frack mit gelben Knöpfen begegnet mir. Ich rede ihn an: 'Ich wünſchte hier Se. Excellenz den Herrn Geh. Oberregierungsrath v. Kamptz zu ſprechen.' — 'Wünſchen Sie das gleich? Ich bin's. Thut mir leid, daß ich im Augenblicke verhindert bin. Wenn Sie wiederkommen wollen —' Ich bitte um die Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Wir gehen die ganze Leipziger Straße entlang bis zum Dönhofsplatz. Ich ſchildere ihm meine gegenwärtige Lage und entwickele meine Anſichten über Bibliotheken. Er ſtimmt ihnen bei und meint ſogar, daß Bibliotheken Bildungsanſtalten für künftige Bibliothecare ſein ſollen. Er ſagt mir noch einige Artigkeiten über meine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen und bittet mich morgen zu ihm zu kommen.

Ich muß nun die ganze Leipziger Straße zurück bis zum Hauſe des Miniſters. Der Portier Sr. Excellenz meint, jetzt ſei's nichts mehr, Excellenz habe geſtern nach mir gefragt ꝛc. Ich meine dagegen, ich hätte mich nicht erkundigen können, unſer Bediente ſei krank, er habe ſich durch einen Fall das Bein beſchädigt. Da wird das Bedientenmitgefühl rege. 'Nun, ſagt er, heute Abend kommen Sie nur wieder, dem Miniſter

wird von einem geheimen Rathe ein Vortrag gehalten, da will ich Sie denn einſchieben.'

Um 7 Uhr Abends zum Miniſter. Der Portier empfängt mich mit dem ſchlechten Troſte: 'Excellenz ſpricht.' Ich muß lange warten. Endlich öffnet ſich die Thür, der Miniſter entläßt ſeinen Geh. Rath und empfängt mich recht freundlich. Ich muß mich zu ihm auf's Sopha ſetzen.

M. Nun, wie geht es Ihnen in Breslau?

Ich. Leider muß ich Ew. Excellenz erwiedern: nicht ſonderlich.

M. Wie kommt denn das?

Ich. Sieben Jahre bin ich Cuſtos mit einem geringen Gehalte und was noch ſchlimmer iſt, ohne alle Ausſicht auf Verbeſſerung.

M. Können Sie nicht auskommen?

Ich. Leider nicht. — Ich möchte Breslau ganz verlaſſen.

M. Aber wollen Sie nicht Vorleſungen halten? Ich kann leider nicht die Bibliothekſtellen unabhängig machen von den Univerſitäten, daran iſt ſchon Manches geſcheitert. Ich wollte den Ebert in Breslau anſtellen, aber er wollte ſich nicht bequemen, Vorleſungen zu halten, er kam nicht. Es kommt ja nur darauf an, daß jemand für ein beſtimmtes Fach da iſt der es ausfüllt, und wenn es in Anſpruch genommen wird, den Verpflichtungen genügt.

Ich. Excellenz, leider erfahre ich zu ſpät, daß in der Bibliothekslaufbahn kein Weiterkommen iſt.

M. Warum haben Sie früher nichts gethan? Hagen ging fort, Büſching ſtarb — Sie haben ſich zu wenig geriert.

Ich. Ich habe zu viel Feindſchaft bei der Univerſität —

wie hätte ich den Entſchluß faſſen können, ins academiſche Leben einzutreten?

M. Ich habe nie den Grundſatz gehabt, daß die Bibliotheken mit Leuten beſetzt werden ſollen, die zu weiter nichts zu gebrauchen ſind. Aber Handlangerdienſte bleiben doch immer die Pflicht des Bibliothecars, die nur durch Wiſſenſchaftlichkeit und beſondere Auszeichnung gehoben werden können.

Ich. Wie ſoll man ſich aber auszeichnen, wenn Alles, Menſchen und örtliche Lage feindſelig uns entgegen treten? Ich könnte auch ein Buch wie Ebert's Lexicon ſchreiben. Bei uns nimmt man ſo etwas nicht.

M. Nun, wie wär's wenn Sie Vorleſungen hielten? Büſching's Stelle iſt noch nicht wieder beſetzt.

Ich. Ew. Excellenz erlauben mir zu bemerken, daß die Stelle allerdings noch nicht beſetzt iſt, daß aber kein Gehalt mehr vorhanden.

M. Gehalt findet ſich ſchon — ich will Sie zum Profeſſor machen.

Ich. So erfreulich mir das ſein muß, ſo kann ich doch den Wunſch nicht unterdrücken, daß ich eben lieber überall als gerade in Breslau Profeſſor würde. Es wäre mir lieb, könnte ich tauſchen mit Berndt in Bonn.

M. (Der Miniſter machte ein ſehr bedenkliches Geſicht. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß man den Berndt für ſehr unfähig hielt. Nach einer kleinen Pauſe fuhr der Miniſter fort:)

Es iſt für den Augenblick. Doch will ich thun was ich kann. Machen Sie mir eine Eingabe. Ich hoffe, es wird gehen, nicht wie am Ende Alles geht, ſondern — es wird gut gehen. Leben Sie wohl!

Ich ging tief gerührt von dem Wohlwollen des Miniſters

und dankerfüllt, aber ohne mich eigentlich zu freuen. Der Gedanke an Breslau ließ kein freudiges Gefühl in mir aufkommen, ich ahndete nur noch schlimmere Kämpfe, die ich bestehen würde, und fürchtete, darunter alle Lebenslust, allen Humor und alle Poesie vollends einzubüßen.

In dieser Stimmung erreichte ich das Meusebachsche Haus. Ich trat ein und fand Alles wie gestern. Ich muß M. erzählen was ich eben erlebt. Als ich die Worte des Ministers: 'Ich will Sie zum Professor machen' ausspreche, unterbricht mich M., freudig erstaunt und scherzend: 'Nein Sie sind doch ein Glückskind! Laufen aus Breslau fort und — zur Belohnung macht Sie der Minister zum Professor!'

Es war ein heiterer Abend. Erst um 2 Uhr Nachts kehrte ich heim.

Mein Bruder wachte noch. Er fragte mich ängstlich: 'Wie ist es abgelaufen?' — 'Ganz gut! der Minister will mich zum Professor machen.' — 'Du hast es doch angenommen?' — 'So recht nicht. Ich wollte, er wüßte mir auf andere Weise zu helfen.' — 'Du wirst doch kein Narr sein und es ausschlagen? Morgen im Tage mach eine Eingabe und halt den Minister beim Wort!'

Donnerstag den 25. Februar.

Erst in die Badstube zum Rasieren und dann im Schlitten zu Herrn von Kamptz. Ich überreiche ihm den Williram, die Fundgruben und zwei Bände Monatschrift. Er ist sehr erfreut. Ich bitte ihn, mein Gesuch bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister zu unterstützen, äußere aber meine Bedenklichkeiten, die Facultät habe einen anderen vorgeschlagen. Er meint: 'Was die Facultät vorschlägt, gilt nicht.'

Ich besuche dann noch den GR. Credé. Er spricht

ſich ſehr theilnehmend aus und macht mir die beſten Hoffnungen.

Von Mittags 2 Uhr bis 2 Uhr Nachts bin ich dann wieder bei Meuſebach.

Freitag den 26. Februar.

Ich ſitze ruhig zu Hauſe und ſchreibe meine Eingabe.

Samſtag den 27. Februar.

Ich bringe dieſelbe zum GR. Credé. Er wird ſie noch heute dem Miniſter überreichen. Dann beſuche ich den GR. Nicolovius. Freundlich theilnehmend unterhält er ſich mit mir. Wir ſprechen viel über Bibliotheken und ihre Verwaltung. Er wünſcht, daß ich meine Stellung nicht aufgebe. Auf mein neues Buch: 'Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes', iſt er ſehr begierig. Ich theile ihm eine kurze Überſicht des Inhalts mit. Ich komme auf die Univerſität zu ſprechen. Auch er iſt überzeugt, daß ſich viel Perſönliches in die Berichte der Facultät über mich gemiſcht habe.

Nachmittags 3 Uhr gehe ich mit meinem Bruder zu einem Mittagseſſen der Zwangloſen Geſellſchaft. Ich ſehe viele beſternte Herren, den Oberpräſidenten Dr. Sack, den alten Raumer ꝛc. Ich habe nichts Zwangloſes gefunden, es ging ſehr ſteif und förmlich her.

Um 6 Uhr beim GR. Schulze.

Sch. Nun ſagen Sie, ſagen Sie nur ſchnell, was wollen Sie?

Ich. Herr GR., wenn ich Sie ſtöre, ſo —

Sch. Sie ſtören mich immer — ich habe immer viel zu thun — ſagen Sie nur ſchnell —

Ich. Ich wollte Ihnen dann nur ſagen, daß ich eine Eingabe beim Miniſter gemacht habe.

Sch. Was haben Sie für eine Eingabe gemacht? Ich werde sie schon bekommen.

Ich. Ich habe den Minister gebeten, mir die Büsching'sche Stelle zu verleihen.

Sch. Ja, großer Gott, da ist nichts zu machen, nichts, gar nichts. Sie haben nichts gethan, daß wir Ihnen eine solche Stelle geben können. Es ist auch kein Geld mehr da — wo soll's denn herkommen? Ich habe immer gesagt (?), habilitieren Sie sich, und bekunden Sie erst, daß Sie eine solche Stelle verdienen. Wenn doch auch nur Eine Stimme für Sie gesprochen hätte! aber niemand. Die Facultät will nichts von Ihnen wissen: der Bericht ist von dem Rector und der ganzen Facultät unterschrieben.

Ich. Ich weiß recht gut, von wem das Alles ausgeht — Dieselben Leute, die mir jetzt feindselig entgegen treten, haben mich vor etwa fünf Jahren noch empfohlen, haben mich mit Grimm und Lachmann zu Hagen's Stelle vorgeschlagen. Büsching aber ging nach Berlin und suchte das Ministerium zu überzeugen, daß er hinlänglich diese Stelle ausfüllen könne. Was sollte ich später mit dem Titel, nachdem kein Geld da war? Aus dem Titel mache ich mir gar nichts.

Sch. Wenn ich nur wüßte, wie ich helfen sollte! Aber wir können nicht, wir können wahrhaftig nicht: es ist kein Pfennig Geld da.

Ich. Der Minister hat mir aber die Stelle angetragen.

Sch. Wenn ich nur wüßte, wo Geld herkäme! Wissen Sie keine andere Stelle? Wie ist's mit Wilken?

Ich. Die Bibliothek hier in Berlin ist überflüssig besetzt.

Sch. Ist's mit dem Archive nichts in Breslau?

Ich. Gar nichts.

Sch. Ja, ich weiß bei Gott nicht, was aus Ihnen zu machen ist.

Ich. Ich weiß nur, daß ich meine jetzige Stellung aufgebe, wenn nicht von Seiten des Ministeriums geholfen wird.

Sch. Wir wissen gar nicht, ob Sie Schule gemacht?

Ich. So gut und besser als mancher andere: ich bin 5 Jahre auf Universitäten gewesen, ich habe 3 Jahre in Göttingen studiert —

Sch. Ja, das sagt nichts. Waren Sie nicht auf Schulen?

Ich. Allerdings, lange genug, zwei Jahre in Helmstedt auf dem Pädagogium und habe sogar bei dem Director, dem alten Hofrath Wiedeburg im Hause gewohnt; dann besuchte ich zwei Jahre lang das Catharineum in Braunschweig unter Professor Heusinger.

Sch. Gut, daß ich das nur weiß. Wie ist es mit dem Latein?

Ich. Herr GR., ich spreche das schönste barbarische Latein.

Sch. Darauf kommt's hier nicht an. Recensieren Sie den Pertz.

Ich. Mein Glossenstudium hat meine Latinität verdorben. Eine lateinische Abhandlung werde ich schon schreiben, die sich gewaschen hat.

Sch. Ja, wenn wir nur Ehre mit Ihnen einlegen. — Es ist sehr gewagt, Sie als Professor anzustellen. Es wird viel Geschrei geben.

Ich. Herr GR., haben Sie schon Schande mit mir eingelegt? Ich fordere jeden, selbst meine ärgsten Feinde, den Passow ꝛc. auf, ob sie irgend etwas gegen meine bisherige amt-

liche Thätigkeit aufbringen können, was mir oder dem Ministerium zur Schande gereichte; ob ich nicht fleißig und gut gearbeitet habe, nicht jedem und allezeit gefällig und hülfreich gewesen bin.

Sch. Ja, das paßt hier nicht auf die Professur. Sie haben noch nicht gezeigt, daß Sie Professor sein können.

Ich. Ich habe schon Vorlesungen genug gehalten — ob da 5 oder 100, ob Studenten oder andere Leute sitzen, ist am Ende einerlei. Ich werde lesen, und werde so lesen, wie einem Manne geziemt, der seines Berufs sich bewußt ist und auf Ehre hält.

Sch. Was wollen Sie denn lesen?

Ich. Allgemeine Litteraturgeschichte, Culturgeschichte, deutsche Litteraturgeschichte.

Sch. Wieviel wollen Sie denn haben?

Ich. Einige hundert Thaler.

Sch. Die müßten aus der allgemeinen Casse angewiesen werden, bis dort in Breslau Fonds frei würden und Sie dann auf den Etat kämen. Aber Sie müssen Litteraturgeschichte lesen, Sie müssen sich besonders dafür bestimmen, ich werde es in Ihr Patent schreiben. Wir müssen aber Ehre mit Ihnen einlegen, Sie müssen sich auszeichnen, dann können sie in Breslau schreien wie sie wollen!

Ich. Ich werde das Meine thun.

Sch. Aber das ist das Schlimme: es sieht immer aus wie eine persönliche Begünstigung.

Ich. Herr GR., wenn Sie irgend glauben, daß ich persönlich begünstigt werde, so wünsche ich recht sehr, daß Sie durchaus nichts für mich thun. Daß ich unglücklich war, daraus darf man mir keinen Vorwurf machen.

Sch. Ich werde ja thun was ich kann, seien Sie davon überzeugt!

Ich. Ich wünsche, daß es bald entschieden wird. Wollten Sie es mich wol wissen lassen, damit ich, wenn's nichts mit meiner heutigen Eingabe wäre, dann meinen Abschied noch zeitig einreichen könnte?

Sch. Das ist nur Scherz. Ich werde thun was ich kann.

Ich verneigte mich und ging.

So hart ward ich noch nie von einem Manne behandelt, der doch längst eine bessere Meinung von mir haben mußte. Seiner Heftigkeit zu Anfange begegnete ich mit der größten Ruhe, und erst dann, als er sich auf Erörterungen einließ und allmählich ruhiger und milde ward, trat ich mit aller Kraft meines gekränkten Ehrgefühls gegen ihn auf, ich schenkte ihm gar nichts, und bin vielleicht nie stolzer gewesen als eben damals, aber auch vielleicht nie mit größerem Rechte. Die ganze Verhandlung währte eine Stunde; ich hatte gesagt was ich sagen wollte; mein Inneres war empört über die geheimen Anschläge meiner künftigen Herren Collegen.

Sonntag den 28. Februar.

Ich beschäftige mich mit den Vorlesungen, die ich nun nächstens halten werde. So angenehm mir die Aussicht auf einen neuen schönen Wirkungskreis ist, so kann ich doch ein gewisses trauriges Gefühl nicht unterdrücken.

Um 2 Uhr zu Meusebach. Es sind mehrere Herren eingeladen, um, wie M. sagt, 'den großen Mann zu sehen.' Zeune und August von Haxthausen sind schon da, endlich kommt auch Lachmann. Viel Scherz über mich, wie Alles mir zu Ehren geschehe, nur mir zu Ehren das Fest gefeiert werde u. s. w.

Wir ſind eben ſo luſtig wie damals am 2. April 1826, als Wilhelm Müller, Lachmann und Zeune zu meinem Geburtstage eingeladen waren.

Nach Tiſche habe ich eine ſehr lange Unterredung mit Lachmann. Ich erzähle ihm meine letzten Erlebniſſe in Breslau und den Zweck meines Hierſeins. Er zeigt ſich ſo überaus theilnehmend und liebevoll, daß ich ihm heute um vieles näher ſtehe als ſonſt. Er redet mir zu, den Otfrid doch herauszugeben, er ſei bereit die Correctur hier zu übernehmen.

Noch vor 9 Uhr Alles fort. Ich bleibe bei Meuſebach noch bis 2 Uhr Nachts.

Montag den 1. März.

Nachmittags um 2 bei Lachmann. Wir ſprechen nochmals über Otfrid. Dann leſe ich ihm meine ausgearbeiteten §§. der Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes vor. Er iſt mit meiner Arbeit zufrieden. Über Einzelnes was ihm nicht beſtimmt genug erſcheint, verſtändigen wir uns. Er verſpricht mir Beiträge. Spät Abends gehen wir zu Jagor.

Dinſtag den 2. März.

Ich bringe meine Bücher zur kön. Bibliothek und nehme Abſchied. Dann ſpeiſe ich mit meinem Bruder im König von Portugal. Kaufmann Meyer von Breslau ladet mich ein, morgen mit ihm Extrapoſt nach Frankfurt zu reiſen. In Cardinal wird Abſchied, 'Johannes Minne' getrunken.

Um 6 beſuchen wir Hofrath Koch. Ich beklage mich über Schulze's Benehmen gegen mich. Koch entſchuldigt den Geh. Rath, er ſei ſeit einiger Zeit ſehr überreizt, er müſſe zu viel arbeiten und würde gewiß erliegen, wenn das ſo fortginge.

Übrigens meine er es gut, und würde gewiß für mich thun was er könne.

So weit mein Tagebuch.

Ich dachte noch oft an den GR. Schulze. Er war eigentlich immer aufgeregt und gewöhnlich sehr zerstreut, und konnte leicht leidenschaftlich und beleidigend werden. Manchem Gelehrten und Künstler, die mit dem geistlichen Ministerium in Beziehung standen, ging es bei Schulze nicht besser wie mir. Er wendete und drehte sich um einen und vor einem herum wie ein Kreisel, die Pfeife ging alle Augenblicke aus, wurde wieder angesteckt, der Schlafrock flog wie im Winde, und die Arme und Hände begleiteten fleißig seine raschen Worte. Bei seiner inneren und äußeren Unruhe vergaß er das was er immer im Munde führte und allen empfahl, die Würde, auch war er in seinen Ausdrücken nicht eben wählerisch. Seine Liebe für Kunst und Wissenschaft glich mehr einer Liebhaberei, außer der classischen Philologie und später der Hegel'schen Philosophie ließ er eigentlich nichts gelten, er war ein gelehrter Beamter, dem das Bureaukratische doch noch mehr galt als das Philomathische.

Der Minister von Altenstein dagegen verhielt sich ruhig und würdevoll, ließ jeden aussprechen und ging auf Alles ein. Beseelt von reinster Liebe für Kunst und Wissenschaft wollte er für beide das Beste wirken. Er ehrte beide in ihren Trägern und betrachtete den Gelehrten und Künstler nicht wie einen gewöhnlichen Beamten, der an bestimmte Arbeiten und Stunden gebunden ist. Er sah in den Universitäten etwas Höheres als bloße Cadettenhäuser für den Staatsdienst, wollte nicht den Geist dressieren und jede freie Selbstthätigkeit beseitigen. Dabei hatte er ein sanftes Gemüth, das im Unglück viel verloren,

aber an Liebe für die Menſchen, für Kunſt und Wiſſenſchaft reicher geworden war. Wie mit ſeinen Blumen verkehrte er mit den Menſchen gütig, wohlwollend, theilnehmend.

Über meine Reiſe nach Breslau und Ankunft daſelbſt ſchrieb ich am 29. März meinem Bruder:

'Sonnabends 6. März Abends 6 Uhr kam ich in Breslau an. Unſere Rückreiſe war zwar nicht ſehr intereſſant, aber doch viel bequemer als die Hinreiſe: wir übernachteten und aßen und tranken gehörig und reiſten des Tages mit Extrapoſt immer ſehr ſchnell. Meyer hatte ſich bis Lüben ſeine drei ſchönen Engländer nebſt Wagen entgegen kommen laſſen und ſo fuhren wir denn recht ſtattlich in Breslau ein.'

'Ich hörte nun bald die wunderlichſten Gerüchte über meine Reiſe. Man hatte ziemlich allgemein geglaubt, daß ich Breslau jetzt für immer verlaſſen habe und niemals zurückkehren würde; ich war alſo für die meiſten gleichſam todt. Nun kannſt Du denken, wie unbefangen jeder ſprach und ſprechen zu dürfen glaubte. Es hat immer etwas Ergötzliches, zugleich aber Rührendes, wenn man ſich ſelbſt als einen Geſtorbenen betrachtet ſieht. Viele hatten zu meinem Troſte meinen Entſchluß gebilligt oder doch entſchuldigt, die meiſten aber doch bedauert, daß ich ſo und überhaupt meine Stellung verlaſſen habe. Es waren viele Dinge zur Sprache gekommen, und die Schande, die man mir zu bereiten gedacht hatte, war auf die Urheber des Märchens von meinem Fortlaufen und auf meine Feinde zurückgefallen. Wachler ſoll geweint haben, nachdem ihm mein Jäger Bibliothekſchlüſſel und Brief überbracht hatte: ſo etwas wäre ihm noch nie begegnet. Das böſe Gewiſſen hat manchen beunruhigt. Dennoch ging ich am Sonntag-Morgen zu W.; da ich ihn nicht traf, wiederholte ich am Abend meinen Beſuch: er ſagte kein böſes Wort, und ſprach nur von Dingen, die gar keinen Bezug auf mein plötzliches Abreiſen hatten. Endlich fragte ich aber doch nach meinen

Schlüſſeln: 'die liegen, wie Sie ſie geſchickt haben, eingeſchloſſen auf der Bibliothek; klingeln Sie morgen nur, der Müller wird ſie Ihnen gleich geben.'

'Acht Tage nachher kam ein Schreiben von Neumann, worin er mir erzählt, daß ich abgereiſt ſei, und was er deshalb verfügt habe im Fall ich noch Bücher von der Bibliothek hätte, und ſchließt dann:

'Ihr diesfälliges unangemeſſenes Benehmen werden Sie ſelbſt eingeſtehen und meine Mißbilligung deſſelben als gerecht erkennen müſſen.' Nun, das iſt doch weiter nichts; aber daß er mir meine Wohnung hat aufbrechen laſſen wollen, obgleich ihm von Wachler angezeigt war, daß ich alle Bücher auf die Kön. und Univ. Bibliothek abgeliefert hätte, — das iſt doch arg!'

'Die ganze Woche hörte ich von allen Seiten Dinge über mich, worin ſich die Geſinnungen meiner Freunde und Feinde deutlich genug ausſprachen; überhaupt muß man verſtorben oder verſchwunden ſein, wenn man erfahren will, was die Welt von einem denkt. Ich kann mit Allem, was mir zu Ohren kam, ziemlich zufrieden ſein, und habe dabei gelernt, daß man mich hinfort in Ruhe laſſen wird, weil man mich fürchtet; daß man mir höchſtens ſehr geheim ſchaden wird, weil man ſich öffentlich ſcheut und daß ich juſt ſo viel kann, um in meinem Berufe nicht mit Schanden zu beſtehen.'

'Nun höre Einiges was ich hören mußte. Er iſt nach Kaſſel gegangen, um Grimm's Stelle anzunehmen; er hat zu viel Schulden gemacht und mußte deshalb Breslau verlaſſen (wirklich hatte man überall, und ſogar bei meinem Wirthe nach geforſcht, doch es ergab ſich nichts); er hat zu viel drucken laſſen für Rechnung des Künſtlervereins und weiß nun nicht woher?: er iſt drüben im Öſterreichiſchen Benedictiner geworden, weiß Gott wo?; er fürchtet ſich vor der Entſcheidung ſeines Proceſſes und nimmt die Flucht; er will in Berlin heirathen, nein, in

Holland, wo er früher eine reiche Partie machen konnte; er ist zu seiner Mutter gereist (Neumann hatte sich schriftlich und officiell an Wachler gewendet: wer denn meine Mutter sei und mein Bruder, und was dieser treibe u. dgl.)'

An demselben Tage, 8. März, als GR. Neumann sein Mißbilligungsschreiben an mich erließ, stattete mir der Minister seinen Dank ab für die ihm gewidmeten Fundgruben:

'Indem ich das Verdienst, welches Sie sich durch die mit Sachkenntniß und lobenswerther Sorgfalt veranstaltete Herausgabe der interessanten und wichtigen, in diesem Bande enthaltenen Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur erworben haben, nach seinem ganzen Werthe anerkenne, gebe ich Ihnen zugleich die Versicherung, daß ich bemüht seyn werde, Ihre äußere Lage nunmehr zu verbessern, und Ihnen dadurch meine vorzügliche, Ihnen gewidmete Hochachtung zu bethätigen.'

In diesem Schreiben des Ministers fand ich Beruhigung und Trost, mehr aber noch in den Gesichtern meiner künftigen Collegen: es lag darin, daß mir gegen ihren Wunsch und Willen etwas Gutes begegnen würde.

Schon am 30. März erfuhr ich durch meinen Bruder, daß ich zum außerordentlichen Professor ernannt sei. Erst am 13. April erhielt ich meine Bestallung, sie war am 18. März ausgefertigt. Der Minister sagt in seinem Begleitschreiben:

'ich benachrichtige Sie zugleich, daß ich Sie in Rücksicht auf Ihre beifallswerthen Leistungen zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Breslau, und zwar für das Fach der deutschen Sprache und Litteratur mit einem jährlichen Gehalte von zweihundert Thalern ernannt habe.'

Ich war sehr bewegt — ich schlug die Bibel auf und las mit großer Andacht die Worte des Psalmisten (109. u. 103):

[illegible] mir [illegible] Herr mein Gott! hilf mir nach Deiner Gnade!
[illegible] daß dies sei Deine Hand, daß Du, Herr, solches [illegible].
[illegible] Setzen sie sich wider mich, so müssen sie zu [illegible] werden, aber Dein Knecht müsse sich freuen.
[illegible] müssen mit Schmach angezogen werden, und mit [illegible] werden, wie mit einem Rock.

[illegible] meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen
[illegible] meine Seele, und vergiß nicht was er Dir Gutes [illegible]

[illegible] ich mich wieder einmal so recht [illegible]. Ich hatte mich bisher nie glänzender an [illegible] gerächt. Ich war nun dasselbe [illegible] und hoffnungsreicher der Zukunft [illegible].

[illegible] in den nächsten Tagen meine Herren Collegen. [illegible] und versicherten mich ihrer [illegible]. Ich ließ mich durch alles das nicht [illegible] in meiner bisherigen Zurückgezogenheit. Ich [illegible] neben ihnen leben müssen, als daß ich [illegible] mit ihnen zu leben.

[illegible] die Herren über meine Ernennung waren, [illegible] bald. Der einzige Professor, mit dem ich [illegible] verkehrte, sprach sich, nachdem ich [illegible] mitgetheilt hatte, auf eine Weise aus, die mich nach dem was die anderen darüber dachten, gar nicht weiter verlangen ließ:

Auf Ihre freundliche Nachricht die bereits seit dem 11. April der Facultät angezeigt und mir daher bekannt war kann ich Ihnen

nur danken und mit der Offenheit, welche mir natürlich ist, bekennen, daß das Verfahren welches das Ministerium in dieser Angelegenheit geglaubt hat einschlagen zu müssen von der Art ist daß wohl kein vernünftiger, besonnener Mann es vorhersehn konnte. Ich kann nur abgesehn von Ihrer Person, bedauern daß dergleichen geschehn kann während mir als Untergebenem nicht gestattet ist ein weiters Urtheil zu fällen und als ehrlicher Mann beklage ich Sie anstatt Ihnen Glück zu wünschen indem sich meine Grundsätze und Gesinnungen nicht verändern bleibe ich wie bisher Ihr ergebener

B. ¼ xxx. Stenzel.

Ich dachte jetzt sehr ernstlich an meine Vorlesungen. Die Zeit war kurz, ich mußte mich für dies halbe Jahr auf ein Publicum und ein Privatissimum beschränken, zumal mich noch die neue Ausgabe des Otfrid, mit der ich mich schon seit dem März beschäftigte, und meine Habilitation sehr in Anspruch nahm. Für letztere schrieb ich eine Abhandlung über die mittelniederländischen Dichtwerke.

Am 6. Mai dankte ich dem GR. Schulze, zugleich auch dem Minister. Letzterem fühlte ich mich veranlaßt, die Wichtigkeit der deutschen Philologie hervorzuheben:

'Obschon das Studium der deutschen Sprache und Litteratur durch ungünstige Zeitverhältnisse vielfach beeinträchtigt ward, so gewann es doch unter der stillen Pflege seiner treuen Anhänger bedeutend an wissenschaftlicher Begründung und in kurzer Zeit verhältnißmäßig mehr als die classische Philologie durch die hundertjährigen Bemühungen von tausend Helleniſten und Romaniſten, und es läßt sich bei seiner allmählich anerkannten Wichtigkeit von der Zukunft recht viel Gutes erwarten. Besonders erfreulich muß es jedem Verehrer und Forscher der deutschen Sprache sein, daß Ew. Excellenz durch Besetzung der dafür errichteten

nur danken und mit der Offenheit, welche mir natürlich ist, bekennen, daß das Verfahren welches das Ministerium in dieser Angelegenheit geglaubt hat einschlagen zu müssen von der Art ist daß wohl kein vernünftiger, besonnener Mann es vorhersehn konnte. Ich kann nur abgesehn von Ihrer Person, bedauern daß dergleichen geschehn kann während mir als Untergebenem nicht gestattet ist ein weiters Urtheil zu fällen und als ehrlicher Mann beklage ich Sie anstatt Ihnen Glück zu wünschen indem sich meine Grundsätze und Gesinnungen nicht verändern bleibe ich wie bisher Ihr ergebener

B. ¼ xxx. Stenzel.

Ich dachte jetzt sehr ernstlich an meine Vorlesungen. Die Zeit war kurz, ich mußte mich für dies halbe Jahr auf ein Publicum und ein Privatissimum beschränken, zumal mich noch die neue Ausgabe des Otfrid, mit der ich mich schon seit dem März beschäftigte, und meine Habilitation sehr in Anspruch nahm. Für letztere schrieb ich eine Abhandlung über die mittelniederländischen Dichtwerke.

Am 6. Mai dankte ich dem GR. Schulze, zugleich auch dem Minister. Letzterem fühlte ich mich veranlaßt, die Wichtigkeit der deutschen Philologie hervorzuheben:

'Obschon das Studium der deutschen Sprache und Litteratur durch ungünstige Zeitverhältnisse vielfach beeinträchtigt ward, so gewann es doch unter der stillen Pflege seiner treuen Anhänger bedeutend an wissenschaftlicher Begründung und in kurzer Zeit verhältnißmäßig mehr als die classische Philologie durch die hundertjährigen Bemühungen von tausend Hellenisten und Romanisten, und es läßt sich bei seiner allmählich anerkannten Wichtigkeit von der Zukunft recht viel Gutes erwarten. Besonders erfreulich muß es jedem Verehrer und Forscher der deutschen Sprache sein, daß Ew. Excellenz durch Besetzung der dafür errichteten

schöne Erinnerung ungetrübt für mein ganzes Leben behalten können.

Es war jetzt mein sehnlichster Wunsch, mit der Facultät so bald als möglich ins Reine zu kommen. Daß man meinen Leidener Ehrendoctorgrad nicht gelten lassen möchte, hatte ich bereits unter der Hand erfahren. Ich schickte das Diplom ein. Die Facultät betrachtete das Pergament mit dem großen Siegel in der Messingkapsel. Wachler sprach dann das große Wort gelassen aus: 'Es ist echt!' Zu einer Promotion hätte ich mich nie verstanden, das wäre eine Beleidigung für die Leidener gewesen; eine Ehrenbezeigung dieser Art von solch einer Universität schien mir immer noch mehr zu wiegen als ein rite promotus jeder deutschen Universität. Es schien mir eine lächerliche Zumuthung, daß ich als Ehrendoctor nochmals promovieren sollte. Ärgerlich darüber hatte ich mich denn auch wol unvorsichtig geäußert über das Lateinschreiben und Disputieren und von Schnurrpfeifereien, altem academischen Zopf und Bocksbeutel u. dgl. gesprochen. Das war den Herren zu Ohren gekommen und hatte sie sehr verdrossen. Ich glaubte als Professor der deutschen Sprache und Litteratur genug zu thun, wenn ich eine lateinische Abhandlung drucken ließe und eine lateinische Rede hielte, wie man ja auch v. d. Hagen und Büsching gestattet hatte. Um dasselbe bat ich die Facultät und erhielt darauf folgende Antwort Seiner Spectabilität des Herrn Decans Prof. Dr. Thilo:

Ew. Wohlgeb. erwiedert die unterzeichnete Facultät auf Ihr Anschreiben vom 6. Juli dieses J., daß den Leistungen zum Eintritt der Ihnen vom hohen Ministerio ertheilten außerordentlichen Professur, die Nostrification voraufgehn müsse, die bei allen

Glück. Ich habe Freudenthränen geweint, wie ich Deinen Brief las, daß Du doch auch nun glücklich bist. Nach vielen Leiden folgen Freuden, wenn der Mensch nur beharrlich ist und läßt den Sturm vorübergehen.' Und meinem Bruder schrieb sie: 'Du glaubst nicht, wie sehr sich die Menschen freuen über Euer Glück. Alle sagen: Was sind Sie für eine glückliche Mutter, daß Sie Ihre beiden Söhne so gut versorgt haben! Der liebe Gott erhalte Euch nur gesund, das soll meine größte Freude sein, die ich auf der Welt habe.'

Am 20. Juni feierte ich mit den Geburtstag der Frau v. W. Ich überreichte ihr 'Kalitten*) zu den Blumenkränzen des 20. Juni 1830' und Uhland's Gedichte mit folgender Zuschrift:

Am Reichthum dieser fremden Blüthenwelt
Kannst Du vergessen meine Dürftigkeit,
Denn in den Frühling meines Lebens fällt
Nur eine lange herbe Winterzeit.

In den Kalitten sind 5 spanische Romanzen mitgetheilt. Diese galten meiner unerwiederten Liebe zu Botheina, wie ich sie damals nannte und später nennen werde. Die Zueignung rechtfertigt, warum diese Romanzen bei dieser Gelegenheit gedruckt wurden.

Ist das Glück auch mir entschwunden,
Blieb der Schmerz auch mir allein,
Darf ich drum der frohen Stunden
Letzten Nachhall Dir nicht weih'n?
Hast Du es doch mit empfunden,
Eben darum ist es Dein.

Wäre es doch bei den Kalitten geblieben! ich hätte mir und anderen viel Leid und Kummer erspart, und so manche

*) Kalitte brandenburgisch der Schmetterling.

verſchlungen. Wir beſprachen fortwährend die franzöſiſchen Zuſtände. Milde kannte ſie von ſeinem dortigen Aufenthalte her ſo wie auch die bedeutendſten Perſönlichkeiten, die in dem großen Drama auftraten. Schon am 7. Auguſt wußten wir das Schickſal der Bourbonen. Schall hatte von Berlin aus eine Staffette mit der neueſten Staatszeitung geſchickt für ſeine (die Breslauer) Zeitung. Der Cenſor aber, Baron von Kottwitz, erlaubte nicht, daß dieſe Neuigkeiten ſofort mitgetheilt werden durften. Als die franzöſiſche Bewegung die Nachbarländer ergriff, verfolgte ich mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit jede Regung zur Herbeiführung beſſerer Zuſtände, namentlich in Deutſchland.

In dieſer äußern und inneren Unruhe vollendete ich den Druck meiner Habilitationsſchrift, die ſpäter als Pars I. der Horae belgicae im Buchhandel erſchien.

Seit langer Zeit hatte ich eine große Sehnſucht nach den Meinigen. Ich ſchrieb meinem Bruder, ob er mitreiſen wollte in die Heimat. Er war geneigt, könnte jedoch nur wenige Tage abkommen. Mir genügte das. Ich nahm ſofort Urlaub und reiſte den 21. September nach Berlin.

Ich verweilte einige Tage dort. Täglich war ich bei Meuſebachs, auch öfter mit Lachmann zuſammen. Durch Meuſebach erhielt ich das Antwerpener Liederbuch, das er ſchon mehrere Jahre aus der Wolfenbütteler Bibliothek geliehen hatte. Ich ſchrieb mir alle Lieder daraus ab, welche ich für urſprünglich niederländiſch hielt. Es gab des Beſprechens und Sehens ſo viel, daß ich mehrmals des Nachts dort blieb. Zum Beſuchen Anderer blieb keine Zeit übrig, doch ſah ich Wackernagel, und durch Lachmann's und Meuſebach's Vermittelung ſöhnten wir uns mit einander aus.

denjenigen, welche nicht auf einer Preußiſchen Univerſität, und zwar rite promovirt ſind, durch eine öffentliche in lateiniſcher Sprache zu haltenden Disputation vollzogen wird. Indeß würde die Facultät in Beziehung auf Sie, Ihre nächſtkünftigen Verhältniſſe zu uns, und die Eigenthümlichkeit Ihres Fachs nicht abgeneigt ſeyn, eine Milderung in der Art und Weiſe eintreten zu laſſen, falls Sie dieß überhaupt wünſchen ſollten, wenn ſie nur zuvor von Ihnen die ausdrückliche Erklärung empfangen wird, daß auch Sie dieſe Leiſtungen nicht für etwas unweſentliches halten, daß Sie vielmehr unſer aller Achtung für dieſe, wie für jede andere geſetzliche Beſtimmungen (sic) aufrichtig theilen.

Breslau 18. Juli 1830.

Die philoſophiſche Facultät,
Thilo z. Z. D.

Botheina war ſeit Anfang Julis wieder in Breslau bei ihren Anverwandten. Sie war krank geweſen und noch immer ſehr ſchwach und leidend. Ich ſah ſie dann und wann. Wir ſprachen faſt nie mit einander, und das wenige, was ich von ihr hörte, war der Art, daß ich nicht die mindeſte Hoffnung hegen konnte, daß ſie meine Liebe je erwiedern würde. Ich fühlte mich ſehr unglücklich und litt viel. Ich begreife heute noch nicht, wie ich trotzdem ſo beharrlich lieben konnte. Ihren Verwandten war mein Zuſtand bekannt, ſie ſuchten zu tröſten, ohne jedoch die geringſte Hoffnung mir zu machen. Ich wußte mein peinigendes Gefühl nur durch Dichten und Aufzeichnen meiner Seelenzuſtände zu beſchwichtigen. Ich war geiſtig und körperlich ſehr aufgeregt und ungewöhnlich reizbar.

Es kamen nun noch die Julitage hinzu. Ich nahm den lebhafteſten Antheil an der Entwickelung der Dinge in Paris. Ich war oft bei Milde. Jede Neuigkeit aus Paris wurde

verſchlungen. Wir beſprachen fortwährend die franzöſiſchen Zuſtände. Milde kannte ſie von ſeinem dortigen Aufenthalte her ſo wie auch die bedeutendſten Perſönlichkeiten, die in dem großen Drama auftraten. Schon am 7. Auguſt wußten wir das Schickſal der Bourbonen. Schall hatte von Berlin aus eine Staffette mit der neueſten Staatszeitung geſchickt für ſeine (die Breslauer) Zeitung. Der Cenſor aber, Baron von Kottwitz, erlaubte nicht, daß dieſe Neuigkeiten ſofort mitgetheilt werden durften. Als die franzöſiſche Bewegung die Nachbarländer ergriff, verfolgte ich mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit jede Regung zur Herbeiführung beſſerer Zuſtände, namentlich in Deutſchland.

In dieſer äußern und inneren Unruhe vollendete ich den Druck meiner Habilitationsſchrift, die ſpäter als **Pars I.** der **Horae belgicae** im Buchhandel erſchien.

Seit langer Zeit hatte ich eine große Sehnſucht nach den Meinigen. Ich ſchrieb meinem Bruder, ob er mitreiſen wollte in die Heimat. Er war geneigt, könnte jedoch nur wenige Tage abkommen. Mir genügte das. Ich nahm ſofort Urlaub und reiſte den 21. September nach Berlin.

Ich verweilte einige Tage dort. Täglich war ich bei Meuſebachs, auch öfter mit Lachmann zuſammen. Durch Meuſebach erhielt ich das Antwerpener Liederbuch, das er ſchon mehrere Jahre aus der Wolfenbütteler Bibliothek geliehen hatte. Ich ſchrieb mir alle Lieder daraus ab, welche ich für urſprünglich niederländiſch hielt. Es gab des Beſprechens und Sehens ſo viel, daß ich mehrmals des Nachts dort blieb. Zum Beſuchen Anderer blieb keine Zeit übrig, doch ſah ich Wackernagel, und durch Lachmann's und Meuſebach's Vermittelung ſöhnten wir uns mit einander aus.

Am 28. Sept. reiſte ich mit meinem Bruder in die Heimat. Wir verlebten dort einige frohe Tage und kehrten am 5. Oct. wieder nach Berlin zurück.

Die acht Tage, die ich nun noch dort verweilte, vergingen ſehr angenehm und ſehr ſchnell. Ich beſuchte Lachmann, Simrock, Wackernagel, Poggendorff und war mit allen öfter und länger beiſammen im heiterſten Verkehre, die letzten Tage meiſt bei Meuſebach.

Meine Eingabe an den Miniſter hatte ich erſt in Berlin den 7. October eingereicht:

Ew. Excellenz gebe ich mir die Ehre, anbei eine Abhandlung über die ältere holländiſche Litteratur zu überreichen mit der unterthänigen Bitte, daß Hochdieſelben in Betreff meiner gegen die philoſ. Facultät ſchuldigen Leiſtungen geſtatten wollen, daß ich ſtatt einer öffentlichen lateiniſchen Disputation eine lateiniſche Rede vor gedachter Facultät halten darf, wozu ich durch die beiliegende Schrift die Univerſität Breslau einlade.

Sollte die gedachte Facultät außerdem noch eine beſondere Noſtrification verlangen können, ſo bitte ich Ew. Exc. gnädigſt beſtimmen zu wollen, daß in dieſem Falle ein Ehrendiplom von der Univerſität Leyden, wenn nicht mehr, doch wenigſtens eben ſo viel bedeute, als ob ich ein rite promotus auf irgend einer Landes-Univerſität ſei, daß mir alſo in billiger Berückſichtigung der Eigenthümlichkeit meiner Studien und meines doppelten Amtes, als Profeſſors und Cuſtos bei der Kön. und Univerſitäts-Bibliothek, jede andere Leiſtung gegen die Facultät erlaſſen werde.

Zugleich beehre ich mich, dies Doctordiplom beizulegen, um deſſen hochgeneigte Zurückſendung ich unterthänig bitte.

Breslau 21. Sept. 1830.

Am 19. October Morgens 8 Uhr war ich wieder in Breslau.

Nach meiner Rückkehr entwickelte ich eine große Thätigkeit: ich arbeitete für meine Vorlesungen, war beschäftigt auf der Bibliothek, dichtete, briefwechselte und leitete den Künstlerverein. Dieser hatte sich seit Kurzem erweitert: es hatte sich eine litterarische Abtheilung gebildet, welche regelmäßige Sitzungen halten und eigene und fremde Werke besprechen wollte, um so sich anzuregen und sich wechselseitig zu bilden. Die früheren litterarischen Mitglieder des Vereins Geisheim, Grünig, ich, Schall, Wackernagel und Karl Witte hatten sich begnügt, bei öffentlichen Festen des Vereins mitzuwirken und sich endlich veranlaßt gefunden, auch einmal selbständig aufzutreten. Sie hatten zu Anfange des Jahrs eine Sammlung Gedichte herausgegeben unter dem Titel:

Poesieen der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins. Breslau, Gosohorsky 1830.

Obschon mir die jetzige Idee, eine größere litterarische Thätigkeit ins Leben zu rufen, sehr gefiel und ich sie auch nach Kräften unterstützte, so hatte ich doch wenig Hoffnung auf Erfolg.

Unterdessen traf ein Schreiben des Ministers ein: meine Bitte war vollständig gewährt und ich konnte nun täglich den Anforderungen der Facultät genügen.

So ging das Jahr zu Ende. Ich hätte zufrieden, sehr zufrieden sein können: ich hatte vieles erreicht was mir vor Jahr und Tag unerreichbar schien. Und doch fühlte ich mich unglücklich. Meine Liebe zu Botheina war durch alle Hoffnungslosigkeit nur noch stärker geworden. Mein einziger Trost war,

daß ich mich in Liedern aussprechen konnte. Zu Weihnachten ließ ich sieben Lieder drucken:

Die letzten Blumen,

eins für jeden Wochentag, voran eine Einleitung. Die ursprüngliche, unterdrückte, blieb bisher Handschrift, sie lautet:

Du hast den schönen Frühling mir geraubt
Und giebst ihn doppelt mir im Winter wieder:
Mir wird die Flur beblümt, der Wald belaubt,
In mir erwachen Frühlingskläng' und Lieder.
Zum Himmel blickt mein dankend Aug' empor,
Vom Himmel fleht es weinend Deinen Frieden.
Dein sei und bleibe was Dein Herz erkor,
Und was es wünschet, sei ihm reich beschieden!
Und eins nur fleh' ich, eins für mich allein!
Ich will mich Deines Glückes stets erfreuen,
Ich will ein Nachhall Deiner Freude sein,
Ich will Dein Glück durch Lieder Dir erneuen!
Vergieb drum meinem Herzen was es spricht,
Und gönn' ihm seine letzten Frühlingstage!
Daß ich Dich liebe, darum zürne nicht,
Du zürnest sonst, daß ich zu leben wage.

Die Zwecklose Gesellschaft war die Veranlassnng für mich gewesen, dann und wann meine jeweiligen Stimmungen und meine Ansichten über das Leben, über Kunst und Wissenschaft u. dgl. aufzuzeichnen. Nachdem sie nicht mehr bestand, setzte ich diese Selbstunterhaltnng noch eine Zeitlang fort. Seit Jahr und Tag hatte sich nun zwar mein äußeres Leben günstiger gestaltet, und ich hätte in dieser Beziehung beruhigter und heiterer sein können, auch fehlte es mir nicht an Arbeit, die meinen Wünschen entsprach, und mit den Erfolgen meines academischen Wirkens konnte ich sehr zufrieden sein, trotzdem aber gab es des Widerwärtigen so viel, daß ich mich oft recht

unglücklich fühlte. Beleg dafür liefern die nachfolgenden Aufzeichnungen.

30. Dec. 29. Aus einem Briefe an den GR. Schulze.

... Meine Unzufriedenheit über meinen hiesigen Zustand ist Ew. Hochw. hinlänglich bekannt. Wenn man in einer fernen Provinz lebt, wo ganz andere Interessen schalten und walten als Kunst und Litteratur, wo es für einen Litterator nur alle mögliche Gelegenheit giebt, sich nicht auszeichnen zu können, so kann man ja nur klagen, zumal wenn man mit siebenjähriger redlicher Mühe beflissen gewesen ist, alle äußern Hindernisse zu beseitigen um ein freies, würdiges wissenschaftliches Leben und Wirken sich zu gründen. Ich habe jetzt nur noch so lange ich hier bin den einzigen Wunsch, daß sich Ew. Hochw. so wie auch das Hohe Ministerium von jenem meinem Streben überzeugen; nur diese Überzeugung kann mich trösten für den vielen Kummer und Verdruß, den mir theils die Richtung meiner Studien, theils meine amtliche Stellung, theils die Thätigkeit, wozu mich der hiesige Künstlerverein veranlaßt hat, theils meine Eigenthümlichkeit in Denk- und Handlungsweise, dies unschuldige Andersein bereitet haben.

8. Januar 30.

Allerdings habe ich seit einigen Jahren, zumal seit dem letzten viel verloren, aber die Poesie ist am Ende doch der größte Verlust, denn sie eben war es, die so vieles bis dahin treu und ehrlich mir aufbewahrt, gehegt und gepflegt hat.

7. März.

Könnt' ich nicht schreiben und lesen,
Glücklicher wär' ich gewesen.

Charfreitag 9. April.

Jugend und Heimat, sie sind die beiden Sterne, die auch an dem trüben Himmel unsers Lebens noch freundlich leuchten. Der heutige Tag war der heiligste meiner Jugend, der gefeiertste meiner

Heimat. Die tiefe Stille im väterlichen Hause, die Ruhe auf den Straßen und draußen in Gärten und Feld, ich fühle Alles noch heute und denke, es könne auch heute nicht anders um mich sein. Frühmorgens gingen wir in die Kirche; wenn die Gemeinde einige Verse gesungen hatte, ohne Begleitung der Orgel, so las der Geistliche das Evangelium, die Leidensgeschichte, dann kniete jeder nieder und betete still für sich. Nach dem Gottesdienste blieb jeder ganz schwarz gekleidet und hielt sich zu Haus bei den Seinen; Besuche aus der Nähe oder Ferne hatte niemand zu erwarten. Man sah keinen Reiter, hörte kein Wagengerassel, sogar alle Mühlen im ganzen Lande standen still. Schon an allem dem hätte ich die Bedeutung des Charfreitags kennen lernen, aber meine sel. Großmutter hatte besser dafür gesorgt. Bei dem frommen Sinne, der sie von Jugend auf bis in ihr hohes Alter beseelte, ließ sie es sich stets angelegen sein, mein religiöses Gefühl früh zu entwickeln und auszubilden, sie lehrte mich Gebete und geistliche Lieder und erzählte mir von dem Ursprunge und der Bedeutung der christlichen Feste. Den heutigen Tag nun schilderte sie mir als besonders wichtig für das Christenthum, und daß er es ihr sei, bewies sie durch die Feier, wie sie ihn beging: seit sie alt und schwach geworden war und an dem öffentlichen Gottesdienste nicht mehr theilnehmen konnte, saß sie daheim in ihrem Kämmerlein, betete und las in der Bibel und in ihren Erbauungsbüchern und erschien erst dann unter uns, wenn der Tag sich neigte, bis dahin hatte sie auch vom Morgen an streng gefastet, weder Speise noch Trank zu sich genommen, noch um irdische Dinge sich gekümmert.

21. April.

Mein Breslauer Leben war und ist eine Schule harter Prüfung, ein wahres Martyrium, wo ich aber statt der Kronen nur Wunden verdienen konnte; der alten Wunden werden bald so viele werden, daß für die neuen kein Platz mehr übrig bleibt.

Nie bin ich demüthiger und beſcheidener geweſen als jetzt, wo ich um eines Glückes willen bedauert, beneidet und geehrt werde: ſo biegt der Apfelbaum ſein Haupt zur Erde, wenn ihn der Himmel mit Fülle geſegnet hat.

22. April.

'Ich habe kein Glück,' will ich zehnmal lieber zu mir ſagen, als ſagen hören: 'Du haſt Glück.' Denn wer mir ſagt: 'Du haſt Glück,' der denkt ſich in der Regel hinzu: 'aber Du haſt es nicht verdient,' während meine Worte: 'ich habe kein Glück,' nur die Äußerung des ſchönen Bewußtſeins ſind: Du thateſt was Du konnteſt, Du haſt Dich redlich gemüht und kannſt nichts erlangen was Deiner Arbeit entſpräche.

Habe ich doch immer geſagt: meine Feinde ſorgen für mich am beſten. Hätten ſie mir meine Poeſie, ja nur einen Schimmer von meiner Genügſamkeit gelaſſen, ich würde wie der Zaunſchlüpfer gelebt haben und geſtorben ſein; jetzt aber bin ich ein Adler geworden, der nur auf der Höhe wohnen kann und auch auf Felſen zu niſten weiß.

Die Feinde ſtiegen frohlockend auf den Baum meines Lebens, um ihm die Zweige ſeiner Hoffnung abzuhauen, aber ſie fielen mit den dürren Zweigen zu Boden und ſchämten ſich; der Baum aber ſtreckte ſeine lebendigen Zweige gen Himmel, und ſie grünten und blühten den Freunden und Feinden.

23. April.

Wol ſähe ich hinundwieder ein freundlicheres Geſicht, wenn ich mich bequemen könnte, dieſem oder jenem zu Gefallen unglücklich zu ſein oder mich unglücklich zu fühlen.

24. April.

Als mir heute beim Verzeichnen der Mathematik Johannis Hemelingii Kleines Rechenbuch (2. Ausg. Hannover 1669. 8°.) unter die Hände kam, da lebten tauſend Erinnerungen wieder auf, wie ich mit meiner Schiefertafel beim alten Harms ſaß und alle

Mitſchüler und Mitſchülerinnen übertraf an Richtigkeit und Schnelligkeit im Ausrechnen. Jetzt bin ich nun ſo weit gekommen, daß ich nicht einmal mehr addieren kann; ich bekenne es und will mich deſſen auch gar nicht rühmen. Aber ſo wird's mit manchem Wiſſen, mancher Geſchicklichkeit gehen, es wird uns verlaſſen und wir überleben vieles was wir haben, o daß wir nur nie überleben was wir ſind!

Alles wird draußen grün. O werdet doch auch bald grün, ihr Dornenhecken meines Lebens, daß ich den Winter, der hinter euch ruht, nicht mehr ſehe!

28. April.

Kein Wölkchen am Himmel und hinter grünen und blühenden Bäumen geht die Sonne unter. Das Glück kann aus unſerm Frühlingstage ſcheiden, aber die Hoffnung verläßt uns nicht, wenn 's auch dunkel wird, und — der Himmel bleibt uns doch immer.

30. April.

Vorgeſtern ſah ich die ganze Schuljugend von Polniſch-Neudorf. Die Glücklichen! Auch ich habe wie ſie auf Gräbern geſpielt und geſungen und geſprungen. Jetzt — habe ich faſt mich zu freuen verlernt da wo mich nur das Leben anlacht.

6. Mai. An den GR. Schulze.

... ſogar der GR. Neumann, den ich ſeit ſechs Jahren nicht beſucht hatte, hat mir Glück gewünſcht, und dies einzige Gute, was er mir im Leben bewieſen, hat mich denn auch ordentlich gerührt.

10. Mai. Aus einem Briefe.

Ich fühle es lebendiger und tiefer als je, daß ich nirgend Freude und Glück ſuchen ſoll als in der Wiſſenſchaft und Kunſt, daß ich ſonſt überall der Verlaſſene, Heimatloſe bleiben muß. Ich verſtehe dieſen Wink des Himmels, könnte ich ihm nur mein Herz unterwürfig machen, es ganz daran zu gewöhnen.

28. Auguſt.

Wer hätte nicht auch einmal eine Grabſchrift ſich gewünſcht! Ich dachte früher mehr daran als jetzt, wo ich mehr unter als über der Erde zu leben glaube. Unter alten Papieren aus den Jahren 23, 24 fällt mir ein Folioblatt in die Hände, woraus ich Folgendes heraushebe:

Er war arm von Jugend auf und kannte Reichthum auch im Alter nur dem Namen nach, und dennoch hielt er ſich für ſehr reich; ſeine größten Güter waren ſeine Freunde und ſeine Bücher; er hatte nie Furcht vor dem Tode, wol aber Furcht, daß er einſt aus der Welt gehen müßte ohne ſein Streben für Wiſſenſchaft und Kunſt erreicht zu haben ꝛc.; er konnte glücklich ſein in der Liebe und wollte es nicht, aber er liebte, und die Erinnerung an dieſe Frühlingstage ſeines Lebens nahm er mit in ſein Grab; frei von Leidenſchaften beſtrebte er ſich zu ſein, aber er ſchied mit dem traurigen Wunſche: könnte ich wieder geboren werden, ſo wollte ich Eins vor Allem lernen: mich ſelbſt beherrſchen.

Einige Wochen vor Beginn des neuen Jahrs ſchrieb ich einer Freundin:

'Sie gedenken nicht mit einer Zeile deſſen was ſo mein ganzes Sein und Leben durchlebt und durchwebt. Glauben Sie wirklich, daß dieſe Liebe nur ein poetiſcher Anflug iſt, eine leidenſchaftliche Neigung, ein abenteuerlicher Verſuch für ein äußerliches Glück? Das können Sie nicht glauben, Sie am wenigſten, ja Sie dürfen es nicht einmal ahnden! Oder gedachten Sie, durch jede Berührung gewiſſer Erinnerungen aus dieſem letzten Sommer mich zu betrüben? Nein, das dürfen Sie nie denken. Der Menſch iſt mehr, iſt beſſer als ſein Schickſal. Jetzt erſt darf ich ſagen: ich liebe, jetzt weiß ich was ich ſonſt nur ahndete; jetzt iſt zur Wahrheit geworden was früher nur als Idee vor mir ſtand und in einzelnen Tönen hervorbrach, als Lied und

Aphorisme ſich offenbarte. Groß war mein Schmerz, aber größer iſt meine Liebe, ſie wollte ſiegen und hat geſiegt. Nichts kann mich darin irre machen. Und ſelbſt wenn Botheina ſagte: ich liebe dich! ich könnte ſie nicht mehr lieben als jetzt; und wenn ſie gar ſagte: ich haſſe dich! ich könnte ſie doch nur lieben. Ich muß ſelbſt weinen vor dieſem wunderbaren, beſeligenden Gefühle, aber es iſt kein Mitleid mit mir ſelbſt, ſondern mit anderen, die ſolche Wunder, ſolche Seligkeit nicht kennen. Dieſe anderen ſtehen um mich und verſtehen mich nicht, und da mich meine Liebe mit der ganzen Welt verſöhnt, Alles ebnet und mildert, ſo kann ich mich um ſo leichter von ihnen trennen, und die Kräfte nnd die Zeit, worauf die Pflicht ein Recht hat, ungetheilter meiner Wiſſenſchaft zuwenden. Ich müßte für ungerecht erſcheinen, wenn ich jetzt über die Menſchen klagen wollte; aber ich habe gar kein Bedürfniß, mich an ſie und ihre Geſellſchaften anzuſchließen, viel weniger als jemals, beſonders ſeitdem das Entbehren jedes irdiſchen Glücks mein Hauptſtreben geworden iſt und mir nur Heil und Frommen bringt. Muß ich nicht unendlich viel entbehren, daß ich mit niemandem ſprechen kann über das was mich neben meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten fortwährend beſchäftigt, was meine Seele umkreiſt wie der Mond die Erde? Aber niemand will mich verſtehen, niemand will zugeben, daß ein irdiſches Weſen ſeine himmliſche Abkunft in Selbſtverläugnung und Aufopferung ſuchen darf, um nicht für ſein, nur für Anderer Glück zu leben. Wie groß mein Vertrauen iſt und ſein darf, was hilft's mir, ſo lange man mir für mein Glück ein anderes geben will? Da muß ich ſchweigen. Man will die Liebe behandeln wie etwa einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand, bei dem ſich falſche Anſichten berichtigen, Zweifel heben und Unwahrheiten aufdecken laſſen. Ich achte und ehre jede Mühe, die man ſich mit mir gegeben hat, mich gleichſam zu bekehren, aber ich kann niemandem dafür danken. Verdient es

denn auch Dank, daß man mir das wenige was ich mir bewahrt und zur frischen Blüthe auferzogen habe, rauben will? Wer kann mir Ersatz geben für den Verlust meiner Poesie? Und sie ist ganz Eins geworden mit meiner Liebe.'

In solche Gefühle und Gedanken war ich wie durch Zauber gebannt, und hätte ich mich damals ihrer erwehren wollen, es wäre mir nicht gelungen.

Zu meinem großen Glücke mußte ich auch an andere Dinge denken. Zunächst nahm mich meine Habilitation in Anspruch. Die Einladungsschrift war fertig und wurde vertheilt. Am 28. Februar Mittags 11 Uhr hielt ich in der kleinen Aula eine lateinische Rede über Luther's Verdienste um die deutsche Sprache. 'Das eckliche Dês', wie eine Collegin das Designatus (in den Katalogen Des. abgekürzt) nannte, war beseitigt, ich war nun wirklicher Professor extraordinarius.

Am 2. April wurde in befreundetem Kreise mein Geburtstag gefeiert und mit einer Überraschung beendet, mit — meiner Verlobung. Nach vielen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, nach vielen Überlegungen und Erwägungen war von Seiten der Familie die Einwilligung erfolgt, Botheinas Herz hatte sich in Liebe mir zugewendet, sie war meine Braut und ich fühlte mich unaussprechlich glücklich.

Wie mir damals zu Muthe war, habe ich am besten ausgesprochen in den sechs letzten meiner spanischen Romanzen (Nr. 11—16), die eben damals entstanden. Ich lebte herrlich und in Freuden nur meiner Braut, nur ihr und ihrer Familie.

Blumen blüh'n in allen Farben,
Blumen blühen aller Orten,

Und ein reicher Blumengarten
Iſt Caſtilien geworden.
Und die Schmetterling' und Käfer
Trinken ſchwirrend, ſingend, ſummend
Aus den vollen Blüthenkelchen
Neue ſel'ge Frühlingswonne.
Aber meine Seele ſchwebet
Auf des Liedes leiſen Schwingen
Über alle dieſe Blumen
Einer ihren Gruß zu bringen.
Rothe Roſe, lichte Roſe,
Meine Roſe, ſei gegrüßet!
Was ich wünſchte, was ich hoffte,
Alles iſt in Dir erblühet.

Im Juli reiſte Botheina ins Bad und kehrte erſt im Auguſt wieder. Dahin ſchrieb ich ihr eines Tages:

'Die Liebe iſt die Grundidee alles Lebens, nur ſie ſoll die Wurzel ſein, woraus alle meine Gefühle, meine Wünſche und Neigungen, meine Anſichten und Meinungen zum Blühen und Früchtetragen gelangen. Je mehr dieſe Idee alles Lebens, des wahren Lebens, auch die Idee meines Lebens wird, je mehr ſie ſich vor mir verwirklicht, um ſo kräftiger und reiner iſt die Sehnſucht, um ſo belebender die Hoffnung, daß doch Ein Theil deſſen was mein Herz erfüllt, auch außer mir in und mit Anderen leben wird. Keine Richtung meines Geiſtes und meines Herzens betrachte ich getrennt unter einander, jede kommt und geht in den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aller, und dieſer iſt: die Liebe.'

Da ich mich von aller Welt zurückgezogen hatte, ſo fand ich Zeit genug für meine Studien. Ich arbeitete fleißig für die Litteraturgeſchichte, über die ich eben las.

Im Herbſte nahm ich mit Botheina an einem Ausfluge theil, den die Familie ins Gebirge machte. Als wir zurück-

kehrten, war kurz vorher (29. Sept.) in Breslau die Cholera ausgebrochen.

Es kam nun eine traurige Zeit. Die Cholera, dieſe nie gekannte Krankheit, mit ihren plötzlichen heimtückiſchen Anfällen, zwar kurzen, aber ſchrecklichen Schmerzen, denen meiſt immer der Tod folgt, verbreitete Angſt und Schrecken. Die erſten gräßlichen Vorſichtsmaßregeln, das Fortſchaffen der Cholerakranken im Korbe, die nächtliche Beſtattung, alles das vermehrte das Unheil. Ich lebte wie gewöhnlich, hatte keine Furcht, und ſuchte mich und andere zu erheitern. Und das war gewiß das beſte Gegenmittel.

Meine heitere Stimmung wurde leider bald getrübt: Botheina erkrankte und genas nicht recht wieder, den ganzen Winter kränkelte ſie. Ich litt mit und fühlte mich endlich ſehr leidend und ward traurig.

Durch vielſeitige Thätigkeit hielt ich mich immer aufrecht. Ich las mit Luſt und Eifer Litteraturgeſchichte und Handſchriftenkunde. Zu dieſem letzteren Collegium hatte ich ein Büchlein drucken laſſen:

Handschriftenkunde für Deutschland. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. A. H. Hoffmann. Breslau 1831. 8°.

Jeder Theilnehmer erhielt es und außerdem noch zum Abſchreiben einige Hefte, die als Ergänzung dienten.

Mein academiſches Lehramt machte mir viel zu ſchaffen. Schon im Sommer ſchrieb ich meinem Bruder:

'Bewundern muß ich mich ſelbſt, daß ich trotz Bibliothek und Univerſität und Brautſtand noch ſo viel arbeite: ich habe ganze Stöße Hefte ſchon fix und fertig, und der ganze Kreis meiner Vorleſungen rundet ſich zu einem wohlgefälligen Ganzen, indem ich immer ergänze und vermehre, wo ich Mangel und Ar-

muth wahrnehme. Es war für mich ein großes Wagniß, so keck in das Lehrfach einzutreten. Ich habe noch viel zu kämpfen, doch schwinden die Schwierigkeiten mehr und mehr, lese ich doch jetzt schon ein Collegium zum vierten Male.'

Ich las wieder für das Winterhalbjahr 183¼ Litteraturgeschichte und Handschriftenkunde, und vollendete nebenbei meine Geschichte des deutschen Kirchenliedes.

Mit meinem Dichten war es vorläufig vorbei. Ich hatte dazu weder Ruhe noch Heiterkeit noch Anlaß.

Das Schicksal Polens betrübte mich sehr und in dem Losreißen Belgiens von Holland konnte ich wenigstens für die Belgier niederländischer Abkunft kein Heil sehen.

An den großen Ereignissen des Tages nahm ich lebhaften Antheil. Am 26. Oct. 31 schrieb ich meinem Bruder:

'Von Politik weiß ich Dir wenig Erfreuliches zu schreiben. Wir schicken nach Deutschland die Cholera und Deutschland schickt uns dafür die Preßfreiheit. Der Großherzog von Baden hat, wie man hier wissen will, seinen Deputierten erklärt, obschon in beiden Kammern die Preßfreiheit durchgegangen sei, so könne er ihnen wegen des deutschen Bundes keine Bewilligungen machen; sie möchten ihm übrigens das Budget verweigern, dann würde Alles gut gehen. Die Angelegenheiten der Presse finden in Sachsen, sogar Hannover, Braunschweig ꝛc. mehr Theilnahme wie je und Alles will Freiheit.'

'Wir armen Schlesier! wir werden leider zuviel regiert; das ist die allgemeine Klage. Ja, könnte es nur unmerklicher*) geschehen, da wär's noch ziemlich. Der gute Wille und die Thatkraft des Einzelnen wird durch die angemaßte Vormundschaft von Seiten der Regierung täglich mehr geschwächt. Das Beschönigen

*) Merkel war Oberpräsident der Provinz Schlesien.

und Vertuschen des Unglücks von oben herab, die vielen halben und unsinnigen Maßregeln, die höchstens ein Berliner † † in der Allgemeinen Zeitung loben kann, das despotische Wesen unserer Polizei, ihr Aushorchen, ihr Aufpassen — Alles erstickt das letzte Vertrauen gegen die Regierung und erbittert gegen die Beamten. Von einer öffentlichen Meinung, die auch hier noch manches Üble abwenden, der Willkürlichkeit Schranken setzen, und die gesunde Vernunft zu ihren Rechten bringen würde, kann in einem Lande was immer schläft keine Rede sein. Und wollte es auch aufwachen, wollte es sein eigenes Interesse kennen lernen, der hiesige despotische Aristocratismus und allgemeine spießbürgerliche politische Obscurantismus giebt es nicht zu. Auch der gebildetere Theil Breslaus lebt in einer politischen Unbefangenheit und ahndet kaum die spanische Censur, die jeden freien Gedanken wie eine lästige Fliege dem braven Bürger abfängt. Was sagst Du dazu, daß in unserer Cholerazeitung S. 39 der Aufsatz des Grafen Larisch mit folgenden Worten schließt: „Schließlich muß ich nur noch ergebenst bemerken, daß, da mein in Nr. 3 der Zeitung enthaltener Aufsatz, von der Censur vielfältig beschnitten, auch nebenbei sprachwidrig ergänzt worden, und dem heutigen leicht ein ähnliches Geschick zu Theil werden könnte, ich für den logischen Zusammenhang desselben nicht bürgen kann.“ Mancher glaubte, das deute doch auf Freiheit der Presse. Wenn nur nicht der Herr Graf die Leute gezwungen hätte, dies aufzunehmen! Er soll ihnen nämlich erklärt haben, thäten sie es nicht, so würde er Lärm schlagen.'

Die Censur war kleinlich und frech, und machte sich täglich lächerlicher und verhaßter. Die harmlosesten Dinge wurden gestrichen. Am meisten hatten die Zeitungen und die Flugschriften zu leiden. Ohne Censur durfte nichts, gar nichts gedruckt werden, nicht einmal ein Anschlag zum Privatgebrauche.

Wenn ein Hauswirth für seine Miethsleute einen Zettel drucken lassen wollte: 'Der Abtritt muß gereinigt werden', so bedurfte das erst der Genehmigung von Seiten der hochlöbl. Censur.

Die Censoren betrachteten die Censur als eine Erwerbsquelle. Für jeden Bogen eines wissenschaftlichen Werkes bekamen sie einige Groschen. Oft sahen sie das Buch gar nicht weiter an und schnitten es kaum auf. Da ereignete es sich denn einmal, daß mein College Thilo bei einem Buche, das in halben Bogen gedruckt war, das Doppelte berechnete.

Am schönsten ist die Geschichte mit einem Censor theologischer Bücher. Derselbe hatte, weil er des Czechischen sehr kundig war, von der Londoner Bibelgesellschaft den Auftrag bekommen, das Neue Testament in das Czechische zu übersetzen. Er war auf alle Bedingungen eingegangen, übersetzte, ließ drucken und besorgte auch die Correctur. Als das Ganze fertig war, zahlte ihm die Bibelgesellschaft das Honorar. 'Ja, sagte er, das ist zu wenig: ich habe das Werk auch censiert.' — 'Was? sagten jene, Du hast ja Alles übersetzt und gelesen!' — Er aber meinte: 'Das Censieren ist etwas Besonderes und muß besonders bezahlt werden.' — Die Bibelgesellschaft ließ sich natürlich auf dergleichen Besonderheiten nicht ein.

(Fortsetzung von Seite 196.)

Anfang Januar 31.

Jedem Gemüthe ist das Streben eigen, sich mit der Außenwelt in Harmonie zu bringen, sein Hoffen und Sehnen in den bunten Erscheinungen des Lebens und der Natur verwirklicht zu sehen, überhaupt sich selbst überall zu suchen und wiederzufinden. Dem Jüngling ist kein Berg zu hoch, keine Felswand zu steil, er muß hinauf, um nur recht weit in die Welt hinaus

zu ſehen, während ſich der Greis im Thale genügt, und ſich des friſchen Waldgrüns freut, das den Himmel umſäumt. Und ſo hat jedes Alter, jeder Stand, jedes Leben in der Geſellſchaft und in der Einſamkeit, ja jede Stimmung einen beſonderen Hang, ſich mit der Außenwelt auf irgend eine Weiſe zu befreunden und zu identificieren. Je länger ein und dieſelbe Stimmung unſer Gemüth beherrſcht, je weniger ſie durch Glück und Unglück bedingt wird, um ſo befreundeter wird ihr die bekannte Umgebung, um ſo feſter lebt und wohnt ſie ſich irgend ein.

So wandere ich nun ſeit ſieben Jahren nach dem Polniſch-Neudorfer Kirchhof. Im erſten Frühlinge genügten mir die Kornfelder am Scheidniger Wege; je ernſter und trauriger aber mein Leben ſich geſtaltete, um ſo mehr zog's mich nach jenem Kirchhofe. Es war nie ein näherer Antheil an den Todten, der dieſe Wahl beſtimmte; ich habe noch niemanden von allen, die da ruhen, je im Leben gekannt. Ein eigenes Verlangen, dort zu gehen, dort zu weilen, heißt mich immer wieder dorthin meine Wanderung beginnen, die endlich eine Art Bedürfniß geworden iſt. Jeder Gedanke an das Ende aller Leiden und Freuden, wie beide hier Ein Grab deckt, iſt ein Troſt für mich, wenn ich traurig, eine ernſt ermahnende, liebreich belehrende Stimme, wenn ich fröhlich bin. Jeder Rückblick auf das Vergängliche iſt für mich ein Hinblick auf das Ewige. Und täglich neue Erinnerungen an meine Heimat, an meine Jugend; täglich neue Bilder, die zu Vergleichungen mit meinem jetzigen Leben auffordern! Hier ein neues Grab, dort blühende, weiter hin verwelkte Blumen, dort eingeſunkene Gräber und verwitterte Kreuze, hier ein grüner Raſenhügel mit friſchen Kränzen. Iſt es mir doch, als ob hier eben einer meiner Freuden ein Grab gegraben würde, als ob dort dem Andenken meiner geliebten

Entſchlafenen ein Kranz aufgehängt würde, als ob jene blühende Blume aus dem Grabe meiner Vergangenheit freundlich aufblickte. Gewiß, ein reiches Feld für Selbſtkenntniß und Poeſie! Ich gebe zwar zu, daß ein ſolcher Hang etwas Ernſtes und Düſteres in unſere Anſchauungen bringt und das Spiegelheitere poetiſcher Darſtellung anhaucht und trüben kann; ich gebe zu, daß eben dadurch eine gewiſſe Gefühlseinſeitigkeit erzeugt und genährt wird. Darf aber der Dichter jemals für ſich fürchten, wenn Nacht und Schatten ſeine Seele einhüllen? bricht nicht dann eben ſeine Poeſie am lebendigſten hervor, ſtellt ſie nicht eben dann, wie der farbige Regenbogen auf der dunklen Wolke, die ſchönſten Farben dar? Muß nicht dem lyriſchen Dichter jede Concentrierung ſeines Gefühls willkommen ſein, muß nicht ſtets ein Sondern, Sich-Abſchließen, Vereinſamen der Anfang ſeines Schaffens ſein? Und hat nicht am Ende überhaupt die Idee des Todes etwas Erheiterndes? in ihr ſoll uns die Bedeutung und der Werth des Lebens erſt recht aufgehen.

Wende ich mich nun weg von den geſchmackloſen Leichenſteinen im heidniſchen Stile, weg von der Eitelkeit, die ſich hier in die Liebe zu den Todten einmiſchte, weg von dem traurigen Streben, man könne auch im Grabe mehr als ein anderer, etwas viel Beſſeres als — Erde ſein: ſo tritt der Geiſt des Chriſtenthums mit allen ſeinen freudevollen unendlichen Segnungen vor mich hin und weihet den Kirchhof ein zu einer heiligen ſtillen Stätte der Andacht und Verehrung. Der Kirchhof iſt die nothwendige Umgebung der Kirche: wie hier im Leben vor dem Altare alle gleich ſind, wie hier vor Gott kein Anſehen der Perſon gilt, ſo ſollen wir's auch dort im Tode ſein.

29. Januar.

Der Eitele geht bei allen ſeinen Gefühlen und Handlungen von ſich aus und kehrt immer wieder auf ſich zurück; ohne ſich zu denken, wird es ihm ſchwer, überhaupt zu denken. Das eigene Wohlgefallen, Sich-Genügen, Sich-Befriedigen iſt ſein ſehnlichſter Wunſch, ſein höchſtes Ziel. Eitelkeit äußert ſich zunächſt in einem Sich-Sondern von Allem, was uns leiblich und geiſtig berührt. Dies Sich-Sondern geht zuletzt in eine Krankheit über, deren man ſich nur dann bewußt wird, ſobald man ſein Streben, ein anderer, und etwas mehr und etwas Beſſeres zu ſein, auf irgend eine Weiſe beeinträchtigt, beleidigt oder gar vernichtet ſieht. Dieſe Abſonderung, welche ein Gemüth, das von Eitelkeit beherrſcht und gefangen, täglich und ſtündlich vornimmt, geſchieht nie zu anderer Menſchen Freude, ſondern nur zu ſeiner eigenen; das eigene Ich macht auch da, wo es Anderen Freude ſchafft und gewährt, von ſich dieſe Freude abhängig, wie es ſich denn auch nur dann am fremden Glücke freut, wenn es die Bedingung findet, unter der es ihm einzig und allein möglich iſt, ſich zu freuen. Darum iſt jeder Gedanke an wahre Liebe, die in Anderen und für Andere hofft, für ſie lebt und wirkt, die Kriegserklärung gegen eine Feindin, die uns ſo gern um unſere ſchöne Beſtimmung und das Ziel unſers Lebens täuſcht und betrügt. Wie traurig, wenn der Gebildete ſich dieſe Täuſchung, dieſen Betrug mit ſich ſelbſt erlaubt! Kunſt und Wiſſenſchaft wollen eben als zwei Formen gelten, worin ſich die Liebe ſtets in ihrer reinſten Selbſtaufopferung offenbart. Mit der Würde und dem Adel der Kunſt und Wiſſenſchaft eint ſich keine Geſinnung, welche jeden Gedanken an Liebe, an Selbſtaufopferung ausſchließt. Paulus an die Corinther I, 13, 1. 2. 'Wenn ich mit Menſchen- und

mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weißagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.'

30. Januar.

Wie kommt's, daß unsere Vereine zu den herrlichsten, schönsten Zwecken selten recht gedeihen, wie sie sollten, wie sie könnten? — Sie leiden an zwei Haupthinderniſſen, die leider alle Verhältnisse des menschlichen Lebens trüben: Eitelkeit und Eigennutz. Und doch muß man beiden wieder das meiste Gute zuschreiben, was zum Wohle und Gedeihen manches Vereines geschieht, wenn man dasjenige davon gesondert hat, was Einzelne aus Liebe für die Sache, aus Begeisterung für die Idee und Freude an Opfern für den Verein thaten. Eigennutz läßt sich leicht gewinnen: man mache ihm Hoffnung, eröffne ihm Aussichten, gewähre ihm die Befriedigung seines Wunsches — er ordnet sich unter, arbeitet mit, wirkt, wenn auch in seinem Geiste, doch nicht wider den Geist des Edleren, und auch durch ihn wird das Ziel mit erreicht. Die Eitelkeit kann eben so leicht gewonnen werden für das Bessere, sie ist aber von Haus aus zu vielseitiger Natur, schwieriger zu erkennen, und verlangt zu ihrer Befriedigung Dinge, die oft gegen die nothwendigsten Bedingungen des Vereins und die Ehre manches Einzelnen streiten. Nothwendige Bedingung jedes Vereins ist, daß der Einzelne seine Individualität soweit der Idee des Ganzen unterordnet und opfert, als es dieselbe erheischt. Ohne dies Verhältniß der Abhängigkeit läßt sich kein Verein wie er sein muß denken, er sei so geringe wie er wolle, von der christlichen Ehe an bis zu dem großen Volksvereine, den wir Staat nennen.

16—20. März.

Nationalität ist das wodurch sich ein Volk vor allen übrigen kennzeichnet. Dies geschieht auf doppeltem Wege: dem Äußern nach durch gemeinschaftliche Sitten, Gebräuche, Trachten, Lebensart, Gesetze, Verfassung ꝛc., dem Innern nach durch gewisse allgemeine geistige Richtungen in der Kunst und Wissenschaft, deren sich der Einzelne mehr oder minder bewußt ist, die er liebt und verfolgt, für die er lebt, und in und mit denen er wirkt. Aus dem Bewußtsein alles dieses entwickelt sich die Vaterlandsliebe, die aber dann nur eine wahrhafte ist, wenn sie sich zur Gegenliebe verwirklicht, wenn sie uns durch Thaten zum Danke gegen das Land veranlaßt, an welches unser irdisches Sein gebunden ist.

Die Nationalität kann nicht gemacht werden, sondern sie macht sich: sie ist kein Ergebniß eines heutigen oder gestrigen Gesammtwillens eines Volkes, sondern eine stillschweigende nachwirkende Übereinkunft aller Geister, die jemals von ganzer Seele einem Volke angehörten; sie ist ein geheimnißvolles Band, wodurch die Vergangenheit und Gegenwart vereinigt, und die Gegenwart an die Zukunft geknüpft wird; sie ist der Mittelpunkt, woraus alle Interessen des Einzelnen entspringen müssen, wenn nicht die Harmonie des Volkes gestört und sein leibliches Wohl und sein geistiges Heil verscherzt werden soll. Die Nationalität muß sich also geschichtlich aus dem äußern und innern Leben des Volkes gestalten. Ein Volk ohne Geschichte muß auf Nationalität verzichten. Jedes Volk wird, je nachdem es einen kürzeren oder längeren Zeitraum seiner Bildung durchwandelt, auch in dem Maße eine mindere oder größere Nationalität gewinnen. Die romanischen oder deutschen Völker sind glücklicher darin als die slavischen, und die europäischen wiederum

glücklicher als die americaniſchen. Es liegt ein ganz anderer Zauber darin, zu ſingen: 'Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben', als wenn auf ähnliche Weiſe ein Nordamericaner ſingen wollte: 'Am Miſſiſſippi, am Miſſiſſippi!'

Die Nationalität des Deutſchen iſt vielfach bezweifelt worden, aber von niemandem mehr als vom Deutſchen. Es läßt ſich jedoch von vorn herein gar nicht denken, daß ein Volk, welches eine bedeutende Stellung in der Weltgeſchichte einnimmt, an der neuen Civiliſation den größten Antheil hat, in Künſten und Wiſſenſchaften keinem Volke der alten und neuen Welt nachſteht, daß ein ſolches Volk ohne Nationalität ſein könne. Aus dem Begriffe: Nationalität, wie man ihn gewöhnlich in Deutſchland aufgeſtellt findet, müſſen ſich alſo die Zweifel erklären laſſen, die man fortwährend gegen die deutſche Nationalität hegt. Und wirklich, nur ein falſcher Begriff, eine Art von kindlicher Blindheit gegen unſer eigenes Weſen, und eine rührende Beſcheidenheit ſind Schuld, daß wir uns nicht einmal bemühen das herauszufinden was unſere Nationalität ausmacht.

Die Nationalität derjenigen Völker, mit denen wir uns gern vergleichen, tritt allerdings grell und ſchneidend vor der unſrigen auf. Wir ſehen, wie der Engländer ein gewiſſes abgeſchloſſenes Weſen, was ſich ſelbſt genug iſt, überall gegen das Ausland geltend macht, wie er in einem Kreiſe von Lieblingsideen und Anſichten ſich bewegt, in ſeinem geſelligen und öffentlichen Leben ſich glücklich fühlt und fühlen will und deshalb jeden anderen Zuſtand als dieſen ererbten und verjährten für grauſam und ſchrecklich hält; wie er eben darum Alles um ſich was nicht engliſch iſt, gleichgültig betrachtet, verachtet oder haßt, wie es am Ende außer ſeiner Welt gar weiter keine giebt.

Dieſe Nationalität iſt jene niedere, jene verdammenswerthe, die ſich mit keinem milderen Namen nennen läßt als ein Syſtem des ausgebildetſten Egoismus in allen Zweigen menſchlichen Thuns und Treibens.

So ſehen wir ferner, wie der Franzoſe ähnlich ſeinem Nachbarn, dem Engländer, ebenfalls ein gewiſſes abgeſchloſſenes Weſen zeigt, was aber aus ganz anderen Bedürfniſſen und Wünſchen entſpringt, nämlich aus ſolchen, wodurch der Franzoſe ſich ſeines Franzoſenthums bewußt wird. Der Franzoſe bedarf des Gedankens: das franzöſiſche Volk iſt die große, die einzige Nation der Welt, und du gehörſt dieſer großen Nation an; der Franzoſe wünſcht, daß jeder andere daſſelbe denkt, er wünſcht, daß jeder auch ein Franzoſe iſt; er möchte dieſen Gedanken jedem Volke aufdringen, jedes Volk die Güter des Franzoſenthums mitgenießen laſſen; er mag darum die Eigenthümlichkeit eines anderen Volkes nicht achten und ehren, und er kann es auch nicht, weil er zu unwiſſend iſt; er will ſich aber dieſer Unwiſſenheit nicht entäußern, weil er dann aufhören müßte Franzoſe zu ſein. Aber auch dieſe Nationalität iſt nur eine patriotiſche Eitelkeit, geleitet von Unwiſſenheit und einer Art von kosmopolitiſcher bonhomie.

Die Nationalität des Deutſchen iſt keine ſolche eigenſüchtige, feindſelige, überhaupt keine die nur durch ihr Negatives hervortritt; ſie iſt vielmehr das ſtille reine Streben nach Verwirklichung der Idee des wahren Menſchen.

Aus der ſchönſten Blüthe der Nationalität kann nur die Poeſie ihre ſchönſte Blüthe entfalten. Jedes fremde unharmoniſche Element der Nationalität wird ein Hinderniß dieſer doppelten Blüthe ſein (man denke an die Römer!), und wo die Nationalität des Volks zerſtört wird, kann ſich niemals eine Poeſie

in wahrem Sinne des Wortes geſtalten (die neueren Belgier ein ſprechender Beweis!). Dieſe höhere Nationalität, der Gegenſatz jener niederen, welche nur negativ als Mangel und Gebrechen in verſchiedenen Richtungen der geiſtigen und ſittlichen Bildung, als Vorurtheil, kindiſche Eigenliebe, Unwiſſenheit, Unſinn, Fanatismus ſich geltend macht — dieſe höhere Nationalität iſt nothwendiges Erforderniß aller Poeſie. Durch die Aufhebung des Begriffes Nationalität wird auch alle Poeſie aufgehoben. Unſere Kosmopoliten mögen aus ihrem Traume von einer allgemeinen Weltbürgerlichkeit noch ſo viel Schönes ableiten, die Poeſie werden ſie uns nun und nimmer daraus beweiſen können.

Die Poeſie als etwas Subjectives iſt Gemeingut aller Völker; es würde nur Eine Poeſie geben, wenn die Poeſie in dieſer ihrer Subjectivität hervortreten könnte, ohne daß ſie einer Vermittelung bedürfte. Dieſe Vermittelung iſt die Sprache und dieſe theilt ſich nach Völkern der Vorzeit und Gegenwart, und jedes dieſer Völker hat ſeine eigene Sprache, welche ſich aus dem inneren und äußeren Leben entwickelte und bildete, und durch die Bemühungen einzelner begeiſterter Männer befähigt ward, als Werkzeug der Poeſie zu dienen. Weil nun die Poeſie, objectiv gedacht, nur in irgend einer Sprache zur Erſcheinung kommen kann, jede Sprache aber ihre Heimat hat, ſo will auch die Poeſie ihre Heimat haben. Es war ein thörichter Gedanke, die italieniſche und franzöſiſche Poeſie auf deutſchen Boden zu verpflanzen; wie viele Hände auch im 17. und 18. Jahrh. damit beſchäftigt waren: dieſe fremde Dichtung blieb eine fremde Pflanze und mußte, als ſie ſich in keinem zugeſtutzten Bosket mehr halten konnte, Deutſchland doch endlich wieder verlaſſen. Noch thörichter war es, ja man darf hinzufügen, und wahrhaft

sündlich, in einer fremden Sprache eine deutsche Poesie in Deutschland anzubauen, mitten im deutschen Christenthume den ganzen heidnischen Göttermarkt auszukramen und das lebendige deutsche Herz einem entseelten Körper einzuverleiben. Aber jede Thorheit straft sich selbst, und ist es nicht Strafe genug, daß sie vergessen ward? Nur auf norddeutschen Universitäten werden Professores eloquentiae gehalten, die bei feierlichen Gelegenheiten, als bei Geburtstagen ihres Landesherrn, in lateinischen Versen ihre Gefühle an den Tag legen müssen. Glücklicherweise ist es bei diesen Erzeugnissen ganz einerlei, in welcher Sprache sie erscheinen, die deutsche Poesie hat noch nichts dabei verloren und wird dabei auch nie etwas verlieren.

19. März.

Wenn die Erziehung aufhört, dann beginnt sie eigentlich erst, dann beginnt die Selbsterziehung. Der Mensch wird von fremder Hand nur befähigt, den Weg seiner Bestimmung zu suchen und zu finden; er kann ihn nur vollenden zu Gottes Ehre und zu seinem und Anderer Heile, wenn er sich selbst dazu stärkt und rüstet. Die Menschen aber halten meist solche Wanderschaft für beschwerlich, und das Ziel für unnöthig, oder was noch schlimmer, für schon erreicht; sie sind gleichsam fertig, nachdem sie der Pflege und Zucht der Eltern und den Lehren der Schule entzogen wurden. Der Mensch soll niemals still stehn, niemals gleichsam verkohlen oder versteinen, sondern wachsen, er soll grünen und blühen wie eine Pflanze, die immer neue Knospen ansetzt, immer neue Blüthen entfaltet und neue Früchte zeitigt.

Das neue Jahr 1832 begann. Ich hoffte, daß ich nun bald Hochzeit halten und mir ein eigenes Hauswesen gründen

könnte. Eine bange Ahndung sagte mir, daß sich diese Hoffnung nicht erfüllen würde. Ich sah mit Besorgniß in die Zukunft.

Den 26. März schloß ich meine Vorlesungen und gedachte nun wieder einmal recht frei und froh zu sein.

Wenige Tage nachher erfolgte ein Ereigniß, das, so freudig es für die Familie meiner Braut war, doch für mich nicht sein sollte. Die Familie wollte schon in nächster Zeit Breslau für immer verlassen.

Zu meinem Geburtstage (2. April) fehlte es nicht an Glückwünschen und Geschenken. Auch Meusebach hatte meiner freundlichst gedacht: er bescherte mir einen Porcellanteller mit einem Wickenstrauß, auf dem Rande lauter Zeitungsausschnitte, begleitet von einem scherzhaften Briefe:

'Wilhelm Müller, August Zeune, Karl Lachmann und Rechnungsrath Hoffmann warten nun seit 8 Tagen und kommen seitdem alle Mittag, um zu sehen, was alle Mittag von Ihnen mitgebracht werde; aber sie warten umsonst und trinken umsonst (sie nämlich, nicht ich) heute auf Ihr Wohlseyn dasjenige Getränk, das dem Papst am nächsten und ihnen am liebsten ist. Es wurde dem guten Cardinal dabey so scharf zugesetzt wie gegenwärtig dem Papst zu — Arlikona — Ancona wollt' ich sagen. Da ich aber dabey Ihnen nicht ein Glas einschenken kann, so muß ich mich begnügen, Ihnen einen frisch gepflückten Wickenstrauß zu überreichen mit einigen Beyträgen zur Sittengeschichte, für die Sie ja sonst immer auch gesammelt haben — gleichsam eine Zeitung für Sittengeschichte, wie Sie einst eine Liederzeitung schrieben. Es grüne und blühe Ihnen, heute und immer, mehr als auf diesem Blatte und in unsrem Garten, in dem noch Alles grau aussieht, so sehr ich mich (und mehr als je) nach seinem Grünen sehne.'

Auch meine Breslauer Freunde hatten mich nicht vergessen: sie beglückwünschten mich und sahen mich schon als glücklichen

Haus- und Familienvater ſchalten und walten. In dieſem Sinne dichtete mir Geisheim

Die Zukünftigen.

Stimmen wie Geiſterchen.

Herr Profeſſor, Herr Profeſſor!

Er.

Horch! was rauſchet durch die Lüfte?
Welch einen Wonneklang der Sphären?
Stimmen, ſanft wie Maiendüfte,
Rauſchen wie aus meinem Herzen.

Die Stimmen.

Trau, o traue Deinen Ohren,
Horch auf uns, und gieb uns Leben!
Laß den Tag, der Dich geboren,
Unſerer Geburt gedenk ſein!
Denn wir ſind ja Deine Geiſter,
Die nach Leben ſchwebend ſtreben,
Bis Du wirſt als Zaubermeiſter
Fleiſch und Bein uns liebend geben.
Frühling kommet, ach, uns banget
Wie dem Falter in der Puppe,
Uns verlanget, uns verlanget,
Nach den Röckchen, nach den Höschen,
Nach den Fräckchen mit den Schößchen,
Uns verlanget zu erſcheinen
Bald als Deine lieben Kleinen.
Wollen länger nicht in Träumen
Mehr der Welt verborgen bleiben,
Wollen, ſichtbar in den Räumen,
Deines Weſens neue Weſen
Selber unſer Weſen treiben,
Wollen Deine Bücher leſen,
Wollen wie Du lernen ſchreiben,
Wollen Deine Lieder ſingen,
Wollen Mädchen ſein und Knaben,
Wollen unſre Mutter haben,
Und um Euch als Kinder ſpringen,

Euch beglücken, Euch entzücken,
Blumen ſein und Blumen pflücken,
Grün' und goldne Kränz' Euch ſchmücken.
Daß er bald der Welt uns ſchenke,
Daran wonnemondlich denke
Mit dem künftigen Mamachen
Unſer künftiges Papachen!

Wie mir damals zu Muthe war, erhellt aus einem Briefe an meinen Bruder. Den 30. März ſchrieb ich ihm:

'Ich habe dieſen Winter viel arbeiten müſſen, beſonders hat mir meine Litteraturgeſchichte viel zu ſchaffen gemacht. Jetzt hoffte ich recht froh und munter des Frühlings zu genießen; ich wollte ſtudieren was mir Freude machte; ich wollte wieder dichten, wozu mir ſeit einem halben Jahre gar keine Zeit blieb; ich wollte Briefe ſchreiben ꝛc.

Nun iſt mir Alles getrübt. Ich habe Kraft und Muth genug, allein überall- in der Welt zu ſtehen; aber der ewige Wechſel in meinen Lebensverhältniſſen läßt mich zu keiner Ruhe und keinem Frieden gelangen und muß endlich doch allen Muth, alle Kraft brechen.'

Was ich der Familie gegenüber thun konnte, um meinerſeits jedes Hinderniß meiner Heirat zu beſeitigen, that ich: ich reiſte nach Berlin, machte eine Eingabe an den Miniſter, bat um das Ordinariat und um Zulage, überreichte ihm meine Geſchichte des Kirchenliedes und theilte ihm mündlich meine Gründe ausführlich mit.

Nach dreiwöchentlicher Abweſenheit kehrte ich den 12. Mai nach Breslau zurück.

Im Juni verließ meine Braut mit ihrer Familie Breslau und ging zunächſt in ein Bad. Ich begleitete ſie dorthin. Nach zehen Tagen kehrte ich in derſelben Ungewißheit über meine Hochzeit zurück wie ich abgereiſt war.

Er übernahm dann die weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit der Familie meiner Braut und gegen Ende Novembers war mein Verhältniß gelöst. Was ich in meinem letzten Briefe an ein Mitglied der Familie schrieb (2. Dec. 32) kann ich zum Glück noch heute sagen: '— ich habe ehrlich und gerade gehandelt, und kann meinem Gewissen keinen, auch nur den leisesten Vorwurf machen.'

Aus einem langen qualvollen Zustande war ich erlöst und der Dichtung und Wissenschaft und dem geselligen Leben wiedergewonnen.

Meine Vorlesungen gingen Hand in Hand mit meiner Schriftstellerei. Ich las diesen Winter den Reineke Vos und um meinen Zuhörern einen guten billigen Text zu verschaffen, besorgte ich eine Ausgabe. Die einzelnen Bogen wurden, frisch wie sie aus der Druckerei kamen, von meinen Zuhörern gekauft. Schon den 1. October war die Pars II. der Horae belgicae ausgedruckt. Sie erschien auch unter dem Titel:

Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert. Breslau, Grass, Barth u. C. 1833.

Von meinem Aufsatze über Günther in den Provinzialblättern wurden mir besondere Abdrücke besorgt:

Johann Christian Günther. Ein literar-historischer Versuch. Breslau, W. G. Korn. 1832. 8°.

Mehrere Gedichte von mir erschienen in dem 'Archiv der liter. Abtheilung des Breslauer Künstler-Vereins' (Breslau 1832) S. 30—50 und daselbst auch S. 51—64 'Dr. Martin Luther's Verdienste um die deutsche Sprache.'

Mit dem Jahre 1833 stellte sich mein früherer geselliger Verkehr wieder her und erweiterte sich auf eine für mich sehr angenehme Weise.

Jeden Sonntagabend pflegte ich von jetzt an bei Professor Müller zu sein, woselbst sich einige seiner Verwandten und meiner Collegen einfanden. Die Frau Professorin war eine würdige Nichte ihres großen Oheims Gotthold Ephraim Lessing und ihr Mann ein tüchtiger Physiker, lebendig und strebsam, der sich auch um die vaterländische Gesellschaft große Verdienste erworben hatte.*) Wir spielten gewöhnlich Whist und pflegten uns bei und nach Tische sehr angenehm zu unterhalten, zumal wenn Professor Schön, später Redacteur der schlesischen Zeitung, zugegen war.

Manchen Abend war ich auch bei Friedrich Lewald, wo ich immer Gesellschaft traf. Frau Lewald wußte durch ihr angenehmes Wesen, ihre feine Aufmerksamkeit als Hausfrau, ihren frischen Sinn für Litteratur und Poesie uns den Abend nur lieb und werth zu machen. Ihr Mann, durch große Reisen und den Verkehr mit vielerlei, oft bedeutenden Männern an Lebenserfahrungen und Kenntnissen bereichert, unterhielt uns sehr anziehend, und da er sich viel mit Politik und erfolgreich mit Volkswirthschaft befaßt hatte**), war seine Unterhaltung zugleich sehr belehrend und anregend, er konnte dann mitunter sehr humoristisch und witzig sein.

Von weiblicher Gesellschaft war nur noch eine Nichte Lewald's zugegen, von der ich damals nicht ahnden konnte, daß sie Fanny Lewald werden würde. Sie war ein junges Mädchen, sehr zart und zierlich, und betheiligte sich, wenn ich mich recht

*) Christian Heinrich Müller, geb. zu Breslau 27. Febr. 1772, † zu Warmbrunn 14. Sept. 1849. Poggendorff, Handwörterbuch zur Gesch. der exacten Wiss. 2. Bd. Sp. 225.

**) F. Lewald, geb. zu Königsberg in Pr. 24. Juni 1794. Nowack, Schles. Schriftsteller-Lexikon 2. Heft S. 92—94.

erinnere, wenig bei unſeren Geſprächen. Auch zu G. Ph. Aderholz kam ich oft. Er war mein Landsmann und verſtand plattdeutſch, und ſo ſtand ich ihm ſchon näher als vielen anderen. Ich ging täglich nach Tiſche zu ihm in ſeinen Laden am Ringe und trank meinen Kaffee dort. Ich ſah mir alle neuen Bücher an und lernte durch ihn das ganze Weſen des deutſchen Buchhandels kennen. Er nahm den innigſten Antheil an allen meinen Erlebniſſen, meinen Freuden und Leiden, und es that mir wohl, wenn ich mich ausſprechen konnte. Bei allen ſeinen vielen Geſchäften hatte er immer Zeit für mich. Ein oder zwei Mal in der Woche beſuchte ich ihn des Abends in ſeiner Familie. Wir ſpielten dann immer Whiſt mit ſeiner Schwiegermutter. Da gab's denn fortwährend viel zu ſcherzen und zu lachen. Jeder vermeinte ein feiner Spieler zu ſein und vermochte doch meiſt nur mit guten Karten gut zu ſpielen. Aderholz wollte immer Glück haben, und wenn ihm nun ſchlechte Karten zufielen, ſo ſchimpfte er und hatte eine ganze Perlenſchnur ſchöner Redensarten bei der Hand, die er dann losließ. Das war mir denn ſo ergötzlich, daß ich ihm zum Geburtstage eine Taſſe ſchenkte, worauf unter vier Karten der verſchiedenen Farben alle dieſe ſchönen Redensarten angebracht waren.

Bei Milde's war ich von jetzt an jeden Sonntag-Mittag Stammgaſt. Oft blieb ich dann noch den Abend da. Auch in der Woche pflegte ich den jungen Milde zu beſuchen. Wir ſpielten des Abends Whiſt mit ſeiner Mutter, und nachher plauderten wir auch mit einander. Wir ſprachen über Politik, Breslauer Zuſtände, unſere freundſchaftlichen Beziehungen zu anderen, über meine und ſeine Angelegenheiten u. dgl.

Milde entwickelte damals eine große Thätigkeit: er hatte viel zu thun in ſeiner Fabrik, bei dem ſtädtiſchen Weſen, bei

der Kaufmannſchaft und verkehrte mit ſehr vielen Leuten. In Bezug darauf ließ ich eine vorläufige Zueignung zum Texte meines Reineke drucken, den ich ſpäter ihm widmete. Sie lautet:

HERRN
KARL
MILDE,

Kirchenvorsteher ad St. Mauritium, Verordnetem der Haupt- und Residenzstadt Breslau, der Städtischen Kämmerei-Kasse Revisor, Mitglied und Director der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, und Secretär ihrer technischen Section, des Breslauer Künstlervereins, des Schlesischen Vereins für Pferde-Rennen und Zucht-Thier-Schauen, des Vereins für Gewerbefleiss in den Preussischen Staaten zu Berlin, der Feuerversicherungs-Bank für Deutschland zu Gotha und des Schulzeschen Lesezirkels in den drei Karpfen wirklichem Mitgliede, Fabrikherren und Grossierer, des engen Breslauer Kaufmanns-Comité Beisitzer, und Zwinger- und Börsen-Deputirten der Hochedlen Kaufmannschaft zu Breslau, des vorbereitenden Comites für die Naturforscher-Versammlung zu Breslau wirkl. Mitsprecher, Inhaber einer Couleur-Küche und Walzendruckerei, Fixbleicher und geheimen Equipagen-Besitzer und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften öffentlichem Mitgliede

legt dies pflichtschuldigst

zu Füssen

am Karlstage MDCCCXXXIII.

REINEKE VOS

i. P.

Mit meinen Collegen ſtand ich nur auf Grußcomment: ich war freundlich gegen ſie und ihnen gefällig wo und wie ich konnte. Nur mit einem einzigen verkehrte ich nach wie vor, mit Stenzel, doch könnte ich nicht ſagen, daß der Umgang mit ihm für mich ſehr erquicklich geweſen wäre. Stenzel hatte ein ordentliches Talent, ſich immer mit einem über Dinge zu unter-

halten, die einem unangenehm und mitunter ſogar widerwärtig waren; er haftete daran wie die Ratte am Fleiſche und man konnte ſolchen Geſprächen oft nicht anders entweichen als durch Weggehen. Er war immer aufgeregt, leidenſchaftlich, dabei übelnehmeriſch, mißtrauiſch und rechthaberiſch. Er ſprach gern und lange von ſich und ſeiner Familie, ſeinen Arbeiten, ſeinen Büchern, ſeinen Tauben, und hatte immer vergeſſen, daß er unſer einem dieſelben Geſchichten Gott weiß wie oft ſchon erzählt hatte, z. B. daß er 1813 den Feldzug als Freiwilliger im Bataillon Anhalt mitgemacht habe und im Treffen bei Sehſtedt den 10. Dec. von einer Kugel in den Leib getroffen ſei. Er galt für händelſüchtig und hatte auch in ſeinem academiſchen Leben und in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Händel genug. Er hatte ſich nach und nach mit allen ſeinen Collegen mehr oder weniger überworfen, ich war der einzig übriggebliebene, der bisher mit ihm gut auskam. Doch ſollte es auch nicht lange mehr dauern: er machte mir den Vorwurf, daß ich den Frommen zu Liebe die Geſchichte des Kirchenliedes geſchrieben habe! und dgl. Es ſchien ordentlich für ihn etwas Drückendes zu haben, mit jemandem lange Zeit freundſchaftlich zu verkehren. Als ich ſeine mancherlei Vorwürfe als unbegründet und lächerlich zurückwies, wollte ich mich nicht ferneren Unannehmlichkeiten ausſetzen und fand es gerathen, mich von ihm zurückzuziehen. Seine Gemüthlichkeit war eben ſo ſehr eine gemachte wie ſeine Ruhe, mit beiden Dingen hatte ihn der liebe Gott nicht geſegnet, wol aber mit Fleiß und Eifer in ſeinem Fache; ſeinen Leiſtungen ließ auch ich immer die größte Gerechtigkeit widerfahren.

Zu ſeinen größten Feinden gehörte Paſſow, der auch mein größter Feind war, obſchon ich ihm meines Wiſſens nie den mindeſten Anlaß dazu gegeben hatte.

Franz Paſſow, Profeſſor der Philologie und Mitdirector des philologiſchen Seminars ſtarb am 11. März. Den folgenden Tag ſchrieb ich meinem Bruder:

'Dieſe vergangene Nacht 1 Uhr verſchied Franz Paſſow, Wachler's Schwiegerſohn und Johann Schulzens Jugendfreund. Mich hat nicht leicht eine Nachricht ſo erſchreckt wie die von Paſſow's Tode. Ich ging eben zur Bibliothek, da rief mir eine Stimme nach; ich blieb ſtehn und Höcker erzählte mir: 'P. iſt vom Schlage gerührt und todt.' So eben erfahre ich das Nähere. Der alte Wachler wußte vor 9 Uhr dieſes Morgens noch nichts. Dann ſagte man ihm, P. ſei unwohl. Jetzt ſchickte er zweimal zu ihm, die Antwort war: er iſt unwohl. Wachler konnte ſich nicht beruhigen, er ging ſelbſt hin. Da hieß es: P. ſchläft. Wachler ſetzte ſich ans Bette und ſah nun aus den Geſichtern der Umſtehenden, daß P. wirklich ſchon todt war. Es ſoll fürchterlich für den Alten geweſen ſein! Er wird gewiß bald nachfolgen, denn ohne Paſſow ſchien ihm das Leben nur wenig mehr zu gewähren, beide lebten für und mit einander, hatten, obgleich völlig ungleich an Jahren und Charakter, doch gleichen Haß, gleiche Liebe, wie ich das leider habe erfahren müſſen. Ich habe das ſchöne Bewußtſein, daß ich Paſſow nie etwas zu Leide gethan, im Gegentheil ihm Gefälligkeiten erwieſen habe, wo ich nur konnte. Dafür habe ich endlich die ſchöne Genugthuung erlangt, daß er und alſo auch Wachler ſich in Bezug auf mich bekehrten und wirklich in der letzten Zeit eine recht freundliche Stellung gegen mich annahmen.'

In einem ſpäteren Briefe kam ich noch einmal auf Wachler zurück.

'Ja, und wie ſich Alles ändert! Am 29. März traf ich mit W. in unſerem Bibliotheks-Arbeitszimmer zuſammen. Wir ſprachen

über litterariſche Angelegenheiten, Wittwenkaſſen u. dgl. Nach einer ziemlichen Pauſe näherte er ſich mir, ſah mich ernſt und nachdenklich an und ſprach: Ich muß Ihnen noch etwas ſagen; ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, Sie würden es ſpäter doch erfahren müſſen. — Und das iſt? — Ich wünſche für meine Tochter Ihre Wohnung zu miethen und bitte Sie, Ihrem jetzigen Miether zu kündigen. — Ich werde das noch heute thun; wir haben beide nichts gegen den Mann, aber dies ſind Rückſichten, die allerdings vorgehen ꝛc.

'Nach einigen Tagen traf ich W. wieder allein und erzählte ihm, daß ich dem Lehrer Tautz, meinem Miether, gekündigt hätte. Herr Conſiſtorial-Rath, fuhr ich fort, ich habe darüber nachgedacht, ob nicht Ihrer Frau Tochter noch beſſer zu helfen wäre? Ich biete meine Wohnung an, nur bitte ich Sie, daß Sie dann beim Miniſterium einkommen, mir eine kleine Entſchädigung zu bewilligen. — Ach! meinte W., es ſind ſchon ſo oft ähnliche Geſuche abgeſchlagen, daß man auf ſo etwas keine Hoffnung mehr ſetzen darf. Überdem läßt ſich jetzt nichts thun, wir müſſen warten, was von Seiten des Miniſteriums geſchieht. — Nun, entgegnete ich, wenn Alles fehlſchlägt, wenn Ihre Frau Tochter wirklich keine Freiwohnung erhält, ſo werde ich den Miethpreis ermäßigen. Er war bis jetzt 60 ℛ, er mag dann künftig 40 ſein. (W. weinte.) Es wird immer in der Welt noch Menſchen geben, die ſich der Wittwen und Waiſen annehmen. |Was ich thun kann, thue ich von Herzen gern. Und ich kann etwas thun; meine Hoffnungen, mir einen eigenen Heerd zu gründen, ſind zertrümmert, ich lebe ſehr einfach und habe überhaupt wenig Bedürfniſſe.'

'Du kannſt nicht glauben, was dies für einen Eindruck gemacht hat auf den alten, jetzt tief gebeugten Mann, der mich ſo oft gekränkt und mein hieſiges Leben mir auf ſo vielfache Weiſe verbittert hat! Ich bitte Dich, erzähle es nicht weiter, denn

ſonſt iſt es ja nichts, wie Du wol ſelbſt einſiehſt. Erzählt W. die Sache ſelbſt, nun dann iſt es etwas anderes. So bin ich es gewohnt mich an meinen Feinden zu rächen und ich weiß Gott nicht genug zu danken, daß er mir ſolche ſchöne Rache verleiht; ja, ich will nur Böſes mit Gutem vergelten. Zwar iſt dieſer Weg lang und mühſam, aber tröſtend und beruhigend und führt doch zu einem ſicheren Ziele. Es giebt eine ewige Gerechtigkeit ſchon hienieden; ſie wird auch früher oder ſpäter Diejenigen heimſuchen, die ſich meine Freunde nennen und mich jetzt in Berlin ſo ſchändlich verläumden.'

Mein Bruder antwortete auf dieſe Mittheilung: 'Dein Anerbieten an den alten Wachler macht Dir alle Ehre, um ſo mehr da Du nicht wünſcheſt, daß davon weiter geſprochen werde.' Jetzt finde ich keine Veranlaſſung, es zu verſchweigen.

Meine Heiratsangelegenheit wurde noch immer ausgebeutet, um mir möglichſt zu ſchaden. Das ſtimmte ſchlecht zu jener Äußerung, die ein Mitglied der Familie meiner Braut einem Briefe an meinen Bruder eingefügt hatte:

'An den Folgen dieſer Trennung, die kein Geheimniß bleiben kann, iſt er ſelber Schuld. Was in meinen Kräften ſteht, ſie abzuwenden, wird jederzeit geſchehen und ſo mögen Sie ihm verſichern, daß der Bruch den er ſelber ausgeſprochen mich nie hindern wird, ihn in eine Lage zu verſetzen, wo er ſeine Gaben zum allgemeinen Beſten entfalten kann.'

Daß Umtriebe von gewiſſer Seite in Berlin gegen mich ſtattfanden, hatte mein Bruder erſt ſpäter erfahren, er ſchrieb mir darüber (am 24. Juni):

'Vor einigen Tagen ging ich mit ..... von der Brandenburgiſchen Geſellſchaft nach deſſen Garten und rauchte noch eine Pfeife — er wurde vertraulich und eröffnete mir, daß Deine

Heirathsangelegenheit bis zum König durch ..... gekommen ist. Wahrscheinlich hat Se. Majestät von dem Minister nähere Auskunft verlangt und dies wird denn wohl die Veranlassung gewesen seyn, daß Schulze*) Dir dieserhalb geschrieben hat. Der Minister hat indessen die Sache dadurch einigermaßen applaniert, daß er das Kirchenlied Ihm übersandt hat, worauf denn der Allerhöchste Dank erfolgt ist. Unter anderen Umständen wäre gewiß ein Mehreres erfolgt, doch mußt Du Dich vorläufig damit begnügen. Daß der Minister jetzt Deinetwegen sehr vorsichtig seyn muß, siehest Du ein — er selbst hat Dein Verfahren völlig genehmiget und ist, wie mich ..... unumwunden versichert, Dir persönlich gewogen; doch sind ihm auch bei Anstellungen, die vom Hofe abhängen, als Ernennung zum Ordinarius, die Hände gebunden. Habe nur Muth und arbeite unverdrossen darauf los, es wird sich mit der Zeit Alles finden.'

Am 6. Mai besuchte mich Ludwig Henneberg, geheimer Canzlei-Secretär zu Braunschweig, mein alter Jugendfreund. Ich war sehr freudig überrascht. Wir erzählten uns viel von unseren Freuden und Leiden seit der Zeit als wir uns zuletzt sahen. Wir kamen dann auf meine Gedichte zu sprechen. Ich hatte schon lange den Wunsch gehegt, eine vollständige Sammlung zu veranstalten und an Brockhaus gedacht. Da nun Henneberg der Schwager der beiden Brockhaus war, so fragte ich ihn, ob er geneigt sei, für mich zu verhandeln. Er versprach es. Auf seiner Rückreise in die Heimat würde er auch nach Leipzig kommen und meinen Wunsch erfüllen.

Am 20. Mai feierten wir wieder das Stiftungsfest des

*) 15. März. 'Noch eine Herzensfrage: wie steht es mit Ihrer beabsichtigten Heirat? Man hat hierüber nachtheilige Gerüchte verbreitet, denen ich gerne widersprechen möchte.' Es erfolgte darauf meinerseits eine gehörige Antwort.

Künſtlervereins. Ich brachte viele Trinkſprüche aus auf König, Kunſt und alle Welt. Mein Trinklied:

Unſre Väter ſind geſeſſen,

vortrefflich vierſtimmig componiert von Eduard Philipp, wurde dreimal unter jubelndem Beifalle geſungen.

In den Pfingſtferien reiſte ich mit Milde ins Gebirge. Als ich heimkehrte, fand ich einen Brief vor vom Miniſter von Altenſtein:

Ew. Wohlgeboren mir überſandte Schrift: „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeiten" habe ich, nach Ihrem Wunſche, Seiner Majeſtät dem Könige vorzulegen Gelegenheit genommen und freue mich, Sie benachrichtigen zu können, daß Allerhöchſtdieſelben von ſolcher gern Kenntniß zu nehmen und mich huldreichſt zu beauftragen geruht haben, Ihnen Allerhöchſtdero Dank auszudrücken.

Indem ich dieſes Allerhöchſten Auftrages mich hierdurch entledige, benutze ich zugleich dieſe Veranlaſſung, Ew. Wohlgeboren die Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung zu erneuern.

Berlin, den 21. Mai 1833.

Altenſtein.

Den 10. Juni ward ich Mit-Director der Kunſt- und Alterthümer-Sammlung der Univerſität. Mir ſollte, wie Herr GR. Neumann ſchrieb, 'die ſpecielle Aufſicht über die alterthümlichen Gegenſtände des Mittelalters, und der nicht klaſſiſchen Zeit und Völker, ingleichen über die Gemälde- und Kupferſtich-Sammlung übertragen werden.' Die Aufſicht über alles Übrige fiel meinem Collegen Ritſchl zu, der erſt ſeit Oſtern als außerordentlicher Profeſſor der Philologie an unſere Univerſität verſetzt war. Ich glaubte in dieſer neuen Stellung etwas Erſprießliches für Kunſt thun zu können, fand mich aber

bald getäuſcht. Die Sammlung umfaßt zu vielerlei und mit der dafür beſtimmten Summe (170 ℛ) zu jährlicher Vermehrung ließ ſich nicht viel machen, zumal dieſelbe vorzugsweiſe der Sammlung claſſiſcher Alterthümer zu Gute kommen ſollte. Die Sammlung der in den alten Gräbern gefundenen Sachen war bedeutend, von Büſching angelegt und hübſch geordnet und aufgeſtellt. Was war aber damit für Geſchichte und Kunſt anzufangen? Lauter Töpfe, Aſchenkrüge, Spindelſteine, Kinderklappern, Spangen, Korallen und dergl. von Völkern und aus Zeiten, von denen uns keine Kunde vorhanden iſt. Nur ein Büſching, der alles Alte liebte und verehrte, wie ein frommer Katholik ſeine Reliquien, ſah darin lauter Überreſte germaniſcher Cultur und Kunſt und wußte dieſelben in ſeinem 'Abriß der deutſchen Alterthumskunde (zur Grundlage von Vorleſungen beſtimmt. Weimar 1824)' geiſtreich zu ordnen, z. B.

aaa Spindelſteine mit einem Loch,

aab Spindelſteine ohne Loch,

aac Spindelſteine mit angefangenen Löchern.

Die Kupferſtichſammlung war kaum des Erwähnens werth. Über das was man dazu that ſchrieb ich dem GR. Neumann: 'Die von der kön. Bibliothek überlieferten Kupferſtiche ſind bis auf wenige durchaus nicht des Aufbewahrens werth, wenigſtens nicht in einem Kunſt-Muſeum. Ich habe deshalb den Ausſchuß, ſo ziemlich $^7/_8$ des Ganzen, auf den Boden bringen laſſen, damit nicht unſere Sammlung ſamt ihren Vorſtehern lächerlich und verächtlich wird.' Erſt ſpäter kamen einige werthvolle Blätter dazu aus dem Vermächtniſſe des Hofraths Bach.

Dasjenige Stück, welches die Leute gerne ſahen, ein Ritter zu Roß, beide in voller Rüſtung, ritt von hinnen: das Cura-

torium (der Herr GR. Neumann) hatte denſelben dem Prinzen Karl für ſeinen Ritterſaal überlaſſen. Ich war nicht da, als dieſe auf keine Weiſe zu rechtfertigende Schenkung vor ſich ging, hätte ſie aber auch nicht hindern können.

Obſchon es nichts anzuſchaffen und nichts zu verwalten gab, ſo ließ es doch Neumann an Reſcripten nicht fehlen, wir thaten ihm aber nicht den Gefallen zu antworten, und ſo hatte er denn nur bei ſeinen mehrmaligen Mahnungen die Freude, einige Journalnummern mehr zu bekommen.

An Zerſtreuungen mancher Art hatte es mir den Winter nicht gefehlt: ich beſuchte das Theater, die wilden Thiere, die Börſenbälle, die Weinſtuben und fuhr öfter ſpazieren. Ich war nach und nach theilnehmender, heiterer und geſünder geworden. Es bot ſich manche Gelegenheit zu angenehmem geſelligen Verkehre dar. Sehr erfreut war ich, daß ich noch zu Anfang des Sommers Bekanntſchaft machte mit der Familie v. Nimptſch in Jäſchkowitz, einem Gute in der Nähe Breslaus. Ich ging oft ſeitdem hinaus, gewöhnlich des Samſtags und kehrte Montagmorgens erſt wieder zurück. Frau Leocadia v. Nimptſch, hübſch und liebenswürdig, für Kunſt und Litteratur voll lebhafter Theilnahme, in ihren Anſichten über Staat und Kirche freiſinnig, für Humor und Witz empfänglich, dabei immer lebendig und heiter, hatte etwas Anziehendes und Feſſelndes für jeden ſolcher Gäſte, die mehr als gewöhnliche Unterhaltung ſuchten. Kein Wunder, daß auch ich mich zu ihr hingezogen fühlte und nach unſerer erſten Begegnung meinem Bruder ſchrieb: 'Frau v. N. iſt das intereſſanteſte, liebenswürdigſte Weib, was ich je auf Erden kennen gelernt habe — und das ſagt doch wol etwas?'

Unterdeſſen hatte Henneberg ſeine Schwäger in Leipzig für den Verlag meiner Gedichte bewogen. Den 24. Juli ſchrieb ich an ihn:

'Schon den nächſten Tag nach Empfang Deines Briefes habe ich Hand angelegt und bin ſeit dem 14. Juli bis heute unabläſſig beſchäftigt geweſen, eine Geſammtausgabe meiner Gedichte zu bewerkſtelligen. Ein ſchwieriges, obwol angenehmes Geſchäft! Mit dem Bewußtſein der größten Strenge gegen mich, als ob ich ſelbſt unbilligen Anforderungen genügen müßte, habe ich es ausgeführt: alles Unbedeutende ward von vorn herein verworfen, ſelbſt Gutes, wenn es in der Form vernachläſſigt war, bei Seite gelegt, und alles was mir nach dieſer harten Prüfung übrigblieb, ſo geordnet, daß mein poetiſches Sein und Wollen lebendig hervortritt ꝛc. Alles iſt druckfertig und kann, ſobald ich mit meinen Freunden jedes einzelne Gedicht noch einmal kritiſch angeſehen habe, nach Leipzig abgehen. Ich betrachte alſo die ganze Angelegenheit als abgemacht. Deinen Schwägern gegenüber habe ich keine Bedingungen, nur Wünſche. Was ſollt' ich auch für Bedingungen machen? Ich will auch hier Dichter ſein, und ſie ſind die Schwäger meines Freundes, und das iſt genug. Meine Wünſche ſind, daß meine Gedichte 1. ſehr ſchön gedruckt und 2. noch in dieſem Jahre erſcheinen.'

Das war eine große Unbeſonnenheit, einem Buchhändler gegenüber ein Dichter ſein zu wollen. Ich mußte dafür mein ganzes Leben büßen. Die ehrenwerthen Schwäger meines Freundes waren ſo unpoetiſch, mir nie ein Honorar zu geben und betrachteten meine Gedichte als ihr für alle Zeiten wohlerworbenes Eigenthum.

Zu meinen Beichtvätern in der Poeſie gehörte damals Dr. Regis, der Überſetzer des Rabelais. Ich hatte ihm ein

torium (der Herr GR. Neumann) hatte denselben dem Prinzen Karl für seinen Rittersaal überlassen. Ich war nicht da, als diese auf keine Weise zu rechtfertigende Schenkung vor sich ging, hätte sie aber auch nicht hindern können.

Obschon es nichts anzuschaffen und nichts zu verwalten gab, so ließ es doch Neumann an Rescripten nicht fehlen, wir thaten ihm aber nicht den Gefallen zu antworten, und so hatte er denn nur bei seinen mehrmaligen Mahnungen die Freude, einige Journalnummern mehr zu bekommen.

An Zerstreuungen mancher Art hatte es mir den Winter nicht gefehlt: ich besuchte das Theater, die wilden Thiere, die Börsenbälle, die Weinstuben und fuhr öfter spazieren. Ich war nach und nach theilnehmender, heiterer und gesünder geworden. Es bot sich manche Gelegenheit zu angenehmem geselligen Verkehre dar. Sehr erfreut war ich, daß ich noch zu Anfang des Sommers Bekanntschaft machte mit der Familie v. Nimptsch in Jäschkowitz, einem Gute in der Nähe Breslaus. Ich ging oft seitdem hinaus, gewöhnlich des Samstags und kehrte Montagmorgens erst wieder zurück. Frau Leocadia v. Nimptsch, hübsch und liebenswürdig, für Kunst und Litteratur voll lebhafter Theilnahme, in ihren Ansichten über Staat und Kirche freisinnig, für Humor und Witz empfänglich, dabei immer lebendig und heiter, hatte etwas Anziehendes und Fesselndes für jeden solcher Gäste, die mehr als gewöhnliche Unterhaltung suchten. Kein Wunder, daß auch ich mich zu ihr hingezogen fühlte und nach unserer ersten Begegnung meinem Bruder schrieb: 'Frau v. N. ist das interessanteste, liebenswürdigste Weib, was ich je auf Erden kennen gelernt habe — und das sagt doch wol etwas?'

am liebsten las, so vertieft, daß er von Deutschland und der Gegenwart wenig mehr wußte*).

Die Sammlung meiner Gedichte war endlich druckfertig und wanderte am 24. August an Brockhaus. Ich war recht froh. Es kam wieder einmal für mich eine Zeit erfreulicher Ereignisse: kurz vorher hatte ich 100 Thaler Zulage bekommen, war also von nun an ein außerordentlicher Professor mit einer außerordentlichen Einnahme von — 300 Thalern.

Den 17. September kam mein Bruder. Er wohnte bei Milde, der ihm mehr Bequemlichkeit und Genuß gewähren konnte. Sein Aufenthalt fiel gerade in die Zeit als die Naturforscher in Breslau tagten. Es war ein wühliges Treiben, des vielen guten Essens und Trinkens kein Ende. Nur an letzteren betheiligte ich mich wie so viele andere und als Alles vorbei, da war ich in der Naturkunde gerade so weit gekommen wie so viele andere. Das Einzige was mir in der Erinnerung blieb waren die wenigen heiteren Stunden, die ich mit Endlicher verlebte.

Mitunter war es mir ganz lieb, dergleichen Festgelage mitzumachen. Mich ergötzte es, wenn ich sah, wie alle Persönlichkeit im großen Ganzen verschwand und wie alle Poesie des Lebens in einem Weichselzopfe von leeren geselligen Formen ihr Ziel fand. Bald aber sehnte ich mich nach dem stillen Familienleben voll Wahrheit und Gemüthlichkeit. So ein kleines häusliches Fest, wo das Herz sich aussprechen durfte, konnte mich unendlich mehr freuen und freute mich noch lange in der Erinnerung. Seit ich mich in der Familie Milde heimisch

*) Johann Gottlob Regis, geboren zu Leipzig 23. April 1791, seit 1825 in Breslau, starb daselbst 29. August 1854.

fühlte, ließ ich keinen Geburtstag unbesungen vorübergehen. Zu Milde's Geburtstag hatte ich mehrere Kleinigkeiten beschereet und mit Versen begleitet. Diese hatten nur Verständniß und Bedeutung für uns, und sollten es auch nur haben. Unter einer Tasse mit blühenden und fruchttragenden Erdbeeren stand:

So segnet Gott ein reines Streben!
Und Blüth' und Frucht, es ist Dein Leben.

In mein Büchlein: Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck, das eben erschienen war*), und auch als Geburtstagsgeschenk dienen mußte, hatte ich eingeschrieben:

Was wir still und unverdrossen
Wirkten, bleibet uns allein.
Hat es erst der Freund genossen,
Muß es doppelt unser sein.

Meine litterarische Thätigkeit wurde durch solche und andere poetische Streifzüge durchaus nicht beeinträchtigt.

Am Michaelistage hatte ich den zweiten Theil der Horae belgicae vollendet, fleißig das Glossarium zum Reineke gefördert, einige Aufsätze zur deutschen Litteraturgeschichte drucken lassen und Manches für den Auffessischen Anzeiger in Nürnberg geschickt.

Im October bezog ich eine neue Wohnung auf der heil. Geiststraße. Sie lag freilich nach Norden, war mir aber bequem und hatte eine freundliche Aussicht auf den Wall, die Oder, Sand- und Kreuzkirche und Dom.

In demselben Monate kam ein neuer Professor zu uns, Adolf Friedrich Stenzler, Prof. des Sanskrit. Alle Welt schrie: Sanskrit in Breslau! in Breslau, wo man nur Brotwissen-

*) Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 16. u. 18. Jahrh. Breslau, Hentze 1833. 8°.

ſchaft ſtudiert, wo die Studenten ſo arm ſind, daß ſie nicht einmal ein Publicum belegen, weil ſie $2^1/_2$ Silbergroſchen dann an die Krankenkaſſe entrichten müſſen, wo zwei Studenten, wie man ſich erzählt, nur Ein Paar Stiefel haben.

Ich lernte Stenzler kennen, und obſchon ſein zurückhaltendes, faſt kaltes Weſen nicht eben einem traulichen Verhältniſſe förderlich war, ſo kam ich doch mit ihm auf freundſchaftlichen Fuß. Ich rieth ihm, für ſein beſſeres Fortkommen ſich noch ein Nebenamt zu verſchaffen, ein ſolches könne die Bibliothek am erſten gewähren, mit dem Sanskrit ſei es wol bei uns nichts. Stenzler fand die Sache annehmlich und um ihn an die Bibliothek zu bringen, ſchlug ich ihm vor, mich zu vertreten, wenn ich einmal eine längere Reiſe unternähme.

Mit dem neuen Jahre erſchienen meine

Gedichte. 1. 2. Bdch. Leipzig, F. A. Brockhaus 1834. gr. 12°.

und bald darauf:

Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von H. v. F. Breslau, Grass, Barth u. C. 1834. 8°.

Erſt den 10. December v. J. war das Gloſſar fertig geworden, ich hatte daran acht Monate gearbeitet.

Den 21. Januar kam ich beim Miniſter um Urlaub ein zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe auf drei Monate (April, Mai Juni). Hauptzweck dieſer Reiſe ſollte ſein die Benutzung der Bibliotheken in Prag, Wien, München und Stuttgart und in den öſterreichiſchen Klöſtern. Von Seiten Wachler's und Neumann's fürchtete ich kein Hinderniß. Prof. Stenzler hatte ſich erboten, meine Cuſtodiatsgeſchäfte zu verſehen. Meinem Geſuche hatte ich ſieben meiner größeren und kleineren Druckſchriften beigefügt.

Sächs. am 10. März erfolgte der Urlaub mit einer Reiseunterstützung von 100 Thlr. Der Minister dankte mir zugleich verbindlichst: 'Mit einem besonderen Interesse habe ich von Ihren Schriften nähere Kenntniß genommen, und mich aus denselben gern sowohl von Ihrem poetischen Talente als auch von Ihren sonstigen achtungswerthen wissenschaftlichen Bestrebungen überzeugt.'

Den 19. März gab mir F. Lewald noch ein Abschiedsessen. Um 5 Uhr Nachmittags reiste ich ab.

In Görlitz verweilte ich einige Tage bei meinem Freunde dem Diaconus Leopold Haupt. Wir hatten mancherlei wissenschaftliche Beziehungen: deutsche Sprache, Geschichte und Poesie. Er dichtete selbst und von seinen Liedern aus der Burschenschaftszeit hatten mehrere weitere Verbreitung gefunden. Als Secretär der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften wußte er mir die bedeutende Bibliothek der Gesellschaft recht zugänglich und nützlich zu machen, er war die Gefälligkeit selbst. Seine Frau, heiter, lebendig und liebenswürdig nahm innigen Antheil an meiner Poesie. Wir hatten einen schönen Frühlingsanfang, wanderten an der Neiße und machten viele Besuche.

Am 24. März ging ich über die böhmische Gränze, übernachtete in Reichenberg und war den folgenden Tag in Prag.

Hanka hatte die dortigen Bibliothecare von meiner baldigen Ankunft in Kenntniß gesetzt. Die Bibliothek des böhmischen Museums, dessen Bibliothecar und Archivar er war, kannte ich schon; nach und nach lernte ich die übrigen kennen. Zunächst richtete ich mein Augenmerk auf die Universitätsbibliothek. Da es in den großen Sälen zu kalt war, so hatte Prof. Spirk die Güte, mir in seinen eigenen Zimmern die Benutzung der Handschriften zu gewähren. Das bedeutendste was ich fand

und abschrieb, war eine Reihe unbekannter ahd. Glossen zum Prudentius.

Ich suchte mir dann den Eintritt in die fürstl. Fürstenbergische Bibliothek zu verschaffen. Karl Egon Ebert, der bekannte Dichter, war Bibliothecar. Ich fand ihn als Dichter zu kühl und ruhig und als Bibliothecar etwas gleichgültig. Es dauerte lange, bis er warm wurde. Er war ganz eingerichtet wie ein feiner Wiener, die dazu gehörigen schön angerauchten, mit Silberbeschlag verzierten Meerschaumköpfe hingen stattlich an der Wand. Als ich ihn bat, mir die Bibliothek zu zeigen, meinte er, das ginge nicht sogleich, da müßten erst einige Tage vorher die Fenster geöffnet werden, den ganzen Winter hindurch seien die Zimmer verschlossen gewesen, man könne es vor Kälte nicht drin aushalten; er wolle jedoch Anstalt machen und in den nächsten Tagen hoffe er mich hineinführen zu können.

Am Charfreitag wiederholte ich meinen Besuch. Mein Wunsch ward erfüllt: wir gingen in die Bibliothek. Ich begann das Fach der Handschriften durchzusehen und ich ward sofort reichlich belohnt. Ich fand auf zwei zusammenhängenden Pergamentblättern ein Bruchstück einer poetischen Erdbeschreibung des 11. Jahrhunderts. Die Kehrseite hatte außerordentlich gelitten; einst angeklebt an den Holzdeckel einer lateinischen Handschrift hatte sie später, nachdem diese Hülle zerstört war, dessen Dienste versehen. Ebert gestattete mir auf das Freundlichste die Benutzung. Nachdem ich die Abschrift der wohlerhaltenen Seite vollendet, suchte ich die verwischte und abgeriebene Schrift der Kehrseite herauszubringen. Ich ging in die Einhornapotheke um mir Reagentien zu verschaffen. Der Apotheker Frey interessierte sich für die Sache und bereitete mir Gallusäpfeltinctur. Nach tagelanger unsäglicher Mühe gelang es mir,

[illegible] herauszubringen. Das blausaure Eisenkali, welches [illegible] auch einmal anwendete, bewährte sich nicht. Ich veranstaltete sofort eine Ausgabe, die ich mit Einleitung und Anmerkungen versah:

Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem XI. Jahrhundert, herausgegeben von H. v. F. Mit einem Facsimile. Prag. H. I. Enders'sche Buchh. 1834. 8°.

Auf Ebert's Wunsch widmete ich meine kleine Schrift Seiner Durchlaucht dem Hochgebornen Herrn Herrn Karl Egon, [illegible] Fürsten zu Fürstenberg. Wie hätte ich ahnden können, daß ich jemals mit dem Fürstenbergischen Fürstenhause in Beziehung kommen würde! Im J. 1845 wurde der Fürst Schwiegervater Sr. Durchl. des Herzogs von Ratibor, dessen Bibliothekar zu Corvey ich seit 1860 bin.

Die Wichtigkeit meines Fundes leuchtet jedem ein, der nur etwas von unserer Litteraturgeschichte weiß. Wir wußten nämlich bisher von keinem einzigen Gedichte aus dieser Zeit. Diese Wichtigkeit erhöht noch der Inhalt: das Gedicht giebt nämlich eine kurze Beschreibung Islands, dessen Einwohner erst im J. [illegible] geworden waren.

Am 1. April besuchte ich zum ersten Male die fürstl. [illegible] Bibliothek und wiederholte dann meine Besuche [illegible]. Ich fand hier eine hübsche Anzahl altdeutscher Handschriften, einige stammten aus dem Schlosse Blankenheim in [illegible], andere aus dem schwäbischen Kloster Weißenau. Ich war mit meiner Ausbeute sehr zufrieden.

Am 15. April entschloß ich mich endlich auch die viel gepriesene Strahofer Bibliothek kennen zu lernen. Der mühsame Weg, den ich auch des folgenden Tages machte, wurde nur durch die schöne Aussicht belohnt. Außer dem schlesischen Land-

recht und den Bruchstücken von Wilhelm von Brabant fand ich nichts, und beides war längst bekannt.

So verlebte ich, wie ich damals schrieb, 'glühend vor Suchbegierde und unbefriedigt im Finden, immer ohne Rast, aus einer Bibliothek in die andere wandernd', über drei Wochen in Prag. So gut ich meine Zeit angewendet hatte, so hätte es doch noch besser geschehen können: die Bibliotheken waren aber zu weit entfernt vom schwarzen Rosse, wo ich wohnte, die Bibliothekgesetze in Betreff des Ausleihens zu strenge und das Wetter zu schlecht.

Einige Zeit verlor ich auch durch Unwohlsein. Zu meinem Schrecken entdeckte ich, daß ich am Bandwurm litt. Ich unterwarf mich einer mehrtägigen strengen Cur und wurde unter Schmerzen und mit Zeit- und Geldverlust von dem übeln Gast vorläufig befreit.

Die Abende verlebte ich, wenn ich nicht eben zu Hause arbeitete, in Gesellschaft mit den Prager Slavisten: Wenzeslaus Hanka, Franz Palacky, Wenzel Swoboda, Paul Joseph Schafarik, denen sich der Tonkünstler Wenzel Joseph Tomaschek anschloß. Obschon ich diesen Erz-Czechen gegenüber für einen Erz-Deutschen galt, so war doch der Verkehr mit ihnen für mich ein überaus angenehmer, belehrender und für meine Zwecke förderlicher.

Hanka bewies sich sehr freundlich und gefällig, und freute sich meiner Theilnahme an seinen czechischen Bestrebungen und Leistungen, die ich freilich nicht beurtheilen konnte. Er schenkte mir mehrere seiner Schriften, unter anderen auch die zweite Ausgabe der Königinhofer Handschrift, die als das schönste und älteste Denkmal der czechischen Dichtung dastand, niemand wagte

gegen die Echtheit auch nur den leiſeſten Zweifel vorzubringen.*) Hanka fühlte ſich recht glücklich über den Erfolg ſeiner litterariſchen Leiſtungen, und ſonnte ſich in dem Glanze der Ehren, die ihm aus Petersburg zukamen. Er vergaß nicht von ſeinem Briefwechſel und ſeinen perſönlichen Beziehungen mit hochgeſtellten oder berühmten Leuten zu erzählen und trieb ſeine Eitelkeit mitunter bis zur Lächerlichkeit: ſo hatte er vom Kaiſer von Rußland einen Brillantring geſchenkt bekommen, den trug er aber nicht am Finger, ſondern als Hangeorden an einem Bande um den Hals.

Swoboda hatte etwas Gemüthliches, Anſpruchloſes. Er war unter Deutſchen ein guter Deutſcher und wenn wir Abends zuweilen im Roß an der langen Tafel ſaßen und das vortreffliche Bier uns ſchmecken ließen, da plauderten wir ſo treuherzig landsmänniſch mit einander, als ob wir beide derſelben Sprache, demſelben Volke angehörten.

Palacky dagegen war ein Erz-Czeche, vom Wirbel bis in die kleine Zehe, litterariſch, politiſch, geſellig, kurzum immer und überall. Ich ſagte ihm, obſchon ich nichts Slaviſches verſtände, ſo würde ich doch überall auf daſſelbe Rückſicht nehmen wo ich etwas in Handſchriften fände, ich bäte ihn, doch für mich in Bezug auf das Deutſche daſſelbe zu thun. Da antwortete er: 'Wenn ich etwas Deutſches finde, ſo — überſchlage ich es.'

Der liebſte von allen war mir Schafarik. Sehr anziehend waren für mich ſeine Erzählungen aus ſeinem eigenen Leben, von ſeinen Wanderungen in Albanien, ſeinen Entdeckungen. Er zeigte mir viele ſlaviſche Handſchriften und ſuchte mir eine

*) v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiſerth. Oeſterreich 7. Bd. S. 312. — 'Die Königinhofer Handſchrift vor Gericht' in: Blätter für lit. Unterhaltung 1859. S. 793–797.

Überſicht über die ganze ſlaviſche Sprache und Litteratur zu geben. Wol niemand hat umfaſſendere, gründlichere Studien über die Sprachen der 80 Millionen Slaven gemacht, wie auch ſeine bedeutenden Leiſtungen ſchon damals bethätigten und nachher noch mehr. Schon ſeine große Beſcheidenheit war mir der Bürge, daß er mehr wußte als alle übrigen.

Wie groß meine Theilnahme für Schafarik vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft war, ergiebt ſich aus einem Briefe, den ich den 13. April an einen Freund ſchrieb und in dem Nachlaſſe meines Bruders vorfand:

'Schade, daß die früheren Unterhandlungen, ihn für die Univerſität Breslau zu gewinnen, durch den Ausbruch der polniſchen Revolution plötzlich abgebrochen wurden. Wir hätten an ihm einen bedeutenden Erwerb gemacht. Schafarik iſt der intereſſanteſte Gelehrte Prags, durch ſeine Forſchungen über ſlaviſche Geſchichte und Litteratur hat er ſich einen wahrhaft europäiſchen Ruf erworben. Es hat mich innig gerührt, daß ein ſolcher Mann hier gewiſſermaßen von der Gnade des böhmiſchen Muſeums, von zufälligen Aufträgen ſein Leben friſtet und keinen ſeiner großen Gelehrſamkeit angemeſſenen Wirkungskreis findet, keine Unterſtützung von Seiten des Staats und ſogar, wie mir ſcheint, keine ſonderliche Theilnahme bei den Czechen zu gewarten hat. Ich habe ſelten ſo viel Anſpruchloſigkeit mit ſo vielfachem Wiſſen, ſelten ſo viel Heiterkeit mit ſo einer wirklich gedrückten Lage gepaart geſehen. Seine kleine Bibliothek möchte wol leicht für altſlaviſche Litteratur die bedeutendſte der Welt ſein. Ich ſah bulgariſche Handſchriften und Drucke, von denen noch niemand etwas weiß. Der Mann mit allen ſeinen Arbeiten und Schätzen hat ſo mein Herz in Anſpruch genommen, daß ich bei meinen geringen Kräften dennoch darauf bedacht ſein werde, ihm ein ſorgenfreies Leben und einen beſſeren Wirkungskreis irgendwo

im Auslande zu gewinnen. Mündlich hoffe ich ſchon irgendwo etwas zu thun. Gewänne ihn der preußiſche Staat, ſo hätte er an ihm wenigſtens eine Perle, während er ſonſt oft nur die Muſchel ſtatt der Perle rafft.'

Bei Tomaſchek, Ebert's Schwager, war ich einige Male und hörte mehrere ſeiner herrlichen Liedercompoſitionen, denen ich leider nirgend wieder begegnet bin.

Auch Joſeph Führich lernte ich kennen. Mit großem Vergnügen ſah ich mir ſein Skizzenbuch durch. Ich hätte danach nicht ahnden können, daß er ſich ſpäter in die öſterreichiſch-ultramontane Religions- und Lebensauffaſſung hineinphiloſophieren und hineinmalen würde.

Ehe ich von Prag ſcheide, muß ich noch einen eigenen Vorfall erzählen.

Als ich eines Tages von meinen litterariſchen Wanderungen heimkehrte und meinen Pult aufſchloß, kam es mir vor, als ob jemand unter meinen Sachen gekramt hätte. Richtig: das Dintenfaß war umgeſtoßen und mehrere friſche Flecke waren auf einzelnen Blättern zurückgeblieben. Ich beklagte mich beim Wirthe. Der wollte von nichts etwas wiſſen ꝛc. Ich konnte alſo nur annehmen, daß die Polizei neugierig und ungeſchickt meine Papiere durchſucht hatte, was mir denn auch die Verlegenheit des Stubenmädchens zu beſtätigen ſchien. Ob mir ſonſt noch eine beſondere Aufmerkſamkeit von Seiten der Polizei zu Theil wurde, weiß ich nicht. Die Prager fühlten ſich durch die Polizei nicht beläſtigt. Ein Kaufmann, der mich in den kaufmänniſchen Verein einführte, erzählte mir vorher: 'Bei uns geht es recht frei zu: wir haben einen Charadenzirkel, geben uns Charaden, Räthſel und Rebus auf, und der Herr Polizeidirector ſitzt mit dabei.'

Erſt den 19. April ſetzte ich meine Reiſe fort. Ich fuhr die Nacht durch. Halb ſchlaftrunken und ermattet näherte ich mich der Donaugegend. Ich wurde munter und froh geſtimmt, als ſich das Gebirge vor mir immer ſchöner entfaltete. Gegen 12 Uhr traf ich in Linz ein. Nachdem der Bibliothecar der ſogenannten Bibliotheca publica verſichert hatte, daß keine Handſchriften dort wären, fuhr ich ſofort nach St. Florian, dem einzigen Auguſtiner Chorherren-Stifte Ober-Öſterreichs. Es liegt in einer reizenden Gegend, in der Nähe der Donau und Ens, mitten in fruchtbaren Ebenen, von waldbewachſenen Bergen umgeben. Der Frühling ſtellte ſich mit aller Macht ein, nur aus der Ferne glänzte der Schnee herüber von den ſteieriſchen Alpen. Ich war im Gaſthofe abgeſtiegen, ich bin aber nie wieder dahin zurückgekehrt; mein ganzes Gepäck wurde noch denſelben Abend ins Stift geholt. Sorglos, im heiterſten geſelligen Verkehre, mitten unter den herrlichſten litterariſchen Hülfsmitteln blieb ich hier bis den letzten April.

Die Stiftsbibliothek iſt reich an geſchichtlichen und philologiſchen Werken und im Fache der ſogenannten ſchönen Litteratur. Die einzelnen Chorherren haben noch außerdem ihre eigenen Bibliotheken; Franz Kurz und der Bibliothecar Klein hatten die ihrigen ſchon der Stiftsbibliothek einverleibt. Jodocus Stülz beſaß eine Sammlung altdeutſcher Bücher, wie man ſie in dem großen Prag, alſo auch wol in ganz Böhmen vergebens ſuchen dürfte. Bei ihm fand ich eine Handſchrift der Predigten des Nicolaus von Straßburg aus dem 14. Jahrh. und ein Bruchſtück des lateiniſchen Gedichtes 'Rudlieb', wovon ich mir Abſchrift nahm, welche ſpäter M. Haupt in Wien drucken ließ.*)

*) Exempla poesis latinae medii aevi edita a M. Hauptio. Vindob. 1834. 8°.

Durch echten wissenschaftlichen Sinn und große Gelehrsamkeit hat sich dies Stift einen ehrenwerthen Namen und einen hohen Rang in der Litteraturgeschichte Österreichs erworben: Pfarrer Franz Kurz, Bibliothecar Klein (s. Dibdin's Reisen), Archivar Chmel, Jodocus Stülz und Schmidtberger sind Mitglieder des Chorherren-Stifts St. Florian.

Auch auf Obstzucht erstreckt sich ihre Thätigkeit. Schmidtberger, der berühmteste Pomologe Österreichs, zieht in vielen hundert Kübeln und Töpfen alle edelen Obstsorten mit dem besten Erfolge und versendet in alle Weltgegenden Pfropfreiser.

Mit Jodocus Stülz machte ich einen Ausflug nach Linz und Wilhering. Hier fand ich nichts Altdeutsches, aber zu Linz mitten in einer lateinischen Handschrift ein Gedicht aus dem 12. Jahrh. vom Antichrist, von Henoch und Elias: ich nahm mir vollständige Abschrift in St. Florian.

Am 1. Mai reiste ich ins Kremsthal nach Kremsmünster, einem uralten Benedictiner-Kloster vom J. 777, berühmt durch sein Gymnasium, seine Bibliothek, Sternwarte u. naturhistorischen Sammlungen.

Ich habe nur die Bibliothek gesehen und darin eigentlich nur die Handschriften, bei deren Durchsicht mir der gelehrte Pater Ulrich Hartenschneider hülfreiche Hand leistete. Ich fand ein Schauspiel von der heil. Dorothea aus dem 14. Jahrh., welches ich vollständig abschrieb, so wie auch zwei böhmische Gedichte, womit ich Hanka eine große Freude bereitete. Die übrigen Handschriften verzeichnete ich nur, bei meiner Rückkehr aus Kärnthen gedachte ich sie näher zu untersuchen. Darum reiste ich denn schon am 3. Mai ab und kam am 4. von Stadt Steier nach Seitenstetten.

Es ist ein paradiesisches Land, und besonders die ganze

Strecke von der Donau bis hieher an die ſteieriſchen Berge. Alle Felder im ſchönſten Grün, an allen Wegen, in allen Gärten blühende Obſtbäume, einige als ob ſie mit einem großen weißen Laken überhängt wären.

Ich fand auch hier die freundlichſte Aufnahme und reichliche Beſchäftigung, ich blieb acht Tage. Der Handſchriftenkatalog gehört zu den vortrefflichſten, die je gemacht worden ſind. Demungeachtet unterließ ich es nicht, Band für Band zu durchſuchen, und war ſo glücklich, noch Einiges für meinen Zweck zu finden. Wie vortrefflich der Katalog war, lehrte mich bald die Durchſicht der einzelnen Handſchriften: ſogar auf gelegentliche Bemerkungen, Scherze und Witze war Rückſicht genommen. Auch der alte deutſchlateiniſche Hexameter, den ich mir abſchrieb, war bereits angemerkt, er lautet:

Iß gans Martini, wurſt in festo Nicolai,
Iß Blasii semper, hering oculi mei semper,
Iß eir Pasce, ertper Johannis Baptiste,
Von kitzen carnes sint guet festo Pentecostes,
Trag sperber Sixti, vach wachtel Bartholomei,
Kleip wol Calixti, heiz vast natalitia Christi,
Sä korn Egidii, habern, gerſten Benedicti,
Kauf holz si velis, wilt nit erfriesen Michaelis,
Grap ruben Colomanni, ſä kraut Damiani,
So hept an Martini, trink win per circulum anni.

Sehr ergötzlich und belehrend war für mich noch die Sammlung ausgeſtopfter einheimiſcher Vögel und vierfüßiger Thiere. Man hatte die Abſicht, nach und nach eine vollſtändige Fauna der Gegend aufzuſtellen.

Nach dieſem ländlichen Aufenthalte, wo ich mich ſo wohl und heimiſch gefühlt hatte, wendete ich mich nun wieder der

Donau zu, und verweilte acht Tage in der ſtattlichen, palaſtartigen Benedictiner-Abtei Melk.

Die Handſchriftenſammlung iſt immer noch reich, obſchon ſie durch die Nachgiebigkeit der Prälaten in die Wünſche der Wiener Hofbibliothek wahrſcheinlich vieles verloren hat. Das Meiſte iſt längſt bekannt geworden durch das fleißige Brüderpaar Pez, einſt Mitglieder der Abtei. Das Chronicon Mellicense, welches Pertz vermißte, iſt noch vorhanden, und enthält auf dem erſten Blatte den bekannten Marienhymnus des 12. Jahrh., den ich mir aber doch abſchrieb, weil die bisherigen Abdrücke ſehr ungenau ſind.

Eines Nachmittags ſaß ich mit einer Handſchrift in dem ſchönen Kloſtergarten und las, und wenn ich genug geleſen hatte, ſo freute ich mich an der prachtvollen Ausſicht nach der Donau hin. Da kam um das Buſchwerk der Biſchof Ziegler von Linz mit mehreren Mönchen an mir vorüber. Ich begrüßte ſie. Der Herr Biſchof ſchien ſich nach mir zu erkundigen. Er hatte gewünſcht, wie ich ſpäter erfuhr, daß ich bei der Abendtafel ihm gegenüber ſitzen möchte. Dieſe Ehre ward mir zu Theil, und ich mußte nun Wunderdinge hören von den Heldenthaten des Herrn Biſchofs, wie er noch Mönch im Kloſter Waiblingen war. Baiern und Wirtemberger kämpften um den Beſitz und mitten unter dem Kugelregen ging der junge Benedictiner unter ſie und gebot mit dem Crucifix in der Hand Frieden. Dann pflegte er die Verwundeten und gab den Sterbenden die letzte Ölung u. ſ. w.

Als die Tafel aufgehoben war, begleitete mich Ignatius Kaiblinger auf mein Zimmer. Wir plauderten noch etwas mit einander. Ich ſprach meine Verwunderung aus über Manches was der Herr Biſchof zum Beſten gegeben hatte. 'Was! ſagte

Ignatius, glauben Sie denn das? Das ist eben so wenig wahr als wenn der Herr Bischof behauptet, Ladislaus Pyrker sei der größte deutsche Dichter!'

Es war hier nicht dieser traulich gesellige Ton, wie ich ihn anderswo gefunden hatte. Jeder ging an dem anderen stumm vorüber. Ob nun eine strengere Beobachtung der Regel des heil. Benedictus, ob mehr Geschäfte daran Schuld waren — ich weiß es nicht. Ich wurde nur mit Ignatius näher bekannt, und das war freilich ein gemüthlicher humoristischer Gesellschafter, dem ich eine Menge hübscher Geschichten und Witze verdankte, die ich noch heute nicht vergessen und womit ich schon manche Gesellschaft erheitert habe. Den Michael Enk von der Burg sah ich nur, er machte den Eindruck eines mit sich und der Welt Zerfallenen; finster und hastig eilte er nach Tische der Thüre zu und rannte mich beinahe um.*)

Man hatte mir gesagt, wie angenehm und lohnend eine Fahrt auf der Donau wäre, um ein Billiges könnte man auf einem Floße hinunterfahren. Da nun eben ein Floß angemeldet war, so nahm ich Abschied, ließ meine Sachen an den Strand bringen und wartete dann lange auf meine neue Reisegelegenheit. Das Floß kam endlich, ich fuhr im Nachen ihm entgegen und stieg hinauf.

Die Floßknechte thaten gar nicht, als ob sich ihnen ein menschliches Wesen genähert hätte, kaum daß sie meinen Gruß erwiederten, nur mit Mühe konnte ich von ihnen erfahren, daß

*) Michael Enk von der Burg, geb. zu Wien 29. Januar 1788, seit 1810 Benedictiner, fand den gesuchten Tod in den Wellen der Donau 22. Juli 1843. Über ihn v. Wurzbach, Biographisches Lexikon 4. Th. S. 49—51.

sie heute Krems nicht erreichen würden. Nach mehrstündiger Fahrt legte das Floß an und ich ging mit meinem Koffer ins Dorf. Ich erfuhr weiter nichts von meinen Reisegefährten. Hätte mich der gefällige Wirth nicht am Morgen zeitig geweckt, ich würde das Nachsehen gehabt haben. Ich bestieg wieder das Floß und befand mich wieder unter Menschen die eher Comanches-Indianer schienen als deutsche Landsleute. Um Mittag erreichten wir Stein. Das Floß wurde getheilt, weil es sonst nicht durch die Brücke durchkommen konnte. Der Strom ist dort sehr reißend. Ehe die Durchfahrt bewerkstelligt wurde, trieb unser Floßtheil gegen einen Brückenpfeiler. Wir hatten uns jetzt dermaßen dem Ufer genähert, daß ich die schöne Gelegenheit benutzte und mit meinem Gepäck auf den Sand sprang. Ich war froh, daß ich diese 'curiöse und sehr gefährliche Reise' glücklich vollendet hatte.

Ich nahm mir sofort einen Wagen und fuhr nach Göttweih hinauf. Ich wollte hier das Pfingstfest (18. Mai) feiern und ausruhen von meinen Arbeiten und Reisen. Ich wußte, daß ich sehr willkommen sein würde, und ich war es. Ich verlebte schöne, unvergeßliche Tage und nahm eine doppelt frohe, dankbare Erinnerung mit an meine jetzige wie an meine frühere überaus liebevolle Aufnahme.

Unterdessen erwartete mich Dr. Endlicher (damals Scriptor an der Hofbibliothek) täglich in Wien. Er hatte, wie er mir nach Melk schrieb, die Pfingstferien bei seinem Vater in Preßburg zugebracht und wollte Sonntags zurückkehren. Ich gedachte um dieselbe Zeit einzutreffen. Ich hoffte nur noch Manches in Herzogenburg zu finden und nahm meinen Weg über dies Augustiner-Chorherrnstift. Ich fand auch einige Handschriften, aber nichts Erhebliches.

Am Samstag, 24. Mai, war ich schon in Wien. Endlicher kam den Sonntag darauf, und am Montag gingen wir zusammen in die Hofbibliothek. Von diesem Augenblicke an war ich — den ersten Ausflug nach Klosterneuburg abgerechnet — täglich fünf Stunden beschäftigt in der Hofbibliothek bis zu ihren Ferien, die mit dem 1. August ihren Anfang nahmen.

Endlicher wohnte den Sommer über auf dem Lande. Er hatte mir seine Wohnung überlassen und die Benutzung seiner reichhaltigen Bibliothek. Auf die Weise war ich häuslich eingerichtet und konnte nach Lust und Belieben arbeiten. Des Morgens war auch er auf der Bibliothek beschäftigt, den Nachmittag blieb er gewöhnlich in seiner Wohnung und gegen Abend ging er wieder auf's Land.

Bald eröffnete sich uns ein Feld gemeinsamer Thätigkeit. Endlicher hatte im vorigen Herbste etwa fünf Blätter Althochdeutsches aus dem achten Jahrhundert von den Deckeln einiger Monseer Handschriften der k. k. Hofbibliothek abgelöst. Ich erkannte in ihnen sogleich die älteste Übersetzung des Evangeliums Matthäi. Außer mir vor Freude darüber ermunterte ich ihn, sofort weiter zu suchen. Er suchte, war abermals glücklich und brachte nach wenigen Stunden wiederum einige Blätter hervor. Wir beschlossen sogleich die gemeinschaftliche Herausgabe, schrieben ab, brachten das Erloschene durch Reagentien zum Vorscheine und versuchten das Abgeschnittene und gänzlich Zerstörte zu ergänzen.

Nach einigen Wochen wanderte unsere kleine Schrift in die Druckerei. Unterdessen unternahm Endlicher eine abermalige Durchsuchung der etwa 1200 Monseer Handschriften, und nun fanden sich noch so viel Überreste, daß wir den Druck auf-

ſchieben und die Arbeit gewiſſermaßen von neuem beginnen mußten.

Unſer Freund Dr. Moriz Haupt, ein täglicher Augenzeuge unſerer Freuden, aber auch unſerer Leiden, hat kurz, einfach und wahr von allen dieſen Dingen Bericht erſtattet:*)

'— es wurden ſowohl noch einige, auf die innere Seite der Deckel geklebte, theils vollſtändige, theils wenig verſtümmelte Blätter jener Handſchrift aufgefunden, als auch mehrere kleine viereckige Stücke, mit denen die Rücken der Bände inwendig verklebt waren, und eine Menge ſchmaler Streifen, welche in die Lagen mehrerer Papierhandſchriften, um ihnen beſſeren Halt zu geben, eingeheftet waren; ja einige Stellen, die auf keinem Pergamente mehr vorhanden waren, hatten ſich auf den hölzernen Deckeln abgedruckt, und konnten im Spiegel geleſen werden. Die kleinen Stücke und die kaum fingerbreiten Streifen wurden mit großer Mühe zuſammengeordnet, und das Zuſammengehörige wurde auf Goldſchlägerhäutchen ſorgfältig aufgeklebt. Einmal glücklich zuſammengeſetzt, waren die auf dieſe Weiſe gewonnenen Blätter leicht zu leſen, da jene Streifen in dem Innern der Papierhandſchriften vor jeder Beſchädigung behütet waren. Dagegen koſtete die Entzifferung mehrerer der größeren, durch Buchbinderleim beſchmutzten, durch Näſſe zuſammengeſchrumpften und erblaßten, und durch vielfache Berührung abgeriebenen Blätter lange Zeit und große Anſtrengung. Chemiſche Reagentien, der jedesmaligen Beſchaffenheit des Pergaments angemeſſen, mußten hier und da zur Hülfe genommen, günſtige Beleuchtung

*) Wiener Jahrbücher Bd. LXVII. Ein beſonderer Abdruck, 24 Seiten, erſchien unter dem Titel:

Zu Endlicher's und Hoffmann's Ausgabe der Wiener althochdeutſchen Fragmente. Von Moriz Haupt. Wien, Carl Gerold 1834.

und günstiger Schatten benützt werden; treue Beharrlichkeit half am weitesten, und oft gelang die vollständige und sichere Enträthselung einer Zeile, ja eines Wortes nur nach langer, an verschiedenen Tagen vielfach wiederholter Betrachtung und Berathung. Die gewissenhafte Sorgfalt der im Lesen alter Handschriften erfahrenen und mit allen Eigenthümlichkeiten der entdeckten Blätter nach und nach vertraut gewordenen Herausgeber verdient volles Vertrauen, und kaum wird fortgesetzte Betrachtung einige einzelne Buchstaben anders deuten, als sie in dieser ersten Ausgabe gegeben sind.'

'Wie groß nun alle diese Mühe war, welche den Fund aus einer Gabe des Glücks wahrhaft zu einer Errungenschaft der Herausgeber macht, so wurde sie doch nicht nur durch die Wichtigkeit des Gewonnenen im Ganzen belohnt, sondern auch im Einzelnen mannigfach erleichtert und vergütet. Kostete die Zusammenstellung der einzelnen Streifen, die Enträthselung der verblichenen Schriftzüge Geduld und Zeit in vollem Maße, so hatten sie doch den Reiz einer ununterbrochenen Reihe kleiner Entdeckungen, und wie groß war die Freude, als sich mehrmals zu vorhandenen größeren Blättern einzelne Streifen ergänzend fügten, oder als die von Anfang gehegte Vermuthung, daß die neuentdeckten Bruchstücke der Übersetzung des Matthäus und das von Eccard herausgegebene pezische Fragment einer und derselben Handschrift angehörten, durch die Auffindung des dem pezischen unmittelbar vorhergehenden und des darauf folgenden Blattes zur Gewißheit wurde, oder als zwei mühsam gewonnene Blätter der Homilien sich als Theile der Isidorischen Schrift de nativitate domini ergaben, deren Übersetzung, das älteste Denkmal zusammenhangender althochdeutscher Rede, bisher nur in der Pariser Handschrift enthalten war.'

So weit Haupt.

Als wir keine Hoffnung hatten, noch etwas zu finden, begann der Satz auf's Neue. Die geistliche Censur erfolgte sofort und die Polizeibehörde war so gefällig, ihre Censur nach den Correcturbogen zu ertheilen.

Um einigermaßen ein Bild zu geben von der Trefflichkeit und Schönheit dieser Übersetzung, will ich einige Stellen herausheben, denen ich jedesmal die Lutherische Übersetzung voranschicke:

Matthäus 23, 23.

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Dies sollte man thun, und jenes nicht lassen.

Uae iu euua scaffina enti pharisaera, triugara! tehmot minzun enti tilli enti chumin enti forlazut daz heuigora dera euua, tuomida enti gabarmida enti kalaubin. Dhesiu kazami iu za tuoanne, enti diu andriu ni za forlazanne.

Matthäus 23, 24.

Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket.

Leitente blintan, sihante uz muccun, olbantun auuar slintante.

Matthäus 24, 27. 28.

— die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflats.

Also auch ihr, von außen scheinet ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend.

(ir kalichit grabirom) kahuuizitem, diu mannum schinant uzana sconi, innán sintun auuar fol totero kapeinnono enti allera unhreinida.

Enti so sel kalihho augit ir iuuuih uzana mannum rehtuuisige, innana ir birut auuar folle trugida enti nidhes.

Um nun noch zu zeigen, welch eine poetiſche Kraft und Fülle unſere Sprache vor elfhundert Jahren hatte, mag hier noch folgen eine Stelle vom Ende der Welt. Matth. 24, 29—35:

Saar auh after dem arbeitim dero tago sunna ghifinstrit enti mano ni gibit siin leoht enti sterna fallant fona himile enti diu himilo megin sih hruorent enti danni schinant zeihhan mannes sunes in himile. Enti danne uuoffent elliu aerda folc enti kasehant mannes sunu quemantan in himiles uuolcnum mit mihhilu meginu enti almahtigin. Enti sentit sine angila mit trumbom enti mihhileru stimnu enti kasamnot sine kachorane fona feor uuintun enti fona himilo hohistin untaz dero marcha. Fona ficbaume danne chunnet biuurti. Saar so siin ast muruuui uuirdit enti lauph uph gengit, uuizut daz danne nah ist sumere. So auh danne ir diz al kisehet, uuizit danne daz iu az selbem turim ist. Uuar iu sagem, daz diz manchunni ni zaferit aer danne diz al uuirdit. Himil enti aerda zafarant, miniu uuort auuar iu bilibant.

Kein Wunder, daß wir uns in dieſe Sprache verliebten und dafür ſchwärmten. Ich fing an ſogar darin zu dichten. Anlaß gab das Schickſal Wolo's, wie es Eckehard IV. in den Casus St. Galli beim J. 876 erzählt. Weil ſich Endlicher und Haupt ſehr daran ergötzten, ſo fuhr ich munter fort, und bald vermehrte ſich die Zahl meiner althochdeutſchen Gedichte auf 16, die Haupt in mittellateiniſche Verſe überſetzte. Hier nur eins zur Probe:

Huuanta der sneo fona himilu fellit,
dero fogalo stimna nioht mer gahellit,
uue hinauuortan ist alliu uunni,
trurentiu sint dera ueralti chunni.

Uue farbrunnan ist diu heida,
uue ardorrita diu bluomiga ueida,
die giezun eigun farloran fro chosa,
sama so dorna gastaat diu rosa.

Auar niouuiht min uuinea diu hera,
gastigit singanta uf heiminges berga.
bede ioh lenzo ioh sumar sceidant,
rosa uf ira hiufilum bluoiant.

Cum nix de caelo hiemali cadit,
Nec auium cantus per siluas uadit,
Uae, omnia gaudia tunc sunt soluta,
Dolentque homines dolentque bruta.

Uae, sicca sitiunt florida prata,
Exaruerunt pascua lata,
Obmutuerunt Nymfe aquose,
Instar spinarum arescunt rose.

Sed laeta manet mea amata,
Canensque uadit per montium prata.
Uer, aestas pereant exitiose,
In eius genis splendescunt rose.

Es war ein heißer Sommer, die Hitze lange andauernd, oft unerträglich, acht Wochen kein Tropfen Regen, nirgend erfrischende Kühle. Auch des Abends pflegte es sich nur wenig abzukühlen, und der furchtbare Staub verleidete einem jeden Spaziergang ins Freie.

Des Nachmittags saßen wir auf gut Wienerisch in Hemdsermeln und arbeiteten im Schweiße unseres Angesichtes. Endlicher war dann immer so gütig und spendierte Eis und gute ungarische Cigarren — das einzige Honorar, dessen sich meine mühevolle Schriftstellerei zu erfreuen hatte.

Außer Hitze und Staub gab es für mich aber noch eine dritte Plage: mein todtgeglaubter Gast, der Bandwurm war wieder lebendig geworden. Ich mußte mich einer gründlichen Cur unterwerfen, die nicht allein sehr langweilig, sondern auch mitunter sehr schmerzhaft war. Mein Arzt war unser Freund Diesing, der bei uns wohnte, schon damals ein ausgezeichneter

Wurmkenner (Helmintholoģe).*) Ich durfte kein Brot, keine Mehlſpeiſe, nichts Geſelchtes (geräuchertes Fleiſch) eſſen und mußte jeden Morgen früh und jeden Abend vor dem Schlafengehn einen Löffel voll einer ekelhaften Flüſſigkeit hinunterſchlucken. Vier Wochen, länger konnte ich dieſe Pferdecur nicht aushalten. Der Bandwurm war gleich anfangs verſchwunden, aber es handelte ſich darum, die Empfänglichkeit dafür im Körper zu beſeitigen, und das war denn auch bei dieſer Cur immer noch nicht erreicht.

Weil ich nun doch durch die Mitherausgabe der althochdeutſchen Bruchſtücke auf längere Zeit an Wien gefeſſelt und ins Druckenlaſſen hineingerathen war, ſo wollte ich Endlicher'n eine gedruckte Freude machen: ich widmete ihm eine kleine Schrift zur Erinnerung an den ſchönen, zwar heißen, aber fruchtbaren Sommer. Ich hatte dazu gewählt deutſche Gloſſen des 12. und 13. Jahrhunderts, die bis jetzt noch wenig berückſichtigt waren.

Sumerlaten. Mittelhochdeutsche Glossen aus den HSS. der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Herausgegeben von H. v. F. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1834. 8°. VIII. 66 SS.

V. d. Hagen ſprach ſich damals ſehr wegwerfend darüber aus in der Germania 1. Bd. S. 98: 'gefällt ſich eben nicht höflich darin, einige Wörterſammlungen, meiſt Kraut und Wurzeln, beſſer und vollſtändiger zu liefern, als ein Anderer.' Ich dachte damals mit Walther: sô rechet mîch und gêt ir hût mit sumerlaten an, und heute freut es mich, daß dies 'Kraut und Wurzeln' manchem, z. B. Wilhelm Müller beim mhd. Wörterbuche ſehr willkommen ſein konnte.

*) S. über ihn v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 3. Th. S. 289.

Unterdeſſen war ich eifrig beſchäftigt in der Hofbibliothek mit meinem Verzeichniſſe aller dortigen deutſchen Handſchriften bis zum 15. Jahrh. Die Arbeit hatte ihr Ergötzliches, mitunter aber auch ihr ſehr Langweiliges: in vielen Handſchriften waren die Blätter noch unbezeichnet und ich mußte nun manchen Tag viele tauſend Zahlen ſchreiben.

Um mich etwas zu erholen von dieſen vielerlei täglich fortgeſetzten Arbeiten ging ich auf einige Tage (12. bis 15. Juni) mit Haupt nach Kloſterneuburg. Wir durchſuchten die ganze ſehr bedeutende Handſchriftenſammlung. Wir fanden ſehr Vieles, und nahmen Abſchriften oder machten Auszüge. Die Erholung war eben nicht ſonderlich: wir hatten vier Tage lang in unſerem Zimmer oder in der Bibliothek mit Handſchriften aller Art verkehrt.

So kam Ende Junis heran: mein Urlaub war abgelaufen, mein urſprünglicher Reiſeplan zerſtört, meine Thätigkeit vielfach in Anſpruch genommen; Setzer, Drucker, Buchbinder, Schriftſchneider, Zeichner, Lithographen gingen ein und aus, Cenſuren und Correcturen kamen vom Morgen bis in den Abend. Ehe jedoch der Juni zu Ende ging, hatte ich neuen Urlaub auf drei Monate. In der Mitte Julis waren die Sommerlatten fertig, war das ganze Alphabet unſerer Bruchſtücke und das ganze gothiſche zum Motto geſchnitten und gegoſſen, das Facſimile gezeichnet und lithographiert, und zu Ende deſſelben Monats näherten ſich auch unſere Fragmenta theotisca ihrem Ende.

Am 31. Juli ward die Hofbibliothek geſchloſſen. Ich hatte mein Verzeichniß der deutſchen Handſchriften vollendet, ein deutſches Gedicht des 12. Jahrh. (Genesis und Exodus) abgeſchrieben ſo wie auch eine bisher ganz unbekannte Comödie

aus dem 15. Jahrh. und manches andere. Darum konnte ich auch mit frohem Herzen Antheil nehmen an dem vortrefflichen Mittagsmal bei Dommeyer in Hietzing, welches den Bibliothekgästen zu Ehren einige Bibliotheksbeamte veranstaltet hatten.

Zu unseren Fragmenten fehlte nun noch die Vorrede und das Wörterverzeichniß. In den ersten Tagen Augusts vollendeten wir beides und schickten die Manuscripte in die Druckerei. Endlicher ging dann nach Ungarn und ich nach Klosterneuburg. Ich blieb drei Tage dort, hielt eine kleine Nachlese und kehrte dann frischer und fröhlicher heim. Ich besorgte nun noch den Abdruck des Index verborum und am 19. August war unser Buch, dessen Druck Ende Mais begann, vollendet. Es erschien unter dem Titel:

Fragmenta Theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis Monseensibus Bibliothecae Palatinae Vindobonensis ediderunt Stephanus Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis. Vindobonae. Typis Caroli Gerold. M.D.CCC.XXX.IV. gr. 4°. XVI. 88 Seiten.

Gedruckt wurden 107 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, eins für den Kaiser von Österreich, das andere für den König von Preußen. Die meisten wurden verschenkt an einige mit uns befreundete Gelehrte, an mehrere österreichische Klöster und die preußischen Universitätsbibliotheken. Die sehr bedeutenden Kosten bestritt Endlicher, der nebenbei noch mit manchem ungarischen Ducaten den Setzer bei dem schwierigen Satze zu größerem Fleiße anzuspornen suchte.

Sehr befriedigt mit meinem langen Aufenthalte verließ ich Wien am 21. August Morgens 6 Uhr. Die Nacht des folgenden Tages fuhr ich durch das liebliche Mürz- und Murthal und traf Morgens um 6 Uhr in Gratz (damals noch

(Grätz genannt) ein. Mein Freund, Ferdinand Wolf, Scriptor der Hofbibliothek, hatte mich seinem Stiefvater, dem Dr. Schwamberger empfohlen. Dieser liebenswürdige Herr sorgte gleich dafür, daß mir noch denselben Morgen der Zutritt zu der öffentlichen Bibliothek gewährt wurde. Ich fand einen Saal voll Handschriften, die vorläufig nach Stoff und Format gesondert waren. Ich begann meine Untersuchung mit den Papierhandschriften und fand den ganzen Vormittag nichts von Bedeutung. Am Nachmittag setzte ich meine Arbeit fort. Ich gelangte nun zu den Pergamenthandschriften und merkte bald, daß der ganze Handschriftenvorrath der Benedictiner-Abtei St. Lamprecht (welche jedoch jetzt wieder besteht) nach ihrer Aufhebung unter Joseph der Gratzer Bibliothek einverleibt war. Ich legte mehrere Handschriften heraus zu näherer Untersuchung und nahm sie, nachdem sich ein Admonter Professor für mich verbürgt hatte, in mein Gasthaus. Das Bedeutendste war ein schöngeschriebener Pergamentcodex aus dem 13. Jahrh. mit Bruder Heinrichs Litanei, einem Gedichte des 12. Jahrhunderts. Ich nahm vollständige Abschrift. Aus anderen Handschriften machte ich nur Auszüge, recht wichtige aus einem Vocabularius des 13. Jahrh.

Da ich meine Arbeiten bald vollendet hatte, so wollte ich mich nun auch der schönen Natur erfreuen. Ich machte verschiedene Spaziergänge und Ausflüge mit Dr. Bachler und Ritter von Leitner, die sich meiner freundlich annahmen. Ich war entzückt von den Herrlichkeiten ringsumher. Die Aussicht vom Schloßberge ist unstreitig eine der schönsten in Deutschland und wird wol kaum von irgend einer anderen an malerischem Reichthum übertroffen. Ich war fortwährend in freudiger Aufregung und selbst noch des Abends spät konnte ich mich nicht

ſatt ſehen an dem Himmel, ſo tief blau hatte ich ihn nirgend geſehen, auch die Sterne ſchienen mir alle größer und glänzender als ſonſtwo.

Am 25. Auguſt begleitete mich ein Freund des Dr. Schwamberger über Voitsberg nach Köflach. Ich war nun am Fuße des Hochgebirges und ſetzte allein mit meinem Einſpänner die Reiſe fort. Es dauerte lange, bis ich auf die Höhe gelangte. Ich fuhr immer weiter auf der Hochebene und erreichte erſt in der Dämmerung die Pack, ein Alpendorf, zwiſchen 5—6000 Fuß über der Meeresfläche. Ich war ſehr hungerig und ſehnte mich nach einer guten Malzeit, erwartete aber nichts Sonderliches. Wie war ich überraſcht, als vortreffliche Backhändel mir aufgetiſcht wurden und guter ſteieriſcher Wein dazu kam.

Den folgenden Tag früh 4 Uhr ſetzte ich meine Reiſe fort. Stundenlang fuhr ich, dicht in Nebel gehüllt, auf dem Rücken des Gebirgszuges, der die Steiermark von Kärnthen ſcheidet. Zuweilen öffnete ſich das Gewölk, und eine weite grüne Landſchaft lag vor mir im hellen Sonnenſcheine. Zwiſchen 9 und 10 Uhr ward es heiterer. Wir fuhren nur anderthalb Stunden bergab ehe wir im Thale anlangten. Der Weg iſt beinahe immer ſehr abſchüſſig. Viele Menſchen zu Roß und zu Wagen fanden hier ſchon ihren Tod, Alles zerſchmetterte und ſtürzte in die Tiefe hinab.

Die Angehörigen haben oft dergleichen traurige Ereigniſſe auf Holztafeln abmalen laſſen und die Bitte hinzugefügt, für die armen Seelen zu beten. Das Volk nennt dieſe Unglücksgeſchichten — Mirakel.

Endlich gegen Mittag erreichten wir den Engpaß, der Graben genannt. Ein ſehr ſchmaler, oft nur von Steinen

locker aufgeführter Weg zieht sich rechts an hohen Felswänden hin und links an einem brausenden Gießbache. Die drohenden Felsstücke, das wüste Flußbette, die dunkelen Baumgruppen, hinundwieder im Thale rauchende Schmelzhütten und pochende Eisenhämmer, auf den Höhen verfallene Burgen — alle diese mannigfaltigen Erscheinungen ließen mich das wirklich Gefahrvolle des Weges vergessen.

In der Nähe vor Wolfsberg öffnet sich das Lavantthal mit seinen freundlichen Dörfern und Städtchen, mit seinen Maisfeldern, Obstbäumen und üppigen Matten, zu beiden Seiten von hohen Bergen umschlossen. Am Ende des Thales, in der Nähe der majestätischen Choralpe, auf einem Felsen liegt St. Paul, halb umkränzt von einem Buchenberge, auf dessen drei Gipfeln zwei Kirchen stehen und ein altes Schloß.

St. Paul war schon früher eine Benedictiner-Abtei, in der Josephinischen Zeit ward sie aufgehoben und aller ihrer Schätze beraubt. Hier fanden 1809 die ausgewanderten Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde eine Zufluchtsstätte; sie brachten nichts mit als ihren Ruhm und ihre Gelehrsamkeit, einen Theil ihrer Bücher und Kunstschätze und die Gebeine ihrer Habsburgischen Schutzherren.

Ich traf zur Mittagszeit ein. Ich war schon durch den Abt von Wien aus angemeldet, wäre aber auch ohnedem freundlichst empfangen worden. Ich ward sogleich zur Tafel geladen, und nachher in mein Zimmer und dann in die Bibliothek geführt.

Unter den Handschriften aus Spital — hier lebten die St. Blasier Mönche einige Zeit, ehe sie nach Kärnthen übersiedelten — fand ich keine einzige von Werth, dagegen erinnerten die St. Blasier gleich durch ihr Äußeres und ihren Inhalt

an die Heimat der Künste und Wissenschaften. Es waren darunter allein etwa 8 Uncial-Codices aus dem 5—8. Jahrh. Mit größter Bereitwilligkeit gestattete man mir die Benutzung des ganzen Handschriftenvorraths. Noch am selbigen Tage nahm ich mehrere Handschriften in mein Zimmer und fing sofort an zu arbeiten. Das Wichtigste ist ein Uncial-Codex des 6. oder 7. Jahrhunderts, Ambrosius de fide catholica, mit zwei Vorsetzblättern aus gleicher Zeit, enthaltend das 1. und 2. Capitel des Lucas. Auf diese Vorsetzblätter hat ein Glossator des 8. Jahrh. die beinahe vollständige deutsche Übersetzung eingetragen, auch zu jeder Abweichung der Itala die gewöhnliche Lesart der Vulgata hinzugefügt. Ein einziges Mal ist er irre geworden: die Itala hat ABA EO, er setzte darüber: ab eo, sona imu, was übrigens gar keinen Sinn giebt. Ich blicke in die Vulgata, und da findet sich a seculo, was der Uncialist deutsch gab durch aba eo, wahrscheinlich eine der ältesten Spuren des Althochdeutsch. Die Abschrift war übrigens nicht so leicht zu machen. Häufig hatte der Glossator nur die Flexion oder den letzten Buchstaben eines Wortes hinzugeschrieben, z. B. uerba, t d. h. uuort, domini, nes d. h. truhtines.*)

Außerdem schrieb ich ab eine ganze Reihe Glossen aus dem 8. Jahrh. zur Genesis, eine ganze Handschrift biblischer Glossen, früher ein Eigenthum des Klosters St. Ulrich und Afra zu Augsburg, vier altfranzösische Lieder für Haupt und vieles Andere.

Das war meine Ausbeute vom 25. bis 31. August. Alles aber schien auch hier zur Arbeit zu ermuntern und zu

*) Vollständig und mit den Ergänzungen von mir mitgetheilt in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum 3. Bd. (1843) S. 460—467.

kräftigen. Mein Zimmer bot eine weite Aussicht bis über St. Andre hinaus. Über meinem Sopha hing das Bild des berühmten Martin Gerbert, dessen Verdienste um deutsche Geschichte und Geschichte der Musik jede Zeit anerkennen muß. Ein Hinblick auf St. Blasien auch von St. Paul aus muß dem ärgsten Feind eines solchen Klosterlebens umstimmen. Es war mir immer, als ob der ehrwürdige Martin noch spräche, was er weiland sprach:*) 'Unser Stand ist ein Stand der Arbeit und wir können den Vorwurf gewisser Leute, als wären wir unnütze Glieder des Staats, nicht besser von uns ablehnen, als wenn wir uns nützlich beschäftigen; unsere gelehrten Arbeiten müssen uns rechtfertigen.'

Die heutigen österreichischen Klöster haben meist eine ganz andere Bestimmung als die Ordensregeln ursprünglich vorschreiben. Sie sind Bildungsanstalten für die Klostergeistlichen zur Seelsorge und zum Unterrichtswesen, und Vorbereitungsschulen für die weltliche Jugend zur Universität. Darum haben auch die meisten Klöster neben der Seelsorge und den Hausstudien noch Gymnasien, die von ihnen besetzt und erhalten werden. Der Staat thut nichts dazu, er bestimmt nur den Lehrplan und die Lehrbücher und zieht noch obendrein das Schulgeld für sich ein. Im Kloster, dessen Gymnasium nicht am Orte ist, leben nur die Officialen, die kranken und altersschwachen Ordensgeistlichen, die übrigen sind in der Seelsorge, also Pfarrer und Capläne, oder Professoren an den Gymnasien und Universitäten, oder in hohen Staatsämtern. Die St. Pauler hatten ihr Gymnasium in Klagenfurt.

Es ergab sich damals eine gute Gelegenheit, den ganzen

*) Schlichtegrolls Nekrolog 1793. 2. Bd. S. 13.

Convent kennen zu lernen. Der Erzherzog Rainer aus Italien war nebſt Gemahlin zur Durchreiſe angemeldet, und ſo hatten ſich auf den Wunſch des Prälaten alle Conventualen hier eingefunden. Ich erinnere mich mit großer Freude der vielen Geſpräche über Gegenſtände aus allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens, und muß geſtehen, daß der Geiſt St. Blaſiens hier noch immer fortlebt. Wen ſollten aber auch nicht Männer wie Marquard Herrgott, Martin Gerbert, Emil Uſſermann, Ambroſius Eichhorn, Trudpert Neugart, Abt Berthold und Ignatius Kopp, wovon die vier letzten hier noch lebten und wirkten, zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit begeiſtern?

Ich lebte die ganze Zeit über in heiterſter Stimmung, nur einmal wurde ich ſehr unangenehm darin geſtört. Am letzten Sonntagmorgen ſaß ich in meinem Zimmer und arbeitete. Da öffnete ſich die Thür und ein Trottel (Cretin)*) trat ein und grinſte mich murmelnd an. Ich erſchrak nicht wenig, ſtand auf und winkte mit der Hand ſo lange bis er denn endlich ging.

Denſelben Tag war große Mittagstafel, wozu einige benachbarte Beamte und Gutsbeſitzer eingeladen waren. Nach aufgehobener Tafel blieben die Officialen mit den Gäſten noch beiſammen. Es wurde der beſte ſteieriſche Wein aus großen Criſtallflaſchen kredenzt. Er mundete mir wie den übrigen, ich trank fleißig mit, und ahndete gar nicht, daß unter der Milde und Lieblichkeit dieſes Weines ſo viel Kraft und Feuer verborgen ſein könnte. Ohne eine beſondere Wirkung zu ſpüren, nahm ich Abſchied. Kaum aber ſaß ich im Wagen, ſo glühte ich über

*) Anderswo heißen dieſe Unglücklichen Fex, Gack, Tatſch, Toſt, Tocker, Poppel.

und über und mußte in Wolfsberg einige Stunden in der Abendluft wandern bis ich kühl wurde.

Den 1. September verließ ich das Lavantthal. Mein Steierwägel war nicht das bequemste, ein Brett ohne Lehne war mein Sitz, aber ich konnte nach allen Seiten umherschauen; das Pferd ging schnell, war munter und ausdauernd, und der Kutscher gut und willig, dem es auf Unterhaltung nicht weiter ankam. Ich fuhr den ganzen Tag, dann und wann wurde angehalten, in St. Leonhard, Reichenfels, Obdach, Judenburg. In Zeiring übernachteten wir.

Den folgenden Tag fuhr ich über St. Johann und die Rottenmanner Tauern. Die Fahrt ist sehr beschwerlich und dabei sehr gefahrvoll: anderthalb Stunden lang geht der Weg immer bergab, oft ganz abschüssig. Doch giebt es wol wenig Bergpässe, die soviel Schönes und Erhabenes dem Blicke darbieten. Besonders großartig erscheint die Natur zwischen dem ersten und zweiten Tauern; hier zieht sich die Straße an thurmhohen Felswänden und einem rauschenden Gießbach hin. Die höchste Stelle der Straße ist 5000′ Seehöhe.

Am Nachmittage erreichte ich das Ensthal und das nächste Ziel meiner Reise, die stattliche Benedictiner-Abtei Admont (ad montes). Sie liegt von hohen Bergen halb umschlossen an der Ens. Die hohen Gebäude, obschon nicht ganz vollendet, mit ihren drei Höfen und 300 Zimmern machen einen großartigen Eindruck. Man hieß mich freundlichst willkommen und führte mich sofort in das Lesezimmer, worin mehrere Zeitungen und Zeitschriften aller Art auslagen. Zur Benutzung der Bibliothek schien es für heute zu spät.

Den folgenden Tag war mein erster Gang in die Bibliothek. Der Saal überrascht, er ist größer und prachtvoller als

der Saal der Hofbibliothek in Wien, mit geschliffenen Marmorplatten belegt, mit Frescomalereien und bronzenen Statuen geziert. *)

Obschon das Kloster erst 1074 gegründet ward, so fand sich doch unter den Handschriften Manches für meinen Zweck: ahd. Wörterbuch **), mhd. und lateinische Gedichte, wovon ich Abschrift nahm. Aus einer lateinischen Metrik für die Poesie des Mittelalters schrieb ich nur einen Theil ab, den Abschnitt von den Versarten, es kommen darin schon die leoninischen Verse vor. ***)

Die Abtei wurde damals administriert. Durch die schlechte Wirthschaft des letzten Abts waren ihre Vermögensverhältnisse sehr zerrüttet. Um ihnen wieder aufzuhelfen, suchte man nach allen Seiten hin zu sparen. Ich konnte das nicht merken: ich hatte auf meinem Tische zwei Wachskerzen. Als ich mich darüber wunderte, bemerkte man mir: 'Unsere Gäste sollen nie darunter leiden.' Das zeigte sich denn auch die nächsten Tage. Es kam der Wiener Arzt, der den Administrator von einem gefährlichen Knochenbruche geheilt hatte, und zugleich stellte sich ein benachbarter Gutsbesitzer mit ein, des Arztes Schwiegervater. Ihnen zu Ehren war Prälatentafel und eine Gemsjagd. Gern hätte ich an letzterer theil genommen, aber meine Arbeiten hielten mich zurück. Es war ein ergötzlicher Anblick, wie die Mönche in ihren langen schwarzen Gewändern, mit dem Stutzen auf dem Rücken und den langen Alpenstock in der Rechten auszogen.

---

*) Zerstört durch den großen Brand 28. April 1865.

**) Vocabularius latino-teutonicus sec. XI. in Haupt's Zeitschrift. 3. Bd. S. 368—381.

***) De cognitione metri in den Altd. Blättern. 1. Bd. S. 212—215.

Bis zum 5. September verweilte ich hier. Des Arbeitens war kein Ende: wenn ich des Abends fertig zu ſein glaubte, ſo fand ich des Morgens wieder etwas Neues, Intereſſantes. Nur wenn die Sonne unterging und blutroth die weißen Zinken der Alpen färbte, verließ ich mein Zimmer und ging auf die Ensbrücke. So habe ich mitten in der wunderherrlichſten Natur nur von ferne mich ihrer freuen können.

Den 6. September war ich wieder unterwegs. Ich fuhr über Liezen ins Salzkammergut und blieb die Nacht in Ausſee.

Ich lernte hier den Freiherrn Eduard von Feuchtersleben, Bruder des bekannten Schriftſtellers kennen. Er war k. k. Sudhüttenmeiſter. Er führte mich in die Salzſiederei und zeigte mir Alles von Anfange bis zu Ende. Eine drollige Erſcheinung! klein und verwachſen, luſtigen Sinns, mit einer ſteieriſchen Juppe und auf dem Kopfe den ſteieriſchen Hut mit dem Gemsbarte und dem Spiegel des Auerhahns. Als ich von den ſteieriſchen Liedern ſprach, holte er gleich mehrere Kerle herbei, die in einem Wirthshauſe mir ſingen und jodeln mußten.

Den folgenden Tag ſetzte ich meine Reiſe fort durch Iſchl, am Wolfgangſee vorüber nach St. Gilgen. Den Abend traf ich in Salzburg ein.

Den 8. September beſuchte ich das Benedictinerſtift St. Peter. Es war Mariä Geburt, jeder Geiſtliche in der Kirche, der Bibliothecar über Land. Erſt am Nachmittage konnte ich die Bibliothek ſehen. Man geſtattete mir, alle Handſchriften Band für Band zu unterſuchen. Ich fand für meine Zwecke nur wenig. Einen Prudentius mit ahd. Gloſſen bat ich mir aus, nahm ihn mit ins Gaſthaus und ſchrieb die Gloſſen

daraus ab. Am Abend konnte ich die Handschrift schon wieder abliefern. Die uralte, einst gewiß sehr reiche Bibliothek ist von Franzosen, Baiern und Österreichern so ausgeplündert, daß sich wol schwerlich, auch bei genauerer Durchsicht, Bedeutendes finden lassen wird.

So angenehm mir bisher das Kutschieren mit dem Einspänner gewesen war, so bequemte ich mich doch jetzt des schnelleren Fortkommens wegen zum Eilwagen. Ich fand eine angenehme Reisegesellschaft. Mir gegenüber saß Prof. Littrow von Wien, der eben zur Naturforscherversammlung in Stuttgart reiste. Er wußte hübsch zu erzählen und erzählte viel, besonders von seinem siebenjährigen Aufenthalte in Rußland, er war bis 1816 Professor in Kasan gewesen. Als wir die österreichische Gränze überschritten, lechzte er nach baierischem Biere. Es war ein schwüler Tag, wir theilten seine Gelüste. Schon ehe wir noch Wasserburg erreichten, folgten wir ihm in eine Schenke und tranken Bier, freilich nicht alle mit derselben Befriedigung wie er. Ich traute dem neuen Genusse nicht, ich hatte ein halbes Jahr lang nur leichten österreichischen Wein mit Wasser getrunken. Das neue Getränk bekam mir schlecht: bald stellten sich die heftigsten Kopfschmerzen ein und mit ihnen kam ich um Mitternacht in München an. Ich war sehr verdrießlich, zumal wir nicht einmal ein Unterkommen finden konnten. Endlich erbarmte man sich unser im goldenen Hirsch und räumte mir und einem badischen Officiere eine elende Dachstube ein.

Den folgenden Morgen war ich wieder munter. Ich erhielt ein besseres Zimmer und bezog es sofort. Mein erster Gang war nun zu Schmeller. Ich freute mich sehr auf seine persönliche Bekanntschaft, durch Briefwechsel waren wir uns

ſchon näher getreten. Ich erzählte ihm von meiner Reiſe und ſagte dann, daß ich nur um ſeinet- und der Bibliothek willen nach München gekommen. Er bedauerte, daß ich eine ſo ungünſtige Zeit gewählt hätte, jetzt ſeien eben Bibliotheksferien und die wolle er ſich zu Nutze machen; er habe ſchon lange mit ſeinem Freunde und Hauswirthe Prof. v. Martius eine Reiſe nach Stuttgart verabredet, in wenigen Tagen wollten ſie dieſelbe antreten. 'Nun, meinte ich, dann will ich auch nach Stuttgart — wir ſind dann noch etwas länger beiſammen.'

Schmeller führte mich in die Hofbibliothek und zeigte mir die wichtigſten altdeutſchen Handſchriften. Ich wiederholte einige Tage meinen Beſuch und beſchränkte mich auf das Allernothwendigſte: ich verglich einige ahd. Gebete und Beichtformeln und ſchrieb Einiges der Art ab. Die hieſigen Handſchriftenſchätze ſind bekanntlich ſehr bedeutend und wer ſich nur auf das Althochdeutſche beſchränken wollte, hätte ſchon Wochenlang vollauf zu thun.

Schmeller war eben beſchäftigt, alle Handſchriften der ehemaligen Kloſterbibliotheken ſo zu ſtellen wie ſie einſt dort ſtanden und gedachte ihnen dann ſpäter eine fortlaufende Nummer zu geben. Über die deutſchen hat er vortreffliche Kataloge und Repertorien ausgearbeitet und Nachweiſungen angefertigt von allen deutſchen Sprachdenkmälern, welche verſteckt in lateiniſchen Handſchriften vorkommen.

Föringer, ein ausgezeichneter College Schmellers, ſpricht ſich darüber alſo aus:*) 'Der von ihm begründete Handſchriftenkatalog der kön. Hof- und Staatsbibliothek iſt ein bibliotheca-

*) in ſeiner vortrefflichen 'Lebensſkizze Schmellers' (München 1855) S. 34.

risches Denkmal, wie sich eines solchen als der Frucht umfassendster Kenntnisse, aufopferndster Hingebung und des ausdauerndsten Fleißes *eines* einzelnen Mannes, wohl nur wenige Bibliotheken der Welt rühmen können.'

Diese Stunden, die ich mit Schmeller unter Büchern und Handschriften verlebte, waren schon schöne Stunden, und es folgten ihnen bald noch schönere. Ich ward immer mehr von Liebe und Verehrung erfüllt für diesen echtdeutschen edlen Charakter, dies kindlich reine, innige Gemüth, diesen feinen, gründlichen Kenner deutscher Sprache und deutschen Lebens, der mit so reichem mannigfaltigen Wissen so viel Bescheidenheit verband, bei so großen eigenen Verdiensten so viel dankbare Anerkennung der Leistungen Anderer bereitwilligst kundgab.

Auffällig war mir, daß er meiner Lebhaftigkeit gegenüber mitunter sehr ruhig und bedächtig ward, als ob ein heimlicher Kummer ihn drückte. Er konnte zuweilen scherzen und lächeln, ein nachdenklicher Ernst verbreitete sich aber bald wieder über sein Gesicht.

Auch mit Maßmann war ich öfter zusammen, er war freundlich und gefällig, unsere alten Mißhelligkeiten schienen für immer beseitigt zu sein.

Den 14. September reisten wir ab. Martius mit seiner Frau, Baron v. Moll und Schmeller hatten einen eigenen Münchener Wagen bis Stuttgart, ich begnügte mich mit einem Hauderer, der noch zwei junge Architecten aufnahm. Die Fahrt ging langsam, den ersten Tag Augsburg, den zweiten Ulm, den dritten Stuttgart. Als wir hier eintrafen, ging ich mit Schmeller in einen Gasthof und wir fanden noch eine bescheidene Wohnung. Wir waren zufrieden und wollten dort bleiben, half aber alles nichts, wir mußten ganz gegen unseren Willen eine Naturforscher-

zuſammen nach Tübingen. Das Wetter war heiter und wir waren es ebenfalls. Wir freuten uns über die Fülle des Obſtes, das überall an den Bäumen zu beiden Seiten des Weges hing und erreichten unter heiteren und anregenden Geſprächen Tübingen. Im Gaſthofe fragten wir gleich nach Uhland, der war, wie wir auch in das Fremdenbuch einſchrieben, unſer Reiſezweck. Wir ließen anfragen, ob und wann er zu ſprechen wäre. Sofort erfolgte die Antwort ſeiner Frau: Uhland ſchliefe zwar noch, aber wir möchten nur kommen, ſie würde ihn wecken.

Wir ſpazierten hin. Ich hatte Uhland noch nie geſehen und es ging mir wie ſo manchem andern: mein Bild ſtimmte nicht mit dem Originale. Er empfing uns recht freundlich, war aber nicht ſehr geſprächig und lebendig, um ſo mehr wurde ich es, und es dauerte nicht lange, ſo fing Uhland an aufzuthauen. Seine Frau nahm Theil an unſerer Unterhaltung. Der gute Wein kam dazu und bald hatten wir uns alle traulich und heiter genähert. Wir machten dann einen Spaziergang und mußten nachher bei Uhland zum Abendeſſen bleiben. Ich erzählte ſo viele Schnurren, daß des Lachens kein Ende war. Frau Dr. Uhland mochte ſich ein eignes Bild gemacht haben von einem Norddeutſchen, ſie fragte mich: 'Sie ſind wol kein Preuß?'

Den anderen Tag verließ uns Schmeller. Ich blieb noch in Tübingen. Um Mittag holte mich Uhland ab. Wir ſpeiſten zuſammen und machten dann mit ſeiner Frau einen Ausflug zu Wagen nach dem ehemaligen Ciſtercienſer-Kloſter Bebenhauſen.

Mein Reiſezweck war erfüllt: ich hatte ihn kennen gelernt, den Mann den ich als Dichter und Gelehrten ſchon lange liebte und verehrte und war hocherfreut, daß derſelbe Mann, was er geweſen geblieben war, ein ſtandhafter Vorkämpfer für die freie

Entwicklung des deutschen Sprachlebens. Herzlich dankend für alles Liebe und Gute nahm ich Abschied und reiste noch denselben Abend mit der Post nach Hornberg. Ich hatte einen Anschluß erwartet, fand aber nur die Welt wie mit Brettern vernagelt, ich mußte mich wieder zu einem Einspänner bequemen. Ich kam spät Abends in Hornberg an. Ich fragte den Kutscher, ob er geneigt wäre, mich noch nach Freiburg zu fahren? Wir einigten uns und in der mondhellen milden Nacht fuhren wir weiter. Gegen 1 Uhr erreichten wir Freiburg.

Ich eilte nun nach Basel, wo mich Wilhelm Wackernagel schon seit längerer Zeit erwartete. Den 23. Sept. traf ich ein und blieb acht Tage bei ihm. Er wohnte am Rhein in der St. Johann-Vorstadt. Aus seinen Fenstern sah man auf Klein-Basel, die Rheinbrücke, den Schwarzwald und Jura. In dieser freundlichen Wohnung arbeiteten wir täglich zusammen. Er gab gerade sein altdeutsches Lesebuch heraus. Ich lieferte ihm noch einige hübsche Beiträge dazu, unter anderen jene Comödie, die ich in Wien abschrieb. Die Handschriften der Baseler Bibliothek hatte Wackernagel zum Theil durchgesehen und manches Deutsche gefunden. Jetzt wollten wir die noch nicht berührten Schränke untersuchen. Wir wurden reichlich belohnt. Ich fand gleich anfangs in einer Handschrift aus dem Ende des 7. oder Anf. des 8. Jahrhunderts mit angelsächsischer Schrift zwei deutsche Recepte, eins gegen den Krebs, das andere gegen eine nicht näher bezeichnete Krankheit. Zum Andenken an unser Suchen ließ ich diesen kleinen Fund drucken als 'Vindemia Basileensis'. Weil meine Zueignung eine litterarische Seltenheit und ein treffliches Specimen styli bene latini medii ævi ist und weil Johannes Schulze, nachdem er es gelesen hatte, sich darüber so classisch aussprach: 'Wenn mein Junge solch

Latein ſchriebe, würde ich ihn durchhauen und einſperren' — ebendarum will ich es hier mittheilen:

Wilhelmo Wackernagel
S. P. D.
Hoffmann Fallerslebensis.

Tempore quo uindemiatores uindemiabant et torculabant torcularii eorumque iubilus de habundanti messe nostras pulsabat resonans aures, nobis quoque nichil fuisset magis exoptatum quam talem facere messem. Sed proh dolor adhuc egentes qualibet uinea et cella uinaria, alibi ut uindemiaremus cogebamur, uineamque nostram quærebamus in bibliotheca uniuersitatis basileensis. Contenti sumus, habundantem nempe peregimus messem. Præsul illius uineæ, clarissimus domnus Franciscus Dorotheus Gerlach cornucopiam suam ita beneuole porrexit, ut nobis plus quam tres decerpere racemos liceret. Cuius lætabundæ uindemiæ ut memor sis et ut nostri amici gaudium nostrum aliquo modo participare possint, bacculas has amandas hilariter accipiatis, rogo petoque. Basileæ in uigilia s. Michahelis Archangeli Anno domini etc. xxxiiij.

Mein Urlaub war nun abgelaufen und ich mußte die Schweiz, Straßburg, Brüſſel und manches andere aufgeben. Ich begann meinen Rückzug. Den 1. October fuhr ich mit dem Eilwagen über Kehl nach Carlsruhe.

Mone war freudig überraſcht. Er zeigte mir ſeine Sammlungen mittel-niederländiſcher und altdeutſcher Gedichte. Durch ſeine Vermittelung erhielt ich aus der großh. Bibliothek eine Handſchrift mit ahd. Gloſſen, die ich ganz abſchrieb. Graff hatte bereits andere Gloſſen, die ebenfalls darin ſtehen, daraus abdrucken laſſen. Eine Vergleichung des Abdrucks mit dem Originale bewies mir abermals, wie flüchtig Graff auch hier gearbeitet, z. B. die Geſtalt des carolingiſchen o, welches wie ein geſchloſſenes d ausſieht, hat er nicht gekannt und immer als ein o mit v darüber geleſen und im Druck wiedergegeben.

Mone war sehr redselig und voll gepfropft von allerlei eigenen und eigenthümlichen Ansichten über den Ursprung deutscher Sagen und Dichtungen. Er schien unerschöpflich. In seiner Stube kam er auf den heil. Gral zu sprechen und sprach ziemlich lange, und als wir einen Spaziergang machten, sprach er immer weiter davon, den weiten Weg entlang, und als wir uns in einem Bierhause ausruhten, war er noch lange nicht mit seinem heil. Gral fertig und der heil. Gral mußte uns wieder dahin begleiten von wo wir ausgegangen waren. Mir fiel dabei immer seine Abhandlung über die Wilzen ein. Erst giebt es nur wenige Wilzen an dem einen Ufer des Flusses, bald zeigen sie sich auch am anderen, dann verbreiten sie sich in der Ebene, endlich bis ans Meer, und zuletzt ist die ganze Welt Ein Wilze. — Ich hörte mir seine verschiedenen Ansichten ruhig an, und nur, wenn sie Dinge betrafen, über die ich auch nachgedacht oder geforscht hatte, so sprach ich mich auch aus. So wenig wir uns dann meist einigen konnten, so verkehrten wir doch ganz hübsch mit einander, und es war mir lieb, daß ich ihn persönlich kennen gelernt hatte. Zum Abschiede schenkte er mir einen lateinischen Vocabularius mit deutschen Glossen aus dem 12. Jahrhundert.

In Darmstadt verweilte ich nur drei Tage (6—8. Oct.). Hofrath Feder gewährte mir auf die zuvorkommendste Weise die Benutzung der ziemlich beträchtlichen Handschriftensammlung der großh. Bibliothek, die für Zwecke wie die meinigen noch nie vollständig durchsucht war.

Ich eilte dann über Frankfurt, Gießen, Marburg und Cassel nach Göttingen.

Ich kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Es war ein fröhliches Wiedersehen nach langer Zeit. Seit 1818 hatten

wir nur durch Briefwechsel unsern Verkehr fortsetzen können. Die wenigen Tage (vom 11—15. Oct.), die ich mit und bei Jacob, Wilhelm und Ferdinand Grimm verlebte, schienen mir frohere Erinnerungen als die dritthalb Jahre meiner hiesigen Studentenzeit. Es ward mir unendlich schwer, mich von so vieler Liebe und Theilnahme, von so vielen Schätzen des Herzens und Geistes zu trennen.

Einige Tage verweilte ich dann bei den Meinigen und in Braunschweig. Von hier aus machte ich einen Ausflug nach Wolfenbüttel. Der Bibliothecar Dr. Schönemann hatte Alles vorbereitet, mich gastlich bei sich aufzunehmen. Leider mußte ich ihm seine und mir meine Hoffnung zerstören: statt der drei Wochen konnte ich jetzt nur drei Stunden bei ihm verweilen.

Die letzte Woche Octobers war ich in Berlin. Ich glaubte jetzt mehr als je Anspruch zu haben, in meiner amtlichen Stellung weiter zu kommen. Ich besuchte den Geh. Rath Johannes Schulze, der wegen seines Einflusses 'der kleine Minister', auch wol 'Ioannes parvulus' hieß. Er war recht freundlich. Ich erzählte ihm von meiner Reiseausbeute und überreichte ihm die von mir unterwegs herausgegebenen Schriften. Dann war ich so frei mich also zu äußern:

Ich. Herr GR., Sie haben immer gesagt, ich solle mich auszeichnen — jetzt habe ich mich ausgezeichnet und ich wünsche nun weiter nichts, als daß mir *das* zu Theil wird was Anderen zu Theil ward, die sich *nicht* ausgezeichnet haben: ich wünsche Professor ordinarius zu werden.

Sch. Das geht so nicht — da muß Sie die Facultät vorschlagen und empfehlen, wir können die Facultät nicht übergehen.

Ich. Auf *die* Weise bleibt es beim Alten, denn wenn es auf die Facultät ankommt, so werde ich *nie* Ordinarius.

Sch. Wir können nicht anders, können nicht anders, es geht wahrhaftig nicht. Der Minister darf die Wünsche und Vorschläge der Facultät nicht unberücksichtigt lassen.

Mit dieser schönen Aussicht reiste ich am 1. November von Berlin ab und kam am 3. in Breslau an.

Den folgenden Tag saß ich schon wieder auf der Bibliothek. Stenzler, der mich bisher vertreten hatte, freute sich, daß er erlöset war, und mich freute es nebenbei, daß es doch nun einen Menschen mehr gab, der das Lästige und Störende einer solchen amtlichen Beschäftigung gekostet hatte.

Ich ging mit frischem Muthe dem Winter entgegen: ich hatte Stoff genug zum Verarbeiten gesammelt und konnte mich [illegible] an so vielen schönen Erinnerungen.

Den [illegible] hielt ich einen Vortrag in einer öffentlichen Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur: [illegible] meiner Reise. Die zahlreiche Hörerschaft [illegible] mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu [illegible] mit den Worten: 'Leider hatte ich nun gar [illegible] — überhaupt mußte ich wie ein Courier reisen [illegible] Telegraph arbeiten: den 1. August war ich noch [illegible] den 1. September im Lavantthale, eine starke Tagesreise von Triest, den 1. October in Basel, den 1. November in Berlin und den 3. November schon in Breslau, wo sich meine Reise und jetzt dieser Vortrag endiget.'

Um diese Zeit dankte ich dem Minister für den Urlaub und die Reiseunterstützung und bat zugleich, Sr. Majestät das Pergamentexemplar Fragmenta theotisca mit meinem Schreiben zu überantworten, und die übrigen Exemplare an die preußischen Universitäts-Bibliotheken vertheilen zu wollen.

Die Weihnachtsferien reiste ich nach Leipzig, besuchte

Brockhaus und verhandelte mit ihm wegen der Horae belgicae, deren Fortsetzung mir sehr am Herzen lag.

Die Tage kurz vor und nach Neujahr 1835 verweilte ich bei Moriz Haupt. Wir hatten seit Wien viele litterarische Beziehungen zu einander und einen lebhaften Briefwechsel geführt. Schon dort verabredeten wir ein gemeinschaftliches Unternehmen, was nun eben jetzt ins Leben trat:

Altdeutsche Blätter.*)

Sie sollten dem Studium des deutschen Alterthums kleineres Material durch sichernde Herausgabe zur Benutzung darbieten und nebenbei auch Abhandlungen, Bemerkungen, Auszüge aus seltenen und Nachträge zu wichtigen Büchern bringen. Die ersten Hefte wurden auf unsere Kosten gedruckt. Da wir das Unternehmen nicht fallen lassen mochten und auch eine längere Dauer bei größerer Theilnahme dafür erwarteten, so brachten wir gerne dies Opfer. Endlich aber ward es uns zu viel und wir machten einen Vertrag mit Brockhaus, wir durften nun wenigstens nichts mehr zuzahlen. Es wurden übrigens nur 300 Exemplare auf Druckpapier und 30 auf feinerem Papiere gedruckt, letztere kamen nicht in den Buchhandel.

Nach achttägigem Aufenthalte in Zittau ging ich nach Görlitz, wo ich noch einige Tage verweilte. Den 9. Januar war ich wieder in Breslau.

Unterdessen war das für den König bestimmte Pergament-Exemplar der Fragmenta theotisca in Berlin angekommen. Mein Bruder hatte es selbst Alexander von Humboldt eingehändigt mit der Bitte, es Sr. Majestät zu überreichen.

---

*) Der erste Band erschien 1835. 36, der zweite 1837—1840; jeder Band besteht aus vier Heften.

Humboldt antwortete bald darauf:

Ew. Wohlgeb.
freundliche Zuschrift vom 24sten November v. J. erhalte ich heute erst durch die Güte Ihres Herrn Bruders und werde mich beeilen, das prächtige und überaus interessante Exemplar der Fragmenta theotisca Sr. Majestät vorlegen zu lassen. Untersuchungen dieser Art haben ein grosses National-Interesse und gehören zu den seltenen Erscheinungen unsers Zeitalters. Empfangen Sie Nachsichtsvoll den Ausdruck meines (unverschuldet) verspäteten Dankes und der ausgezeichnetsten Hochachtung mit der ich die Ehre habe zu verbleiben,

Potsdam
den 7. Januar
1835.

Ew. Wohlgeb.
gehorsamster
A v Humboldt.

Im Februar fiel mir ein Buch in die Hand, dessen viel versprechender Titel mich sehr neugierig machte:

Johann Ernst Häuser, Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik, von Entstehung des Christenthums bis auf unsere Zeit. Quedlinburg, Basse 1834. 8°. 24½ Bogen.

Ich las und las und es war mir so, als ob ich mein eigenes Buch läse. Ich verglich sofort und es ergab sich, daß ganze Abschnitte wörtlich daraus abgeschrieben waren. Das schien mir denn doch zu arg, und da nun die Zeitungen bald meldeten, daß diesem Herrn Häuser die preuß. goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen worden sei, so fühlte ich mich veranlaßt, jetzt erst recht gegen das Häuserſche Machwerk öffentlich aufzutreten:

Suum cuique.
Friedrich II.

Ein gewisser Häuser hat neulich eine 'Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik etc.' herausgegeben. Man hat das Buch, wie ich

höre, hie und da in öffentlichen Blättern gelobt, aber nie dabei erwähnt, dass es eine der unverschämtesten Compilationen aus wohlbekannten Büchern ist. Doch ich will nur von meinem Eigenthume reden. Der Quedlinburg-Bassesche Fabrikarbeiter hat ganze Paragraphen nicht allein auszugsweise, sondern oft sogar wörtlich, ja buchstäblich aus meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes abgeschrieben mit allen meinen sehr mühsam erworbenen Belegen, und das nennt er nur zweimal, Seite 52. und 82. „Vergl." Sollten alle diese Stellen und auch die anderswoher entlehnten mit Gänsefüsschen bezeichnet werden, so würden die Herren Organisten, Cantoren und kön. Musikdirectoren erstaunen, dass dieser Johann Ernst Häuser gar keine eigene, sondern nichts als lauter Gänsefüsse hat.

10. März 1835. Dr. Heinrich Hoffmann,
Professor zu Breslau.

Die Erklärung war von großer Wirkung, sie machte überall viel Aufsehn, namentlich in Berlin. Ich dachte, die Sache sei damit abgemacht.

Eines Herbsttages kam ich wie gewöhnlich in den Laden meines Freundes Aderholz. Man sah mich verwundert an. Endlich fragte mich Aderholz, ob ich schon gespeist hätte? 'Warum?' erwiederte ich. 'Nun, meinte er, es möchte Dir sonst schlecht bekommen, wenn ich Dir jetzt etwas mittheilte aus der Halleschen Litteraturzeitung.' — 'Nur her damit! das soll mich nicht weiter ärgern oder betrüben.' Er entfaltete ein Blatt, und ich las:*)

Vermischte Anzeigen.

Rüge!

In meinen früheren Jahren habe ich eine "kurze Geschichte des deutschen Kirchengesanges im Eichsfelde" herausgegeben. Jetzt finde ich diese meine damals mit grosser Mühe bearbeitete kurze

*) Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung Sept. 1835. Sp. 400.

Geschichte in der "Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" von Anf. bis pag. 52 vom Prof. Dr. Heinrich Hoffmann in Breslau auszugsweise, ja fast wörtlich abgedruckt. Dies sollte mich weiter nicht verdriessen, da der Prof. Hoffmann bereits in dem Renommé steht, aus 20 Büchern ein Neues zusammenzuschmieren, ich würde auch kein Wort darum verloren haben; aber wenn er die Benutzung meines kleinen Werkes, welches er mit verachtenden Worten anführt, geradezu in seiner Geschichte abläugnet, indem er bemerkt, dass er dasselbe nicht hat bekommen können: so verdient seine unverschämte Lüge einer öffentlichen Rüge!

Erfurt, am 14. Juli 1835. Wolf, Canonicus.

O! rief ich, nun wird es noch schöner! Jetzt fangen an die Todten gegen mich zu schreiben: der Canonicus Wolf ist lange todt. Ich lief sofort auf die Bibliothek und fand auch schnell was ich suchte. Ich schrieb dann folgende Erklärung:

Litterarische Nichtswürdigkeit
in der Hallischen Litteraturzeitung.

Erst im Frühlinge dieses Jahres fühlte ich mich gezwungen, mein Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Es erschien nämlich damals eine "Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Kirchengesanges und der Kirchenmusik von Johann Ernst Häuser", worin meine "Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit" beinahe ganz, oft wörtlich, ja buchstäblich wieder zu lesen war, ohne dass der Verfasser eben meiner Arbeit weiter gedachte. Herr Häuser hat gegen meine Eigenthums-Ansprüche sich hie und da nur schimpfend vernehmen lassen, und wird sich nun und nimmer von dem Vorwurfe unverschämten Compilierens frei machen können. Es hat jetzt den Anschein, als ob meinem Buche ein neuer und schlimmerer Gegner erwachsen wäre, in der Person des Canonicus Wolf. Dieser macht mir Hall. Lit. Zeit., Intelligenzblatt Sept. 1835 Sp. 400. etwa denselben Vorwurf, den ich Häuser machte; ich soll sein Büchlein auszugsweise, ja fast wörtlich abgedruckt haben von Anf. bis S. 52. Ich entgegne darauf nur: man vergleiche mein Buch und sein Büchlein "Kurze Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde", das ich erst

seit vollen drei Jahren nach Erscheinung meines Buches auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin erblickte und seit einigen Wochen durch die Gefälligkeit des Herrn Geheimen Rathes Wilken selbst besitze.

Wer ist denn aber dieser Erfurter Canonicus Wolf? Es ist ein Schuft, der den Namen eines ehrlichen Mannes, des um deutsche Geschichte so vielfach verdienten Johannes Wolf, weiland Canonicus zu Nörten, auf die schmachvollste Weise missbraucht. Die verehrliche Redaction der Allgem. Lit.-Zeitung hätte wohlgethan, nicht zu dieser Schändlichkeit um einige Groschen Insertionsgebühren die Hand zu reichen, denn dass Johannes Wolf, Verfasser der kurzen Geschichte des deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde, im Jahre 1826 starb, konnte sie eben so gut wissen wie ich, siehe z. B. Meusel's Gel. Teutschland XXI. Bd. S. 668. und Neuer Nekrolog der Deutschen für 1826 Seite 861 (nr. 142), und sollte es besser wissen als ich und jeder andere, denn siehe: (Hall.) Allgemeine Lit.-Zeitung 1826. II. Bd. Sp. 327.

Breslau den 21. September
1835.

Dr. Hoffmann,
Professor zu Breslau.

Aderholz schickte diese Erwiederung nebst meiner Geschichte des Kirchenliedes und Wolf's Büchlein an Schwetschke und verlangte in meinem Namen von der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, daß sie diese meine Erwiederung aufnähme. Sie lehnte das ab und entschuldigte sich, es wäre ihr die Sache unangenehm, u. s. w. So etwas ist nur erklärlich, aus der Erbärmlichkeit des damaligen Censur- und Censierwesens und der feigen Rücksichtnahme nach allen Seiten hin. Mit Mühe und Noth erreichte ich, daß Brockhaus den Abdruck gestattete,*) aber 'der Schuft' und 'um einige Groschen Insertionsgebühren' waren weggelassen.

Im December erhielt ich noch näheren Aufschluß über die Umtriebe gegen mich und mein Buch. Carl Büchner schrieb

*) Literarischer Anzeiger von F. A. Brockhaus 1835. Nr. XXXXIV.

mir: 'Im Auguſt d. J. erhielt ich nun auch einen Brief mit einer Rüge vom Canonicus Wolf in Erfurt, welche ich Ihnen inliegend überſende. Ich wußte anfänglich nicht was damit anfangen: daß Verſtorbene Bücher edieren können, wiſſen wir; wie aber Nicht-Lebende Briefe unterzeichnen können, iſt mir ein Räthſel.'

Seit Anfang Aprils wohnte ich in dem erſten Wartenslebenſchen Hauſe auf der heil. Geiſtſtraße. Die Wohnung, obſchon nach Norden, war ſehr freundlich, ich ſah in den Garten, auf den Wall, die Oder, links auf den Sand, auf die Kreuzkirche, rechts auf den Dom. Die grünen Bäume, das lebendige Waſſer und das große Stück Himmel wirkten wohlthätig auf mein Gemüth. Anfangs war es auch ziemlich ſtill. Leider ward bald in den ſchönen Sommertagen der Garten ein Tummelplatz für die Kinder meines Nachbars, des Prof. Regenbrecht. Ich ward oft dermaßen geſtört, daß ich nur mit der größten Anſtrengung bei dem Lärmen der Kinder zu arbeiten vermochte.

'Sie ſcheinen ſich nur wohl zu fühlen, wenn Sie nicht in Breslau ſind,' ſagte einmal der Miniſter zu mir. Und leider! ſo war's auch. Erſt ein Vierteljahr wieder in Breslau und ſchon hatte ich einen ſeltſamen Drang, aus Breslau wieder hinaus. Als nun die Oſterfeiertage nahten, eilte ich nach Berlin zu meinem Bruder. Ich konnte jedoch nur acht Tage bleiben: ein unerwartetes Ereigniß hieß mich bald heimkehren.

Am erſten Oſtertage erhielt ich einen Brief von Ritſchl, den er am Charfreitage (17. April) geſchrieben und abgeſchickt hatte:

'Heute vor 8 Tagen reiſteſt Du, und wer weiß, ob Du's einen Tag ſpäter noch gethan hätteſt. Morgen werden's acht Tage, daß auf der Bibliothek bei Reviſion des juriſtiſchen Faches eine

ſo befremdliche Menge von Defecten entdeckt wurde, daß an bloße Verſtellung oder zufälligen einzelnen Verluſt nicht gedacht werden konnte. Man ſchätzte die Defecte nach vorläufigem Anſchlag auf 30—50 Folianten, meiſt Incunabeln, alte Ausgaben des Corpus juris u. dgl. Der Verdacht fiel allererſt auf Volkmann, aber fälſchlicher Weiſe. Zufällig im Gedächtniß gebliebene verfängliche Äußerungen eines ehemaligen Dienſtmädchens der Doctorin Friedrich brachten, ſorgfältig verfolgt, auf die rechte Spur, und bald war man ſo weit, mit Hülfe der Polizei conſtatirt zu haben, daß die Doctorin Friedrich mit Hülfe ihrer Tochter eine Reihe von Jahren hindurch mit ihres Mannes Schlüſſeln Nachts auf die Bibliothek gegangen und dort dieſe Diebſtähle ausgeführt, die Bücher aber als Maculatur nach Auras verkauft oder an einen zu beerbenden Gevatter Krämer verſchenkt habe. Sie erlangt es von Wachler, nicht in polizeilichen Verwahrſam gebracht zu werden, dadurch, daß ihr Mann einen Revers ausſtellt, worin er ſich zu vollem Schadenerſatz verpflichtet. Mit dieſer ganzen Woche wird ſie alſo auf der Bibliothek im Leſezimmer von früh bis Abends 8 Uhr inquirirt, confrontirt, eine Menge anderer Perſonen verhört ꝛc.; zu gleicher Zeit werden die Recherchen auf der Bibliothek fortgeſetzt; und ſo waren denn ſchon vorgeſtern die Entdeckungen viel weiter gediehen, und ſchon an oder über 200 Folianten allein aus dem juriſtiſchen Fach als geſtohlen ermittelt; auch Octav-Diebſtähle waren ſchon nachgewieſen; und außerdem hatte man ſtarken Grund, auch Defecte in der Medicin und Theologie zu fürchten.'

'Wachler ſoll ſo angegriffen geweſen ſein, daß man ihn immer hat halten müſſen; Unterholzner macht möglichſt gute Miene, Stenzler aber noch beſſere. Denn ſo viel ſcheint gewiß, daß Friedrich — auch wenn ihm ſelbſt nicht die geringſte directe Mitſchuld zur Laſt fällt — doch jedenfalls penſionirt wird, weil ſolche Sorgloſigkeit oder Nachläſſigkeit, wie dazu gehört, dergleichen Un-

fug viele Jahre hindurch bei seiner eigenen Frau nicht zu merken, ihn als Bibliotheksbeamten schon hinlänglich ingravirt.'

Den 21. April traf ich wieder in Breslau ein. Ich fand alles bestätigt was mir Ritschl geschrieben hatte. Die Frau meines Collegen war wenige Stunden vorher in den Stock abgeführt, er selbst vorläufig 'dispensiert.' Daß er in seinem Amte nicht bleiben konnte, war klar, und daß ich in seine Stelle einrücken und mich verbessern würde, war mehr als wahrscheinlich. Trotzdem sehnte ich mich fortwährend nach dem Augenblicke der völligen Erlösung aus dieser tagtäglichen Frohne, mein Humor schien mir dafür gar nicht mehr nachhaltig. Abermals bat ich schriftlich den Minister, mich zum Ordinarius zu machen.

In Berlin muß es mir sehr gut gegangen sein. In einem Briefe vom 28. April schrieb ich meinem Bruder:

'Mein letzter Aufenthalt in Berlin gehört trotz seiner Kürze zu den allerschönsten, die ich je dort verlebte, und ich danke Dir namentlich für alles Liebe und Gute, was Du mir erwiesen hast.'

'Ich bin wohl und gesund und dabei so heiter wie ein Mensch in meinen Beziehungen und Verhältnissen sein kann. Ich arbeite mit großer Lust und freue mich dichtend des Frühlings, der vor meinen Fenstern täglich schöner sich einstellt. Einen großen Antheil an meiner jetzigen Zufriedenheit hat auch, ich kann es nicht leugnen, die öffentliche und weit verbreitete Anerkennung meiner Dichtung. So schöner Compositionen hat sich so früh selten ein Dichter zu erfreuen. Du hättest nur das Nicolaische Soldatenlied hören sollen, wie es in einem Concerte am Abend meiner Ankunft vorgetragen wurde — die Augen wären Dir übergegangen.'

Auf mein Gesuch vom 20. April erfolgte schon den 11. Mai eine Antwort des Ministers von Altenstein:

'Über Ihr Gesuch um Beförderung zum ordentlichen Professor habe ich das Gutachten der dortigen philosophischen Facultät erfordern lassen, und muß mir bis zum Eingange des diesfallsigen Berichts der Stellvertreter des Kön. außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei der dortigen Universität den weiteren Beschluß vorbehalten. Aufrichtig werde ich mich freuen, wenn ich in den Stand gesetzt werde, Ihrem Gesuche zu willfahren und Ihnen dadurch meine vorzügliche Hochachtung zu bethätigen.'

Von dem Wohlwollen des Ministers war ich überzeugt, zweifelte aber, daß ich etwas erreichen würde, wenn er den Wünschen der Facultät nachkäme. Daß sich der Minister früher an diese nicht gekehrt hatte, konnte sie ihm nicht vergeben; es war vorauszusehen, daß sie jetzt Alles aufbieten würde, dem Wunsche des Ministers entgegen zu sein.

Den 30. Mai hielt sie ihre Sitzung und ich erfuhr schnell genug ihren Beschluß, der natürlich, wie ich voraussah, gegen mich ausfiel.

Ich hatte wenig Hoffnung und war verstimmt. Am Himmelfahrtstage schrieb ich meinem Bruder:

'Mein körperlicher Zustand ist besser als im vorigen Jahre. Außer einigen rheumatischen Schmerzen und unbegreiflicher Trägheit sucht mich nichts Bedeutendes heim. Dagegen ist mein geistiges Leben nur ein Traum, ein Schatten des vorjährigen; die vielen frohen Erinnerungen, die sonst doch etwas Belebendes, Erheiterndes haben, werden meine Quälgeister und es bleibt mir nichts übrig als — zu arbeiten. Dennoch beschleicht mich das Gefühl der Heimatlosigkeit stündlich, und ich fühle es dann so tief, daß ich allein bin, daß ich nicht in Deutschland bin.'

'Ich habe mich in gewisse trübe Ideen so eingelebt, daß ich schwer herausgerissen werden kann. Je bunter und toller das

Leben der Außenwelt ist, desto einfarbiger und stiller wird es in mir. Tausende sind herbeigeströmt zum Wollmarkt, zum Pferderennen, zur Schröder-Devrient, zur Kunstausstellung — ich werde von allem dem wenig berührt. Ich werde morgen die Wagen rasseln hören und unbeweglich an meinem Tische sitzen.'

Mein geselliger Verkehr war um diese Zeit sehr gering. Milde hatte geheirathet und war mit seiner jungen, sehr hübschen und liebenswürdigen Frau viel in Gesellschaften oder auf Reisen. Das Lewaldsche Haus war nach dem Tode der Frau Lewald wie ausgestorben.*) Mit Ritschl und Stenzler war ich befreundet, und die übrigen Professoren blieben mir fremd und gleichgültig wie bisher. Ohne sonderliche Abwechslung verging ein Sommertag wie der andere. Nach Tische verweilte ich ein Stündchen in Aderholzens Buchladen und spazierte dann gewöhnlich um den Wall; Abends badete ich in der Oder und ging von da ins Weinhaus, die übrige Zeit wurde gearbeitet.

Der dritte Theil der Horae belg. und meine Vorlesungen nahmen mich sehr in Anspruch.

---

*) Wie tief dies traurige Ereigniß auch mich ergriffen hatte, spricht sich in meinem Liede aus:

Sie lebet noch, sie lebt in Deinem Herzen,
Sie lebt in Deinen Freuden, Deinen Schmerzen,
In Worten, Tönen, die schon längst verklungen,
In jedem Hauche der Erinnerungen.
Sie lebt in Deinem Träumen, Deinem Sinnen,
Und was Du thust, mußt Du mit ihr beginnen;
Wohin Du strebst, wohin Du willst Dich wenden,
Dein Leben kann, das ihre kann nicht enden.
Und jede Thräne so die Liebe weinet,
Du siehst sie einst zur Perlenschnur vereinet;
Die Liebe wird an jenem Tag sie tragen,
Der unser Sehnen stillt und unser Klagen.

Um nochmals meine Theilnahme für Schlesien kundzugeben, bewerkstelligte ich in der vaterländischen Gesellschaft, daß alle Silesiaca aus der Bibliothek ausgeschieden und zu einer besonderen schlesischen Bibliothek vereint wurden. Am 10. Juni erließ ich als Bibliothecar einen Aufruf zur Gründung einer 'Schlesischen Bibliothek', die alles in Bezug auf schlesische Geschichte, Litteratur und Naturgeschichte umfassen sollte. Ich durchsuchte manche Büchersammlung, fand manches für uns passende und erbat es mir von den Besitzern, die es denn auch des guten Zwecks wegen bereitwillig hergaben. Ich war ziemlich glücklich und legte somit den Grund zu der heutigen schlesischen Bibliothek der Schlesischen Gesellschaft.

Bei aller amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit fand ich immer noch Zeit zum Dichten und sehr willkommene Anregung. Ernst Richter,*) Musiklehrer am Breslauer Schullehrer-Seminar, beabsichtigte eine Sammlung von Liedern herauszugeben, die sich an J. G. Hientzsch, 'Methodische Anleitung zum Singunterricht' anschließen sollte. Er suchte dazu noch schöne einfache Volksweisen und Texte. Ich brachte ihm Stoff genug aus unserer und meiner Bibliothek. Er fand passende Melodien, aber keine passende Texte. Er bat mich, dazu Texte zu dichten. Ich ließ mir nun die Melodien so lange vorspielen, bis ich sie auswendig wußte, ich trug sie dann so lange mit mir herum, bis ich Worte dazu fand. So entstanden mehrere Lieder. Ich

*) Ein ausgezeichneter Musiklehrer und Componist, nach Aufhebung des Bresl. Schullehrerseminars an dem in Steinau an der Oder in derselben Eigenschaft thätig wirkend. Er ist ein geborener Schlesier (geb. zu Thiergarten bei Glogau 15. Nov. 1805) und nicht zu verwechseln mit dem Sachsen Ernst Richter. Über beide s. Bernsdorf, Neues Universal-Lexikon der Tonkunst 3. Bd. S. 330. 331.

dichtete dann auch ohne Melodien einige, und wenn Richter dazu keine Volksweise fand, so machte er eine eigene. Schon im August war von seiner Sammlung die erste Abtheilung erschienen als 'Unterrichtlich geordnete Sammlung', lauter ein- und zweistimmige Sätze und Lieder, unter den letzteren waren 23 von mir.

Meine Ordinariats-Angelegenheit ging ihrer Entwickelung entgegen.

Am 3. August feierte wie gewöhnlich die Universität den Geburtstag des Königs auch durch ein Mittagsessen. Ich war [illegible] Es ging so lustig her als es bei Professoren herging kann. Bei geringem Einkommen und großer Familie, ohne eigenes Vermögen, müssen die meisten sich den Genuß des Weins versagen und wenn sie nun mal in die Nothwendigkeit kommen, Wein zu trinken, so wirkt derselbe ganz anders auf sie als auf Leute, die den Genuß des Weins gewohnt sind. Der Philosoph Professor Rahowsky, der wider Wein sonst zum Mäßigkeitsvereine gehört, hatte heute bei einer so festlichen Veranlassung Wein getrunken und befand sich in der heitersten Stimmung von der Welt. Er begrüßte mich aufs Freundlichste. Ich fragte ihn: 'Nun sagen Sie mal, Herr College, was hat denn die Facultät eigentlich über mich beschlossen?' Da nahm er meine Hand, drückte sie und schüttelte sie und sagte mit einer unendlich liebevollen Miene: 'Lieber Herr College, wir haben Sr. Excellenz dem Herrn Minister geschrieben, daß wir nicht wünschen, daß Sie der Unsrige werden.'

Ich freute mich über die grobe Ehrlichkeit und die ehrliche Grobheit. Den anderen Tag erhielt ich folgendes Schreiben:

Das hohe Miniſterium der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat mich unterm 3. July d. J. beauftragt, Ew. Wohlgeboren zu eröffnen, wie Hochdaſſelbe Anſtand nehme, auf Ihr Geſuch um Beförderung zu einer ordentlichen Profeſſur an der hieſigen Univerſität eher einzugehen, als bis Sie den Verpflichtungen nachgekommen ſeyn werden, die Ihnen Behufs Ihrer Habilitation als außerordentlicher Profeſſor noch obliegen.

Ew. Wohlgeboren ſoll ich dabey insbeſondere noch bekannt machen, daß die von dem hohen Miniſterio zu einer gutachtlichen Äußerung über Ihren Antrag befragte hieſige philoſophiſche Facultät Ihrer rühmlichen ſchriftſtelleriſchen Betriebſamkeit und der daraus vorgehenden Würdigkeit zur Weiterbeförderung zwar volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß ſie aber auch zugleich bedauert, noch heute keine Gewähr darüber zu haben, daß die früher von Ihnen ausgeſprochene und durch die That bewieſene Nichtachtung der geſetzlichen Leiſtungen einer anderen Anſicht gewichen und an die Stelle der früheren Nichtachtung die Anerkennung der, der Facultät vorgeſchriebenen und ihre Wirkſamkeit, als einer ſolchen bedingenden, Normen getreten ſey.

Breslau, den 4. Auguſt 1835.

Der Kön. außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte
Geh. Ober Regierungs-Rath
Heinke*)

Das Gutachten der Facultät über mich habe ich natürlich nie zu leſen bekommen, ich konnte ſeinen Inhalt nur errathen; ſoviel ſchien mir jedoch klar, daß das Miniſterium vieles darin mißverſtanden hatte und deshalb ſchrieb ich an daſſelbe ſofort

*) Der würdige Nachfolger des am 5. April 35 geſtorbenen GR. Neumann.

wie auch an Se. Spectablität den Herrn Decan, Professor Dr. Schneider.

Einer hochlöblichen Facultät

bedauere ich zu dem Glauben Veranlassung gegeben zu haben, als ob ich die gesetzlichen Formen der hochlöblichen Facultät für leere Formen halte, und zwar deshalb, weil ich ein Schreiben nicht beantwortet haben soll, worin ich aufgefordert wurde, mich darüber zu erklären. Eines solchen Schreibens erinnere ich mich nicht mehr, finde es auch unter meinen Acten nicht vor. Ich kann also nur auf das Schreiben antworten, welches jetzt eine hochl. Facultät als ein Gutachten in Betreff meines Gesuches um ein Ordinariat an Ein Hohes Ministerium hat gelangen lassen.

Daß ich mich früher von einer Disputation dispensieren ließ, lag in persönlichen Umständen. Ich war damals, nachdem mir das Hohe Ministerium nach sieben Jahren erklärt hatte, mich in meiner Bibliotheks-Laufbahn nicht weiter fördern zu können, gewissermaßen gezwungen, eine Professur anzunehmen. Dies Amt war damals gegen meine Wünsche, und erforderte eine Thätigkeit, die viel Zeit und Kräfte in Anspruch nahm. Es mußte mir also erwünscht sein, eine Erleichterung in den Obliegenheiten gegen die löbl. Facultät zu finden.

Es thut mir jetzt sehr leid, daß ich je um eine solche Erleichterung einkam, und als Professor der deutschen Sprache und Litteratur doppelt leid. Denn man wird wie von selbst veranlaßt, in Studien meiner Art eine Verachtung der classischen Philologie zu suchen, die doch seit Grimm nicht darin liegt.

Jetzt ist mir mein academisches Amt lieb, meine schriftstellerische Thätigkeit ist damit verwachsen und meine Bestrebungen für die Zukunft sind darauf gegründet. Ich kann also nur wünschen, daß es eine den übrigen Disciplinen gleiche Stellung

einnimmt, und erkläre deshalb, daß ich künftig allen Facultäts-Obliegenheiten genügen, also, im Fall ich Professor Ordinarius werde, auch lateinisch disputieren werde.

Breslau 8. Aug. 1835.

Ew. Excellenz

fühle ich mich nothgedrungen auf das mir von Seiten des hochl. hiesigen Curatoriums zugekommene Schreiben (vom 4. Aug.) in Betreff meines Gesuchs um Beförderung zu einer ordentlichen Professur gehorsamst zu erwiedern, daß ich den Verpflichtungen, die mir behufs meiner Habilitation als außerordentlicher Professor oblagen, bereits vor fünf Jahren nachgekommen bin: ich habe nämlich damals eine lateinische, 10 Bogen lange Abhandlung drucken lassen, und eine lateinische Rede (über Luther's Verdienste um die deutsche Sprache) gehalten. Daß beides, Abhandlung und Rede, genügen sollte, haben Ew. Excellenz durch ein Schreiben vom 29. Nov. 1830 ausdrücklich bestimmt, in Rücksicht auf mein doppeltes Amt und Custos der hiesigen Universitäts-Bibliothek, und die hiesige hochl. philosophische Facultät hat diese Art der Habilitation als vollgültig anerkannt, auch niemals später in Zweifel gezogen.

Wenn also von Seiten derselben Facultät jetzt gegen meine Ernennung zum Ordinarius etwas eingewendet wird, so kann solches nur aus der Meinung herrühren, daß ich künftigen Verpflichtungen nicht so genügen würde, wie es die Gesetze der Facultät vorschreiben. Gegen diese Meinung habe ich mich bereits ausgesprochen, und der Facultät schriftlich erklärt, daß ich alle Obliegenheiten, die mir als Professor Ordinarius zukämen, erfüllen, also eine lateinische Abhandlung schreiben und lateinisch vertheidigen würde.

Da nun die Schwierigkeiten, welche Ein Hohes Ministerium in meiner Ernennung zum Ordinarius zu sehen glaubte, wirklich

nicht vorhanden sind, so bitte ich Ew. Excellenz unterthänigst, das Versprechen, was mir Hochdieselben gaben, recht bald aus Rücksicht auf meine vielfachen wissenschaftlichen Leistungen und auf meine Wünsche, eine jenen ganz entsprechende würdige Stellung in der Welt einzunehmen, hochgeneigtest erfüllen und mich zum Prof. Ord. ernennen mögen.

Breslau 8. Aug. 1835.

Kaum hatte ich vorläufig in meinen academischen Angelegenheiten Ruhe gewonnen, so kamen die bibliothekischen wieder an die Reihe und verursachten mir viel Ärger und Verdruß. Während noch die Untersuchung über den Bibliotheksdiebstahl in vollem Gange war, und nicht eben sonderlich geführt wurde, hatte sich das Ministerium zu einer Maßregel veranlaßt gesehen, die namentlich mich mit traf. Nach einem Rescripte vom 27. Juli sollte auch ich die Bibliothekschlüssel abliefern. Erst nach einer ärgerlichen Zwiesprache mit Wachler fügte ich mich, erklärte dann aber dem GR. Heinke: 'Ich kann übrigens nicht verhehlen, daß mich diese Verfahrungsart tief betrüben muß, indem selbige die kränkendsten Gerüchte im Publicum veranlassen wird.' — Allerdings mußte es mich tief betrüben, daß ich gerade jetzt 'trotz einer dreizehnjährigen unbescholtenen Geschäftsführung die Bibliotheks-Schlüssel, die **ich nie** gemißbraucht habe,' abliefern mußte.

Es trat nun für mich etwas Ruhe ein. Ich arbeitete fleißig an dem 3. Theile der Horae belgicae. Das Glossarium machte mir viel zu schaffen. Am 10. October war Text, Glossarium und Einleitung vollendet.

Am 2. November überraschte mich mein Bruder mit einer frohen Nachricht. Sein Brief begann: 'Gratuliere, Herr Ordinarius!' Die Nachricht war verfrüht, bestätigte sich aber bald.

Am 15. November hatte Se. Majestät auf Antrag des Ministers vom 20. Oct. mich zum Ordinarius ernannt.

Am 10. November wurde das Schillerfest in Breslau gefeiert, seit 1829 wieder zum ersten Male. Gegen hundert Theilnehmer hatten sich eingefunden. Ich führte den Vorsitz und eröffnete das Fest mit folgenden einleitenden Worten:

'Ein dankbares Gefühl hat uns heute hier vereinet. Denn wer unter uns erinnert sich nicht mit innigem herzlichen Danke der vielen frohen Stunden und seligen Augenblicke, die ihm die unsterblichen Werke eines unsterblichen Dichters bereitet haben?'

'Ich darf nicht erst sagen, wer dieser Dichter war, was er uns ist und unserem Volke bleiben wird. Ich darf nicht erst die Werke selbst nennen, auf ihren hohen Werth, auf ihre ästhetische Bedeutung aufmerksam machen; nicht erst die Stelle und den Rang angeben, den sie in unserer Litteratur einnehmen. Alles das ist anderswo schon oft erzählt, vielfach besprochen und genügend dargethan.'

'Der Name Schiller gehört unserem ganzen deutschen Volke an, seiner Gegenwart und Zukunft, der Jugend und dem Alter, allen Lebensverhältnissen, jedem Stande, jeder Würde.'

'Schillers Dichtung ist in den Herzen und auf den Lippen vieler Tausende, und mit dieser Dichtung lebte das Meiste, was sich an das Leben dieses hohen herrlichen Geistes knüpfte, ja was sein eigenes Leben war, unter uns fort.'

'Es sei mir daher nur vergönnt, über des Dichters früheste Jugend und Entwickelung, worüber die Nachrichten so zerstreut, unsicher und oft widersprechend lauten, Etwas mitzutheilen.' *)

'Die größte Theilnahme,' wie es in einem damaligen Berichte heißt, 'die gespannteste Aufmerksamkeit, die lautlose Stille aller

*) Als wir in einem kleinen Freundeskreise den 10. Nov. 1859 feierten, wiederholte ich diese Rede.

Zuhörer, so wie das einstimmige Lebehoch, am Schluß der Rede dem großen Schiller dargebracht, gaben das schönste Zeugniß, daß Schiller in Aller Herzen sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, und darum rufen wir mit jenen trefflichen Versen, die August Kahlert in seinem zum Feste uns dargebrachten Gedichte aussprach:

Kein Streit soll uns die Freude dran ertödten,
Dein Wirken ist Dein Werth;
Mag Weisheit grübeln drum, ob Dir, ob Göthen
Sie ihren Kranz bescheert.'

Es war ein heiteres, durch Reden, Lieder und Trinksprüche belebtes und belebendes Fest, von Anfang bis zu Ende. Ich hatte die Genugthuung, daß öffentlich zu lesen war, daß ich 'mein Präsidenten-Amt auf höchst liebenswürdige Weise geführt hätte.'

Auch ich brachte verschiedene Trinksprüche aus, zuerst ließ ich leben

Die Poeten.

Es leben die Poeten!
die erhabenen begrabenen
und die strebenden lebenden,
sinnig waltenden,
innig entfaltenden,
minnig gestaltenden,
klangentzückten entzückenden,
sangbeglückten beglückenden,
bei Erlebnissen,
bei Begebnissen,
bei Begräbnissen,
bei Hoch-
und bei noch
anderen Zeiten
und Gelegenheiten —
Es leben alle Poeten auf Erden,
Die's heute schon sind oder morgen noch werden

Dann ging ich bald nachher über auf

Die Philister.

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Die Poetenverachter,
Monetenbetrachter,
Die Luchser, die Muckser,
Die Pfennigfuchser,
Die Mucker und Achselzucker,
Die Agio- und Taxenkucker,
Die Linsenleser
Und Zinsenzähler,
Die Couponsschneider
Und Hungerleider,
Die, wo andre vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenschirm erscheinen;
Und wo die Freude droht einzuschlagen,
Den Blitzableiter in der Tasche tragen;
Die den Teufel scheuen
Und sich wie Teufel freuen;
Die nicht mehr mit dem Zopfe prangen
Und doch an dem Zopfe hangen;
Die Pantoffelgedrückten,
Kartoffelentzückten,
Wasser-Verprasser,
Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren,
Und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen;
Die in lauter Formen und Normen sich bewegen,
In lauter Schmiegen und Biegen sich regen;
Die auf dem Stuhle des Schlendrians sitzen,
Und in der Schule des Bocksbeutels schwitzen.

Es leben die Philister,
Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Denn —
Wenn
Die Philister nicht mehr leben,
So wird es auch keine Poeten mehr geben!

Der Jubel wollte kein Ende nehmen. Am beluſtigendſten war, daß gerade die am meiſten jubelten, auf die ich es abgeſehen hatte. Ich mußte den Trinkſpruch wiederholen und es erfolgte wieder ein endloſer Jubel.

Wenn ich ſo etwas Erfreuliches erlebte, dann war ich ruhig, auch wol heiter geſtimmt, arbeitete mit Luſt, ſang und dichtete. Doch dauerte es nicht lange. Meine Bibliotheksverhältniſſe waren nun einmal von ſchwüler Temperatur, daß jeden Augenblick ſich ein Gewitter zuſammenziehen und über mir losbrechen konnte. Und ſo war es denn auch. Den 4. November konnte ich meinem Bruder bereits wieder eine unangenehme Neuigkeit melden. Ich ſchrieb ihm:

'Du weißt, ich hatte Stenzler vor Jahren auf den Gedanken gebracht, ſich mit unſerer Bibliothek näher bekannt zu machen. Es ergab ſich bald eine Gelegenheit dazu. Ich verreiſte im vorigen Jahre und er vertrat mich. Ich konnte ihm wenig gewähren. Er wohnte aber in meiner ſchönen Wohnung und ſchlief in meinem ſchlechten Bette. Er erhielt dann 120 ℛ Gratification und hatte ſich durch meine Vertretung ein Recht erworben, ſpäter einmal berückſichtigt zu werden. Dies erfolgte ſehr bald. Zu Oſtern ward der langjährige Bücherdiebſtahl der Frau meines Collegen entdeckt und dieſer wurde in Folge deſſen von aller Arbeit bei vollem Gehalte dispenſiert. Unterholzner war ſeit October vor. Jahres Rector der Univerſität und eine Zeitlang Curator, und Wachler krank. Nach meiner Rückkehr laſtete alſo alle Arbeit auf mir und dem Canzliſten Müller. Ich hoffte von Tag zu Tag, daß endlich ein für mich günſtiges Ergebniß an den Tag kommen würde, ich arbeitete ruhig fort, hoffte und hoffte, es kam nichts. Endlich höre ich, Prof. St. iſt zum Stellvertreter des Dr. Friedrich mit 250 ℛ Gehalt ernannt. Gut, denke ich, nun wird Dir doch Erleichterung erwachſen. St.

kommt zurück, vergangenen Donnerstag. Ich erfahre das nur zufällig. Freitags treffe ich ihn zufällig auf der Straße. Ich frage ihn, was er denn für Arbeiten übernehmen wird? — 'Die Friedrichschen.' — Der hat ja aber seit vielen Jahren keine gehabt, er ist nur beschäftigt worden um beschäftigt zu sein. — St. bleibt dabei, und als ich von dem Ausleiheamte rede, will er durchaus von so etwas nichts wissen. Du kannst denken, wie mich das empörte! Um 3 Uhr ging ich zu Wachler. Ich traf ihn im Garten. Ich konnte ihm nichts sagen, weil ihn seine Frau begleitete. Da fand sich aber doch ein guter Augenblick vor seiner Hausthür: Herr Consistorial-Rath, welche Arbeiten wird Stenzler übernehmen? Elf Jahre habe ich das Ausleihebuch geführt, und ich rechne auf Ihre Billigkeit, daß ich jetzt endlich davon entbunden werde. — 'Ich werde mit meinem Specialcollegen Unterholzner sprechen.' — Noch Einmal beziehe ich mich auf Recht und Billigkeit: wird mir dieser mein Wunsch nicht gewährt, so muß ich beim Ministerium einkommen, und dann mag's kommen wie es will, und sollte es meine Stelle kosten. — 'Drohen Sie nicht einem alten kranken Mann.'

'Sonntags ging ich zu Heinke. Er mußte schon wissen was vorgefallen war. Er sprach sehr besänftigend und meinte, es würde schon eine Einigung bewirkt werden. Ich stellte ihm meine Lage vor, alles das Unrecht das man mir seit 13 Jahren zugefügt hatte ꝛc. Vorgestern ging ich wie zu einer Schlacht auf die Bibliothek. Wachler war schon da. Er faßte mich bei der Hand: 'Ich finde Ihren Wunsch ganz gerecht: Stenzler wird von nun an das Buch führen ꝛc.' Er sah mich groß an, fragte mich ob ich gegen ihn Mißtrauen hegte? Ich erwiederte: jetzt um so weniger. Aber ich muß Mißtrauen hegen, wenn man einem andern die Wohnung, die mir gebührt, zuwenden will. — 'Das ist nicht geschehen.'

'Ich bin seitdem von dem allerlästigsten Geschäfte befreit,

aber [illegible] ist mir diese ganze Stellung doch dermaßen verleidet, daß ich sogar ein bedeutendes Opfer bringen werde, um nichts, gar nichts mehr mit der Bibliothek zu thun zu haben. Wie kann ich je wieder Vertrauen zu meinen Collegen fassen? [illegible] hat schriftlich, wie ich es selbst noch gestern las, um die Verleihung der Friedrichschen Wohnung an St. angehalten.'

'Ich habe in diesen Tagen recht gefühlt, welch ein armer Teufel man ist, wenn man bei uns nicht schwänzeln kann, keinen Schwiegervater, keinen Schwager ꝛc., keinen Bischof zum Onkel ꝛc. hat! Das Gewebe der Kabale ward schon lange und sehr fein gesponnen, aber ich bin doch dahinter gekommen. Ich weiß, ich bin den Leuten sehr unbequem und sie hätten es am allerliebsten, wenn ich ganz beseitigt würde. Ich werde Dich hoffentlich im [illegible] Jahre sehen und Dir Alles dann ausführlicher mittheilen.'

Am [illegible] erhielt ich aus dem Cabinet des Königs ein Schreiben des Geh. Cabinets-Raths Müller:

'Seine Majestät haben das von Ew. Wohlgeboren eingesandte [illegible] der ältesten deutschen Übersetzung des Evangeliums Matthäi empfangen und mir befohlen, Sie des Allerhöchsten Dankes zu versichern.'

Mit diesen wenigen Zeilen war diese Angelegenheit für immer abgethan.

Vier Wochen später erfolgte die amtliche Anzeige von meiner Ernennung zum Ordinarius. In dem Begleitschreiben an den Senat war erstlich mein Name ausgelassen und zweitens der ordentliche Professor. Ich dankte, freilich nicht dafür, daß mir das Ministerium noch ausdrücklich schreiben ließ, daß mir aus meiner Ernennung keine Ansprüche auf Gehaltszulage erwüchsen.

Auf der Bibliothek war nur Waffenstillstand, denn daß im neuen Jahre die Fehde wieder ausbrechen würde, war mir ziemlich gewiß.

So hatte ich denn in meiner academischen Laufbahn das Höchste erreicht was ich erreichen konnte: ich war Professor ordinarius. Schon den 9. Januar 1836 wurde ich in den academischen Senat eingeführt und von denen als College begrüßt, die mich nicht zum Collegen hatten haben wollen.

Mehr Aufsehen als diese neue Würde machte jedoch noch mein 'Buch der Liebe,' welches um diese Zeit erschien.*) Des Fragens und Forschens, wem diese vielen Liebesergüsse galten, war kein Ende. Es war und blieb ein Geheimniß. Nur Einer wußte darum, und dieser Eine sagte nichts und wird auch jetzt nichts sagen. Meine Liebesstimmung war zwar eine nachhaltige geworden, aber wie sie in Poesie gekommen, so löste sie sich in Poesie wieder auf, und mir blieb nichts als die Erinnerung an manchen beseligenden Augenblick.

Zufällig haben sich einige Aufzeichnungen aus jener Zeit erhalten. Im Juni 1835 heißt es:

'Ich sah im Frühjahr ein Kind, und das Kind ist eine Jungfrau geworden, und die Jungfrau gefällt mir. Wird sie heute über ein Jahr mehr als die Schwester meines Freundes sein?'

Dann mehrere Tage später:

'21. Juni Sonntags in der Kunstausstellung. Unter so vielen schönen Bildern auch sie; ich sah sie, ich sprach sie. Dies schöne große Auge!'

*) Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben. Breslau bei Georg Philipp Aderholz. 1836. 8°. 96 SS.

Im Juli:

'Sie ſteht vor mir, geht mit mir, ich denke an ſie, rede mit mir von ihr — Traum nur, Traum am hellen lichten Tage!'

'Und wenn ich einſt jene Zeilen wieder leſe, vielleicht verſtehe ich ſie nicht mehr, oder — ich weiß Alles beſſer als heute und ſage jemandem: Du warſt es!'

Dann in dieſem Jahre:

'So waren Monate vergangen — ich ſah ſie nicht. Der ganze Herbſt war vergangen, der halbe Winter — ich ſah ſie nicht. Und wir feierten Weihnachten und — ich ſah ſie nicht, und kurz vor Neujahr ſah ich ſie, ſprach mit ihr und ſollte beim Tanz ſie küſſen — das war zu viel. Und es vergingen wieder anderthalb Monate und ich ſah ſie nicht. Und das Buch der Liebe war erſchienen und — ich ſah ſie nicht. Endlich kam der 11. Februar 36. Wir ſprachen viel mit einander und ſaßen bei Tiſche neben einander: 'Nein, nein! ich habe das Buch der Liebe nicht geleſen.'

Eine Freundin aber hatte es geleſen und ſprach ſich in der Breslauer Zeitung vom 30. Januar 36 darüber alſo aus:

Ein Brief vom Lande.

..... Wer weiß es nicht, wie ſpurlos in dem Treiben einer großen Stadt Begebenheiten, Menſchen, Geiſteserzeugniſſe, Neuigkeiten jeder Art u. ſ. w. verſchwinden? Der Morgen eines beginnenden Tages begräbt jedesmal den vorangegangenen Tag und mit ihm die Erſcheinungen und Eindrücke, welche er hervorbrachte. Man hat nicht Zeit das kürzlich Erlebte, Erfahrene feſt zu halten; der kommenden Stunde muß ihr Recht geſchehen, ſie muß des offenen Spielraums genug behaupten, um das plötzlich vor ſie hintretende Bedeutendere gegen das Gleichgültige auszu-

tauſchen. Dieſe Ebbe und Fluth ſtädtiſcher Nachrichten, wer kennt ſie nicht? — Wie anders geſtaltet ſich das Leben auf dem Lande! Am entgegengeſetzten Uebel leidend, bringt es jene Schwerfälligkeit äußerer Formen hervor, die mir, nunmehr ich mich ſeit fünfjähriger Zurückgezogenheit auf meinem Landſitz als einen vollkommenen Campagnard betrachte, oft ein Lächeln abzwingt. Doch eben dieſe Seltenheit mannigfacher Eindrücke, dieſer Mangel an äußern Begebenheiten erhalten um ſo wacher, dasjenige in uns aufzunehmen, was auf irgend eine Weiſe uns entgegentritt. So wurde ich geſtern angenehm überraſcht, als mir der ſtets willkommene Poſtbote, nebſt mehreren Briefen, worunter die Handſchrift eines ſehr fernen, ſehr lieben Freundes mich beſonders anlachte, die Tagesblätter und ein Packet meiner Buchhandlung einhändigte. Briefe, Zeitungen, neue Bücher, Alles auf einmal! Ich möchte jedem zu dem Verſuch rathen, ſich durch Landeinſamkeit zu ſolcher Freude zu befähigen. Die Briefe waren geleſen, durchfühlt, durchdacht, zum Theil im Geiſt beantwortet, die Zeitungen jedoch zur Theeſtunde und gemeinſchaftlichen Lektüre zurückgelegt. Meine Schweſter leidet etwas heftig an dem Fieber liberaler Ideen, die ſie ihre neue Religion nennt, wie ſehr ich ihr auch zu beweiſen ſtrebe, daß ſie ſich einem gefährlichen Irrthum überläßt. — Noch gewärtig des politiſchen Streites, den mir die Debatten der wieder eröffneten franzöſiſchen Kammern, wie das Fortſchreiten oder Liegenbleiben der immer weiter um ſich greifenden Eiſenbahnen ſicherten, öffnete ich das Bücherpacket. Ueber Raumers Briefen über England und mehreren neuen franzöſiſchen Schriften, mit denen mich mein Buchhändler, meine Vorliebe dafür kennend, ſtets reichlich verſorgt, lag auch ein feines, nur einen Finger ſtarkes Werkchen: „Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben, Breslau bei Georg Philipp Aderholz 1836.“ — Es ſtürmte eben heftig, große Schneeflocken jubelten haſtig bei den Fenſtern vorbei; die Schweſter erwartend, hatte ich den Dampf einer ge-

rauchten Cigarre durch das auf den Ofen gegossene Eau de Cologne zu verdrängen gesucht. Es war mir so heimlich in dem warmen, angenehm duftenden Zimmer geworden, der Titel des Buches kam mir wie ein Frühlingsgruß an dem rauhen Wintertage vor, ich fing an zu lesen und fest und fester wurde ich angezogen. Waren das der eigenen Jugend Zauberklänge? War es der Poesie anmuthigster Gesang? So holdem Worte, so süßem Traume, so tief empfundener, entzückend schöner Wirklichkeit war ich lange nicht begegnet. Ich möchte nichts weiteres über dies Buch der Liebe sagen, — des Verfassers Name „als eines der größten Lyriker unseres deutschen Vaterlandes" wohl bekannt, reicht vollkommen hin, um sogleich die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Anspruch zu nehmen; doch drängt es mich auf die tiefe Gemüthlichkeit dieser reinen Verse hinzuweisen. Geht nicht oft das Beste in dem wirren Treiben täglicher Geschäftigkeit verloren, bis es im günstigen Fall ein Zufall noch einmal an's Licht zieht? und trägt unsere industriöse, kommerzielle Zeit überhaupt Verlangen, sich mit Poesie zu beschäftigen? Doch hier diesem Buch der Liebe gegenüber, mußten die oben angedeuteten Interessen schweigen; der Poesie Wunderland erschließt es uns, wir ruhen unter anmuthigen Rosenhecken und den süßesten Nachtigallengesängen aus, von den uns oft kalt und feindlich berührenden Berechnungen einer gewinnsüchtigen Welt. Der Dichter scheint sein Lied an ein junges, noch von Lieb' und Leidenschaft unberührtes Herz gerichtet zu haben, er singt:

Seite 47. „Wie bist du doch ein junges Blut, so jung!
Du hast nicht Wehmuth, nicht Erinnerung,
Nicht Sorg' und Kummer, sehnend Leid,
Nicht Hoffnung, Furcht, Vergangenheit —
O bleib in Deines Herzens Truhe,
In Deiner schlummergleichen Ruhe!
Denn wenn die Welt Dein Herz gewinnt,
Hast Du es schon verloren,

Wer zu verlieren erſt beginnt,
Der iſt zum Leid erkoren."

Ohne Erwiederung, ohne Verlangen danach, fürchtend des Lebens Kampf, des Lebens Luſt für die kaum der Kindheit holdem Traume entwachſene Geliebte, leſen wir:

Seite 10. „Ich liebe Dich und ſag' es nicht
Und liebſt Du mich? ich frag' es nicht;
Ich fragt' es gern und wag' es nicht,
Ich lieb' und ſchweig' und klag' es nicht."

Ferner:

„Wie ſoll ich nennen Dich, Dich Namenloſe?
Ein Veilchen biſt Du immer, nah' ich mich;
Und fern von Dir erſcheinſt Du mir als Roſe,
Und träumend ſeh' ich nur als Lilie Dich."

Der Dichter iſt beglückt, gehoben durch die eigene Liebe, nicht fragend, was ſie ihm erwerben wird.

Seite 29. „Dein Aug' iſt nur ein Edelſtein
Aus Deines Herzens Schacht:
O glücklich, wem ein ſolcher Schein
Aus ſolchem Herzen lacht!"

Er giebt ſie alle hin, die wunderbaren Schätze ſeines reichen Innern. Seite 37, 39, 44, 45, 49, 61. Immer reiner und edler ſchwingt ſich der Geſang des Dichters empor, er bringt das eigne Herz zum Opfer dar; Seite 64. 67. ſehen wir Gott in der Liebe und die Liebe in Gott ſich ihm offenbaren, und nun ich ſie einzeln preiſen möchte, die ſchönen Blüthen des berauſchend ſüß duftenden, vollen Blumenſtraußes, locken ſie ſämmtlich in ſo anmuthiger Herrlichkeit und friſcher Pracht, daß ich nur ſagen kann, ſuche ſich ſelbſt jeder dieſer Liebe „Immergrün."

Seite 92. „So können Jahre noch verſchwinden
Und ganze Frühlinge verblühn —
Dir kann ich immer Kränze winden,
Denn meine Lieb' iſt Immergrün.

Beinah wär' ich verſucht, noch etwas über die Vollendung der Form zu ſagen, und zum Vergleich mit anderen Dichtern aufzufordern, könnt' ich es nicht jedem überlaſſen das techniſche Verdienſt dieſer Poeſien ſelbſt zu finden, beiläufig bemerke ich nur, daß ich wenigſtens nicht einem unreinen Reime begegnete. Und hiermit ſcheid' ich von dieſem Blatte und dem Dichter mit ſeinen eigenen Worten:

Seite 89. „Will eine Blume ſich erneuen,
So muß ſie ihre Frucht verſtreuen,
Und will der Menſch in einem Herzen leben,
So muß er erſt ſein eignes Herz drum geben!

Solcher anerkennender Stimmen über meine neueſte Dichtung ließen ſich noch viele vernehmen. Ich war ſehr erfreut darüber und fühlte mich getröſtet für manches Unangenehme, welches mir meine beiden Ämter in jüngſter Zeit gebracht hatten. Aber der freudige Beifall Anderer konnte mich nicht befreien von der Furcht, daß ſich neue Widerwärtigkeiten bald einſtellen würden.

Und ſie kamen nur zu bald. Die philoſophiſche Facultät ſah mich nicht für voll an, ich ſei allerdings Doctor, aber nur der freien Künſte, und um als Decan Andere zu Doctoren der Philoſophie promovieren zu können, müſſe ich ſelbſt Doctor der Philoſophie ſein. Sie mochte Recht haben, ich wurde aber ſo ärgerlich darüber, daß ich erklärte, ich würde nichts thun, um meine Doctorwürde zu vervollſtändigen; die Erinnerung an das Verfahren der Facultät in Betreff meines Doctordiploms war noch zu lebendig bei mir. Nun, es wurde nicht ſo ſchlimm als ich fürchtete. Der Decan, Prof. Bernſtein ſchrieb mir den 22. Januar: 'Ich habe der Fakultät Ihr Leydener Diplom vorgelegt und ſie findet daſſelbe, da Sie nach demſelben nur philosophiae theoreticae Magister et literarum huma-

niorum Doctor ſind, nicht völlig genügend. Sie iſt indeſſen gern bereit, das Fehlende, wenn Sie es wünſchen, zu ergänzen und Ihnen die philoſophiſche Doktorwürde zu ertheilen, zu deren Erlangung Sie weder etwas zu leiſten, noch für welche Sie an die Fakultät etwas zu zahlen, ſondern nur die Druckkoſten des Diploms und das, was der Pedell für ſeine Bemühung erhält, zu entrichten haben würden.'

Das große Werk trat am 16. März ins Leben. In dem Pergamentdiplom, welches mir zugeſtellt wurde, heißt es: 'philosophiae Doctorem et artium liberalium Magistrum honoribus iuribus privilegiisque omnibus praeditum publico hoc diplomate agnitum renuntiavit.'

Ernſtlicher als je dachte ich jetzt daran, aus meinem Bibliotheksamte erlöſt zu werden, damit ich ganz meinem Fache leben könnte. Ich wendete mich deshalb an den Miniſter von Altenſtein.

Ew. Excellenz

ſage ich meinen innigen Dank für die mir verliehene ordentliche Profeſſur der deutſchen Sprache und Litteratur an hieſiger Univerſität, und mein Dank iſt um ſo inniger, als ich in dieſer Verleihung den ſchönen Beweis finde, daß Ew. Excellenz die deutſche Philologie bei einer deutſchen Univerſität keineswegs für entbehrlich halten und mir die Mittel gewähren wollen, dieſem Berufe ganz und mit Erfolg leben zu können.

Mein ſehnlichſter Wunſch iſt demnach, daß Ew. Excellenz, in Berückſichtigung meiner 13jährigen mühevollen und zeitraubenden Geſchäftsführung bei der Kön. und Univerſitäts-Bibliothek, mich dieſes Amtes entbinden und mir den dort bezogenen Gehalt aus anderen Fonds hochgeneigtſt anweiſen wollen, ein Wunſch, der Anderen bei viel kürzerer Amtsführung, als den ehemaligen Bi-

bliotheksbeamten v. d. Hagen, Middeldorpf, Büsching und Förster gewährt wurde.

Ew. Excellenz hoffe ich nächstens durch Übersendung der Horae belg., P. III. et IV., der Altdeutschen Blätter Heft 3, und des schon zum 6. Bogen gedruckten Leitfadens: Die deutsche Philologie im Grundrisse, zu überzeugen, daß ich nur für die Universität und Wissenschaft ersprießlich zu wirken im Stande bin, wenn ich nicht mehr gezwungen sein werde, einen großen Theil meiner Zeit auf Arbeiten zu verwenden, die meinem Fache fern stehen, sehr zerstreuend und meist von gewöhnlichen Handlangerdiensten nicht verschieden sind, wobei sich weder etwas lernen noch Ehrenwerthes gewinnen läßt.

Der Minister antwortete schon den 11. März:

Ew. Wohlgeboren danke ich hierdurch verbindlichst für die gefällige Mittheilung des von Ihnen verfaßten Buchs der Liebe, von welchem ich mit Vergnügen nähere Kenntniß genommen habe. Ihres Wunsches, daß Sie von Ihrem Amte bei der dortigen Universitäts-Bibliothek entbunden und Ihnen die Besoldung, die Sie als Custos der Bibliothek beziehen, aus anderweitigen Fonds gewährt werden mögte, werde ich eingedenk bleiben. Für jetzt sehe ich mich aber wegen Mangels an allen geeigneten Fonds außer Stande, diesem Wunsche zu willfahren.

Mit Vergnügen benutze ich zugleich diese Veranlassung, Sie meiner vorzüglichen Hochachtung erneuert zu versichern.

Altenstein.

Es blieb also beim Alten.

Schon lange war ich mit der Idee umgegangen die deutsche Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte als ein Ganzes in einem Grundrisse darzustellen. Nach vielen mühsamen Vorarbeiten war es mir endlich gelungen, das Buch war fertig bis auf die Vorrede. Diese wollte ich nach Rücksprache mit Moriz

Haupt bei ihm in Zittau vollenden. Ich reiste am 2. April nach Görlitz, blieb die Osterwoche dort bei meinem Freunde Leopold Haupt und war dann die nächsten drittehalb Wochen in der Familie Haupt in Zittau.

Der alte Haupt war ziemlich wieder hergestellt, er nahm Theil an unseren Arbeiten und unseren Gesprächen und wußte mitunter sehr interessant zu erzählen, namentlich von seinen Erlebnissen im Jahre 1813, doch schien es mir immer, als ob die Erinnerung an seine frühere umfangreiche Thätigkeit ihn schmerzlich berührte. Er war vom J. 1810 bis 1832 Bürgermeister*) gewesen und mußte diese Stelle in Folge der Umgestaltung des sächsischen Städtewesens aufgeben. Als ihm später das Syndicat der Stadt angetragen wurde, nahm er dies untergeordnete Amt nicht an und büßte somit zugleich eine Pension ein. Seine äußeren Verhältnisse waren nun freilich der Art, daß er auf Amt und Pension verzichten konnte, der Verlust aller Wirksamkeit und alles Einflusses traf ihn viel schwerer: er sah in der Nichtwiederwahl eine große Kränkung und Mißhandlung und konnte sich von dieser Ansicht nicht losmachen, die denn endlich in ein Seelenleiden ausartete. Zu seiner Zerstreuung und Genesung begab er sich 1834 mit Gattin und Sohn auf einige Zeit hinweg von dem Schauplatze trauriger Erinnerungen in das lebenslustige Wien. Da war ich denn oft mit ihnen beisammen: wir spazierten in den reizenden Umgebungen Wiens, besuchten Abends den Sperl, wo Strauß seine Triumphe feierte, oder wählten uns andere Vergnügungs-

*) Über seine großen Verdienste um die Stadt und seine schriftstellerischen Arbeiten spricht sich Peschek aus im Neuen Nekrolog der Deutschen 1843. S. 339—342. Ernst Friedrich Haupt war geb. 31. Mai 1774 und starb den 1. Mai 1843.

örter, die eben damals viel besucht wurden. Die liebevolle Theilnahme des Sohnes für seinen leidenden Vater rührte mich tief, ich bot meinerseits Alles auf, den Alten zu erheitern und gesprächig zu machen. Oftmals gelang es mir auch: ich wußte immer neue Scherze und Schwänke und zerstreute und erheiterte die ganze Familie. Es war natürlich, daß mich bald alle drei recht gern hatten, und beim Abschiede mußte ich versprechen, sie recht bald in Zittau zu besuchen. Dies geschah denn auch schon im Winter desselben Jahres. Bei Kälte und hohem Schnee kehrte ich auf meiner Rückreise von Leipzig bei Haupt vor. Ich ward überaus freundlich aufgenommen, es gefiel mir dermaßen, daß ich mehrere Tage verweilte. Dies Jahr wiederholte ich nun in den Osterferien meinen Besuch.

Ich wohnte mit dem jungen Haupt in einem Flügel des großen elterlichen Hauses, jeder am äußersten Ende, durch viele Zimmer von einander getrennt. Das Wetter war sehr unfreundlich und wir verspürten gar kein Verlangen ins Freie zu gehen. Da wir nur wenige Stunden des Tages mit den Eltern verkehrten, so waren wir die übrige Zeit ganz auf uns beschränkt. Jeder hatte zu arbeiten, das Verlangen uns wechselseitig auszusprechen war sehr groß und so machten wir uns denn den Tag über mehrmals Besuche, die oft Stunden lang währten. Gewöhnlich saßen wir Abends nach Tische in meinem Zimmer und unterhielten uns über Welt und Litteratur und alles Mögliche. Meine Vorrede zur deutschen Philologie, an welcher Haupt großen Antheil nahm, führte uns oft auf deutsche Litteraturgeschichte und Sprachwissenschaft. Eines Abends saßen wir wieder wie gewöhnlich beisammen und scherzten über manche neuere Erscheinung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur. Ich meinte, am besten ließe sich reimweis darüber ein Urtheil

ausſprechen. Schön, und im Nu reimten wir Guckkaſtenbilderreime. Dann kamen wir auf unſere neueſten Dichter und ihre Manieren. Wir verſuchten nun dieſe nachzuahmen, und ſogleich waren auch einige fertig. Wir hätten gewiß noch an anderen Abenden dieſe Beluſtigungen fortgeſetzt, wenn nicht immer ein Neues, uns wichtiger Scheinendes, das Alte verdrängt hätte. Hier jedoch einige Proben, die ich mir zur Erinnerung an dieſe ergötzlichen Zittauer Abende aufbewahrt habe.

Altdeutſche Guckkaſtenbilder.

Anjetzo präſentieret ſich
Graff's Sprachſchatz craß und fürchterlich.
Schatz hat er ihn deshalb genannt,
Weil er drin ſeine Rechnung fand.

Viel Sanskrit macht das Buch uns kund,
Zehn Lettern gehen auf ein Pfund.
Daß man ſich findet recht zu Haus,
Heckt er 500 Zeichen aus.

Den Otfried hat er ausgeſchickt,
Daß er ihm ſeinen Beutel ſpickt.
Daß man ihn trefflich mag verſtehn,
In jedem Vers zwei Puncta ſtehn.

Herr von der Hagen hat gewacht
Eintauſend ſchon und Eine Nacht.
Wann heißet es: Victoria!
Die Minneſinger ſind nun da?

Dem Mone ward's, das Gott erbarm!
Im heilgen Grale gar zu warm;
Er läuft heraus und ſtürzt ſich gleich
In einen alten Antenteich.

Doch kühlt es ſeine Hitze nicht,
Denn zum Anzeiger ruft die Pflicht.
Ihn ängſtet ſehr der Zwentibolk,
Und noch viel mehr das Wilzenvolk.

Der Maßmann aus Italia
Bringt heim erleſne Gothica;
Als theologſcher Candidat
Er ſie herausgegeben hat.

Von Kaiſerchronik ſpricht er viel,
Und ſchreibet einen ſaubern Stil;
Damit nichts aus einander fällt,
Er alles hübſch in Klammern ſtellt.

Das Turnen ſteckt ihm noch im Kopf,
Drum faßt er keck den Tod beim Schopf,
Und hopſt im Todtentanz herum —
Die Koſten zahlt das Publicum.

Herr Zeüne iſt ein Geolog,
Drum er auch in die Lüfte flog.
Gar vieles fuhr ihm durch den Kopf,
Doch fand er keinen Kammertopf.

Und als er wieder niederſtieg,
Da zog er in den Wartburgkrieg;
Trieb guthiſche Philologie
Und ſchrieb th mit einem ψ.

Herr Oechsle ſchmücket ſich allhier
Mit blaſſem Druck auf Löſchpapier;
Er fährt zu einer Hochzeit aus
Und führt nie eine Braut nach Haus.

Herr Erlach ſtößt in's Wunderhorn
Und alls was er bläſt, das iſt verlorn.
Und wenn es auch vier Bände ſind,
's Iſt alles Wind, nur eitel Wind.

Es kommt nun auch zu dieſem Tanz
Der philoſophſche Roſenkranz.
Doch weil er gar zu dunkel ſpricht,
So nützt er nichts und ſchadet nicht.

Hier zieht ein Schaf in Wolfsgewand
Improviſierend durch das Land.

Auf's Futter iſt es ſehr erpicht,
Graſ't in altdeutſchen Wäldern nicht.

Von Eppishuſen iſt genannt
Der Meiſter Sepp gar weit bekannt.
Schenkt er uns ſeinen Liederſaal,
So ſei es gut für dieſes Mal.

Der Renner rennet durch das Land,
Sie haben ihm den Rock verbrannt.
Ach, macht geſchwind, ſonſt kommt er um,
Und hängt ihm einen neuen um.

Es zeigt ſich nun zum Überfluß
Noch mancher neue Muſicus;
Im Baſſe jeder muſiciert,
Und alles klingt doch wie caſtriert.

Zuletzt kommt noch aus ſeinem Berg
Herr Laurin, ein viel kleiner Zwerg.
Ein andrer wartet ſchon auf ihn
Und ruft: willkommen, Luarin!

Jetzt heißt es, Jungens, gute Nacht!
Der Kaſten wird nun zugemacht.
Doch ſetzt ihr einen Dreier dran,
So fang' ich gleich von vornen an.

Poetiſche Manieren.

1.

Es ſteht der dürre Schlehenſtrauch
Und ziehet an ein weiß Gewand,
Es färbt ſich grün das ganze Land,
Und nächſtens blühn die Roſen auch.

Der Kibitz kreiſet um ſein Neſt —
O Bild der Liebe ſanft und rein —
Und Erd' und Himmel lächeln drein,
In ſolch ein ſchönes Frühlingsfeſt.

2.

Bachstelzen baden ihr Gefieder
Im klaren grünumbuschten Quell —
Born der Natur so reich und hell,
Du giebst mir ewig neue Lieder.

3.

Die Frösche schrei'n im Sumpf gemeinsam,
Ich wandl' in Waldesschatten einsam.
O schreit, ihr Frösche, nur im Ried,
Nicht stören soll euch ja mein Lied.

4.

Die Gänseblümchen wie bescheiden
Sie stehen auf dem grünen Plan!
Ich möchte fast ihr Glück beneiden
Und muß mich ihnen freundlich nahn.

Sie blühn in grüner Waldesmitte,
Ein stummberedter Frühlingsgruß —
Stör' ich sie wohl durch meine Tritte? —
Ich lenke rückwärts meinen Fuß.

5.

Wie bin ich durstig schon seit Stunden,
Kaum kühlet mich des Waldes Schatten.
Da hab' ich einen Strauch gefunden
Mit Beeren, die sich friedlich gatten.
Doch wag' ich nicht sie abzupflücken,
Weil sie so schön, o Strauch, dich schmücken.

6.

Ich komm' an diesem Nachmittag
In einen grünen Buchenhag,
Doch ist den scharfen Beilesschlägen
Schon manche Buche rings erlegen.
Mir will es fast wie Mord erscheinen,
Ich muß ob eurem Tode weinen.

7.

Die Fliege ſpielt im Sonnenſchimmer
Und ſchwebet hin und her beweglich!
Wie wäre doch daheim im Zimmer
Ihr Summen mir ſo unerträglich.
Doch iſt es hier in grüner Flur
Ein Klang aus deinem Lied, Natur.

Karl Mayer.

1.

Das war die alte Großmutter,
Die in dem Lehnſtuhl ſaß,
Sie ſchwatzt mit bleicher Lippe
Und weiß doch ſelber nicht was.

Der Kater ſitzet daneben
Und brummt und knurrt ſeinen Baß,
Er brummet und er knurret
Und weiß doch ſelber nicht was.

Da draußen heulet der Hofhund
Empor zum Monde ſo blaß,
Er heult und winſelt erbärmlich
Und weiß doch ſelber nicht was.

Und neben der alten Großmutter,
Das tiefe Auge ſo naß,
Da flüſtert ein krankes Mägdlein
Und weiß doch ſelber nicht was.

Sie flüſtert keine Gebete,
Weiß nicht von Lieb' und Haß;
Es wird ihr ſo eigen im Herzen
Und weiß doch ſelber nicht was.

Und draußen ſteh' ich und ſpähe
Und ſehe durch's Fenſterglas,
Ich möchte ſegnen und fluchen —
Und weiß doch ſelber nicht was.

2.

Es hat ſchon neune geſchlagen,
Es wirbelt der Zapfenſtreich;

Ich liege träumend und ſchläfrig
Im weißen Arme ſo weich.

Mein Liebchen, was horchſt du ſo ſeltſam
Auf den wirbelnden Zapfenſtreich?
Was wirſt du auf meine Frage
Auf einmal ſo ernſt und ſo bleich?

Gedenkſt du des ſchlanken Leutnants
In knapper Uniform,
Der täglich auf der Parade
Sich zieret und brüſtet enorm?

Er liegt in ſeiner Kaſerne,
Gebannt vom Zapfenſtreich,
Ich lach' und liege behaglich
In deinen Armen ſo weich.

3.

Es iſt ſo düſter und öde,
Der Wind zieht über die Flur,
Im Schilderhaus auf dem Walle
Steh' ich in dünner Montur.

Ich denk' an die ſchönen Zeiten,
Wo ich im Collegium ſchlief,
Und niemals eine Patrouille
Aus meinen Träumen mich rief.

Es ſchwatzte der dürre Profeſſor
Von chriſtlicher Moral;
Mir träumte viel geſcheidter
Von ſeinem Ehegemahl.

4.

Ich ſitze im Parterre
Und ſeh die Tragödie mir an:
Es ſpielt Acteur und Actrice,
Wie man es nur wünſchen kann.

In ſchönen und häßlichen Augen
Schon manche Thräne blinkt,

Da nun mit mächtigem Schwunge
Rauſchend der Vorhang ſinkt.

Mein Nachbar weinet und flüſtert:
„Das war ein ſchöner Zug!“
Ich merk' es, mich quälet ſeit Jahren
Der Rheumatismus genug.

Heinrich Heine.

Am 5. Mai ſtarb der erſte Cuſtos unſerer Bibliothek, Dr. Johann Chriſtoph Friedrich.*) Obſchon er nebſt ſeinen Kindern in dem Bücherdiebſtahlsprozeſſe gegen ſeine Frau durch richterliche Entſcheidung für ſchuldlos erklärt war, ſo war er doch ſuspendiert geblieben, zwar mit vollem Gehalte.

Obſchon mir jetzt das erſte Cuſtodiat von Rechtswegen zufallen mußte, ſo hielt ich es doch für nothwendig, die 600 ℔ Gehalt, welche der Dr. Friedrich bezogen hatte zu beanſpruchen und wendete mich deshalb an den Miniſter. Bald darauf ſendete ich ihm die vier bereits angekündigten Bücher und dem vielvermögenden GR. Dr. Schulze die ihm gewidmete deutſche Philologie. **)

Da keine Antwort erfolgte, ſo wiederholte ich am 15. Juni dem Miniſter den Wunſch: 'endlich des Cuſtodiats entbunden und als Profeſſor ſo geſtellt zu ſein, daß ich dieſem Amte ungetheilt Zeit und Kräfte widmen darf und als Lehrer und Schriftſteller erſprießlicher zu wirken vermag.'

Am 28. Juni dankte GR. Schulze:

---

*) Neuer Nekrolog der Deutſchen 1836. S. 330—336. Vom geh. Commerzienrath Oelsner.

**) Die deutsche Philologie im Grundriss. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann. Breslau, Aderholz 1836. 8°. XXXXII. 239 SS.

'Ew. Wohlgeboren danke ich aufs herzlichſte für die gütige Mittheilung und perſönliche Zueignung des von Ihnen verfaßten Leitfadens zu Vorleſungen über die deutſche Philologie, durch welchen Sie Sich um die Wiſſenſchaft, wie um alle, die ſich aus Berufung und Neigung mit der deutſchen Philologie beſchäftigen wollen, ein bleibendes Verdienſt erworben haben. Ihre Arbeit war um ſo mühſamer und ſchwieriger, als Sie bei Entwerfung Ihres bibliographiſchen Umriſſes keinen Vorgänger hatten, dem Sie folgen konnten. Mit einem beſondern Intereſſe habe ich Ihre gehaltreiche Vorrede geleſen, aus welcher ich viel gelernt habe.'

Am Schluſſe heißt es:

'Vielleicht iſt es mir vergönnt, Sie auf Ihrer Reiſe hier perſönlich zu begrüßen und Ihnen mündlich zu ſagen, wie aufrichtig ich Sie und Ihr ernſtes Streben ſchätze und wie ſehr ich bin

Ihr
ganz ergebener Freund
Dr. J. Schulze.'

Den 14. Juli dankte der Miniſter für meine überſandten Schriften, bedauerte jedoch, meinem Wunſche in Hinſicht der Entbindung von meinem Amte als Cuſtos nicht entſprechen zu können, 'da gar keine Fonds vorhanden ſind, Sie für die mit dieſer Stelle verbundenen Einkünfte anderweitig zu entſchädigen.'

Ich war unterdeſſen eingekommen um Urlaub zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe auf drei Monate (Auguſt Sept. Oct.). Die Städte, worin ich länger zu verweilen gedachte, hatte ich angegeben: Kopenhagen, Amſterdam, Leiden, Haag, Antwerpen, Brüſſel und Paris. Die Urlaubsbewilligung verzögerte ſich. Da ich doch über Berlin gehen mußte, ſo erſuchte ich den

Curator der Univerſität mir dieſelbe nachzuſchicken.*) Ich reiſte den 26. Juli ab.

Die nächſten acht Tage verweilte ich in Berlin. Ich wohnte wie immer bei meinem Bruder und verkehrte viel mit ſeinen und meinen Freunden. Ich verſchaffte mir einen Miniſterialpaß und die Viſa des niederländiſchen und des belgiſchen Geſandten. Abends den 3. Auguſt am Geburtstage des Königs reiſte ich mit der Schnellpoſt nach Stettin. Den folgenden Mittag um 12 Uhr fuhr ich mit dem Dampfſchiff Dronning Maria, Capitän Lous, nach Kopenhagen.

Es war meine erſte Seefahrt. Das Wetter war ſchön, die See ruhig. Nachdem wir eine Zeitlang in See waren, wurde auf dem Verdecke die Tafel angerichtet. Wir ließen uns nieder und es ſchien allen gut zu ſchmecken. Nach Tiſche ſah ich mir die Geſellſchaft näher an und ſprach mit einem und dem andern. Ein ältlicher Herr, der wie es ſchien mit ſeiner gleichalterigen jungen Frau eine Hochzeitsreiſe machte, fragte mich auf offener See: 'Um Vergebung, Sie reiſen wol auch nach Kopenhagen?' — Ganz ernſt erwiederte ich: 'Zu dienen', und alle Umſtehenden brachen in lautes Gelächter aus. Sehr angenehm war mir die Bekanntſchaft mit zwei Schwedinnen: Charlotte Quiding, geb. Bremer und Agathe Bremer, Schweſtern der Schriftſtellerin Friederike Bremer. Sie erzählten mir viel von ihrer Heimat und dem dortigen Leben und Treiben. Wir fuhren nun immer an der Küſte entlang und erreichten um 6 Uhr Swinemünde. Unterdeſſen machte ich noch eine mir ſehr liebe Bekanntſchaft: Arend Friedrich Auguſt Wiegmann,

*) Sie war den 19. Juli in Berlin bereits ertheilt und wurde erſt den 19. Auguſt durch Heinke expediert.

ein geborener Braunſchweiger, Profeſſor der Zoologie an der Univerſität zu Berlin. Er reiſte im Auftrage der Regierung, um die zoologiſchen Sammlungen in Berlin durch neue Erwerbungen zu ergänzen und zu erweitern. Ich fand in ihm einen gemüthlichen, kenntnißreichen Reiſegefährten, der auch für andere Dinge Sinn hatte, die ſeiner Lieblingswiſſenſchaft fern lagen. Die See wurde unruhig, das Schiff ſchwankte, die Reiſenden zogen ſich in die Kajüten zurück. Ich begab mich zu Bette und ſchlief ſechs Stunden ganz ruhig. Wiegmann war ſchon um 3 erwacht.

Um 6 Uhr Morgens am 5. Auguſt hielten wir vor Bornholm und nahmen die dortigen Gäſte an Bord. Der Sturm wurde immer ärger, die See ging hoch. Die hinzugekommenen Fremden, lauter Dänen, wurden alle ſeekrank, von den Deutſchen, die ſchon an Bord geweſen waren, niemand. Nach einigen Stunden verſpürte ich großen Hunger und ließ mir ein Beefſteak geben. Es war ein Meiſterſtück damit fertig zu werden unter den vielen Seekranken, die in allen Ecken ſich erleichterten. Ich hielt mich tapfer, mein Frühſtück war verſpeiſt. Gegen 5 Uhr Nachmittags liefen wir in den Sund ein. Die Flagge wurde aufgehißt. Nach 8 Uhr erſt waren wir auf der Rhede vor Kopenhagen und wurden in Böten ausgeſchifft. Der Platz vor der Zollbude war durch Soldaten abgeſperrt, an der Seite rechts und links hielten erwartungsvoll die großen Gaſthofbeſitzer in ihren Wagen und eine große Schaar Gepäckträger drohte uns mit ihren Dienſten zu beglücken. Wir wurden wie Gefangene in die Zollbude geführt. Nachdem unſer Gepäck gehörig durchſucht war, ſollten wir unſere Päſſe, die uns bereits auf dem Schiffe abgenommen waren, wieder in Empfang nehmen. Der Polizeimeiſter hatte

einen ganzen Haufen Päſſe vor ſich. Er rief die Namen auf. Das Geſchäft ging ſehr langſam, da er oft nicht leſen konnte. Ich hörte vier-, fünfmal den Namen Hoffmann. Ich meldete mich — immer war es ein anderer. Nachdem wir ſchon ſehr lange gewartet und uns nach Ruhe und Erquickung geſehnt, bat ich den Herrn Beamten, doch endlich die Sache zu erledigen, wir reiſten ja nicht unſerer Päſſe wegen; wenn er ſie jetzt nicht auffinden könne, möchte er ſie uns in den Gaſthof ſenden. Da dauerte es denn nicht lange und wir waren im Beſitze unſerer Päſſe. Jetzt begann der Abmarſch. Die Gepäckträger umdrängten uns und machten die unverſchämteſten Forderungen. Endlich einigten wir uns, und da ergab ſich, daß Wiegmann's Mantel nebſt den Schlüſſeln fehlte. Wir eilten zurück und fanden noch zu rechter Zeit das Fehlende. Die Schildwache erklärte bereits, wir ſollten machen daß wir fortkämen, das Thor würde geſchloſſen. Jetzt zogen wir mit Sack und Pack ins Hôtel royal. Leider zog uns die ganze Geſellſchaft unſerer Landsleute nach. Wir traten ein, die Verwirrung war groß, es dauerte lange bis uns Zimmer angewieſen waren. Als wir uns in dem großen Speiſeſaale einfanden, war kein ordentliches Eſſen zu erlangen, wir mußten mit allerlei Reſten vorlieb nehmen.

Mit Wiegmann kam ich überein, wir wollten die Perſonen, denen wir empfohlen waren, gemeinſchaftlich beſuchen, weiter ſollte keiner ſich an den anderen binden, jeder für ſich ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke verfolgen.

Samſtagmorgen den 6. Auguſt beſuchte ich die Bibliothek. Ich wurde recht freundlich empfangen, aber ich merkte bald, daß man durchaus nicht geneigt war, mir eine Benutzung der Bibliothek zu gewähren, wie ich ſie für meinen Zweck wünſchen

mußte. Ich sah viele seltene alte Drucke, zeichnete Manches auf und bat, mir Einiges auf einen Tag zu leihen. Das wurde mir abgeschlagen. Zu den Handschriften gelangte ich noch nicht.

Am Nachmittage besuchten wir den Kaufmann Gottschalk und den Professor Eschricht. Um mir eine bessere Benutzung der Bibliothek zu erzielen, besuchte ich den Prof. Molbech. Der etwas zurückhaltende ernste Mann wurde sehr freundlich als er erfuhr, daß ich mich auch etwas mit dänischer Sprache und Litteratur beschäftigt hätte und daß ich die dänischen Volkslieder mit ihren zum Theil lieblichen Weisen mir oft vorsingen ließe. Als ich aber nun mit seiner Frau versuchte dänisch zu sprechen, da schien es, als ob ich sein Herz gewonnen hätte. Ob er bei alledem in Betreff meiner Bibliothekswünsche ein gutes Wort für mich eingelegt hatte oder am Ende nichts in dieser Angelegenheit vermochte, weiß ich nicht. Der Oberbibliothecar Werlauff, dem ich auch meine Aufwartung machte, war sehr kalt gegen mich und ging auf meine Bitten nicht weiter ein. Ich war noch öfter auf der Bibliothek, bekam aber nicht was ich wünschte zu sehen.

Am Abend waren wir zum Thee bei Eschricht. Es fehlte nicht an Stoff zur Unterhaltung, wir waren alle recht heiter. Sehr ergötzlich war für uns die Beigabe zum Thee: geräucherte Rennthierzungen, Rennthierkäse (gammel Ost) und norwegische Anschovis. Daniel Frederik Eschricht ist ein ausgezeichneter Physiologe, er hatte eben damals mit Johannes Müller ein Werk herausgegeben über die Wundernetze an der Leber des Thunfisches.

Den Sonntag darauf, 7. August, waren wir bei Herrn Gottschalk. Am Nachmittag besuchten wir den Friedrichsberg

und sahen uns das Volksgetümmel an. Wunderbar schön ist die Aussicht von dort nach Kopenhagen und unvergeßlich mir der Anblick der weiten heiteren Landschaft mit der großen Stadt, wohinter die See hervorblickt und einzelne Schiffe vorüber segelten.

Am Dinstag machten wir einen hübschen Ausflug in die Umgebung Kopenhagens, wozu uns Dr. Haugstedt in seinem Wagen eingeladen hatte. Wir fuhren nach Bagsvärd, frühstückten auf grünem Rasen unter den hohen schattigen Bäumen am See, und gingen zu Fuß bis Friedrichsthal, wo uns der Wagen wieder aufnahm. Solch ein schönes frisches dunkles Grün der Bäume hatten wir noch nie gesehen, jedes Blatt rein und unbenagt. Wir konnten uns nicht satt freuen an den herrlichen Bäumen, den ganzen Thiergarten hindurch bis Klampenborg. In Bellevue hatte Dr. Haugstedt ein Frühstück bestellt. Wir nahmen erst ein erfrischendes Seebad und verspeisten dann mit erhöhtem Appetit einen frischen Hummer. Erst gegen Abend kehrten wir heim von unserer ergötzlichen Fahrt freude- und dankerfüllt gegen den liebenswürdigen Doctor, dem wir nun auch noch versprechen mußten, den andern Tag zu Mittag mit ihm in seiner Familie zu speisen.

Der Verkehr mit den Dänen war damals ein überaus harmloser, so daß wir nicht ahnden konnten, daß er jemals ein feindseliger werden könnte. Ihre Ruhmredigkeit konnten wir uns schon gefallen lassen, wußten wir doch, daß deutsche Cultur, deutsche Kunst und deutsches Wissen in ganz Dänemark bekannt und geachtet genug waren und sich ihnen kein gebildeter Däne verschließen konnte und mochte. Wenn mitunter die Herren doch ein bischen zu stark renommiert hatten, als ob sie die einzigen in der Welt wären, die in allen Dingen das Beste,

Größte und Schönste hätten, dann pflegte ich wol mich sehr stark hinterdrein gegen Wiegmann auszusprechen: 'Nicht wahr, das sind doch die echten deutschen Gascogner?'

Den Mittwoch-Abend hatten wir unsern Geschäftsträger, Freiherrn von Schleinitz zum Thee eingeladen. Wir unterhielten uns über dänische Zustände, dänische Sitten und Gebräuche. Ich wunderte mich über die Belästigungen der Fremden. Man posaune in alle Welt aus, welch eine bequeme angenehme genußreiche Fahrt die mit dem Dampfschiffe nach Kopenhagen sei, und suche nachdem man eben gelandet einem die vielgepriesene herrliche Dänenhauptstadt durch Mauth- und Paßplackereien zu verleiden. Der Geschäftsträger bemerkte, es käme häufig vor, daß man die Fremden zwingen wolle, neben dem Paß ihres Vaterlandes noch einen dänischen zu nehmen. 'Sollte Ihnen das, fuhr er fort, etwa auch begegnen, so dürfen Sie auf mich rechnen, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen Ihr preußischer Paß genügt.'

Molbech besuchte mich noch den Tag vor meiner Abreise. Er verehrte mir ein von ihm herausgegebenes Werk, wovon nur 200 Exemplare gedruckt wurden:

Den ældste danske Bibel-Oversættelse eller det gamle Testamentes otte første Bøger. Kiøbenhavn 1828. 8°.

Obschon er erster Bibliothekssecretär war, so hatte auch er doch in Betreff der Bibliothek meine Wünsche nicht erfüllen können. Freundlich wie er war auch ich, dankte für sein hübsches Geschenk und wir nahmen Abschied von einander.

Auch Rafn besuchte mich, der Unterbibliothecar, der sich um isländische Sprache und Litteratur schon damals große Verdienste erworben hatte. Der Mann steht noch heute vor mir wie ein aus dem Grabe gestiegener alter Isländer: groß von

Geſtalt, mit faſt grauer Geſichtsfarbe, grasgrünen gläſernen Augen, faſt leblos ſtand er vor mir und überreichte mir mit eintönigen Worten das Diplom der Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab zu Kopenhagen. Ich freute mich dieſer überraſchenden Ehre und dankte dem Stifter der Geſellſchaft tauſendmal. Rafn ging, und ich las die Statuten durch. Da erſah ich denn, daß man als Mitglied jährlich ſo und ſo viel zahlen müßte und darauf konnte ich mich natürlich nicht einlaſſen. So war ich am Ende doch kein Mitglied und begnügte mich mit der billigen Freude.

Den 12. Auguſt wollte ich mit dem Dampfſchiffe Frederik den ſiette abreiſen. Ich ſchickte den Hausknecht, mir ein Billet zu holen. Er kam ohne Billet wieder; der Capitän ließ mir ſagen, ich müſſe einen däniſchen Paß haben. Ich ſchickte ſofort den Hausknecht wieder hin mit meinem preußiſchen Paſſe, den möchte ſich der Herr Capitän anſehen, und wenn er mir auf das Viſum des preußiſchen Geſandten kein Billet ertheilen wolle, ſo würde ich ihn ſchon zwingen. Das half.

Um 8 Uhr Abends fuhr das Dampfſchiff ab. Den anderen Morgen um 6 liefen wir in den Kieler Hafen ein. So müde ich war, ſo hatte ich doch im Gaſthof keine Ruhe. Zunächſt beſuchte ich die Bibliothek, dann Herrn Boie, Sohn des J. H. Voſſiſchen Schwagers. Nachdem ich mich an ſeinen Sammlungen von Vögeln, Käfern und Schlangen*) ergötzt hatte, ging ich mit ihm in die Harmonie und ſpeiſte ſpäter in ſeiner Familie zu Mittag. Am Nachmittag fuhren wir mit Ratjen im Nachen nach Düſternbrook. Zum Ruderſchlage las

*) Wahrſcheinlich der Nachlaß ſeines Bruders Heinrich, der für das zoologiſche Muſeum eine Reiſe nach Java machte und 1827 ſtarb.

ich ihnen das Buch der Liebe vor. Den Abend und den ganzen folgenden Tag verlebte ich mit Ratjen, der sich wahrhaft collegialisch meiner annahm. Mittags war bei ihm große Gesellschaft. Ich lernte mehrere Kieler Professoren kennen: Hegewisch, Ritter, Olshausen, Behn. Wir waren sehr vergnügt. Überhaupt schien das hier bei der Universität ein frisches, heiteres geselliges Leben zu sein, man lebte und ließ leben. Was ich anderswo nicht gewagt hätte, wagte ich hier: ich las den Herren Collegen meinen Reisebericht von 1834 vor und mehrere Breslauer Trinksprüche. Am Nachmittag spazierten wir nach Düsternbrook, und ich erfreute mich dieser lieblichen Landschaft am westlichen Ufer des Kieler Hafens.

Den 15. August reiste ich weiter. Herr Völckers in Lehmkuhlen, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfschiffe gemacht, hatte mich zu sich eingeladen; ich äußerte nämlich den Wunsch, ich möchte wol einmal die holsteinische Milchwirthschaft näher kennen lernen. Er sendete mir nach Kiel einen Wagen mit vier munteren norwegischen Pferden und ich legte den dreimeilenweiten Weg in sehr kurzer Zeit zurück. Völckers, bekannt als tüchtiger Landwirth und Pferdezüchter, führte mich nun überall umher, ich sah seine Vollblutpferde und stattlichen Kühe, seine wohleingerichteten, reinlichen, saalartigen Räume für Butter- und Käsebereitung, seine Ackergeräthe u. dgl. Die übrige Zeit suchte ich durch Spazierengehen auszufüllen. Im Park sah ich eine Hütte auf einem Rasenplatze. Ich fragte ein Mädchen: 'Was soll denn die Hütte da?' — 'O! da schläft der Wächter drin, wenn er die Leinwand bewacht.'

Am Abend fanden sich noch zwei Gäste ein, die Kaufleute Ehlers und Edwards von Hamburg. So ernst, gemessen und streng auf Hamburger Anstand haltend diese Herren in ihrer

Republik ſind, daß ſie nicht einmal auf dem Wege zur Börſe eine Cigarre zu rauchen wagen, ſo frei und heiter können ſie auf Reiſen und in der Fremde ſein. Wir waren den Abend außerordentlich luſtig, jeder wußte hübſche Geſchichten zu erzählen. Den anderen Tag hatte ich an beiden ſehr vergnügte Reiſegefährten. Herr Völckers ließ uns mit ſeinen norwegiſchen Falben bis Plön fahren.

Der Gaſtwirth Hagelberg freute ſich ſehr mich kennen zu lernen. Er erinnerte ſich dankbar meiner Mutter, die ihm bei einer Feuersbrunſt ſein ganzes baares Geld gerettet hatte. Den Plöner See kannte ich bisher nur aus Abbildungen. Er iſt der größte Holſteins und gewährt von verſchiedenen Seiten einen lohnenden Anblick.

Den 16. Auguſt traf ich in Lübeck ein. Die Stadt erinnert an die ſchönſten Zeiten des Mittelalters. Die ſtattlichen Kirchen, die hohen ſteinernen Häuſer, meiſtens mit Spiegelſcheiben, die reinlichen Straßen, die wohlgekleideten Leute machen einen wohlthätigen Eindruck. Den folgenden Tag machte ich mehrere Beſuche. Der Oberappellationsgerichts-Rath Blume, deſſen ich mich von Göttingen her gern erinnerte, war alt und kalt geworden. Es that mir wohl, daß ich in Dr. Deecke und Prof. Claſſen zwei friſche heitere Männer fand, denen ich viele frohe Stunden in Lübeck verdanke. Deecke zeigte mir die Schätze der Stadtbibliothek, die Lübecker Drucke, die er ſelbſt beſchrieben hatte, und verſprach mir eine getreue Abſchrift von Lantsloot ende die scone Sandrijn, die ich auch ſpäter erhielt. Den Abend verbrachte ich bei ihm. Seine liebenswürdige Frau, eine Braunſchweigerin, nahm lebendigen Antheil an unſerer Unterhaltung, unſeren Witzen und Scherzen. Wir erzählten uns viele Braunſchweiger Geſchichten. Ich las das

[illegible] mich, und erst [illegible] zum Gasthof.

[illegible] zum Mittagessen, [illegible], so sollte doch noch [illegible] führte mich [illegible] den Schluß [illegible]

[illegible] 19. [illegible] meine Reise fort. [illegible] wenig Unterhaltung. [illegible] erst den folgenden [illegible]

[illegible] Eindruck auf mich: [illegible] meinen Blicken darbot. [illegible] Ernst, diese Ruhe in [illegible] oder an einem vorübergehen. [illegible] sich keine Zeit zum [illegible]

[illegible] Besuche, so auch bei [illegible] mein Creditiv. Der [illegible] lud mich auf den nächsten [illegible]

[illegible] Sonntag. Ich wußte nicht, [illegible] verbringen sollte, denn [illegible] Nachmittags. Ich besuchte also [illegible] Lehrer, den Pastor Dr. Wolff. Er war [illegible] und entschuldigte sich auf die [illegible] Weise, daß er mir auf die Zueignung meines Buches (Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck) nicht geantwortet habe und dankte tausendmal nachträglich. Der einst so zierlich schlanke Mann mit seinem hübschen geistreichen

Geſichte und dem braunen Lockenhaar, war ein ſtarker Mann geworden mit rothem Geſichte, worin keine Spur des früheren Zaubers übrig geblieben war, kaum zum Wiedererkennen. Ich fühlte mich beklommen, ich ward wehmüthig geſtimmt, das freundliche Bild eines meiner liebſten Lehrer ſchien zum Zerrbilde geworden zu ſein. Ich nahm Abſchied, ſetzte mich in eine Droſchke und fuhr nach dem Merckſchen Landſitze hinaus.

Ich ſtieg an der Gartenpforte aus und wurde von einem Bedienten in das Empfangszimmer geführt. Ich traf dort ſchon einige Gäſte. Nach einiger Zeit erſchien der Herr Senator. Da ich ein großer Blumenfreund bin und Gewächshäuſer bemerkt hatte, ſo brachte ich das Geſpräch auf Blumen. 'Ich habe erſt neulich eine neue Blume bekommen, die blüht wie ein Schmetterling.' — Könnt' ich die wol mal ſehen? — 'Mit größtem Vergnügen, erwiederte der Herr Senator. Sie ſteht in einem kleineren Gemache, wozu ich ſelbſt nur den Schlüſſel habe.' Wir ſpazierten hin. Eine merkwürdige Blume, ein zur Blume gewordener Schmetterling. Ich war erſtaunt und erfreut.

Unterdeſſen war angerichtet worden. Die Seitenthür öffnete ſich, wir wurden der Frau Senatorin und ihren Töchtern vorgeſtellt. Unbekannt mit den Hamburger Sitten und Gebräuchen wußte ich nicht was ich thun ſollte. Erſt als die übrigen eine Dame zu Tiſche geführt hatten, bot ich der letzten meinen Arm, es war ein Backfiſch, weder hübſch noch intereſſant. Da die Tiſchgeſellſchaft ziemlich groß war, ſo war eine allgemeine Unterhaltung nicht möglich, ſchien auch nicht beliebt zu ſein. Das Eſſen war gut, reichlich, mannigfaltig, ſo auch der Wein. Ich hatte zuletzt wol ſieben Weingläſer vor mir ſtehen, trank aber nur Rheinwein und Champagner. Bei jedem Gange

wurden zweierlei Gerichte umhergereicht. Ich saß wie ein Stummer neben meinem stummen Fräulein. Von dem was die Anderen sprachen, hörte ich nur wenig und das Wenige war so gewöhnlich, daß ich auch noch nichts verlor, wenn ich dies Wenige nicht gehört hätte. Endlich kam der Nachtisch und bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Die Frauen zogen sich zurück und die Männer spielten Billard. Ich ging im Garten spazieren. Als der Thee bereitet war, fand ich mich dazu ein. Ich saß neben der Frau Senatorin. 'Sie werden wol, begann sie fast verlegen mich zu fragen, ein Buch schreiben?' — 'Das doch nicht, Frau Senatorin! Um ein Buch zu schreiben, darf ich nicht erst reisen, dazu habe ich Stoff genug in mir und in meinem Zimmer.' — Ordentlich als ob ihr ein Stein vom Herzen gefallen wäre, wurde sie nun recht freundlich und gesprächig. Später erst erfuhr ich, woher fremden Gelehrten gegenüber die Familie befangen geworden sei. Beurmann war sehr freundlich bei Merck's aufgenommen und hatte nachher in seinem Buche über Hamburg Merck'sche Familiengeschichten aufgetischt.

Das Wetter war wieder schön geworden. Den folgenden Morgen begab ich mich zeitig zum Buchhändler Herold. Er hatte sich erboten, um und durch Hamburg mein Führer zu sein. Wir begannen sofort unsere Wanderung: wir gingen durch die schönen Anlagen, verweilten oben auf dem Baumhause, freuten uns an der schönen Aussicht und an dem durch Schiffe und Nachen belebten Strome, fuhren durch den Hafen und kehrten über den Stintfang zurück. Diese Wanderungen mit Abwechselung wiederholte ich noch einige Male; Herold war immer mein liebenswürdiger lebendiger Bädeker. Sie endeten dann mit einem Frühstück und buchhändlerischen Gesprächen.

Ich fühlte mich täglich heimischer in Hamburg, so neu und fremdartig mir Alles anfangs war und sein mußte. Besondere Freude gewährte mir, den treuen Gefährten meiner Kindheit, meinen Vetter F. Wiede wiederzufinden. Er lebte schon mehrere Jahre in Hamburg als Kaufmann und es ging ihm und seiner Familie gut. Wir waren oft zusammen und erzählten uns aus der Heimat und Kindheit.

Unterdessen verfolgte ich meine litterarischen Zwecke. Die Stadtbibliothek besuchte ich öfters. Obschon Professor Petersen nach seiner Ansicht glaubte mir sehr gefällig zu sein, so genügte mir doch die Durchsicht der Kataloge und das Vorlegen einiger bekannten Handschriften nicht — ich wollte sie alle selbst an- und durchsehen. Erst später wurde mein Wunsch erfüllt.

Von Privatbibliotheken lernte ich nur eine kennen, die aber für meine Zwecke sehr bedeutend war, die des Dr. Janssen*). Der Mann hatte mit Geschick und Eifer sein Leben lang gesammelt und besaß viele Werke aus der älteren deutschen Litteratur, die sich nirgend sonstwo mehr fanden. Er war außerordentlich gefällig und ließ sich keine Mühe verdrießen, mir das zu zeigen was ich zu sehen wünschte. Das Finden war oft schwierig, jeder benutzbare Raum des kleinen Hauses war bis unter das Dach mit Büchern voll gepackt. Ich machte mir viele Aufzeichnungen, die jetzt erst recht werthvoll sind, denn leider ist dieser bedeutende Bücherschatz bei dem großen Hamburger Brande 1842 ein Raub der Flammen geworden.

*) Joh. Anton Rudolf Janssen, geb. zu Hamburg 4. Juni 1767, gest. daselbst 7. August 1849 als Oberküster an der St. Petri-Kirche seit 1816. Ein Abriß seines Lebens und Verzeichniß seiner Schriften in Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller 3. Band. S. 479–482.

[illegible] ich viele Seltenheiten, [illegible] Seine [illegible]logischen Schätze waren [illegible] Vorhandene hatte damals weniger [illegible] Sammlungen ging später [illegible].

[illegible] Bekanntschaft mit dem Syndicus [illegible] Diplomaten, der die besten Eigenschaften eines Diplomaten besaß: er war fein gebildet, geistreich und [illegible] durch und durch. Ich wurde auch mit dem Kreise seiner Freunde bekannt. Dr. Nicolaus Heinrich Julius wohnte damals bei ihm in einem abgelegenen Häuschen. Sieveking nannte ihn deshalb oder auch aus anderen Gründen 'meinen Eremiten'. Julius, der sich früher viel mit Linguistik beschäftigte und selbst hübsche, seltene altdeutsche Bücher gesammelt hatte, interessierte sich noch immer für die deutschen [illegible]. Er war eben erst in Belgien gewesen, brachte mir [illegible] von Willems und Serrure und schenkte mir vlämische [illegible]. — Auch Otto Speckter traf ich hier, der mir [illegible] allerliebsten Zeichnungen zu Hey's Fabeln (1833) [illegible] lieb und werth gewesen war. Ich besuchte ihn [illegible] Familie und verlebte einen heitern Abend. [illegible] seine Frau waren so ganz das Bild echt[illegible]keit und häuslichen Glückes. Der Alte war [illegible] Einfachheit und Wahrheit seines Wesens bewußt, er [illegible] über sich selbst und nannte sich der flachen und doch [illegible]det sein wollenden Welt gegenüber den 'olen Plattdutschen'.

Schließlich muß ich auch noch des Professors Dr. Cornelius Müller gedenken. Während der Zeit meines Hamburger Aufenthalts bewies er sich sehr theilnehmend, ich war oft in

seiner Familie und wir machten manche ergötzliche Ausflüge in die Umgegend. Eines Tages führte er mich nach Billwerder zu Frau Christine von Westphalen. Wir waren zum Mittagessen eingeladen. Wir fanden die freundlichste Aufnahme und eine recht angenehme Unterhaltung. Die Frau Wirthin erregte mehr meine Theilnahme durch das was sie in ihrem bewegten Leben erfahren, gelitten und gestrebt hatte als durch ihre Schriftstellerei. Sie galt für eine gute Dichterin bei ihren Zeitgenossen, war dafür von vielen Gelehrten anerkannt, und hatte mit manchen einen Briefwechsel unterhalten, worin natürlich auch ihrer Muse gehuldigt wurde. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie als Dichterin einer Zeit angehörte, welche noch sehr bescheidene Ansprüche an einen Dichter machte und in Ertheilung des Dichtertitels sehr freigebig war. Ihr vaterländischer, echtdeutscher Sinn während der schrecklichen Fremdherrschaft ist ihre beste Dichtung, und trotzdem daß sie durch ihre 'Gesänge der Zeit' 1815 ihre Mitbürger zu beleben und zu ermuthigen wußte, so ist sie doch noch kein 'weiblicher Tyrtäos'. Sie war in ihrem ganzen Wesen milde und anspruchlos und eine in jeder Beziehung achtungswerthe Persönlichkeit, und ich dankte Herrn Müller, daß ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte *).

Den letzten Sonntag (29. Aug.) fuhr ich mit Cornelius Müller und seiner Familie nach einer Sommerwohnung jenseit Altona zu seinem Collegen Prof. Calmberg. Bei dem Mittagsmale wurde viel Gelehrsamkeit aufgetischt. Belebter und belebender war die Abendunterhaltung. Frau Emmy Calmberg,

*) Ihr und ihres Mannes Leben ist ausführlich beschrieben im Neuen Nekrolog der Deutschen 1840. S. 547—570. Sie starb 10. Mai 1840.

geb. Griem, ſpielte ſo wundervoll die Harfe, daß wir vor lauter Entzücken Zeit und Ort vergaßen. Als wir endlich aufbrachen, ließ ſich ein ſtarker Nebelregen nieder. Der Droſchkenkutſcher, der uns heimfahren ſollte, hatte das Warten ſatt bekommen und war nach der Stadt zurückgekehrt. Müller begleitete mich mit dem Regenſchirme nach Altona, um von dort für ſeine Familie einen Wagen zu holen. Ich mußte nun allein von Altona bis zum König von Preußen auf dem Neuen Walle wie in einem fortwährenden Regenbade ſpazieren.

Am folgenden Morgen nahm ich von einigen Bekannten Abſchied und reiſte am Nachmittag ab. In Harburg lernte ich einen Franzoſen kennen, der auch nach Bremen reiſen wollte. Wir einigten uns mit einem Hauderer und fuhren für 10 ℔ Gold nach Bremen.

Der Weg iſt ſehr langweilig, nur hin und wieder gewährte die Ebene ringsum etwas Eigenthümliches: die blühende Heide verbreitete einen röthlichen Schimmer und die Föhrenwaldungen in der Ferne waren tiefdunkelblau. Erſt den folgenden Mittag erreichten wir Bremen.

Ich ging ſofort zum Bibliothecar Prof. Rump, traf ihn aber nicht. Den anderen Tag machte er mir einen Gegenbeſuch und führte mich in die Bibliothek. Da Alles geordnet und verzeichnet war und das Verzeichniß ſogar gedruckt iſt, ſo hatte ich wenig Mühe das Wichtigſte für mich herauszufinden. Ich lieh mir mehrere Bücher, um ſie zu Hauſe näher durchzuſehen. Sehr überraſchte mich, auch hier ein Exemplar des Reineke (Lübeck 1498) zu finden, freilich ein unvollſtändiges. Der alte Herr war ſehr freundlich und gefällig. Er hat nicht lange mehr ſein Amt verwaltet, er ſtarb ſchon den 7. März 1837.

Den Abend nahm ich Theil an einer großen Gesellschaft bei dem Bürgermeister Smidt. Ich traf dort mehrere Gelehrte: Wilhelm Ernst Weber, Vorsteher der Gelehrtenschule, Friedrich Ruperti, Joh. Wilh. Schäfer und andere. Ich unterhielt mich viel mit dem Sohne des Bürgermeisters, H. Smidt. Er beschäftigte sich auch mit altdeutscher Sprache und Litteratur. Er hatte eben herausgegeben:

Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutscher Mundart. Herausg. zum Besten des kleinen Frauenvereins. Bremen 1836. 8°. 74 SS.

Den andern Tag holte er mich ab und führte mich in das naturhistorische Museum, die Museumsgesellschaft und das Archiv. Ich sah hier das Bremer Stadtrecht v. J. 1302, das obschon es bei Cassel abgedruckt ist wol verdiente neu herausgegeben zu werden, es giebt wenig so alte Urkunden in niederdeutscher Sprache.

Professor Menke hatte sich gleich anfangs meiner bestens angenommen. Er war der Lehrer Wiegmann's und dieser hatte mich ihm empfohlen. Wir waren oft beisammen, er spazierte viel mit mir und machte mich mit mehreren Gelehrten bekannt. So führte er mich auch zu Rotermund.

Der Mann war Dompastor und hatte neben diesem Berufe noch eine Liebhaberei, eine unwiderstehliche Neigung über allgemeine Litteraturgeschichte zu schreiben. Eine nicht seltene Erscheinung, daß Leute nebenbei, so zum Zeitvertreibe mit Dingen sich befassen, wozu sie durchaus kein Geschick und keine begünstigende Verhältnisse haben. Rotermund's Fortsetzung der Adelung'schen Fortsetzung von Jöcher's Allgemeinem Gelehrten-Lexicon ist eine Schlauderarbeit, es fehlte ihm an aller Kritik, an umfassenden Kenntnissen und an den nothwendigsten Hülfsmitteln. Diesem unvollständigen Werke hat er nachher noch

ein neues unvollständiges folgen lassen, sein 'Gelehrtes Hannover', das schlechteste Gelehrten-Lexicon über ein deutsches Land, und noch dazu ein Land, worin die Heimat der weltberühmten Georgia Augusta. Sehr ergötzlich war mir, daß er mich zum Verfasser einer Flora belgica macht!

Der Bremer Rathskeller durfte nicht unbesucht bleiben, auch wenn Wilhelm Hauff ihn nicht verherrlicht hätte. In bester Stimmung fanden wir uns ein und bezogen ein besonderes Kellergemach. War der Wein gut, so war noch besser unsere Unterhaltung: Witze und Geschichten aller Art jagten einander, und dazwischen wurde dann wieder ein Lied angestimmt. Ruperti, Wagenfeld und ich waren fast ausgelassen, selbst die ernsteren Menke und Schäfer wurden lustig.

Um die Sanchuniathon-Frage hatte ich mich bisher wenig gekümmert, jetzt aber lag sie mir nahe und ich freute mich, daß ihre Lösung auch für mich gekommen war. In Bremen war es schon lange kein Geheimniß mehr, daß Wagenfeld der Verfasser des aufgefundenen griechischen Sanchuniathon war, noch ehe er das sogenannte Original selbst herausgab *). Wenn man diesen gutmüthigen, harmlosen Menschen sah, so konnte man nicht glauben, daß ein solcher Schalk dahinter steckte. Es schien ihm vielen Spaß zu machen, daß er die ganze Welt und so viele Gelehrte getäuscht hatte. Doch war er nur eine Sternschnuppe an dem gelehrten Himmel, die einen Augenblick glänzt und dann für immer erlischt. In der ersten Zeit, als alle öffentlichen Blätter, Zeitungen und Zeitschriften sich mit ihm beschäftigten, war er in allen Schichten der Gesellschaft in

*) Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio, ed. latinaque versione donavit F. Wagenfeld. Bremae 1837. 8°, 13¼ Bogen.

Bremen ein Gegenſtand der Verwunderung geweſen. Er erzählte ſelbſt, daß eines Tages ein ſchlichter Bürger zu ihm kam und ihn bat: 'Wisen Se mi doch dat ole Bôk, dat Se nums wisen wilt!' Wagenfeld wie immer freundlich und gefällig zeigte ein altes Buch in Schweinsleder, das eben ihm zur Hand lag. Der Fremde erwiederte ganz befriedigt: 'Na, nu hebbik den olen Donnerslach ôk sên!' Und ſo erlebte auch ich noch, als ich mit Wagenfeld an der Rolandsſäule vorbeiging, daß ein Kerl zu dem anderen ſagte: 'Du, kike mâl, da geit de Kêrl hen, de dat Bôk schrewen hätt.' Der andere meinte: 'Den mut ik mi doch bekiken, dat is mi tein Daler wêrt!'

Es war ein hübſcher Abend, deſſen ich mich nachher noch oft und gern erinnerte. Leider betrübte mich ſpäter die Nachricht ſehr, daß dieſer poetiſch begabte, kenntnißreiche Mann ſo früh und ſo traurig endete*). Er hätte als Dichter und Sprachforſcher viel leiſten können. Als ſchon längſt alle Welt wußte, daß der Sanchuniathon ein Wagenfeld'ſches Machwerk war, ſagte noch ein Referent über die von einem Ungenannten herrührende Überſetzung (Lübeck, Rohden 1837): 'Die Überſetzung iſt leicht und fließend. Wir glauben allen Denen, die aſiatiſche Fabeln und Märchen lieben, in derſelben keine unangenehme Unterhaltung verſprechen zu können.'**).

Zum Andenken an unſeren Rathskeller-Abend bat ich Wagenfeld, mir etwas von ſeiner Hand zu verehren. Zum Abſchiede überreichte er mir zwei Blättchen, worauf ſauber geſchrieben Folgendes ſteht:

*) S. Bremer Zeitung 1846. Nr. 250, wiederholt im Neuen Nekrolog der Deutſchen 1846. S. 574—582. Er ſtarb den 26. Auguſt 1846.

**) Blätter für lit. Unterhaltung 1837. S. 1216.

Um dieſe Zeit kam ein Sänger aus Morgenland gezogen und verweilte einige Tage in Tyrus. Als er weiter gehen wollte, ſprach der König von Tyrus zu Barmirchabas, demjenigen, welcher angeklagt war, Urkunden verfälſcht zu haben: Singe mir ein Lied zum Lobe des fremden Sängers. — Jener ſprach: Herr, wie kann ich einen ſolchen Mann würdig loben! — Doch du befiehlſt; ſo höre denn:

> Fern im Walde ſchlägt die Nachtigall, und die Thale hallen wieder von ihren ſüßen Liedern; Alles iſt entzückt: die Büſche flüſtern mit einander und koſen, und die Morgenröthe wird die Scherzenden noch wach finden; einſam ſtehen die Geſtade und ſehen träumend in die Flut; ſie lauſchen den Tönen der Ferne und hören nicht das Getöſe der Wogen. Der Wandrer iſt in Luſt verſenkt und geht ſinnend umher. Die Heimat iſt vergeſſen; wer dächte an die Heimkehr? Aber kurz iſt dieſe Wonne; ein rauher Nord entführt uns bald den Gaſt; ſeine Lieder verſtummen und wir hören nur ihren Nachhall in unſrer Bruſt.

Wie konnte der König ſich mit ſolchen ſchlechten Worten begnügen? — „Indeß, in Betracht, daß du die ganze Nacht herumgeſchwärmt, muß ich wol Nachſicht mit dir haben.“ Mit dieſen Worten entließ ihn der Fürſt.

Sanchuniathon libr. 7. c. 4.

Ich bitte
Herrn Pf. Hoffmann von Fallersleben
ſich mitunter zu erinnern jenes
Urkundenverfälſchers
Friedrich Wagenfeld.

Bremen den 5. Sept. 1836.

Eines Abends waren wir auch ſehr heiter bei Profeſſor Menke. Später begleitete mich Ruperti in meinen Gaſthof.

Ich mußte ihm einige meiner Gedichte vorlesen. Wir trennten uns erst Nachts gegen 2 Uhr.

Auch bei Schäfer verlebte ich einen frohen Abend. Ich erhielt von ihm die Aushängebogen seines Grundrisses der deutschen Litteraturgeschichte, die ich des anderen Morgens durchlas. Er hat später diese Studien mit großem Erfolg fortgesetzt.

So verging unter litterarischen Arbeiten und im geselligen Verkehre, der für mich heiter und anregend war, fast eine ganze Woche in Bremen.

Am 4. September Nachmittags 3 Uhr reiste ich mit der Post nach Oldenburg. Kurz vorher wollten wir noch Einmal recht vergnügt sein in den traulichen Räumen des Rathskellers, der aber war und blieb verschlossen, denn es war Sonntag, und doch wollten wir nach Art unserer Vorfahren Johannes-Minne trinken. Endlich fanden wir dazu eine Freistätte in der Börsenhalle: wir tranken auf ein baldiges glückliches Wiedersehen!

In Oldenburg erneuerte ich die Bekanntschaft mit Greverus, besuchte die Bibliothek und verlebte einen angenehmen Abend bei dem Hof- und Garnisonprediger Frerichs. Ich hatte gehört, daß derselbe sich viel mit dem Friesischen beschäftige. Er erzählte mir, daß er fünf Jahre auf Wangeroge Pastor gewesen sei und viel zu einem Idiotikon gesammelt habe; die altfriesische Sitte schwinde aber immer mehr und mit ihr auch die Sprache. Er hatte die Absicht, etwas darüber herauszugeben, wurde jedoch durch Amtsgeschäfte und mehr noch durch Krankheit daran verhindert. Er war damals schon sehr leidend und starb bereits zu Anfange des folgenden Jahrs*) (14. Januar

*) Neuer Nekrolog der Deutschen 1837. S. 105.

1837). In seiner Lebensbeschreibung heißt es: 'aus den un geordneten Materialien wird ein Freund des Verewigten a Licht fördern was daraus zu gewinnen möglich sein wird', w aber meines Wissens nie geschehen ist.

Theodor von Kobbe, Assessor beim Criminalgerichte, w damals verreist, seine Rückkehr wurde stündlich erwartet. seiner Wohnung hinterließ ich die Bitte, sobald er käme, i meine Anwesenheit zu melden. Am Morgen des 6. Se wollte ich eben weiter reisen, ich hatte eine gute Gelegen nach Emden gefunden, da erschien plötzlich Kobbe. Er bot Al auf, mich zu bewegen, noch einen Tag zuzugeben — ich kon leider nicht, wie hätte ich nach Emden kommen sollen? Als sah, daß mein Entschluß fest stand, setzte er sich mit mir in Wagen und sagte dem Kutscher, er solle da und dann da fahren Der Kutscher merkte bald, daß er nicht auf dem rechten W war und bog in diesen ein, nachdem wir wer weiß wie lan schon im Kreise umhergefahren waren. Kobbe hatte seinen Zw [illegible] wir waren auf diese Weise noch etwas länger beisamm [illegible] Schon bei unserem ersten Zusammentreffen gab [illegible] genialen, heiteren und gemüt [illegible] eine sehr angenehme Erinnerun [illegible] die vor mir lag.

[illegible] es ging nur langsam vorwärts, [illegible] als bis Apen, da wurde übernachtet. [illegible] hier schon ziemlich holländisch. Der Wirth [illegible] saßen um den Heerd herum. Da ich viel [illegible] Weg sprach, so meinten die Bauern, ich [illegible] Regierungsbeamter, der zur Anlage einer Chaussee [illegible] Sie nannten mich fortwährend: Herr [illegible] und wurden in ihrem Glauben noch mehr be-

t, als ich sie zu bewegen suchte, bei der Regierung den einer Chaussee zu beantragen.

Den anderen Morgen brachen wir zeitig auf und erreichten die ostfriesische Gränze. Wie von einer Anhöhe hinab wir weite Weiden mit bunten Kühen und Pferden, von en und Kibitzen umschwärmt. Mittags trafen wir in Leer nd Nachmittags um 5 Uhr im weißen Hause zu Emden. Ich hatte gerade noch Zeit, die Kirchenbibliothek zu sehen. fand nichts für meine Zwecke. Als ich an einem Zimmer riging, sah ich die Kirchenvorsteher, die aus langen irdenen fen rauchten und feierlich das Heil der Gemeinde beriethen.

Den 8. September fuhr ich über den Dollart nach Delfzijl von da mit der Treckschuite nach Groningen. Ich kam spät nds an und konnte erst den folgenden Tag meine Besuche hen.

Prof. Theodor van Swinderen war sehr erfreut mich der zu sehen. Wir kannten uns schon von Bonn her. Obich seine Studien den meinigen fern lagen, so hatte er doch mer mit mir in Briefwechsel gestanden und mir den litterarischen Verkehr mit Holland vermittelt. Wir besuchten das von im gegründete naturhistorische Museum. Es hatte bereits Manches aufzuweisen was man oft in älteren Museen vermißt: o war die Sammlung chinesischer Käfer und Schmetterlinge nicht unbedeutend.

Prof. G. J. Meyer, früher in Gent, bekannt durch mehrere Schriften über ältere niederländische Dichter, zeigte mir seine sprachlichen Werke, und ging mit mir zu den Bücherschränken der Gesellschaft pro excolendo iure patrio. Die Gesellschaft feierte seit Jahren und doch war Stoff genug zu litterarischer Thätigkeit vorhanden.

Auch Lulofs lernte ich kennen. Der Mann hat über alles Mögliche geschrieben was er verstand und nicht verstand, und gerieth deshalb in viele Händel.

Schon den 10. September reiste ich weiter, fuhr die Nacht durch und traf den anderen Mittag in Amsterdam ein.

Es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich bei Johannes Müller ins Haus trat. Vor funfzehen Jahren ein armer Student, und heute ein Professor ordinarius, dem so eben noch der König von Holland die große goldene Medaille verehrte. Die Familie Müller war sehr erfreut, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Es verstand sich von selbst, ich mußte wieder wie damals ihr Gast sein, und es war mir wohl unter diesen deutschen gemüthlichen Menschen die alten heiteren Stunden zu erneuen.

Kaum war meine Ankunft bekannt, so wurde ich auch schon auf die Polizei vorgeladen. Bei der feindseligen Stellung, welche Holland und Belgien noch fortwährend gegen einander behaupteten, war eine strengere Aufsicht über die Fremden eingetreten und so durfte ich mich denn nicht weiter wundern. Ich erklärte nur: ich bin Mitglied des kön. Instituts und wohne beim Buchhändler Johannes Müller. Das genügte. Einige Stunden darauf besuchte mich der Polizeidirector Wiselius:

Monsieur, j'ai l'honneur de vous faire ma visite. Ich antwortete holländisch, das schien ihn zu freuen und wir setzten die Unterhaltung holländisch fort. Wiselius war Polizeidirector, Secretär der litt. Classe des Instituts und zugleich holländischer Dichter. Durch seine Vermittelung erhielt ich den freien Zutritt zu der Bibliothek des Instituts und konnte dort und zu Hause Bücher und Handschriften daraus so viel ich wollte mit Muße benutzen. Ich fand so oft ich kam eine neue irdene

Pfeife, Tabak und ein Gefäß mit glühender Torfkohle. Herr Groebe brachte mir die Werke, die ich wünschte. Leider war der gedruckte Katalog musterhaft schlecht. Wiselius wußte das auch und bemerkte: 'Selbst der König hat drüber gelacht.' Die Liederbücher des 17. Jahrhunderts sah ich alle durch, fand aber nichts für meine Zwecke.

Auch die Bibliothek der Doopsgezinde Gemeente lernte ich durch ihren Prediger, den Bruder meines Freundes Müller kennen. Sie enthält einen Schatz alter niederländischer Gesangbücher, welche später Phil. Wackernagel in seiner Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes S. 493 ff. näher beschrieben hat.

So viel Zeit ich täglich auf meine litterarischen Arbeiten verwenden mußte, so blieb mir doch noch genug zum Sehen übrig. Besonders genußreich war der Besuch des kön. Museums und der damaligen Kunstausstellung, letztere arm an historischen Bildern, desto reicher aber an schönen Landschaften, wodurch sich die niederländische Schule noch immer auszeichnet. So angenehm mir die Erinnerung daran lange nachher noch blieb, so widerlich ist mir noch heute der Eindruck, den die Amsterdamer Kirmeß auf mich machte.

Unausstehlich war dies fortwährende Geschrei der Gaukler und Seiltänzer, der Einlader vor den Wachspuppencabinetten und Buden mit wilden Thieren, schauderhaft der Lärm der trunkenen Matrosen, und der Jubel der Dienstmädchen bei ihrem unbeholfenen Auf- und Herumspringen, das ein Tanz sein sollte. Und diese Musik, die man zu hören bekam! Hier hätte kein Teniers malen können, nur ein Höllenbreughel. Und doch mußte Vornehm und Gering auf den Amsterdamer Botermarkt!

Ich fühlte mich bisher recht heimisch: ich lebte ja ganz nach Wunsch, ich hatte für nichts weiter zu sorgen, ich konnte sehr bequem arbeiten — und dennoch bekam ich einen Anfall von Heimweh, der mich dermaßen traurig und unruhig machte, daß ich eines Mittags einpackte und sofort abreiste. Für die liebevolle Aufnahme dankte ich herzlichst, und fuhr bei trübem, dunkelm Wetter aus Amsterdam hinaus.

Bis Haarlem sprach ich kein Wort. Dann wendete ich mich an meine Reisegesellschaft, zwei Deutsche, einer Dr. Lucas, Director der polyt. Schule in Augsburg, der andere Kaufmann Uhlich aus Triest. Wir unterhielten uns viel und suchten Trost für das schlechte Wetter im Singen deutscher Lieder.

So froh ich eben noch gestimmt war, so wehmüthig wurde mir, als ich den 17. Sept. nach 15 Jahren wieder in das alte gastliche Haus zu Leiden eintrat.

Dr. Salomon hieß mich herzlich willkommen. Ich bezog meine alte Wohnung und war sofort angenehm und bequem eingerichtet. Ich besuchte zunächst die alten Freunde und Bekannten: Tydeman, van der Palm, Siegenbeek, van Assen, Clarisse, Bake, Geel, van Kampen. Das waren die wenigen noch übrig gebliebenen aus der alten Zeit; sie waren zum Theil recht alt geworden, einige hatten viel häusliches Leid erfahren, nur Tydeman hatte seine jugendliche Regsamkeit und Geistesfrische bewahrt. Ich lernte nun mehrere Professoren und Gelehrte kennen, die seit 1821 bei der Universität und ihren verschiedenen Anstalten einen Wirkungskreis fanden: Reinwardt, Hofman Peerlkamp, Kist, Wttewaall, van der Chijs, C. Leemans, Janssen, Bergman, Schrant, — oder eine unabhängige Stellung einnahmen: Kluit, Bodel Nieuwenhuis, Jos. Hoffmann und Carl Ludwig Blume, Herausgeber der Flora Javae. Ge-

meinsame oder verwandte wissenschaftliche Bestrebungen brachten mich mit dem einen und dem anderen in nähere Beziehung.

Sehr lieb und werth wurde mir die Bekanntschaft mit Reinwardt. Er war von Geburt ein Westfale*), und obschon lange in Holland doch seinem ganzen Wesen nach ein echter Deutscher geblieben. Im Auftrage der niederländischen Regierung hatte er 1815—1822 Ostindien bereist. Seine reichen Sammlungen waren leider durch Schiffbruch untergegangen, er hatte aber einen Schatz von Entdeckungen und Beobachtungen mitgebracht, der ihm immer zu Gebote stand, seine Unterhaltung war sehr angenehm und lehrreich. Er hat wenig geschrieben, aber als Professor der Naturwissenschaften und Director der naturhistorischen Sammlungen und des botanischen Gartens sich große Verdienste erworben.

Ich lernte auch noch einen ausgezeichneten Landsmann kennen, den Dr. Joseph Hoffmann. Er war als Student nach Leiden gekommen wie man sagt als Flüchtling, in Folge eines unglücklichen Duells. Philipp Franz v. Siebold nahm sich seiner freundlich an und machte ihm den Vorschlag, bei den von Siebold bereits begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten über Japan hülfreiche Hand zu leisten. Hoffmann ging darauf ein, lernte Japanisch von den beiden Japanesen, die Siebold mitgebracht hatte, und gelangte bald so weit, daß er selbstständig forschen und arbeiten konnte. Er führte mich in das merkwürdige Siebold'sche Cabinet, und es war ein hoher Genuß für mich, über die reichen Schätze durch einen solchen Führer das richtige Verständniß zu gewinnen.

---

*) Geb. zu Lüttringshausen bei Lennep 3. Juni 1773, † zu Leiden 6. März 1854.

Schon durch Meyer in Groningen hatte ich erfahren, daß mir vom Könige der Niederlande die große goldene Medaille ertheilt worden sei. Ich wollte es nicht recht glauben. Es stand jetzt gedruckt zu lesen im Konst- en Letterbode 1836. Nr. 40: Z. M. heeft als een blijk van Hoogstdeszelfs goedkeuring aan den Heer Dr. Hoffmann van Fallersleben, te Breslau, doen uitreiken eene gouden medaille ter waarde van 25 dukaten wegens twee door hem uitgegeven en Hoogstdenzelven aangeboden belangrijke werken, betreffende de oude Nederduitsche Letterkunde.

Ich fand es passend, persönlich meinen Dank auszusprechen. Der König gab an gewissen Tagen allgemeine Audienzen. Ich fuhr zu einer solchen nach dem Haag hinüber. Zu einem hofmäßigen Erscheinen fehlte mir nur ein Paar Handschuhe, das ich mir für 1 fl. 10 Cents kaufte. Der König empfing mich und redete mich deutsch an: 'Habe ich schon mal das Vergnügen gehabt Sie zu sehen?' Nachdem ich meinen Dank dargebracht hatte, äußerte er seine Freude, daß ich als ein Fremder so glücklich im Finden gewesen sei und mich so eifrig mit der alten Sprache und Dichtung der Niederländer beschäftige. Der König war überaus huldvoll und ich ging sehr befriedigt heim.

Nachher besuchte ich Holtrop, Bibliothecar der kön. Bibliothek, und bekam alle Handschriften zu sehen die ich zu sehen wünschte. Abends war ich wieder in Leiden.

Meine Zeit war getheilt zwischen Arbeiten und Besuchen. Zu Spaziergängen war das Wetter zu schlecht, und da es kein Wirthshausleben wie bei uns giebt, so mußte ich zu Hause bleiben oder zu Freunden und Bekannten gehen. Die späten

Abendgeſellſchaften bekamen mir ſehr ſchlecht, und doch mußte ich mich in die Landesſitte fügen.

Um die Zeit war gerade ein Concertabend. Ich wurde von meinen Freunden mitgenommen. An der oberen Seite des langen Saales befanden ſich die Muſiker, meiſt Liefhebbers und ſpielten munter darauf los. Die Zuhörer ſaßen an kleinen Tiſchen, rauchten ihr Pijpje und tranken eins dazu. Es ging ganz gemüthlich her.

Am 2. October beſuchte mich Profeſſor Leo von Halle. Er hatte eben ſeine 12 Bücher niederländiſcher Geſchichten herausgegeben. Er fand überall freundliche Aufnahme. Mein Wirth lud ihn zum Mittageſſen ein und ihm zu Ehren noch einige Gelehrte. Daß man mit Leo's Anſichten nicht immer übereinſtimmte, läßt ſich leicht denken, man war jedoch zu artig gegen den Fremden und ließ ſich auf keine Widerlegungen ein.

Den 3. October, den Jahrestag von Leidens Entſatz*) beſuchte ich mit Leo das Schauſpiel. Es wurde Weſterman's Stück: Leidens Ontzet gegeben und hinterdrein die holländiſche Bearbeitung von ſieben Mädchen in Uniform. So rührend das erſte Stück war, ſo bewirkte doch das franzöſiſche Pathos der Schauſpieler bei uns die entgegengeſetzte Wirkung. In dem Luſtſpiel jedoch wurde recht natürlich geſpielt.

Etwas Eigenthümliches in dem holländiſchen Leben hätte Leo kennen gelernt, wenn er mit mir einige Tage vorher Theil genommen an einer öffentlichen Verſammlung der Genootschap van fraaije Kunsten en Wetenschappen. Bei ſchönem

*) Den 3. Oct. 1574 nach fünfmonatlicher ſchrecklicher Belagerung durch die Spanier.

Wetter fuhr ich mit Professor Bake nach einem Wirthshause hinaus, das an der Haager Straße liegt und Huis ten Dijk heißt. Wir fanden schon einige Mitglieder, bald kamen mehrere, um 12½ Uhr begann die Sitzung. Bake hielt einen Vortrag über Beredtsamkeit. Dann folgte der Rechenschaftsbericht über den Stand der Gesellschaft, Einnahme und Ausgabe und Preisfragen. Darauf gehen wir im Garten spazieren. Ich mache einige neue Bekanntschaften: Collot d'Escury, le Jeune ꝛc. Unterdessen ist angerichtet. Ein wirklich glänzendes Gastmal beginnt. Nach und nach wird die Unterhaltung lebendiger, aber erst beim Nachtisch überläßt man sich der Fröhlichkeit. Da folgt Trinkspruch auf Trinkspruch. Auch mir wird ein Hoch ausgebracht. Ich danke mit einigen Worten, die mir eben einfallen:

Leve de wetenschap de altijd groeijende,
Leve de kunst de altijd bloeijende,
De President en de Secretaris!
Zoo dankt een vreemdeling die ook daar is.

Ein junger Dichter trägt dann ein langes Gedicht vor. Er fragt mich um meine Meinung über die Art seines Vortrags. Ich kann nur bemerken, daß die holländische Vortragsweise weder unserem Gefühle noch unserem Geschmacke zusagt. Jetzt wird gesungen, und so muß ich mich denn auch hören lassen. Ich singe: 'Das Volk steht auf, der Sturm bricht los', und: 'E jede will de Schönste'. Erst Nachts 1 Uhr kehren wir heim.

Am 5. October verließ ich Leiden, ich fuhr mit dem Postwagen nach Nimwegen und von da mit dem Dampfschiffe weiter. Am Bord Leo bis Düsseldorf, mit mir bis Köln drei Ungarn Wesselenyi, Banffi und Aickler.

Den 7. October Mittags in Köln. Ich beſuchte einige Freunde und den Dom, und fuhr Abends um 6 nach Bonn.

Als ich den anderen Morgen in den Straßen von Bonn umherwanderte, tauchten unendlich viele Erinnerungen auf. Ich erkundigte mich nach meinen früheren Wirthen und Bekannten — die meiſten waren verkommen oder verſchollen oder geſtorben. Ich wurde wehmüthig geſtimmt. Ich machte einige Beſuche. Welcker lud mich zum Mittageſſen ein. Nach Tiſche ging ich allein nach Poppelsdorf. Es war mir wie damals als ich zum erſten Male denſelben Weg ging, aber die ſchöne Ausſicht nach dem Siebengebirge war nicht mehr, ſie war zugebaut worden. Ich ſuchte meine alte Wohnung und konnte ſie lange nicht wieder finden: das Haus war umgebaut, der frühere Beſitzer geſtorben, ſeine Familie ausgewandert. Am Abend kam ich mit mehreren Profeſſoren zuſammen, ich kannte keinen einzigen. Es war mir Alles ſo fremd, daß ich ſchon den dritten Tag weiter reiſte. Meine wehmüthige Stimmung begleitete mich und ſtellte ſich noch ſpäter wieder ein. So entſtanden die 'Poppelsdorfer Erinnerungen':

Ihr blauen Berge ſeid es wieder,
Du biſt es wieder, grünes Thal!
Hier ſang ich meine erſten Lieder,
Ich liebte hier zum erſten Mal.

Von Linz ab reiſte ich mit Karl Simrock. Wir kehrten in Coblenz in den Rieſen ein und wollten unſern alten Univerſitätsgenoſſen Peter Adams begrüßen. Da hieß es, er wäre im Theater, heute würde der Glöckner von Notre Dame ausgepfiffen. Dies war bereits verſucht worden, als wir ins Parterre eintraten, die Ultramontanen waren in die Flucht geſchlagen und der Glöckner wurde ungeſtört bis zu Ende geſpielt.

Man sah uns groß an, als wir uns nach einem Mitpfeifer erkundigten. Den andern Morgen kam Adams zu uns und lud uns zu Mittag ein. Obschon bei Tische unser Bonner Leben der Hauptgegenstand der Unterhaltung war, so konnte es doch nicht fehlen, daß das Gespräch immer wieder in die Gegenwart hinüber spielte, und dann war es für unser einen nicht angenehm, ich fühlte mich so unfrei, es ward mir so unheimlich, so beklommen. Alle meine alten Coblenzer Freunde standen mit an der Spitze des sogen. Glaubensheeres, und bildeten den Kern der deutschen Ultramontanen. Mit solchen Leuten kann ein ehrlicher Deutscher nicht gemüthlich verkehren. Am Abend besuchte ich das Casino. Da fragte ich meinen Nachbar: 'Gehört denn der Bürgermeister auch dazu?' — 'Nein, erwiederte er, jetzt nicht mehr, er hat sein Jahr abgedient.' — Ich fühlte mich erst wieder frei und froh bei meinem lieben biedern, freisinnigen, klaren und gemüthlichen Carl Bädeker.

Ich reiste mit Schnell- und Extrapost weiter. Erst in Göttingen hielt ich Rast. Den 13. October gegen Abend kam ich an und kehrte bei den Brüdern Grimm ein. Der Empfang war ein überaus herzlicher. Wilhelm war sehr leidend und reizbar, ich verkehrte meist nur mit Jacob. Dieser fragte mich ob ich noch geneigt wäre in Gesellschaft zu gehen, Otfried Müller habe zur Einweihung seines neuen Hauses seine Freunde eingeladen. Ich war bereit. Zu rechter Zeit fanden wir uns ein. Müller, der mich schon von Berlin her kannte, empfing mich sehr freundlich. In den großen hell erleuchteten Räumen bewegte sich die feine Welt Göttingens. Man begrüßte sich, wurde einander vorgestellt, sprach etwas, trank Thee, später Wein und suchte sich sehr anständig zu vergnügen. Anfangs bewahrte auch ich den echten Salonton. Als mich Jacob Grimm

dem Professor Gervinus vorstellte, und unser beider Namen nannte, verbeugten wir uns sehr artig und sahen uns an und sprachen kein Wort. Nach dieser geistreichen Unterhaltung wendeten wir uns wieder der übrigen Gesellschaft zu. Da rief ich für mich: 'Ich bin des trocknen Tons nun satt' und setzte mich mit Siebold und einigen lustigen Gästen in einem Nebenzimmer zusammen. Hier fingen wir an uns allerlei hübsche Geschichten zu erzählen und entwickelten eine ungemeine Heiterkeit. Ich war unerschöpflich, fand ein sehr dankbares Publicum und dachte: Hofrath hin! Hofrath her! Hoffart muß Zwang leiden. Den andern Tag war ganz Göttingen noch voll von meinen Geschichten und mancher lachte noch nachträglich. Selbst Wilhelm Grimm, der doch viel Geschichten wußte und gern und gut erzählte, hätte den Abend nicht gegen mich ankommen können. Alles entwickelte sich nach Wunsch, wir kehrten fröhlich heim, nur nicht Frau Wilhelm Grimm, sie hatte einen Verlust zu beklagen, ihre schönen Andenkenstassen, die sie ihrer Freundin zum Feste geliehen, waren durch Ungeschicktheit eines Dienstboten fallen gelassen und zerschmettert.

Die folgenden Tage machte ich Besuche bei v. Siebold, Gieseler, Otfried Müller, Dahlmann, Benecke, Höck. Jacob zeigte mir alle neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, und auf der Bibliothek sah ich mir das Fach der deutschen Litteratur näher an. Benecke lud uns zum Abendessen ein. Ich ging zeitig hin, Jacob folgte erst später nach, er war kein Freund des Tabaksgeruchs und wußte, daß Benecke gerne vorher rauchte. Benecke kannte ich schon früher von der Bibliothek her; ich sah ihn dort in den weiten Sälen feierlich einherschreiten, den Hut etwas seitwärts zur Linken gerückt, ohne eine Miene zu verziehen. Ich ahndete

nicht, daß derſelbe Mann gemüthlich und heiter ſein konnte. Kaum hatte er mich begrüßt und willkommen geheißen, ſo bot er mir eine Pfeife an: 'Es iſt der edelſte Genuß den die Welt hat; die neuere Cultur möchte uns gern auch darum bringen.'

Als das Abendeſſen bereit war, erſchien Jacob Grimm. Bei Tiſche entſpann ſich eine vielſeitige und heitere Unterhaltung. Benecke erzählte: 'Der Iwein iſt vergriffen, Reimer will abrechnen.' 'Nun, ſagte Jacob ſchalkhaft lächelnd, da hätten Sie uns wol mehr aufwichſen können!'

Es war ein angenehmer Abend, der uns noch am anderen Morgen ergötzte. Jacob war ſo heiter geſtimmt, daß er im 4. Theile ſeiner Grammatik, woran er eben arbeitete, eine Anmerkung gegen Benecke ſtrich.

Sonntag-Abend den 16. Oct. nahm ich Abſchied und reiſte den folgenden Morgen in aller Frühe mit der Poſt nach Hannover und von da mit Extrapoſt nach Bothfeld zu meinen Verwandten.

Zwei Tage war ich in Bothfeld, oder eigentlich in Hannover, denn jeden Tag machten wir dahin einen Spaziergang. Das Pfarrdorf iſt nur eine kleine Meile von der Stadt entfernt.

Als wir den erſten Abend heimkehren wollten, erſchraken wir gar ſehr, wir glaubten ganz Bothfeld ſtehe in Feuer und Flammen. Es war das prachtvolliſte Nordlicht, das ich je geſehen habe, Stunden lang dauerte ſein blutrothſtrahlender Schein.

Bei Pertz war ich mit meinem Schwager etwa eine Stunde. Wir ſprachen viel über Handſchriften und Bibliotheken. Den andern Tag ging er mit mir auf die kön. Bibliothek, ich ſah

mir die Handschriften alle an, durch seine Vermittelung erhielt ich später mehrere geliehen. Die Bibliothek glich mehr einer Rumpelkammer, wohin man Dinge schafft die man anderswo nicht unterbringen kann.

Pertz ist eine echte calenberger Natur, wie man sie zu hunderten in den Straßen von Hannover umhergehen sieht: groß, fortwährend in gerader Haltung, mit ernstem Gesichte, bedächtig in allen Äußerungen, zurückhaltend, mehr redekarg als redselig, und nicht bloß dem Fremden, sondern jedem gegenüber vornehm thuend.

Der Bibliothekssecretär Christoph Wilhelm Siemsen war dagegen eine kümmerliche Person. Seine Augen waren so eigenthümlich beschaffen, daß er das was er lesen wollte, so dicht davor hielt, daß das Papier die Augenbrauen zu berühren schien. Er war sehr gefällig, sehr kenntnißreich, besonders in der Bibliographie; er benutzte jede Gelegenheit, billigst seine Bibliothek, die schon recht bedeutend war im Fache der Gelehrten- und Büchergeschichte, zu bereichern.

Den 20. October reiste ich mit meiner Schwester und ihrer Tochter Alwine in meine Heimat. So ein Stück Lüneburger Heide wie über Burgdorf und Ütze läßt sich nur mit Geduld und Humor angenehm durchreisen. Der Kutscher mit seinen Ackerpferden übereilte sich nicht, die Wege waren schlecht, oft gar nicht vorhanden; wir fuhren meist nur der Richtung nach. In Leiferde wollten wir Kaffee trinken. Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen mir und der Wirthin:

Mutter, könn wi denn ôk wol ne Tasse Caffe krigen?

O ja, den könt Se krigen.

Aber ôk glîk?

Ja, glîk.

Nach einem Viertelſtündchen brachte ſie den Kaffee.

Is denn ôk wol en betjen Cichorien drin?

O ja, et is en betjen drinne.

Ja, et mot ôk en betjen vêl sîn, süs mach ik en nich.

Ja, et is ôk en betjen vêl.

Ne, wenn et nich gans vêl is, denn mach ik en nich.

Na, denn willik Sei man seggen, et is ôk luter Cichorien.

Unterdeſſen wurde es dunkel, die Fahrt ging langſamer, es war als ob wir gar nicht das Ziel erreichen ſollten, kurz vor dem Orte verirrten wir uns auch noch. Trotzdem behielt ich meinen guten Humor. Endlich waren wir da. Ich ſprang vom Wagen herab, ſetzte mir einen Frauenhut auf, hüllte mich in meinen Mantel, machte mich ganz klein und ſpazierte ſo am Arme meiner Schweſter in das elterliche Haus. Niemand kannte uns. Neugierig kamen die Unſrigen herbei, becomplimentierten uns und führten uns in ein Nebenzimmer. Da erhob ich mich und — die freudigſte Überraſchung war gelungen.

Das Wetter war ſchön, meine Stimmung noch ſchöner: ich war ſehr luſtig und die Meinigen waren es auch, beſonders meine Mutter. Sie ſchrieb am 27. Oct. an meinen Bruder:

'Heute vor 8 Tagen hatte ich eine große Freude. Heinrich kam von Bothfelde und brachte Auguſte und Alwine mit. Ich kann es Dir nicht beſchreiben, wie es uns allen war. Noch nie habe ich den Jungen ſo geſehen, er war ausgelaſſen luſtig. Nur Schade, daß er nur zwei Tage blieb. Er ſang den ganzen Tag und war ſehr zufrieden.'

Den 25. October traf ich in Berlin ein, den folgenden Tag hatte ich Audienz beim Miniſter und den 30. war ich wieder in Breslau.

Wol hegte ich die Hoffnung, künftighin, unangefochten in meinen amtlichen Beziehungen, heiter und zufrieden meiner Wiſſenſchaft leben zu können. Dieſe Hoffnung ſollte nie in Erfüllung gehen: die Breslauer Bibliothek war und blieb einmal mein Plagegeiſt.

Als ich eben in Berlin mich zur Abreiſe anſchickte, am 3. Auguſt, hatte ich ein Schreiben des GR. Heinke erhalten, worin er die Obliegenheiten des erſten Cuſtos, die von Wachler beantragt waren, aufführt, und mich dann auffordert, meinerſeits eine Erklärung abzugeben auf die Frage: 'ob Sie dieſe Obliegenheiten pünktlich und gewiſſenhaft erfüllen und ſich entgegengeſetzten Falls Ihre Entlaſſung ohne alle weiteren Förmlichkeiten und ohne irgend einen Anſpruch auf Penſion gefallen laſſen wollen?'

Dieſe von Wachler beantragten Obliegenheiten ſollten ſein:

'daß die Führung des Ausleihe-Journals an den für das Ausleihen der Bücher und deren Rückempfang beſtimmten Tagen und Stunden, unter beiden Cuſtoden entweder nach Tagen oder nach Wochen, je nachdem es der Oberbibliothecar am zweckmäßigſten finden werde, wechsle; und

daß außerdem jeder der beiden Cuſtoden in Beziehung auf das Ordnen einzelner wiſſenſchaftlicher Fächer, Katalogiſierung, Reviſion ꝛc. diejenige Arbeit, welche ihm der Ober-Bibliothecar überweiſen wird, unweigerlich zu übernehmen, und binnen einer von letzterem angemeſſen zu beſtimmenden Friſt zu beenden habe.'

Dieſe Obliegenheiten waren freilich beantragt, auch als genehmigt vorausgeſetzt, aber vom Miniſterium noch gar nicht

genehmigt worden. Ich ging nicht darauf ein und würde auch nie darauf eingegangen sein. Ich antwortete den 3. August von Berlin aus ganz einfach:

'Ich eile, Ew. Hochw. ganz gehorsamst zu erwiedern, daß ich gerne bereit bin diejenigen Geschäfte, welche bei der dortigen Bibliothek mir in dem Verhältnisse eines ersten Custos hinführo obliegen, nach Kräften zu erfüllen, jedoch zur Vermeidung etwaiger künftiger Collisionen angelegentlich wünschen muß, daß solche vorher nach einer speciellen Dienstinstruction speciell festgestellt werden, und es nicht lediglich dem Ermessen des Vorstandes überlassen bleibe, solche nach Gutbefinden zu vertheilen und zu übertragen.'

Den 14. November meldete mir GR. Heinke meine Ernennung zum ersten Custos mit 440 ℛ Gehalt (also 160 ℛ und 7 Klafter hartes Holz weniger als mein Vorgänger!). Er bemerkte jedoch: 'Dabei hat jedoch das hohe Ministerium ausdrücklich nicht für nothwendig befunden, Ihre diesfälligen Geschäfte durch eine Ihnen speciell zu ertheilende Dienst-Instruction festzustellen.' Ich war also von neuem der Willkür des Oberbibliothecars preisgegeben. Der alte Zankapfel war geblieben. Das zeigte sich denn gar bald.

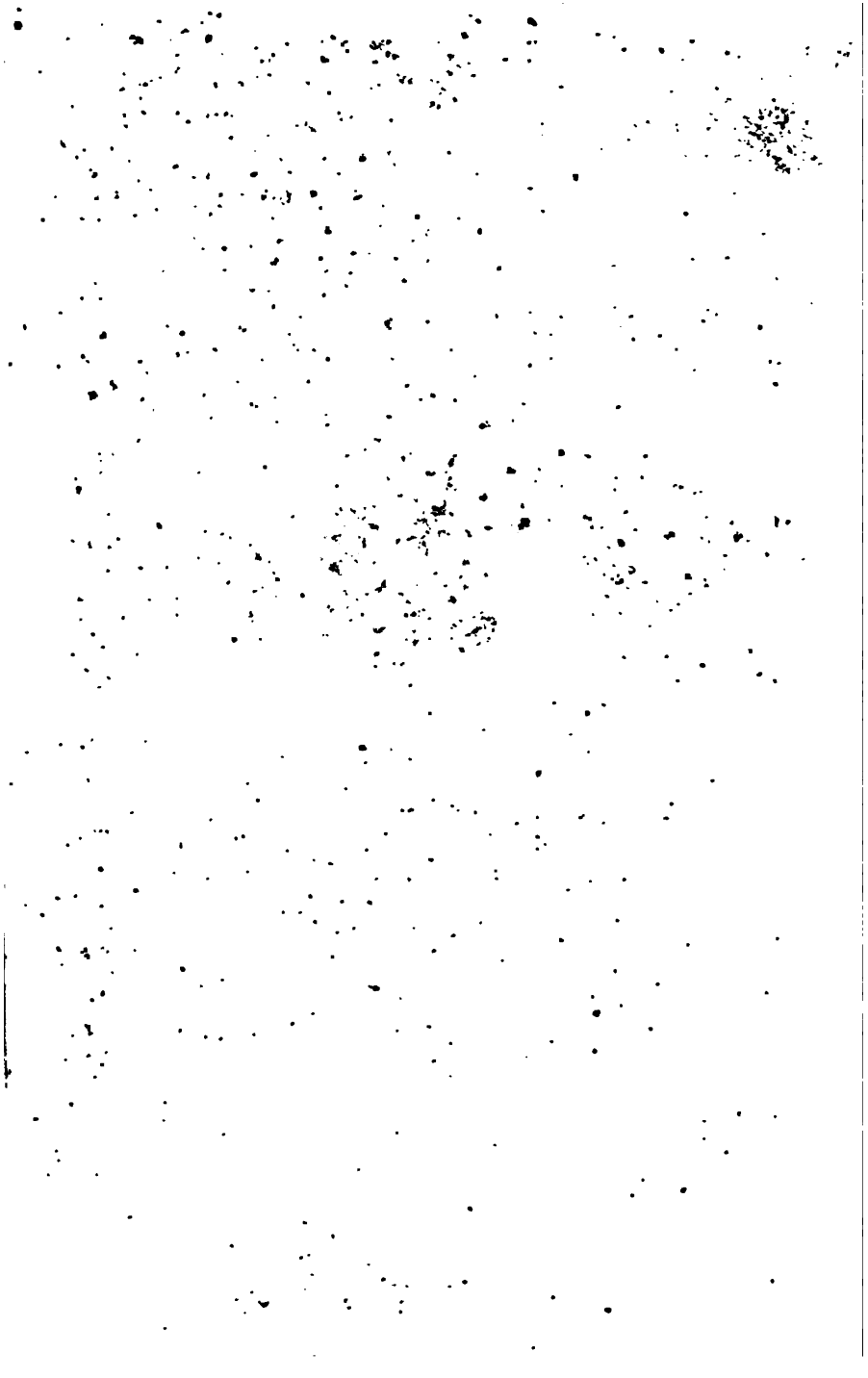
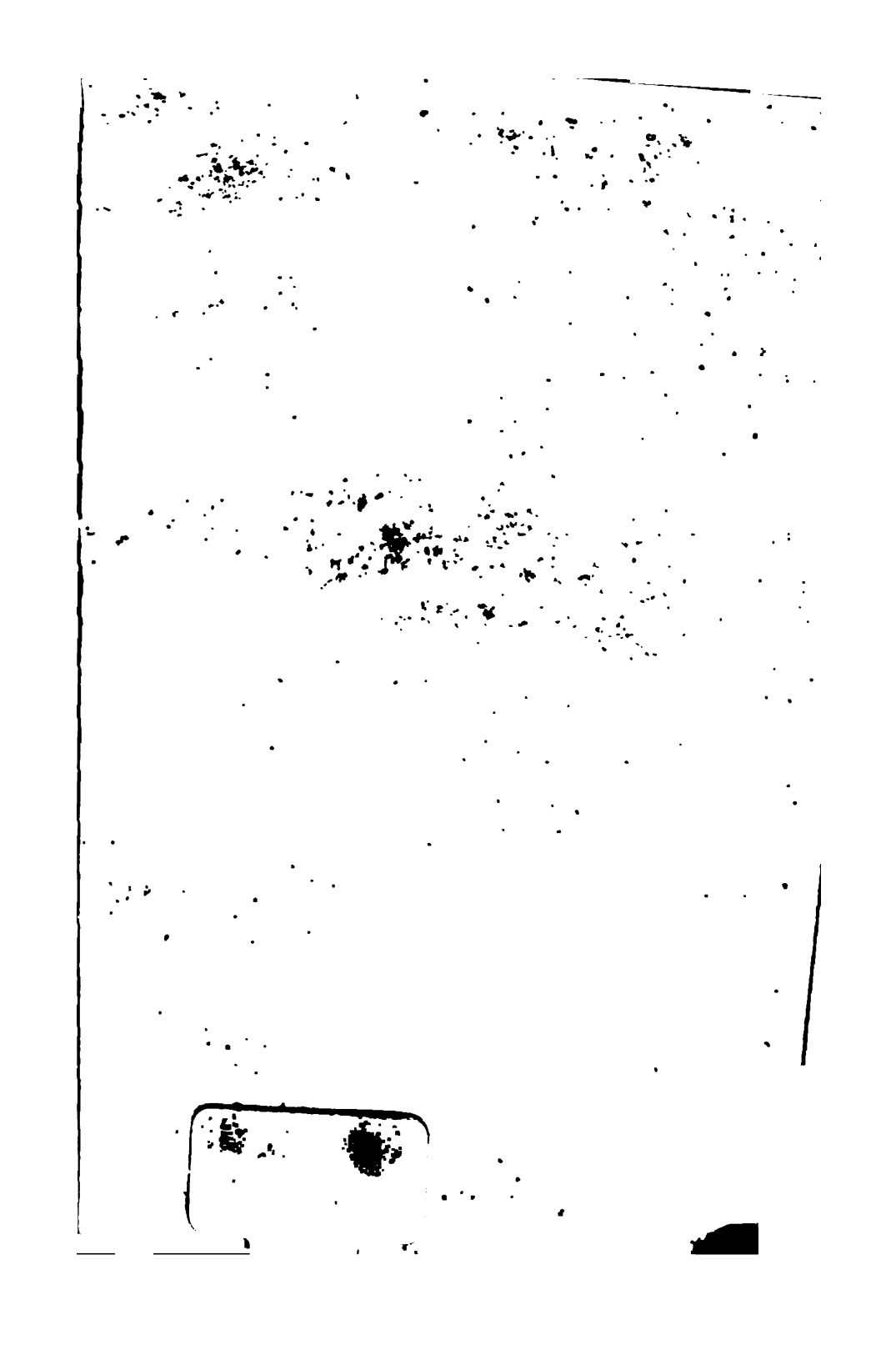
Am 26. November hielt Wachler die erste Bibliotheks-Conferenz. Er wollte aus dem alten Bibliotheks-Reglement beweisen, daß er befugt gewesen sei, den Turnus der Custoden beim Ausleiheamte zu beantragen und fragte, ob ich darauf einginge. Ich antwortete: Nein. Auch der zweite Punkt in Betreff der Arbeitsstunden wurde auf gleiche Weise von mir abgewiesen.

Den Nachmittag wendete ich mich in einer ausführlichen Beschwerdeschrift an den Minister. Statt einer Entscheidung

erhielt ich in einem Schreiben des Miniſters vom 21. December die Antwort, daß ſich derſelbe bis zu Eingang eines Berichtes des GR. Heinke den weiteren Beſchluß vorbehalten müſſe.

Ich war bis jetzt immer noch Professor ordinarius designatus und hatte als ſolcher nur Ein Jahr das Recht, Mitglied der Facultät mit Sitz und Stimme zu ſein. Ich dachte ſchon lange wie die Frau meines Collegen R., dieſe bat jedes halbe Jahr, wenn der Katalog erſchien, ihren Mann: 'Schaff Dir doch das ekliche Des vom Leibe!' Dazu gehörte, daß man erſtlich eine lateiniſche Abhandlung verfaßte und drucken ließ und zweitens dieſelbe in lateiniſcher Sprache vor den dazu eingeladenen Mitgliedern der Univerſität öffentlich vertheidigte. Meine Abhandlung war bereits gedruckt: Caerl ende Elegast critice editus. Da niemand an der Univerſität vom Niederländiſchen etwas verſtand als der Dr. Auguſt Geyder, damals ein hoffnungsvoller, beliebter Privatdocent in der juriſtiſchen Facultät, ſo wählte ich ihn zum Opponenten. Es fehlte mir noch ein Opponent und ein Reſpondent. Zu jenem verſtand ſich Karl Gabriel Nowack, ſpäter bekannt geworden durch Herausgabe eines ſchleſiſchen Schriftſteller-Lexikons. Mein Reſpondent wurde der ausgezeichnete lateiniſche Lexikograph Dr. Wilhelm Freund. Um die lateiniſche Comödie recht ſchön in Scene zu ſetzen, war eine Vorbereitung nöthig: wir kamen alle vier zuſammen und beſchloſſen, die und die Punkte ſollten ſo und ſo angegriffen und vertheidigt werden.

Der 22. December, der Tag meiner Habilitation erſchien. Es waren zugegen Rector und Senat, der Decan und viele Mitglieder der philoſophiſchen Facultät. Das Publicum war ſehr zahlreich: viele Studenten, die ſonſt ſelten zu dergleichen Feierlichkeiten erſcheinen, hatten ſich eingefunden, alle neugierigſt

harrend der Dinge, die da kommen ſollten, denn es hieß in der Stadt: 'Der Hoffmann ſpricht heute lateiniſch.' Ich hatte mit meinem Reſpondenten in einer Bank Platz genommen, vor mir in einer anderen ſaßen die beiden Opponenten. Ich erhob mich und bewillkommnete mit den gewöhnlichen hochtrabenden Floskeln die Anweſenden. Se. Spectabilität antwortete darauf eben ſo hochtrabend. Die Disputation begann. Mein Reſpondent ſprach ſehr fließend und widerlegte glänzend alle Einwürfe der Opponenten, ſo daß dieſe nach einiger Zeit nichts mehr vorzubringen wußten. Da ſagte ihnen denn der Reſpondent viel Schmeichelhaftes, und ſie wieder ihm und alle endlich mir. Ich erhob mich und dankte und wollte eben, als Se. Spectabilität ſchon das Ganze für geſchloſſen zu betrachten ſchien, abtreten, da wendete ſich noch einer meiner Collegen, Prof. Kutzen, an mich. Auf einen ſolchen Überfall ex corona — wie es auf gut ciceronianiſch heißt — war ich nicht vorbereitet und hatte auch keine Luſt, mit meinem mittelalterlichen Latein glänzen zu wollen. Kutzen fragte mich, warum ich critice editus geſagt hätte, paſſender wäre wol geweſen ꝛc. Ich that als ob ich mich zur Vertheidigung anſchickte, nahm mein Büchlein in die Hand, ſah hinein und ſprach dann mit lauter feſter Stimme: 'Concedo.' Ein lautes Gelächter erſcholl und lächelnd empfahl ich mich und ſang für mich den Schluß des bekannten Bierliedes:

Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon.